Doktor Martin Luthers

Leben,

Thaten und Meinungen

auf Grund reichlicher Mitteilungen

aus

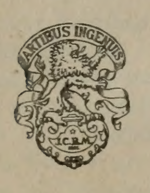
seinen Briefen und Schriften

erzählt

von

Dr. theol. Martin Rade (Paul Martin).

Zweiter Band.



(Neusalza i. S. 1883. Hermann Oeser.)

Tübingen und Leipzig
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1901.

Titeldruck von H. Laupp jr in Tübingen.

Inhalt des zweiten Bandes.

Drittes Buch.

In Bann und Acht.

1520—1521.

Viertes Buch.

Reformation und Revolution.

1521—1525.

Vollständig abgedruckte Schriften Luthers.

In ausführlichem Auszuge wiedergegebene Schriften Luthers.

Drittes Buch.

In Bann und Acht.

1520 — 1522.



Erstes Kapitel.

Wirkung der Bannbulle auf das Volk.

Am 21. September 1520 hatte Eck die päpstliche Bulle gegen Luther in Deutschland zum ersten Male veröffentlicht, indem er sie an die Thüre des Meißner Domes heftete. Das Gleiche hatte er am 25. in Merseburg, am 29. in Brandenburg gethan. Erst in der zweiten Woche des Oktober war sie Luthern vor die Augen gekommen.

Die Bulle verhängte den Bann über Luther nur für den Fall, daß er nicht widerrufe. Sie setzte ihm eine Frist von sechzig Tagen; so lange hatte er Zeit sich zu besinnen und zu Kreuze zu kriechen. Die sechszig Tage waren zu rechnen von der Veröffentlichung des Erlasses in den drei genannten Bistümern (Band 1 Seite 701).

Die Frist verstrich, ohne daß Luther sich unterwarf. Wenige Tage vor Ablauf derselben, am 17. November, erneuerte er seine Appellation an ein künftiges Konzil. Und eine unzweideutige Erklärung war es, als er am 10. Dezember Bulle und kanonisches Recht feierlich und öffentlich verbrannte.

Wie war es möglich, daß man so unerhörte That geschehen ließ?

Wenn es nach den Ansprüchen des Papstes und nach der ausdrücklichen Verfügung der Bannbulle ging, mußten in den letzten Novembertagen, als die Frist ungenützt abgelaufen war, hundert, ja tausend treue Christen sich rühren, Luthern zu fahnden und gen Rom zu liefern. Kurfürst Friedrich und der Rat der Stadt Wittenberg waren die Nächsten dazu; aber auch sonst konnte, wer die Macht dazu hatte,

sich hier ein Verdienst erwerben. Und der gemeine Mann, von dem solches nicht zu verlangen war, mußte den verfluchten Ketzer wenigstens fliehen wie die Pest. Fürchtete sich denn niemand vor des Papstes Zorn, der mit Bann und Interdikt allen drohte, die sich nicht losmachten von dem Gebannten? Und hatte niemand Begehren, durch eine entschlossene That sich den von Rom verheißenen Lohn zu verdienen?

Die Bulle war in Deutschland, und im Ganzen und Großen ging alles weiter, als ob sie nicht vorhanden wäre. So schlimm stand es schon damals mit dem Ansehen des Papstes in deutschen Landen.

Unter solchen Umständen war es wohl für Luther keine Kunst, die päpstlichen Drohungen zu verachten!

Gemach! Andere Männer, die mit Luther gleichzeitig von der Bulle betroffen wurden, fanden nicht den gleichen Mut zum Widerstande. Ihr Verhalten beweist, welch eine häßliche, gefürchtete Sache es damals doch noch war, auch für die besten Männer, den Fluch des Papstes auf sich zu laden.

Nicht nur Luther, sondern auch seine Anhänger waren durch die Bulle bedroht. Der Papst hatte sie ganz allgemein mit unter das Verhängnis des Bannes beschlossen, er hatte aber seinem Nuntius Eck Vollmacht gegeben, nach seinem Ermessen die Namen von Männern, die sich besonders blosgestellt, mit in die Urkunde zu setzen, bis zu Vierundzwanzig. Es war alles Mögliche, daß sich Eck mit sechs Opfern begnügte. Seltsam: das waren gerade die Männer, welche in den letzten Kämpfen mit Eck persönlich zusammengeraten waren, nämlich die Professoren Karlstadt und Johann Dolzig von Wittenberg, der Pfarrer Egranus von Zwickau, der Domherr von Adelmannshausen in Augsburg und die beiden Nürnberger Pirkheimer und Spengler. Wie traf sich das so glücklich, daß Eck um Gottes willen gerade die verfolgen mußte, die seinen besonderen Haß auf sich geladen hatten!

Die Betroffenen erschraken nicht wenig, als sie erfuhren, daß ihre Namen in so bedenklichem Zusammenhang an der Domthüre zu Meißen geschrieben ständen. Karlstadt zwar hatte keine Ursache zu erschrecken er mußte doch darauf gefaßt sein! Aber auch er kam eine Weile ins, Schwanken, bis er sich wieder ermannte und am 19. Oktober für seine Person wider den päpstlichen Urteilsspruch appellierte.

Der Domherr von Adelmannshausen zeigte die geringste Widerstandskraft. Im Augenblick der ersten Entrüstung wollte auch er appellieren, aber er fand den Mut dazu nicht, sondern bequemte sich, bei Eck

die Absolution nachzusuchen. Eck absolvierte ihn nur unter der Bedingung, daß er der Lehre Luthers förmlich abschwur.

Die beiden Nürnberger sträubten sich länger. Es wurde ihnen herzlich sauer, gerade vor Eck sich zu demütigen, den sie so gar verachteten. Sie setzten den Nürnberger Rat in Bewegung, gewannen auch in dem Bischof von Bamberg und Herzog Wilhelm von Baiern, Ecks Landesherrn, Fürsprecher bei Eck, um auf glimpflichere Weise aus der Klemme zu kommen. Eck, der vor allem an Pirkheimer sich dafür rächen wollte, daß der ihn so meisterlich abgehobelt hatte, blieb unerbittlich; er verlangte entweder Reinigung (nämlich daß sie von dem Verdachte Lutherscher Ketzerei sich reinigten) oder die Bitte um einfache Absolution (worin das rückhaltslose Bekenntnis ihrer Schuld enthalten gewesen wäre) oder endlich die Bitte um bedingte Absolution (d. h. um Vergebung für den Fall, daß sie durch Hinneigung zu Luther und seiner Lehre gesündigt hätten). Beide Männer waren weit entfernt, ihr früheres Verhalten in ihrem Gewissen zu mißbilligen, aber dem päpstlichen Nuntius zu trotzen und damit Freiheit und Leben zu gefährden, wagten sie doch nicht. „Wir müssen wohl bei dem Unflat, Doktor Ecken, ein Bißlein über Not essen", meinte Spengler zu Pirkheimer.

Am 1. Dezember übergaben sie Eck eine gemeinsame Appellation an Papst Leo. Was sie darin aussprachen, das kommt fast einer Verleugnung Luthers gleich. Da heißt es:

„Niemals war es unsere Absicht und ist es bis auf den heutigen Tag nicht, die Lehren und Meinungen Doktor Martin Luthers zu verbreiten und zu verteidigen, es wäre denn, soweit dieselben dem christlichen Glauben und der evangelischen Wahrheit gemäß sind und dem, was einem jeden Christenmenschen zu glauben gebührt, nicht widersprechen. Als gehorsame Unterthanen unterwerfen wir uns dem, was uns die heilige römische Kirche zu glauben, zu thun und zu unterlassen befiehlt."

Diese Appellation änderte aber nichts. Eck bestand darauf, daß die Beschuldigten bei ihm um Absolution einkommen müßten. Bis in den Februar zogen sich die Verhandlungen zwischen Ingolstadt und Nürnberg hin; endlich verliefen sie im Sande. Pirkheimer und Spengler blieben unbehelligt, aber den rechten, festen Märtyrerglauben hatten sie freilich nicht bewiesen. Pirkheimer ist später ganz von Luthers Sache abgefallen, Spengler dagegen hat sich nach diesem Zwischenfall um so treuer in den Dienst der guten Sache gestellt und ist trotz der

zeitweilig bewiesenen Schwäche eine der edelsten Gestalten in der Geschichte unserer deutschen Reformation. Wir werden beiden noch mehr als einmal begegnen.

So viel geht aus dem eben Berichteten klar hervor: Luther stand, wenn es Ernst wurde, recht einsam da. Aber wir merken nicht, daß ihn das Verhalten seiner Mitgebannten sehr beirrt hätte, fragte er ja doch nicht nach Menschenhilfe.

Bitter war für ihn die Erfahrung, daß in diesen Tagen der Entscheidung sich ein Mann von seiner Sache lossagte, den er mehr als alle anderen verehrte von seiner Jugendzeit her, sein väterlicher Freund Staupitz.

Am 28. August 1520 hatte Staupitz sein Amt als Generalvikar der Augustiner-Kongregation niedergelegt; er fühlte sich zu schwach, in so aufgeregter Zeit auf dem schwierigen Posten zu stehen. Sein letztes Werk, daß er im Orden und für den Orden that, war noch dies, daß er sich an der Augustinerbotschaft beteiligte, welche Luthern zum Frieden mit Papst Leo bestimmen wollte (Band 1 Seite 682 f). Dann folgte er einem Rufe nach Salzburg, in der Hoffnung, hier für seinen Lebensabend einen stillen Wirkungskreis zu finden. Der Erzbischof Kardinal Matthäus Lang von Salzburg, dessen Gastfreundschaft er schon in den letzten Jahren mehrfach genossen hatte, machte ihn zu seinem Hofprediger.

Aber kaum weilte er einige Monate in seiner neuen Heimat, so sah er sich auch hier in den Lutherschen Handel aufs neue hineingezogen. Man wußte in Rom zu viel von der innigen Verbindung, in welcher er bis dahin mit seinem ketzerischen Schüler gestanden, als daß man ihn nicht noch besonders hätte auf die Probe stellen sollen. So wurde denn an ihn das Verlangen gestellt, vor Notar und Zeugen die in der Bannbulle verworfenen Artikel Luthers ebenfalls zu verdammen.

Das war für Staupitz ein verzweifeltes Ansinnen. Es abzulehnen und sich zu Luther zu bekennen, dazu fehlte ihm der Mut; wiederum sah er doch die göttliche Wahrheit auf Seiten Luthers und brachte es nicht übers Herz, sie zu verleugnen. In seiner Not schrieb er an Link, seinen Nachfolger im Vikariat:

„Martinus hat Gefährliches angefangen und führt es mit hohem Geiste, von Gott erleuchtet, durch; ich aber stammle, ich bin ein Kind, das der Milch bedarf."

Luther schrieb an ihn einen Trostbrief, bald darauf noch einen. Die Rollen waren vertauscht. Einstmals sprach Staupitz Luthern Mut zu, jetzt Luther Staupitzen. Der erste Brief vom 14. Januar 1521 hebt mit einer Erinnerung an gemeinsam durchlebte schwere Tage an, als sie nämlich zusammen in Augsburg waren und die Verhandlungen mit Kardinal Kajetan stattfanden:

„Als wir in Augsburg waren, hochwürdiger Vater, und wir über diese meine Sache sprachen, sagtet Ihr unter anderem zu mir: ‚Gedenke, mein Bruder, daß du diese Sache im Namen unsers Herrn Jesu Christi angefangen hast.‘ Das nahm ich auf als ein Wort, nicht von, sondern durch Euch geschehen, und halte es noch heute fest in treuem Gedächtnis.

„Mit diesem Eurem Worte komme ich heute bittend zu Euch: gedenket auch Ihr, daß Ihr es einstmals zu mir gesagt habt. Bisher war's nur ein Spiel mit unserer Sache, jetzt droht es ernster zu werden, und wie Ihr es ausgesprochen, wenn Gott es nicht durchführt, so ist es unmöglich durchzuführen; ganz und gar liegt nun alles in der Hand des allmächtigen Gottes, das kann niemand leugnen. Wer will da raten? Was wollen da Menschengedanken? Der Aufruhr tobt prächtig, so daß mich dünkt, er kann erst am jüngsten Tage gestillt werden. So erregt sind die Geister von beiden Seiten.

„Nicht ist das Papsttum mehr, was es gestern und vorgestern war. Wenn es auch meine Bücher verdammt und verbrennt und mich selber tötet, so steht doch ganz gewiß etwas Ungeheures bevor. Wie hätte der Papst sein Glück so viel besser verstanden, wenn er die Sache vielmehr mit guten Mitteln angefaßt hätte, Frieden zu stiften, als mit Gewalt und Sturm, den Luther zu verderben. Ich habe des Papstes Bücher und Bulle verbrannt und habe dabei zuerst gezittert und gebetet; aber nun bin ich fröhlicher, als nach irgend einer anderen That meines ganzen Lebens: denn sie (des Papstes Bücher) sind giftiger, als ich glaubte."

Dann unter anderen Nachrichten noch die: „Bei uns steht alles gut, wie bisher."

Aber ehe dieser Brief noch in Staupitzens Hände kam, hatte er sich schon gebeugt. Zwar eine Verdammung der Lutherschen Sätze war nicht von ihm zu erlangen gewesen; dafür erklärte er, daß er sich dem Papste als seinem Richter unterwerfe. Wie blieb der Meister da so weit hinter dem Jünger zurück!

Luther behielt denn auch seine Ansicht über diese bedauerliche Halb-

heit nicht für sich, als ihm Staupitz von dem Geschehenen Nachricht gab. Er verlangte geradezu, Staupitz müsse die Erklärung, die er sich hatte abdringen lassen, widerrufen. Bei aller Entschiedenheit schreibt er doch mit zarter Schonung an den sonst so verehrten Mann:

„Ich freue mich," heißt es da, „daß Ihr auch vom Papst Leo angefochten werdet, damit auch Ihr das Kreuz, das Ihr der Welt gepredigt habt, der Welt zum Beispiel zeiget. Denn ich wünschte, daß jener Wolf sich nicht mit Eurer Antwort zufrieden gäbe, darinnen Ihr ihm doch mehr einräumt, als sich gebührt. Denn er wird es dafür annehmen, als wenn Ihr mich und das Meinige alles gar verleugnetet, da Ihr Euch erboten habt, ihn zum Richter zu leiden. Darum, wenn Euch Christus lieb hat, wird er Euch zum Widerruf dieser Schrift (worin er sich dem Papste unterwarf) antreiben, weil in jener Bulle alles verdammt wird, was Ihr bisher von der Barmherzigkeit Gottes gelehrt und gehalten habt.

„Da Ihr das wohl wußtet, scheint es, daß Ihr nicht ohne Beleidigung Christi den zum Richter anrufen könnt, welchen Ihr mit feindlichem Grimm als einen Widersacher Christi gegen das Wort der Gnaden toben seht. Denn das hätte Euch gebührt zu sagen und ihn über solche Gottlosigkeit zu strafen. Jetzt ist's nicht Zeit sich zu fürchten, sondern Lärm zu machen, wenn unser Herr Jesus Christus verdammt, entehrt und gelästert wird. Darum, so sehr Ihr mich zur Demut ermahnt: so sehr ermahne ich Euch zum Hochmut. Bei Euch ist allzuviel Demut, bei mir allzuviel Hochmut.

„Aber die Sache ist ernst. Wir sehen Christum leiden. Wenn man sich nun zeither hat demütigen und schweigen müssen, sollen wir denn nicht nun, da der allerliebste Heiland, der sich selbst für uns gegeben, durch die ganze Welt zum Spott wird, ich bitte Euch, sollen wir nicht da für ihn streiten? Sollen wir nicht den Hals für ihn darbieten? Mein lieber Vater, die Gefahr ist größer, als viele meinen. Damit fängt das Evangelium an: ‚Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater: wer sich aber meiner schämt, des werde ich mich auch schämen' (Matth. 10, 32).

„Mag ich immerhin stolz, geizig, ein Ehebrecher, Totschläger, Feind des Papstes und aller Laster schuldig erfunden werden, wenn man mir nur nicht ein gottlos Stillschweigen vorwerfen kann, da der Herr leidet und spricht: ‚Ich kann nicht entfliehen, niemand nimmt sich meiner Seele an; ich sah zur Rechten, da will mich niemand kennen' (Ps. 142, 6). Denn ich hoffe, daß ich durch solch' Bekenntnis von allen meinen Sün-

den gereinigt werde. Daher ich auch gegen diesen römischen Götzen und wahren Antichrist mit Freudigkeit die Hörner gezeigt habe. Es ist das Wort Christi nicht ein Wort des Friedens, sondern ein Wort des Schwertes. Doch ich Einfältiger belehre den Weisen!

„Ich schreibe dies desto getroster an Euch, weil ich mich gar sehr fürchte, Ihr möchtet zwischen Christo und dem Papst in der Mitte schweben, die Ihr doch in heftigem Streite sehet. Laßt uns aber beten, daß der Herr Jesus dieses Kind des Verderbens (den Antichrist) ehestens mit dem Hauche seines Mundes vernichte! So Ihr nun nicht folgen wollt, so laßt mich allein gehen und fortgerissen werden: ich will, ob Gott Gnade giebt! diesem Ungeheuer seine Ungeheuer nicht verschweigen.

„Es hat mich diese Eure Demütigung in der That etwas betrübt und mir einen andern Staupitz gezeigt, als der ein solcher Gnaden- und Kreuzprediger gewesen ist. Wenn Ihr vor dieser Bulle Kenntnis und Christi Schmach so gethan hättet, hättet Ihr mich nicht so betrübt.

„Hutten und viele andere schreiben tapfer für mich, und werden täglich Lieder gemacht, die jenes Babel gewiß nicht erfreuen werden. Unser Fürst handelt nicht nur klug und gläubig, sondern auch standhaft."

„Es grüßt Euch Philippus und wünscht Euch einen größern und freudigern Geist. Grüßt, ich bitt' Euch, Doktor Ludwig den Arzt, der sehr gelehrt an mich geschrieben hat. Ich hatte nicht Zeit an ihn zu schreiben, weil ich allein drei Pressen in der Druckerei zu versehen habe. Gehabt Euch wohl im Herrn und bittet für mich.

Wittenberg, am Tage der heiligen Apollonia, im Jahre 1521.

Euer Sohn Martin Luther."

Staupitz widersprach dem Tadel nicht, den Luther über sein Verhalten aussprach. Aber er nahm seine Erklärung nicht zurück, wie denn auch Rom ihn weiterhin unbehelligt ließ. Im Herzen verfolgte er mit warmer Teilnahme den Gang der Reformation und blieb in dem innersten Verständnis des Evangeliums mit Luther einverstanden.

Wenn schwache Gemüter, die sonst das Licht des Tages fröhlich begrüßt hatten, durch die Bannbulle nicht wenig erschreckt und geängstigt wurden, so gab es auch starke Seelen, die aus innerster Überzeugung und mit glühendem Eifer sich für die alte Kirche in den Kampf stürzten. Vor allen Dingen waren es zwei, die das Volk im Sinne der Bulle bearbeiteten und Schrift auf Schrift gegen Luther vom Stapel ließen.

Der eine, ein alter Bekannter, Hieronymus Emser, „der Bock zu Leipzig“; der andere, ein Mann mit einer noch schärferen und geschickteren Feder, kein verächtlicher Gegner, Thomas Murner, Franziskanerpriester zu Straßburg.

Murner hat binnen wenigen Jahren nicht weniger als zweiunddreißig Büchlein gegen Luther geschrieben, von denen freilich nur der fünfte Teil gedruckt unter die Leute gekommen ist. Merkwürdig genug, daß gerade er so heftig wider Luthers Reformation entbrannte, da er selbst bereits vor Luthers Auftreten mancherlei Gebrechen der Kirche, zumal die Unwissenheit, Leichtfertigkeit, Geldgier, Zucht- und Gewissenlosigkeit des geistlichen Standes mit Witz und Freimut gegeißelt hatte. Er schrieb in deutschen Reimen, so daß also jedermann aus dem Volke seine Schriften lesen konnte. Was er wollte, war auch eine Art Reformation. Aber nur die schlechten Sitten, die offenbaren Mißbräuche in der Kirche wollte er gebessert wissen; die Lehre und die Verfassung, will sagen: der Aberglaube und das Papsttum, sollte unangetastet bleiben. Er schnitt an der Krone des Baumes herum und merkte nicht, daß die Wurzel faul war.

Wie er nun wahrnahm, worauf Luthers Werk hinauskam, nämlich daß das alte Kirchenwesen von Grund aus erneuert werden sollte, da warf er sich mit einer wahren Wut dem Neuerer entgegen. Das erste Werk seiner Feindschaft war, daß er Luthers Schrift von der babylonischen Gefangenschaft auf seine Art ins Deutsche übersetzte — man kann leicht denken, wie das ausfiel.

Dann sang er ein Lied „von dem Untergange des christlichen Glaubens“. Die Mißbräuche, die in der Kirche vorhanden sind, will er nicht in Schutz nehmen. Den Ablaß giebt er preis:

„Ich muß die Wahrheit sagen:
Wir haben Schuld daran.
Der Ablaß lehrt sie klagen,
Verführet mancher Mann.“

Aber das hat er wider Luther, daß er dem Christenvolke seinen alten Glauben nimmt. Denn wie sieht die neue Lehre aus?

„Der Hirt, der ist geschlagen,
Die Schäflein sein zerstreut,
Der Papst, der ist verjagen,
Kein' Kron' er mehr aufdrait (kriegt),
Und ist mit keinen Worten,
Von Christo je gestift:
An hunderttausend Orten
Ist gossen aus das Gift.“

Bei dem Folgenden ist's, als ob er eine Stelle aus Luthers Schrift an den Adel vor Augen gehabt hätte: man vergleiche Band 1 Seite 601 — aber auch sonst hat Luther das Gleiche gelehrt, nämlich, daß Bischöfe und Kardinäle nicht not seien, sondern sei genug an einem Pfarrer, den die Gemeinde sich erwählt. Darüber klagt Murner:

„Die Patriarchen alle
Und Kardinäl gemein,
Die Bischöf' sein im Falle —
Der Pfarrer bleibt allein:
Ja, den die Gemein' erwählet
Nach ihrem Unverstand
Und für ein' Hirten zählet —
Ach weh der großen Schand!"

Und ist die Lehre vom allgemeinen Priestertum Murnern, wie allen Romanisten, ein Dorn im Auge. Mit Recht, denn in diesem Stücke schied sich am schärfsten Altes und Neues. Darüber schüttet er nun seinen Witz aus:

„Wir sein all' Pfaffen worden,
Beid', Weiber und die Mann,
Wiewohl wir han kein Orden,
Kein' Weih' genommen an.
Die Stühl' stehn auf den Bänken,
Die Wagen vor dem Roß,
Der Glaub' will gar versinken,
Der Grund ist bodenlos."

Zwietracht, Aufruhr und Blutvergießen haben die neuen Volksführer auf dem Gewissen.

„Hätt' uns der Türk' gewonnen
Im ganzen Deutschen Land
Vom Anefang der Sonnen
Bis zu dem Niederstrand —
Er hätt' uns nicht zerbrochen
In unsrer Heiligkeit,
Als wir die han zerbrochen
Selbst in der Christenheit."

Aber Murner muß selbst ein widerwilliger Zeuge sein von dem Siegeslaufe der Lutherschen Reformation in jenen Tagen: er jammert um den alten Glauben, wie um etwas rettungslos Verlorenes.

Denn trotz Murner und Emser wandte das Volk immer entschiedener dem gebannten Mönche von Wittenberg seine Gunst zu. Sie waren Leute, die wider den Strom schwammen.

Selbst in Leipzig, der Stadt Herzog Georgs, hatte der Mann mit der Bannbulle, Eck, sich seines Lebens nicht sicher gefühlt und darum vorgezogen, heimlich zu entweichen (Band 1 Seite 703 f.). Neujahr 1521 mußte Emser es erleben, daß zwanzig edle Jünglinge in demselben Leipzig einen Fehdebrief gegen ihn anschlugen. In fünfzehnhundert Exemplaren wurde dies Schriftstück verbreitet. Herzog Georg ließ aber den Buchdrucker, der sich unterstanden hatte, es zu drucken, den Frevel büßen: er mußte dafür fünfzehnhundert Exemplare eines Büchleins drucken, das Emser gegen die Wittenberger geschrieben hatte.

Eck, von dem wir seit seiner Flucht aus Leipzig nichts mehr gehört haben, war indessen auf mancherlei Umwegen glücklich nach Ingolstadt heimgekehrt. Er setzte dort in seinem Pfarrhofe — denn auch eine Ingolstädter Pfarre hatte er zu seinen sonstigen Ämtern und Pfründen hinzugewonnen — zum Dank für seine glückliche Rückkehr seinem Schutzheiligen eine Gedenktafel. Wirklich, er konnte froh sein, als er endlich in Sicherheit war.

In Erfurt ging es ihm beinahe wie in Leipzig. Er begab sich dorthin persönlich, weil ihm besonders viel daran lag, daß gerade die dortige Universität die Bannbulle veröffentlichen möchte. Die Professoren lehnten das jedoch ab, indem sie vorschützten, die Bulle sei ihnen nicht in der gesetzlichen Form zugegangen.

So ließ denn Eck die Bulle in Erfurt drucken und wollte sie nun kraft seines Amtes als päpstlicher Nuntius selbst anschlagen und verbreiten. Die Stiftsherren und einige Mönche waren ihm dabei zur Hand.

Da erschien am schwarzen Brete der Universität ein Aufruf, der sich für einen Erlaß der Erfurter Theologen ausgab. Er nahm mit kräftigen Worten Luther gegen die Bannbulle in Schutz und forderte die Studenten auf, dieses Schriftstück auf alle Weise zu beschimpfen und zu vernichten. Das ließen sich die Studenten nicht zweimal sagen. Sie setzten sich in den Besitz des gedruckten Vorrates, rissen die Blätter in Stücke, zogen zur Gera und warfen sie ins Wasser, sagten dabei, indem sie an die eigentliche Bedeutung des Wortes bulla gedachten, d. h. Blase: „'s ist eine Blase, die muß schwimmen." Eck selbst wurde von den erregten jungen Leuten in seiner Wohnung belagert und bedroht, und so blieb die Bulle, wie es scheint, unveröffentlicht.

Studenten und Bürger waren's, die vor andern lebhaft die Partei Luthers ergriffen. So kam es auch in Mainz, der Stadt des Kardinals

Albrecht, zu heftigen Tumulten, als der päpstliche Nuntius dort es durchsetzte, daß Luthers Bücher auf dem Markte verbrannt wurden. Der Scharfrichter weigerte sich, den Dienst zu thun, und der Nuntius selbst wäre vom Volke beinahe gesteinigt worden. Zu Löwen büßte ein Mönch seinen Eifer, den er beim Verbrennen von Luthers Schriften an den Tag gelegt hatte, auf eine minder gefährliche Weise: als er nach Hause gehen wollte, wurde er von einem Anhänger Luthers weidlich durchgeprügelt. Wo der Streit der Meinungen ins Volk drang, da kämpfte man freilich nicht immer mit geistlichen Waffen.

Wie kam es, daß die Bannbulle auf die Masse des Volkes so gar keinen Eindruck machte? Daß sie eher noch Luthers Anhang vermehren half?

Murner legte sich auch einmal diese Frage vor und gab sich zur Antwort: daß der Bann so in Verachtung gekommen, daran trage „niemand anders Schuld, denn die Geistlichen und Bischöfe, die ihn so leichtfertig und oft nur um drei Haselnuß und zwei Taubendreck brauchen oder wahrlicher mißbrauchen." In dem Punkte war freilich viel gesündigt worden. Luther hatte darum schon vor drei Jahren scharf dagegen gepredigt (Band 1 Seite 304).

Indessen, wenn jetzt weder Obrigkeit noch Volk die gegen Luther erlassene Bannbulle ernstnahm und niemand Miene machte, ihr zu gehorchen, so war die Hauptursache die allgemeine Ansicht, daß Luthern damit Unrecht geschehen sei.

Noch wartete man darauf, daß der Verklagte vor unverdächtige Richter gestellt würde. Das deutsche Rechtsgefühl sträubte sich mit allen Kräften gegen dieses römische Verfahren, wonach man richtete, ohne einer ordentlichen Verteidigung Raum zu geben. Und wenn Rom ein Mittel hätte ersinnen sollen, die Bulle von vornherein ganz unkräftig und verächtlich zu machen, so hätte es ein besseres nicht finden können, als daß es den Eck zum Überbringer der Botschaft erkor. Mit dieser Wahl stellte Rom seiner Ungerechtigkeit das wirksamste Zeugnis aus. Daß der heftigste persönliche Feind Luthers nun sein von der Kirche ernannter Richter sein sollte, das wollte den guten Deutschen nicht in den Sinn.

Und ganz abgesehen von Ecks Feindschaft gegen Luther — der Mann hatte in Deutschland alle Achtung verloren. Selbst Männer

seiner eigenen Partei mochten nichts von ihm wissen. Man schob seinem Eifer die schlechtesten Beweggründe unter, nämlich, daß es ihm um ein par hundert päpstliche Dukaten und ein par fette Pfründen zu thun sei; oder daß er von den Fuggern in Augsburg bezahlt werde, damit er den für dieses Geldhaus so gewinnreichen Ablaßhandel wieder in Schwung bringe u. dgl. m.

Dagegen gewann Luther immer mehr die Herzen seines Volkes. Die Wenigsten verstanden wohl den innersten Kern seiner Predigt, die Botschaft von der christlichen Freiheit, obwohl auch darin manches Gemüt Frieden und Freude fand. Den meisten Anhang verschaffte ihm die Schrift „an den Adel von des christlichen Standes Besserung"; denn die Gebrechen in Kirche und Vaterland, die er da ans Licht brachte, die empfanden alle, und die Wünsche und Forderungen, die er da aussprach, die erkannten alle für ihre eigenen. Mancher aber, der für sich nicht so hohen Mutes war, der gewann den tapferen Mönch gerade um seines Mutes und seiner Tapferkeit willen lieb, die er bewunderte. Und endlich, die Feder, die Luther führte, daß er so deutsch zu reden wußte und nahm sich kein Blatt vor den Mund, gerade diese seine derbe Art that auch das Ihre mit dazu, daß er gar so volksbeliebt wurde.

Da fehlte es dem Gebannten nicht an Zeugnissen herzlicher Zuneigung und Zustimmung von Hoch und Niedrig.

Der Probst von Leitzkau bei Zerbst schrieb ihm: er wolle eher auf seine Probstei verzichten, als die Bulle vollziehen. Dr. Heinrich Schmidberg in Zeitz, der Offizial und Statthalter des Bischofs von Naumburg und Freising, der sich bald nach dem Erscheinen der Bulle auf das Sterbelager legte, gab noch im Angesicht des Todes Luthern ein Zeichen seiner Gesinnung damit, daß er ihm hundert Gulden vermachte. Luther freute sich darüber sehr. Er schrieb davon an Spalatin (am 13. November 1520): „Das ist mir eine Freude vor allem um deswillen, weil so der Gerechte in seinem Tode verurteilt die Gottlosen, die da leben, wie der Weise sagt, und weil die sich darüber ärgern werden, die dem ehrgeizigen Eck zur Schmach des Wortes Gottes Schalen mit Gold gespendet haben: denn ich habe nicht darnach gegeizt. Auch dies ist ein Zeichen von Christus, ihnen zur Warnung."

Im Januar 1521 bekam Luther das Legat ausbezahlt. Ein Herr vom kurfürstlichen Hofe schenkte ihm noch fünfzig Gulden. Darüber Luther an Spalatin:

„Ich besorg', Gott belohne mich hie. Aber ich hab' protestiert, ich

wolle von ihm dermaßen nicht gesättigt werden oder es sonst wieder wegwerfen. Denn wozu soll mir so viel Geldes? Ich hab' die Hälfte meinem Prior gegeben und ihn fröhlich damit gemacht."

In Wahrheit waren solche freundliche Liebesbeweise edler Menschen für den gebannten Mönch gar wohlthuend.

So zart äußerte sich freilich die Bewegung, die zu seinen Gunsten in den unteren Schichten des Volkes mächtig war, nicht. Aber auch sie konnte doch nur belebend und erhebend auf ihn wirken, denn wie hätte ihn nicht jedes Zeichen des Einverständnisses von Herzen erfreuen sollen? Und es fehlte nicht an solchen Zeichen. Außer den mancherlei unruhigen Auftritten, zu denen seine Anhänger in den Städten sich hinreißen ließen, machte sich die in jenen Kreisen herrschende Strömung laut und unmißverständlich geltend in den Flugschriften, die von Haus zu Haus, von Hand zu Hand gingen. Ihrer viele befaßten sich mit dem Lutherschen Handel und von Jahr zu Jahr wuchs ihre Zahl. Wenige haben sich bis auf unsere Tage erhalten — aber die wenigen schon geben uns willkommene Kunde von dem, was das Volk dazu sagte.





Zweites Kapitel.

Flugschriften.

Wozu war die Buchdruckerkunst erfunden, wenn nicht dazu, daß jedes Wort seinen Weg finden konnte zu Tausenden? So war die Presse des Buchdruckers schon bisher Luthers treueste Gehilfin gewesen — ohne sie hätte sein Auftreten nimmermehr diese gewaltige Wirkung gehabt, denn er wäre mit seiner Predigt beschränkt geblieben auf einen kleinen Kreis.

Aber nicht nur die Führer von hüben und drüben setzten die Drucker in Arbeit. Jedermann, der etwas zu sagen hatte und fand einen, der's ihm druckte, der mochte sich der nämlichen Vorteile bedienen. Zeitungen, wie heute, gab es nun damals noch nicht. Dafür aber spielten die Flugblätter eine große Rolle, die bei beliebigem Anlaß schnell von einem geschrieben, die Gedanken des Volkes zum Ausdruck brachten und wiederum bestimmten. Und weil man in solche Flugblätter nicht gerade lauter harmlose Dinge schrieb, liefen sie meistens ohne den Namen des Verfassers durch's Land.

So machte sich denn auch nach dem Erscheinen der Bulle die allgemeine Erregung in derlei fliegenden Blättern und Schriften Luft. Gar verschieden von Art, klein und groß, fein und grob, in gutem und in schlechtem Deutsch, mit und ohne Bilder, nahmen sie doch zumeist für Luther Partei. Wir müssen einige Proben zum Besten geben.

Noch im Jahre 1521 erschien am Oberrhein, in Baden oder Elsaß, eine namenlose Schrift, die nannte sich „Der Wolfgesang“. Daß man die Pfaffen mit Wölfen verglich, war nicht neu; diese Schrift führte den Vergleich weitläufig durch. „Denn,“ heißt es im Eingang, „ein jeglich

Christenmensch ist schuldig, sich zu wappnen und zu rüsten in Erkenntnis solcher Wölf', damit er nicht verderb' durch sie ewiglich, sondern sie verjag' aus dem christlichen Frieden in die Wüste.

„So einer aber möcht' sprechen: ‚Lieber Bruder, unterricht' mich! Nämlich dieweil jetzt bei unsern Zeiten so große Zwietracht im Glauben schwebt. Als — einer in Sachsen, der heißt Luther, von dem sagen viele frommen, redlichen Leut', wie derselb' so viel und tröstlich die rechte evangelische Wahrheit schreib'. Nun hör' ich dagegen, daß der Papst und Kardinäl' zu Rom ihn für einen Ketzer in den Bann gethan haben, auch unserer Prediger etliche, die schelten ihn auf der Kanzel, er sei ein Bub', ein Verführer und ein Ketzer — werd' ich ganz verirret, weiß nit, wo aus. Wiewohl mir's Herz und Vernunft ganz eingiebt, eben wie Luther schreibt, so gedenk' ich herwieder: so der Papst und Kardinäl' und Bischöf', Doktores, Mönch' und Pfaffen, der meist' Teil all wider ihn sind, so nun jedermann — ausgenommen der gemeine Mann und etliche fromme Herren, Doktores und Ratsherren, auch Edelleute — wider ihn ist, was soll ich thun?‘ antwort' ich: ‚Lieber Freund, geh' hinter dich in die Schrift, da wirst du finden: ebenso, wie es dem Doktor Martin Luther, der in Wahrheit ein fromm, christlich, mannhaftig Herz ist, ein einiger rechter Papst und Apostel, wie er denn das recht' Amt der Apostel öffentlich vollführet, jetzt geht — also ist es den heiligen Propheten gangen. Lies Jesaiam, Jeremiam, Ezechiam, Amos, Esram u. s. w., so sind sie allwegen von der Geistlichkeit verfolgt und ertötet worden, auch Christus Jesus selbst von der Obrigkeit der Geistlichen gekreuzigt. Besich die Apostel all', so sind sie fürderlich all' von den Geistlichen verfolgt und getötet worden, nit als Fromme, sondern als Verführer und Ketzer.

„Darum laß dich nit ärgern die Menge der geistlichen Unweisen, Verkehrten, weil denn nit jedermann verliehen ist von Gott, die Wahrheit zu lieben, sondern gar wenigen Menschen. Viel sind berufft, aber fast wenig auserwählt. Wenn der fromm' Mann Lutherus der Welt wohlgefiel', wär' das ein gewiß Zeichen, daß seine Lehr' nit aus Gott wär'; denn das Wort Gottes ist ein feurig Schwert, ein Hammer, der die Felsen zerknirscht, ist nit ein Fuchsschwanz oder ein Rohr, das sich ziehen läßt nach unserem Gefallen.“ —

Um dieselbe Zeit ging in Franken ein Zwiegespräch aus, des Titels: „Ein schöner Dialogus von zweien guten Gesellen, genannt Hans Toll und Klaus Lamp, sagend vom Antichrist und seinen Jüngern.“

Die beiden guten Freunde treffen sich auf der Straße. Da hebt der eine an, nämlich

Klaus Lamp:

„Mein Gesell Hans, wo bist du heut' den ganzen Tag gewesen? Ich hab' dich gesucht. Der Richter hat einen guten Wein um zween Pfennig. Ich wollt ein Maß mit dir getrunken haben.

Hans Toll:

„Lieber Freund, ich bin an einem Ort gewesen, dafür nehm ich nit sechs Maß Wein.

Klaus Lamp:

„Lieber, sag mir, wo bist du gewesen?

Hans Toll:

„Ich will dir Wunder sagen.

Klaus Lamp:

„Lieber, was? Sag' doch an!

Hans Toll:

„Ich bin an einem Ort gewesen, da hat ein guter Gesell unser Vieren gelesen in der Bibel und hat uns gelesen in der andern Epistel Pauli zu den Thessalonizensern am andern Kapitel (2. Theff. 2) vom Antichrist oder Widerchrist, wie man ihn heißen soll.

Klaus Lamp:

„Lieber, o daß ich auch da wär' gewesen. Ich gäb' einen Plappart (Groschen) drum.

Hans Toll:

„Ich will dir's wohl glauben. Ich hab's mein Lebtag nie gehört, ich nehm's nit für drei Plappart.

Klaus Lamp:

„Lieber Hans, hast nichts behalten, daß du mir etwas möchtest sagen?

Hans Toll:

„Ich meine, ich wöll' dir nit viel fehlen: ich will dir schier das ganze Kapitel sagen.

Klaus Lamp:

„Lieber, so thu's! Wir wollen zum Wein gehen. Ich will für dich zahlen die ganze Zech'.

Hans Toll:

„Gelt wohl."

Nun sitzen die beiden beim Wein unverhohlen. Hans Toll erzählt

dem Klaus Lamp das ganze Kapitel vom Antichrist und legt's ihm aus. Wie er an Vers 3 kommt, da heißt es:

„. . : Der Mensch der Sünden werd' eröffnet — oder offenbar — der Sohn der Verdammnis, der da ist widerwärtig dem Evangelio und wird erhoben — da paß auf, Klaus! — über alles, das da ist genannt Gott oder das da wird geehrt, also daß er sitzt im Tempel Gottes und läßt sich anbeten, als sei er Gott. Klaus, wie gefällt dir der? Kennst ihn?

Klaus Lamp:

„Nun müßt dich all Teufel holen! Es ist kein anders Tier, denn der Papst und sein Reich. Das hätt' ich mein Lebtag nimmer erfahren, wär das nit gewesen. Ich will dir zwo Maß Wein kaufen.

Hans Toll:

„Schweig! Ich will dir mehr sagen.

Klaus Lamp:

„Mein Herzgesell, noch mehr?

Hans Toll:

„Ja freilich, jetzt kommt erst das Recht', warum wir so lang' geirrt haben, wie man jetzt hört."

Er fährt nun fort in seiner Bibelerklärung und nimmt die Antwort aus Vers 2:

„,Darum, daß sie nit haben angenommen die Wahrheit, wird ihnen Gott senden die Wirkung des Irrsals.' Solches haben wir nit geacht' und die Pfaffen haben's vor uns verborgen.

Klaus Lamp:

„Ich glaub', daß der Teufel sie all besessen hab', daß sie uns solche Ding' nit gepredigt haben.

Hans Toll:

„Sie haben gefürcht, man würde den Antichrist, ihren Gott, den Papst, kennen.

Klaus Lamp:

„Es ist wahrlich wahr. Sie haben gedacht: wenn wir's den Laien sagen, so werden sie ein Aufmerken haben und werden gedenken, wie man ihm die Füß' muß küssen und ihn heißen den Allerheiligsten. Und etliche alte Weiber sagen, er mög' nichts Unrechtes thun, er mög' nit sündigen.

Hans Toll:

„Es ist Wunder, daß Gott so lang' über uns verhängt hat, daß

wir so blind sein gewesen. Das macht, daß wir gewichen sind von der Wahrheit. Lieber Bruder Klaus, laß uns Gott anrufen um einen rechten Glauben. Ich sehe wohl, wo es aus will. Der jüngste Tag, der ist an der Thür.

Klaus Lamp:

„Lieber Bruder Hans, ich hab's längst dacht. Wollen wir heimgehen?

Hans Toll:

„Ja, laß uns austrinken.

Klaus Lamp:

„Ich mag nit mehr, also bin ich erbarmet. Ich seh', wie es zugeht. Mein Hans, ich will zum nächsten Mal mit dir gehen an das End', da man liest (an den Ort, wo dem Hans Toll war die Bibel ausgelegt worden). Jetzt muß ich noch fragen: wie geht's zu, daß jetzt ein solches Geschrei ist von dem Luther und seinem Schreiben?

Hans Toll:

„Ich glaub', das macht, daß er hat den Antichrist aufgedeckt. Das mag der nit leiden und ich glaub', er wird viel Martrer (Märtyrer) machen. Ich hab' gehört, man hab' schon an etlichen Enden angefangen. Zu Antdorf (Antwerpen) hat man drei verbrannt um seiner Lehr' oder Anhalt willen, und hab' gehört, an andern Orten faht man sie und verjagt sie. (Das Gerücht von den drei Blutzeugen in Antwerpen war falsch. Aber man sieht daraus, was die Leute sich erzählten.)

Klaus Lamp:

„Ja, ist das wahr, so ist's der Rechte. Ich hab's all mein Tag' gehört, der Antichrist werd' Marterer machen und Geld ausgeben, daß man die martert, die das Wort Gottes predigen und nit an ihn glauben wollen.

Hans Toll:

„Ich hab's auch also gehört. Nun zum nächsten, wenn ich mehr zum Lesen gehe, will ich dir's sagen.

Klaus Lamp:

„Lieber Herzgesell, ich will alle Sachen lassen anstehn und aufsein. Ich seh' wohl, was daraus will werden. Ich seh' wohl: will ich selig werden, so muß ich wieder zu dem rechten Glauben kommen, davon uns der Antichrist und sein Geschlecht ohne Zweifel geführt hat.

Hans Toll:

„Gott geb' dir eine gute Nacht.

Klaus Lamp:

„Gott geb' dir zwo.

Hans Toll:

„Vergiß nit, was ich dir gesagt hab'.

Klaus Lamp:

„Mein Lebtag nimmer mehr."

Der dieses Bauerngespräch verfaßt hat, war freilich kein Bauer. Aber er schrieb sein Blatt für die Bauern und wurde von ihnen verstanden.

Mitunter gehörte wohl der Schreiber eines Flugblattes selbst den unteren Schichten des Volkes an. Indessen, wo dies nicht der Fall war, kam doch ein Umstand dieser neuen Art von Schriften zu Gute: der neue Geist, der in der Reformation waltete, achtete den gemeinen Mann höher, als die alte Kirche es that. Denn in der römischen Kirche hat der Laie, der Einfältige, einfach dem Priester zu gehorchen, aber die Reformation sprach es einem jeden Christen zu, daß er ein Priester sei und hob den Unterschied zwischen dem geistlichen Stand und dem Laienstand auf. In dem vorhin wiedergegebenen Gespräche ist es ein Bauer, der dem andern die Lehre vom Antichrist vorträgt, und dieser Bauer wiederum hat seine Erkenntnis von einem „guten Gesellen", der ihm in kleinem Kreise die Bibel erklärte — darin schon zeigt sich, ganz abgesehen von den Gedanken des Zwiegespräches sonst, daß es ein evangelisches, ein Lutherisches Zwiegespräch ist. Und so ist es nicht zufällig, daß die große Mehrzahl der Flugblätter für Luther und nur die Minderzahl gegen Luther ist. Wie Luther selbst, so wandten sich seine Freunde ohne Bedenken von Anfang an zu dem gemeinen Manne, als der ein gutes Recht habe, selbst mit zu urteilen und zu reden in Sachen des christlichen Glaubens.

Noch ein Bauerngespräch, das im Jahre 1521 erschien, mag uns hineinschauen lassen in die damalige Stimmung des Volkes. Der Verfasser wird in der Gegend gelebt haben, wo Schwaben an Baiern grenzt, vielleicht in Ulm oder Augsburg. Es ist überschrieben: „Ein schöner Dialogus." Kunz und Fritz unterhalten sich. Was für Leute das sind, lehrt uns das Verslein, das auch auf dem Titelblatte zu lesen steht:

‚Kunz und der Fritz,
Die brauchen wenig Witz;
Es gilt um sie ein Kleins,
So sind's der Sach' schon eins.
Sie reden gar ohn' Trauern
Und sind gut Luthrisch Bauern.'

Kunz kommt von Tübingen. Gleich fragt ihn Fritz:

„Was sagt man Gutes zu Tübingen? Wie hält sich die hohe Schul gegen Luther?“ Darauf Kunz:

„Es ist gleich wie anderswo. Wer viel Pfründen hat, der ist dem Luther feind und schelten ihn einen Ketzer, aber die arm' Rott' hat ihn lieb.“

Kunz erzählt dann, wie ein Anhänger der alten Schulweisheit, Doktor Fetz oder Lump oder Hader, alles aufbietet, die göttliche Lehre zu unterdrücken. „Der will den Paulum nit lesen lassen, nur darum, daß ihn der Luther so oft herfürzeucht.“

Fritz kennt den Herrn. „Ei daß dich der Teufel schänd' in Fetzenlumpen hinein,“ schilt er, „du alter tannhäusischer Eselfüttrer mit deinem subtilen Narrenkopf! Sollst du denn die göttliche, heilige Schrift verbieten zu lesen? Ist das nit ein Wunder? Wie sind die ohnmächtigen Leut' gar so verblendet, daß sie um ihres eigenen Nutzens willen die göttliche Lehr' unterdrücken wollen! Es sein des rechten Endchrists (Band 1 Seite 761) Boten.“

Die beiden Bauern schimpfen nun weidlich zusammen über die Finsterlinge, die das neue Licht nicht wollen aufkommen lassen. „Lieber,“ sagt Fritz, „es sein hie auch etliche Schelmen des Unflats, etliche Hühnerjäger. Ich wollt', daß sie der Hagel schlüg' in den Boden hinein, die keinnützigen eckischen Läusköpf'!“ Aber die so Verwünschten laut mit Namen zu nennen, wagen sie nicht. „Wenn sie es von uns innen würden, wir müßten im Bann sterben.“ So flüsterten sie sich die Namen ins Ohr.

„Ach du lieber Luther,“ seufzt Kunz, „du hast Feindschaft unverdienet! Ich gedacht', es wäre jedermann Lutherisch hie.“

Fritz: „Ho, es ging' wohl hin, daß sie schon wider den Luther wären. Es thut dem Luther nit weh. Wenn sie nur das heilige Evangelium bleiben ließen. Sie halten aber mehr auf ihre Stimplerei, auf ihre eigne Aufsetzung und menschliche Gebot'. Sie sind allein dem Luther feind, daß er aus den heiligen Lehren Pauli und Christi ihnen ihre verdammte Weis', Schalkheit und Büberei anzeigt. Er bringt nichts

Neues herfür. Es macht sie aber zornig, daß er ihnen die Wahrheit sagt; denn, was meinst du, daß die päpstlichen Doktores und der ganze babylonische Hof zu Rom mit ihren kurtisanischen Stücken gelten werden, so man die Papstbullen, Papstgesetze und dergleichen Lügenschulen und päpstlichen Träume abthut?“

So geht das Gespräch eine zeitlang weiter. Sie kommen endlich auf den Doktor Eck.

Fritz:

„Des Übels alles ist ein Ursach' und Aufhalter der trunken Hans Meier von Eck.

Kunz:

„Wie kann ein Meier in einem Dorf so viel Unruh' machen?

Fritz:

„Ei, er ist kein Bauer, den ich mein', der einen Meierhof in einem Dorf hab'. Es ist Junker Eck oder Geck, wie man den heißt, der große Doktor von Ingolstadt, der also gekämpft hat zu Leipzig mit dem Luther und Karlstadt und darnach zu Wien und vor Zeiten zu Bononia und jetzt, als er am Narren geschnitten ward, der ebenso groß in ihm gewachsen ist und überhand genommen, daß sich ein groß Wunder dieses Dings über ihn erhoben hat, zog er gen Rom. Da hat er sich nit wohl gefühlt. In derselben Arznei ist die Wund' wieder aufbrochen und ist der Narr viel größer worden, denn er zuvor war. Und wird er ihn nit bald wieder schneiden lassen, so hätt' ich Sorg', er müßt' daran sterben, oder er wird Pollingen, wo er jetzt ist, das ganz Kloster mit Narren besetzen. Kennst du ihn jetzt?

Kunz:

„O ja. Er hat seinen Namen in die ganze Welt wollen bringen, der Ablaßnarr. Ich wollt' ihm nit einen Pfenning um einen Zentner Ablaß geben.

Fritz:

„Lieber, er hat mehr daraus gelöst, denn einen Pfenning. Es ist mit Gulden zugegangen.

Kunz:

„Ja, die endchristliche Bulle hat ihm etliche hundert Dukaten getragen.

Fritz:

„Meinst nit, ob er auch Christum verkaufet, der sein eigen Volk und Vaterland auf die babylonische Fleischbank geben kann?

Kunz:

„Er ist dennoch frömmer, denn Judas. Er hat den Luther um viel Gold verkaufen wollen — so hat Judas Christum nur um dreißig Pfenning verkauft. Will gern sehen, wann er wird aufhören, unsinnig zu sein.

Fritz:

„Dieweil ihm der Papst Dukaten schenkt und die Narrenkrankheit so hart in ihm steckt, hört er nit auf. Wenn man ihm aber die Pfründen würd' nehmen, so würd' er ohne alle Schmerzen des Narren ledig.

Kunz:

„Ich glaub' nit, daß er die Pfründen drum läßt. Er leidet eher tausend Narren in seinem Kopf.

Fritz:

„Nun, wie wollen wir ihm thun. Du siehst, daß die hohen Häupter einesteils auch nit anders wollen. Denn als ich hör', so ist großer Hagel von ihnen vorhanden über den Luther und all seine Anhänger. (Er spielt damit auf die vom Wormser Reichstage drohende Acht an.)

Kunz:

„Man wird uns besser bedenken, denn wir uns sorgen. Denn ich hör', die Sach' werd' noch gut werden. Die frommen Christen, die das Gesetz Gottes liebhaben, die werden sich keine böse Gewalt erschrecken lassen, wie da der Eck mit der gemalten Bull' einen Hagel wollt' machen. Man muß oft, um Argem und Üblem zuvorzukommen, eine Weil' ein Aug' zuthun und dabei schweigen bis zu der rechten Stund'.

Fritz:

„Nun wohlan! Gott weiß wohl, wie er ihm thun soll. Wir wollen gute Christen sein, das Evangelium und Sankt Pauls Lehr' für uns nehmen — nach denen wollen wir unser Leben richten und wollen die römischen Buben Buben lassen sein. — Wohlauf mit mir in die Herberg'! So wollen wir weiter von der Sachen reden; denn ich hab' dir noch viel zu sagen im Geheim — man möcht' uns stören.

Kunz:

„Wohlauf, so gehn wir von der Wand!“

Nicht zu verachten waren solche Bundesgenossen für den gebannten Mönch. Denn es war des Volkes Stimme, die so in den Streit der Gelehrten und Prediger, in den Rat der Fürsten und Stände hineintönte.

Aber wichtiger doch als alles, was sonst in jenen Tagen gedruckt und geschrieben wurde, wichtiger auch für das Volk blieben die Büchlein, die von zwei Männern ausgingen, die für ihre Sache mutig eintraten mit ihrem guten Namen: Luther selbst und Ulrich von Hutten.





Drittes Kapitel.

Hutten und Luther.

Ulrich von Hutten war nicht unter den Anhängern Luthers, welche Eck in der Bulle namhaft machte. Wollte man ihn, der doch wahrlich mit seinen Gesinnungen nicht hinter dem Berge hielt, straflos ausgehen lassen?

Eck hatte auf anderem Wege das Seine gethan, Hutten unschädlich zu machen. Dieser stand noch immer in den Diensten des Kardinals Albrecht, und unter dessen Augen in der Stadt Mainz wurden seine schlimmsten Schriften gedruckt. Darüber berichtete Eck zu Rom, und die Folge war, daß der Papst unter dem 12. Juli 1520, also vier Wochen nach der Unterzeichnung der Bannbulle gegen Luther, an Kardinal Albrecht ein Schreiben erließ. Darin drückte er dem Kardinal sein Erstaunen aus, wie er von einem seiner Diener so etwas dulden könne, und die Erwartung, daß er die Frechheit des Schuldigen zu unterdrücken und, wenn nötig, ein Exempel zu statuieren wissen werde. Dieses Schreiben an Albrecht kam gleichzeitig mit der Bannbulle über die Alpen. Derselbe Nuntius, der es dem Mainzer Erzbischof und Kurfürsten überreichen sollte, brachte diesem auch noch die goldene Rose mit. Der Papst wurde nicht müde, den Mann mit Gnaden zu überhäufen. Es war freilich in solchen aufgeregten Zeitläufen wichtig, sich seiner zu versichern.

Als am 5. Oktober Huttens Gönner das päpstliche Schreiben in Empfang nahm, war Hutten schon an sicherm Orte geborgen. Er hatte wohl gemerkt, daß etwas wider ihn vorging. So saß er denn seit dem

20. September in Sickingens Hut auf der Ebernburg und schnaubte Haß und Rache gegen Rom.

Und er ging nicht müßig. Das Erste, was er that, war, daß er an Kaiser Karl schrieb. Er gab den Brief Sickingen mit, der eben zu der auf den 23. Oktober angesagten Kaiserkrönung nach Aachen reiste. Mit freien, heftigen Worten klagt er seine Feinde an und fordert von Karl, er möge sie zur Verantwortung ziehen. Weshalb man ihn verfolge, das sei in Wahrheit seine kaiserliche Gesinnung. „Mit festen Gründen habe ich gegen den päpstlichen Trug gestritten, habe die Anschläge gegen die Herrschaft Eurer Majestät und gegen die gemeine Freiheit zu vereiteln gesucht. Wo ist der Lohn für solches Verdienst? frage ich! damit niemand meine, ich fürchte Strafe, wie ein Verbrecher."

Noch freimütiger und feuriger schrieb er um dieselbe Zeit an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen. Daß Friedrich Luthern schützte, erweckte in Hutten große Hoffnungen, aber der Fürst war ihm doch viel zu maßvoll und zurückhaltend. Durch Spalatin versuchte er sich zu vergewissern, ob man auf den Sachsen zählen könne, wenn's Ernst würde. Indessen trug er demselben, wie dem Kaiser, das Unrecht vor, das ihm von Rom widerfahren war.

Aber die Klagschrift wurde vielmehr eine Mahnschrift zum Kampf. Sie hebt gleich damit an: In Rom sei mit Güte nichts mehr auszurichten, das zeige klar die Fahndung gegen ihn und die Bulle gegen Luther. Man müsse der Tyrannei des Papstes Gewalt entgegensetzen.

„Wollte Gott," heißt es dann gegen Ende, „daß entweder Ihr dazu den Willen hättet, die Ihr die Macht besitzt, oder ich die Macht besäße, wie ich den Willen habe. Kann ich aber Euch nicht bewegen, noch auch anderswo einen Brand erregen, der jene Dinge verzehren mag, so werde ich doch, was ich für mich allein kann, leisten: ich werde nichts thun, was eines tapfern Ritters unwürdig wäre, werde nie, so lange ich bei gesunden Sinnen bin, auch nur einen Schritt von meinem Vorhaben weichen — Euch aber, die ich von männlicher Festigkeit abfallen sehe, wenn ich das sehen sollte, werde ich bedauern. Ich selbst werde frei bleiben, weil ich den Tod nicht fürchte. Denn sterben kann ich, aber ein Knecht sein kann ich nicht. Auch Deutschland geknechtet sehen kann ich nicht.

„Aber der Tag wird kommen, wo ich aus diesen Schlupfwinkeln hervorbrechen, der Deutschen Treu' und Glauben anrufen und vielleicht eben da, wo die größte Versammlung ist, ausrufen werde: Ist Keiner

da, der um gemeiner Freiheit willen mit Hutten zu sterben wagt?

„Das habe ich an Euch, mehr aus der Bewegung meines Gemüts, als Eurer Würde gemäß, freimütig geschrieben. Allein ich hoffe von Euch das Beste. Daher glaubte ich, an einen Freien frei schreiben zu sollen. Gehabt Euch wohl und ermannt Euch!“

Kurfürst Friedrich war nun freilich nicht so schnell aus seiner Ruhe zu bringen. Er ging in aller Bedachtsamkeit und Vorsicht seinen Weg weiter und nützte so vielleicht der guten Sache mehr, als Hutten mit seinem Feuereifer.

Auch Kardinal Albrecht erhielt ein solches Schreiben von der Ebernburg. Es ist von Hutten noch in schonendem Tone abgefaßt, denn er war seinem alten Herrn Dank schuldig. Doch schlägt auch hier seine Leidenschaft durch.

„Man schließt mich aus,“ klagt er, „von den Höfen, von den Städten — zu meinem Schmerz auch von dem goldenen Mainz — von der Öffentlichkeit und der menschlichen Gesellschaft: einen Mann, der keines Frevels beschuldigt, keines Verbrechens, keiner Unthat überwiesen ist, einen Verfechter der Wahrheit, einen Mahner zum Besten; und man schließt mich aus, ohne mich gehört zu haben, ja man will mich zur Bestrafung nach Rom ziehen. Wer hat noch einen Tropfen deutschen Blutes in sich, den solche Frechheit nicht bewegte, solcher Frevel nicht empörte?“ —

Und wenn Kaiser, Kurfürst und Kardinal kein Ohr für ihn hatten, so sollte das Volk ihn hören!

Im Oktober 1520 gab er eine Sammlung dieser seiner Klagschriften in Druck. Und damit dem Buche der gewichtige, vollaustönende Schluß nicht fehle, fügte er den andern Briefen noch ein Sendschreiben an die Deutschen aller Stände bei.

Da giebt er nun ausführlichen Bericht über das, was er gethan, was er erfahren. „Wohin soll ich mich wenden? Wo Hilfe suchen? Euch rufe ich an, deutsche Fürsten und Männer! Wollt ihr wohlverdiente Leute austreiben, Unschuldige bestrafen lassen? Wo ist die deutsche Redlichkeit und Tugend? Wo jene bei den Völkern gepriesene deutsche Tapferkeit? Beschirmet alle einen, da einer für Euch alle gearbeitet hat.

„Es trieb mich der Durst nach Wahrheit, es trieb mich die Liebe zum Vaterlande. Um so weniger dürft ihr zugeben, daß ich um den

Lohn für meine Dienste komme. Wollt ihr mich unverhört, unverurteilt hinmorden lassen?

„Ich sollte von hier weggerissen werden, ich Unseliger? Von dieser Erde, die mich bei meiner Geburt empfing? diesem Himmel, der mich nährte? diesen Menschen, unter denen ich so freundlich gewohnt habe? Diese Herde, diese Altäre sollte ich verlassen? Und nicht, um in der Verbannung elend zu leben, sondern zu grausamer Marter, zu schmählichem Tode soll ich geschleppt werden? Zu Hilfe, meine Landsleute! Steht mir bei! Lasset den nicht in Bande legen, der unternommen hat, eure Bande zu lösen!"

„Thut die Augen auf, ihr Deutschen, und sehet, wer es ist, der euch daheim beraubt, auswärts in üblen Ruf bringt und an allem Unglück, allem Mißstande bei euch die Schuld trägt. Es sind die heillosen Ablaßkrämer, die verruchten Händler mit Gnaden, Dispensationen, Absolutionen und allerlei Bullen, die einen Markt mit heiligen Dingen in der Kirche Gottes eingerichtet haben, daraus er einst diejenigen trieb, die doch nur geringe weltliche Waaren kauften und verkauften. Sie sind die Werkmeister alles Trugs, die Erfinder aller Listen, die Urheber der Knechtschaft und Gefangenschaft unsers Volks."

Unter dieses Sendschreiben setzte er ein Psalmwort ,das ihm neben dem andern (Band 1 Seite 577) zu einem zweiten Wahlspruch geworden ist:

„Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile!" (Psalm 2,3). —

Die Sammlung der Hutten'schen Klagschriften fand schnell ihren Weg unter die Leute. Mehr als einmal mußte sie neu gedruckt werden. Wenn die Buchhändler sich fürchteten, sie zu verbreiten, so wurde sie durch Huttens gute Freunde vertrieben. Er hatte deren in den Städten rings um die Ebernburg, in Speier, Worms, Mainz; die vermittelten seinen Verkehr mit der Außenwelt, besorgten Briefe und Bücher heraus und hinein.

Und daß Hutten jetzt dastand als ein von Rom Verfolgter, das machte ihn erst recht zum volkstümlichen Helden. Wie Luthers und seiner Sache, so nahmen sich auch Huttens mancherlei Flugschriften an.

Eins nur, fehlte dem Hutten noch zum rechten Manne des Volks. Das konnte er von Luther lernen. Er mußte mit den Leuten ihre Sprache reden. Er mußte deutsch schreiben. Erst wenn er sich dazu entschloß, konnten seine Schriften ihre volle Wirkung thun.

Und Hutten lernte deutsch schreiben. Das Jahr 1520 war noch

nicht zu Ende gegangen, als er sich zum ersten Male in der Sprache des Volkes an das Volk wandte.

Er sah endlich ein, daß die Lateinverständigen, die Gelehrten, die Kirchenmänner, die Fürsten schwerlich die Leute waren, das deutsche Vaterland von der römischen Knechtschaft zu befreien. Er nahm gleichzeitig wahr, welch eine tiefe Wirkung Luther mit seinen deutschen Schriften in allen Schichten des Volkes, auch bei dem gemeinen Mann, bei dem ungelehrten Ritter und Bürger erzielte. Und damit sah er die Waffe sich in die Hand gegeben, die allein zum Siege helfen konnte. Mit vollem Bewußtsein von dem, was er that, ging er zu der neuen Kampfesweise über.

„Latein ich vor geschrieben hab',
Das war eim jeden nit bekannt;
Jetzt schrei' ich an das Vaterland,
Deutsch' Nation in ihrer Sprach',
Zu bringen diesen Dingen Rach'."

Ja, wie sehr er auch die deutsche Sprache in der Gewalt hatte, das zeigte er damit, daß er gleich seine erste deutsche Schrift in Reimen abfaßte. Es war die „Klag' und Vermahnung gegen die übermäßige, unchristliche Gewalt des Papstes zu Rom und der unchristlichen Geistlichen, durch Herrn Ulrichen von Hutten, Poeten und Orator, der ganzen Christenheit und zuvoran dem Vaterland deutscher Nation zu nutz und gut, von wegen gemeiner Beschwernis und auch seiner eigenen Notdurft, in Reimens Weis' beschrieben. Ich hab's gewagt." Diese Schrift erschien Anfang Dezember 1520.

Leidenschaftlich und treuherzig zugleich führt er dem gemeinen Mann die Not des Vaterlandes und sein eigenes Schicksal vor Augen; alle Stände vom Kaiser herab ruft er auf, der römischen Tyrannei zu wehren. Noch gibt er's nicht auf, den Kaiser Karl für die Sache der Freiheit zu gewinnen; denn des Kaisers Macht und Ehre, die ist ja vor allen Dingen durch Rom gekränkt und gefährdet. Da mahnt er den Kaiser

„Daß g'holfen werd' dem ganzen Land
Und ausgetrieben Schad' und Schand' —
Des sollt' ein Hauptmann du allein,
Anheber, auch Vollender sein.
Drum hab' ein Herz und schaff' ein Mut!
Ich will aufwecken dir zu gut
Und reizen manchen stolzen Hild (Helden);
Hab's schon ihr' vielen eingebildt,
Und fehlt allein an deim Gebot.

Hilf, werter König, es ist Not!
Laß fliehen aus des Adlers Fahn',
So wollen wir es heben an."

Früher, sagt er weiter, wurde jeder, der für die Wahrheit stritt, wohl unterdrückt. So mußten zuletzt noch zu Konstanz Hus und sein Freund Hieronymus brennen!

„Seither hat niemand g'wollt hinnach
Und forchten all' des Feuers Pön (Strafe) —
Bis jetzo rufen unser Zween (Hutten und Luther).
Wer weiß, was jedem ist beschert?"

Zum Schluß bietet er seine ganze Beredsamkeit auf.

„Den stolzen Adel ich beruf';
Ihr frommen Städte werft euch uff:
Wir wollen's halten in gemein.
Laßt doch nicht streiten mich allein,
Erbarmt euch über's Vaterland,
Ihr werten Deutschen, regt die Hand!
Itzt ist es Zeit, zu heben an
Um Freiheit kriegen. Gott will's han!
Herzu, wer Mannes Herzen hat,
Gebt fürder nit den Lügen Statt,
Damit sie han verkehrt die Welt.
Vor hat es an Vermahnung g'fehlt
Und einem, der euch sagt' den Grund;
Kein Lai' euch damals weisen kunnt'
Und waren nur die Pfaffen g'lehrt.
Jetzt hat uns Gott auch Kunst beschert,
Daß wir die Bücher auch verstahn.
Wohlauf, ist Zeit, wir müssen dran! . . .
Wir haben aller Sachen Fug.
Gut Ursach und derselben g'nug.
Sie haben Gottes Wort verkehrt,
Das christlich' Volk mit Lügen b'schwert:
Die Lügen woll'n wir tilgen ab,
Auf daß ein Licht die Wahrheit hab',
Die war verfinstert und verdämpft.
Gott geb' ihm Heil, der mit mir kämpft,
Das, hoff' ich, mancher Ritter thu',
Manch' Graf, manch' Edelmann dazu,
Manch' Bürger, der in seiner Stadt
Der Sachen auch Beschwernis hat,
Auf daß ich's nicht anheb' umsunst.
Wohlauf, wir haben Gottes Gunst!
Wer wollt in solchem bleiben heim?
Ich hab's gewagt! Das ist mein Reim."

Hutten nennt selber dies Gedicht einen „zornigen Spruch“. Und Zorn und Haß mußte er damit bei seinen Gegnern erwecken, den Papisten, die er so schonungslos angefochten hatte. Aber hindern konnten sie nicht, daß das Volk gierig nach solcher Speise griff, daß diese Blätter von Hand zu Hand gingen und Hutten's Name neben Luther's überall in Deutschland genannt wurde, wo man sorgend und hoffend die Zukunft der Kirche und des Vaterlandes erwog.

Immer entschiedener stellte sich Hutten an Luthers Seite. Mehr als eine Schrift verwandte er darauf, die Bulle zu Schanden zu machen.

Kaum war sie ihm bekannt worden, so gab er sie in Druck mit dem päpstlichen Wappen auf dem Titelblatt — aber freilich nicht, ohne sein Wort dazuzusagen. Vorrede und Beschluß schrieb er dafür, auch zu der Bulle selber machte er am Rande seine Bemerkungen, und recht bissige. So z. B., wenn der Papst verordnet, Luthers Schriften sollen verbrannt werden, da schreibt Luther an den Rand:

„Du hast's erreicht! Sie brennen — aber in den Herzen aller Guten! Welch ein verderblicher Brand für dich! Nun lösche ihn, wenn du kannst.“

Zum Schluß sagte er dem Papste: er wäre besser mit seiner Bulle daheim geblieben. Längst gehe in Deutschland von den päpstlichen Bullen die Rede, sie seien wie das Geld: je neuer, je schlechter. Er solle seiner Habsucht Einhalt thun, die Zeugen der Wahrheit nicht ferner reizen, insonderheit Luther und seine Anhänger künftig unverfolgt lassen, denn ihrer seien bereits mehr, als daß ein Bischof so viele Seelen verderben könnte.

„Eines Papstes Gaben sind Weisheit, Reinheit, Keuschheit und Verachtung alles Irdischen. Denen trachte nach, dann wird Deutschland dich verehren, wenn es merkt, daß du es liebst, nicht dich bekämpfen, wie jetzt, wo es sieht, daß du es schrecken willst. Es ziemt dir aber, durch Güte alle zu überwinden, niemanden durch Gewalt zu zwingen.

„Dies freimütig aber wahr, wie die Sache sich verhält und die Zeit es mit sich bringt. Lebe wohl! Aus Deutschland.“

Und als Hutten wahrnahm, daß zu Mainz Luthers Schriften öffentlich waren verbrannt worden, griff er schnell wieder zur Feder und schrieb auf Lateinisch und Deutsch „Eine Klag' über den Lutherischen Brand zu Mainz“. Nachdem er des Papstes Unrecht und Luthers Recht ins helle Licht gestellt, ruft er ermutigend Luthern zu:

„Dich aber, liebster Bruder mein,
Durch solche Macht vergewaltigt sein (weil du . . . verg. bist),
Bin deinethalben ich beschwert —
Doch hoff' ich, es werd' widerkehrt (umgekehrt),
Und werd' gerochen dein Unschuld;
Drum, Diener Gottes, hab' Geduld!
Möcht' ich dir aber Beistand thun
Und raten diesen Sachen nun,
So wollt' ich, was ich hab' an Gut,
Nit sparen, noch mein eigen Blut."

Wie innig Hutten sich mit Luther verbunden wußte, bezeugt auch das Titelblatt des deutschen „Gesprächbüchleins", das er bald ausgehen ließ. Da sind zwei Standbilder angebracht: links von der Titelschrift Luther, in der Mönchskutte, ein Buch in der Hand! Darunter auf Lateinisch die Worte: „Mein Mund wird die Wahrheit reden" (Sprüche 8, 7). Rechts Hutten im Harnisch, das Schwert an der Seite; darunter die Worte: „Es muß nun durchgebrochen werden, ja durchgebrochen." Die beiden Bilder wiederholen sich noch einmal auf dem letzten Blatte des Buches mit neuen Unterschriften. Bei Luther steht der Vers:

„Wahrheit, die red' ich,
Kauf' des Neid an mich (kaufe dafür Neid ein).
Gott geb' mir den Lohn,
Hab' ich falsch gethon."

Bei Hutten auch ein Vers:

„Um Wahrheit ich ficht',
Niemand mich abricht'.
Es brech' oder gang',
Gott's Geist mich bezwang."

Ganz richtig hat Hutten selber damit seine und Luthers verschiedene Art gezeichnet, wenn er diesen mit der Bibel in der Hand, sich selbst mit Schwert und Panzer abbildete. Hutten konnte die Feder führen, aber wie brannte er vor Verlangen, seinen Worten durch Thaten Nachdruck zu geben.

Und doch mußte er seine Ungeduld noch zähmen. Sickingen, ohne den Hutten nichts vermochte, glaubte noch immer, daß von Kaiser Karl etwas zu hoffen sei. Und Hutten selbst mußte wieder neue Zuversicht zum Kaiser gewinnen, als dieser dem Sickingen Zusage gab, er werde Hutten nicht unterdrücken lassen. Da hieß es denn selber thun, wozu er Luthern ermahnt hatte, nämlich — sich gedulden.

Die stillen Wintertage auf der Ebernburg brachten doch noch ihre

besondere Frucht. Nicht nur schrieb Hutten, damit er wenigstens etwas schaffe, eine Brandschrift wider Rom nach der andern — er saß auch gar manchmal mit Franz von Sickingen zusammen in ernstem Gespräch. Und was war ihrer Unterredung Gegenstand? Das war die Lehre Luthers.

Franz von Sickingen hatte als ein echter Reitersmann sich bisher nicht viel mit Büchern abgegeben. Wenn er für die Humanisten das Schwert zog, wenn er Hutten und Luthern auf seinen Burgen eine Freistatt bot, so that er's mehr aus Lust zur Fehde, aus Freude an der Kühnheit seiner Schützlinge und aus Trotz gegen die Menschen, die sie verfolgten.

Jetzt im Umgang mit Hutten bekam er so manches zu hören, auch über Luther. Und er fing Feuer. Denn er hatte einen regen und scharfen Geist. Bald verging auf der Ebernburg keine Mahlzeit, ohne daß Hutten dem Sickingen aus Luthers Schriften vorlas. Und wenn sie dann in freiem Gespräch ihre Gedanken über das Gelesene austauschten, so bewies Sickingen, daß er Luthern wohl verstanden hatte, und daß er von manchem seine eigene Ansicht hegte, worüber sonst Ritter und Feldhauptleute wenig nachzudenken pflegten. Wo ihm aber der Atem ausging, weil es sich um gelehrte, um theologische Dinge handelte, da half Hutten nach und Sickingen schämte sich nicht, bei seinem Gaste, dem viel Jüngeren, in die Schule zu gehen.

So war für Sickingen und Hutten Luther gleichsam der Dritte im Bunde, und immer mehr erkannten sie, daß er der Größte unter ihnen war.

Hutten ließ Luthern nicht ohne Kunde davon, wie eifrige Freunde er auf der Ebernburg habe. Er schickte ihm seine Schriften nach Wittenberg, er vertraute ihm in Briefen seines Herzens Empfinden und manches auch von seinen Plänen. Aber er fand bei Luther nicht die rechte Gegenliebe.

Zwar, daß Hutten so lebhaft für ihn ins Zeug ging, sah Luther mit Freuden. „Hutten und viele andere schreiben tapfer für mich," so meldete er noch am 15. Februar 1521 an Staupitz, „täglich erscheinen Lieder, an denen sich dieses Babylon gar wenig ergötzen wird."

Und auch an den Streichen, die Hutten sonst wohl gegen die Römlinge zu führen gedachte, konnte Luther, wenn seine Stimmung gerade

darnach war, ein gewisses Wohlgefallen haben. So hätte Hutten gern den beiden Nuntien, die sich nach Karls Krönung in Köln aufhielten und von da zum Reichstage nach Worms mußten, den Weg dahin verlegt und sie abgefangen. Das wäre ein abenteuerliches Ritterstück gewesen, das gewiß viel von sich reden gemacht hätte, aber es wäre vermutlich der Gang der Ereignisse dadurch nicht im mindesten verändert worden. Als Luther davon hörte, schrieb er an Spalatin (13. November 1520):

„Mich freut, wie Hutten hervortritt, und ich wollte, er hätte den Caracciolo und Aleander abgefangen!“

Aber wie kam es, daß Luther doch so wenig mit Hutten Fühlung hielt? Daß er ihm so selten schrieb? Daß er ihm nicht einmal seine Schriften zuschickte? Geschweige denn, daß er ihn seines besonderen Vertrauens wert geachtet hätte?

Je mehr es dem Hutten mit seiner Begeisterung für Luther ernst war, desto schmerzlicher mußte er dessen Zurückhaltung empfinden. Er schrieb an Luther, daß er selbst gern nach Wittenberg kommen möchte, ihn zu sehen; nur wollte er zuvor gern wissen, wessen man sich von Seiten des Kurfürsten zu versehen habe. So am 9. Dezember 1520. Aber am 18. Januar 1521 hat er Ursache, dem Spalatin zu klagen, daß Luther in so bewegter Zeit es nicht der Mühe wert finde, an ihn zu schreiben.

Warum Luther sich gegen Huttens Freundschaft so kühl verhielt, ist uns kein Geheimnis. Was Hutten mit Ungeduld begehrte: Krieg und Gewalt, verwarf und verabscheute Luther von Herzen. Mochte er früher etwa einmal Äußerungen gethan haben, die sich anders deuten ließen (Band 1, Seite 587) — ausdrücklich undimmer wieder versichert er, daß er eine Reformation auf dem Wege des Friedens, der Ordnung und des Rechts fordere. Man sprach von einem Aufstande, der wider die deutschen Papisten sich zu erheben drohe, ähnlich dem Aufstande der Husiten, der noch in schrecklicher Erinnerung stand.

„Ich bin ohne Schuld,“ schreibt Luther darüber, „denn was ich bewirken wollte, war dies, daß der deutsche Adel nicht mit dem Schwert, sondern nur durch Beschlüsse und Gesetze jenen Romanisten Schranken zöge, wie sie das recht wohl im Stande sind. Gegen das unkriegerische Volk der Priester Krieg führen ist ja nicht anders, als wollte man gegen Weiber und Kinder zu Felde ziehen.“ So am 27. Febr. 1521 an Spalatin.

Da konnte er freilich nicht mit Hutten Hand in Hand gehen. Gerade jener Brief Huttens vom 9. Dezember mißfiel Luthern ganz und gar. Er schrieb an Spalatin mit folgenden Worten:

„Was Hutten will, siehst Du. Ich möchte nicht, daß man mit Gewalt und Blutvergießen um das Evangelium stritte: so habe ich auch dem Manne geschrieben. Durchs Wort ist die Welt überwunden, durchs Wort die Kirche errettet worden, so wird sie durchs Wort abermals verneuert und aufgerichtet werden. Ja, auch der Antichrist wird, wie er ohne Gewalt angefangen hat, ohne Gewalt zertreten werden, allein durchs Wort."

Das Wort, dem Luther so große Kraft zutraute, war das Wort Gottes. In dem Stücke war er dem Hutten weit überlegen, daß er das Evangelium, die frohe Botschaft von Gott, hell erkannt und im innersten Herzen erfahren hatte.

Hutten brachte in seinen jüngeren Schriften auch viele Bibelsprüche vor. Er hatte das von Luther gelernt. Aber sie sind für ihn nur ein Schmuck der Rede. Dagegen bei Luther Kern und Grund von allem, was er sagt.

Luther wußte gut, worin seine Stärke lag. In aller Bescheidenheit, die nicht hoch denken konnte von eigener Person, pochte er auf den von Gott empfangenen Beruf, der eben ihn Unwürdigen zu seinem Werke auserwählt hatte.

„Bin ich nicht ein Prophet," sagt er, „so bin ich jedoch gewiß für mich selbst, daß das Wort Gottes bei mir und nicht bei ihnen ist; denn ich ja die Schrift für mich habe und sie allein ihre eigene Lehre. Dasselb' mir auch den Mut giebt, mich so wenig zu fürchten vor ihnen, so viel sie mich verachten und verfolgen. Es waren viele Esel in der Welt zu Bileams Zeiten, dennoch redete Gott durch keinen, denn durch desselben Bileams Esel."

Zum Anderen hatte Luther auch das vor Hutten voraus, daß er die Sprache doch noch ganz anders in der Gewalt hatte, wie dieser. Hutten hob erst an, deutsch zu schreiben, und Luther war schon Meister darin.

Und ob er nicht Aufruhr und Krieg predigte, so war er darum kein minderer Held, wie Hutten. Kaum hatte er die unerhörte That gethan und Rom durch den Schriftenbrand vor dem Elsterthore zu Wittenberg

aufs äußerste gereizt, so ließ er alsbald alle Welt wissen, daß er solches nicht aus Übereilung gethan, sondern es fröhlich vertreten wolle wider jedermann. Denn das war der Sinn der kleinen Schrift, die er noch im Dezember 1520 auf lateinisch und deutsch ausgehen ließ: „Warum des Papsts und seiner Jünger Bücher verbrannt sind.“

„Allen Liebhabern christlicher Wahrheit sei gewünscht Gnad' und Fried' von Gott.

„Ich, Martinus Luther, genannt Doktor der heiligen Schrift, thu' männiglich zu wissen, daß durch meinen Willen, Rat und Zuthat, auf Montag nach Sankt Nicolai im 1520. Jahr verbrannt sind die Bücher des Papsts von Rom und etlicher seiner Jünger. So jemand sich des verwundern und, wie ich mich wohl versehe, fragen würd', aus was Ursach' und Befehl ich das gethan habe, der laß ihm hiermit geantwortet sein.

„Zum Ersten ist's ein altherkommener Brauch, vergiftigte, böse Bücher zu verbrennen. Wie wir lesen in der Apostelgeschichte 19, 19, da sie für fünftausend Pfenning Bücher verbrannten, nach der Lehre Sankt Pauli.

„Zum Andern, so bin ich ja unwürdigermaßen ein getaufter Christ, dazu ein geschworener Doktor der heiligen Schrift, über das ein täglicher Prediger, dem seines Namens, Standes, Eides und Amts halben gebührt, falsche, verführerische, unchristliche Lehre zu vertilgen oder zu wehren. Und wiewohl viel' mehr in gleicher Pflicht sind, die doch dasselb' nicht thun wollten oder mochten, vielleicht aus Unverstand und gebrechlicher Furcht, wäre ich dennoch nicht damit entschuldigt, so mein Gewissen genugsam verständigt und mein Geist mutig genug von Gottes Gnaden erweckt ist und ließe mich durch jemands Exempel aufhalten.

„Zum Dritten hätt' ich mich solches Werks dennoch nicht unterwunden, wo ich nicht hätt' erfahren und gesehen, daß der Papst und die päpstlichen Verführer nicht allein irreten und verführten, sondern nach vielen vergebens von mir geschehenen Unterrichtungen in ihrem unchristlichen Irrtum und Seelverderben, also gar verstockt und verhärtet sind, daß sie nicht allein nicht wollen sich weisen lassen, sondern blindhin mit verstopften Ohren und Augen die evangelische Lehre verdammen und verbrennen, ihre endchristliche, teuflische Lehre zu bestätigen und erhalten.

„Zum Vierten: ich glaube auch nicht, daß sie des Befehl haben

von dem Papst Leo dem Zehnten, so viel es an seiner Person liegt, ich erfahr' es denn noch anders; welchem, als ich hoffe, solche von mir verbrannten — wiewohl seiner Vorfahren — Bücher selbst nicht gefallen (so ein unverwüstliches Zutrauen hegte Luther noch damals zu Leos Person! Aber deshalb rechnet er doch nicht auf ihn, sondern fährt fort:) — und ob sie ihm gefielen, ist mir darum nichts daran gelegen. Ich weiß auch und hab' des gewisse Kundschaft, daß die Kölner und Löwener, welche sich rühmen, sie haben Kaiserlicher Majestät Urlaub und Befehl, meine Büchlein zu verbrennen, der Wahrheit sparen: denn sie solch' Fürnehmen mit Geschenken, viel tausend Gulden wert, von etlichen Amtleuten erkauft haben.

„Zum Fünften: dieweil denn durch solches ihr Bücherverbrennen der Wahrheit ein großer Nachteil und bei dem schlechten (schlichten) gemeinen Volk ein Wahn dadurch erfolgen möcht', zu vieler Seelen Verderben, hab' ich durch Anregen — wie ich hoff' — des Geistes, dieselben zu stärken und zu erhalten, der Widersacher Bücher wiederum verbrennet, angesehen ihre unhoffliche Besserung.

„Darum woll' ein jeglicher sich nicht lassen bewegen die hohen Titel, Namen und Geschrei des päpstlichen Stands, des geistlichen Rechts, des langwährigen Brauchs dieser verbrannten Bücher, sondern hör' zu und sehe zuvor an, was der Papst in seinen Büchern gelehret und was in dem heiligen, geistlichen Recht für vergiftete und gräuliche Lehren stehen und was wir bisher haben angebetet an Statt der Wahrheit — und richte alsdann frei, ob ich rechtlich oder unrechtich diese Bücher verbrennet habe."

Es folgen nun dreißig „Artikel und Irrtümer in des geistlichen Rechts und päpstlichen Büchern, darum sie billig zu verbrennen und zu meiden sind". In der Regel ist die Stelle des kanonischen Rechts angeführt, wo die Lehre geschrieben steht: zuweilen ist eine kurze Widerlegung beigegeben.

Der erste Irrtum lautet: „Der Papst und die Seinen sind nicht schuldig, Gottes Geboten unterthan und gehorsam zu sein."

Der vierte: „Der Papst hab' in seinem Herzen volle Gewalt über alle Rechte."

Der zehnte: „Den Papst mag niemand urteilen auf Erden, auch niemand sein Urteil richten, sondern er soll alle Menschen richten auf Erden."

„Dieser Artikel," fügt Luther hinzu, „ist der Hauptartikel

und daß er ja wohl einsäße, ist er gar durch viel Kapitel und beinahe durchs ganze geistliche Recht immer an- und angezogen, daß wohl scheinet, wie das geistliche Recht nur darum sei erdichtet, daß der Papst frei möcht' thun und lassen, was er wollt', Urlaub zu Sünden und Hindernis zum Guten zu geben. Besteht dieser Artikel, so liegt Christus und sein Wort darnieder. Besteht er aber nicht, so liegt das ganze geistliche Recht mit dem Papst und Stuhl darnieder.

„Nun bestehet er jedoch nicht, denn Sankt Peter gebeut 1. Epist. 5, 5: ‚Ihr sollet alle gegen einander demütig sein', und Sankt Paul (Phil. 2, 3) Röm., 12, 10: ‚Ein jeglicher halt' den andern höher, denn sich,' und Christus vielmal sagt: ‚Wer der Größeste sein will, der sei der Geringste' (Lukas 22, 26). Dermaßen strafet Sankt Paulus Sankt Petrum, Gal. 2, 11, daß er nicht recht wandelt nach dem Evangelio, und Apostelgesch. 8, 14 ward Sankt Peter mit Sankt Johann ausgesandt von den andern Aposteln als ein Unterthäniger. Darum ist's und mag nicht wahr sein, daß der Papst niemand unterworfen, noch zu richten sei, sondern er soll jedermann unterthan und zu richten sein: dieweil er der Oberste sein will.

„Dies ist der Artikel, da alles Unglück auskommen ist in alle Welt. Darum das geistliche Recht, als ein vergiftig Ding, billig zu vertilgen und zu meiden ist. Denn daraus erfolget, wie denn geschehen und jedermann kund ist, daß man keinem Bösen wehren, kein Gutes fordern kann und wir zusehends müssen das Evangelium und Glauben lassen untergehen." (Vergl. die Schrift an den Adel: Band 1 Seite 600.)

Gegen den Schluß der Schrift heißt es dann:

„Willst du wissen mit kurzen Worten, was im geistlichen Recht steht so höre zu. Es ist Summa Summarum: der Papst ist ein Gott auf Erden, über alle himmlische, irdische, geistliche und weltliche Gewalt, und ist alles sein eigen. Denn niemand darf sagen: Was thust du?

„Das ist der Gräuel und Stank, da Christus von sagt Matth. 24, 15: ‚Wenn ihr sehen werdet den stinkenden Gräuel, der alle Dinge wüst macht, daß er stehet in der heiligen Statt, davon Daniel gesagt hat — wer das lieset, der verstehe es wohl' und Sankt Paul (1. Thess. 2, 4): ‚er wird sitzen in dem Tempel Gottes — das ist: in der Christenheit — und sich dargeben, als sei er ein Gott.'

„Wann der Endchrist schon kommt, was mag er mehr Böses thun, denn des Papstes Regiment gethan hat und täglich thut? Ist es doch

nicht glaublich, wenn sein Regiment aus Gott wäre, daß er sollt' also viel Verderben und Sünd' daraus kommen und den bösen Geist so gar gewaltig drinnen regieren lassen.

„Der Artikel sei diesmal genug. Ist aber jemand des Papstes Verwandter und lüstig, der unterwind' sich, dieselben zu schützen und zu verfechten, so will ich sie ihm wohl klarer ausstreichen und derselben viel mehr aufbringen. Es sollen diese ein Anfang des Ernsts sein, denn ich bisher doch nur gescherzt und gespielt hab' mit des Papstes Sach'. Ich hab's in Gottes Namen angefangen; hoff', es sei an der Zeit, daß es auch in demselben ohne mich sich selbst ausführe.

„Dürfen sie meine Artikel, da mehr Evangelii und gegründeter heiliger Schrift innen ist — das ich ohn' Ruhm mit Wahrheit sagen und beweisen will — denn in allen Papsts Büchern, verbrennen, so verbrenn' ich viel billiger ihre unchristlichen Rechtsbücher, darinnen nichts Gutes ist. Und ob etwas Gutes darinnen wäre, so ist doch alles dahin gezogen, daß es Schaden thun soll und den Papst stärken in seinem endchristlichen Regiment, darzu desselben keines nimmer wird gehalten vor übrigem Fleiß, allein was bös' und schädlich drinnen ist, zu halten.

„Ich laß einem jeglichen sein Gutdünkel; mich bewegt das am meisten, daß der Papst noch keinmal hat mit Schrift und Vernunft widerlegt einen, der wider ihn geschrieben, geredet oder gethan hat, sondern mit Gewalt, Bannen, durch Könige, Fürsten und sonstige Anhänger, oder mit Listen und falschen Worten erdrückt, verjagt, verbrennt oder sonst erwürgt, des ich ihn mit allen Historien überzeugen will, hat auch darum noch nie kein Gericht noch Urteil leiden wollen, allzeit geplärret, er sei über alle Schrift, Gericht und Gewalt.

„Nun ist es ja wahr, daß die Wahrheit und Gerechtigkeit nicht scheuet das Gericht, ja nichts Lieberes hat, denn Licht und Recht, lässet sich gern ansehen und probieren. Die Apostel gaben, Apostelgesch. 4, 19, das Urteil ihren Feinden und sprachen: ‚Richtet ihr selbst, ob es billig sei, euch mehr, denn Gott gehorsam zu sein' — so gewiß war die Wahrheit. Aber der Papst will jedermann die Augen blenden, niemand richten lassen, sondern allein richten jedermann; so gar ungewiß ist er seiner Sach' und Händel. Und dies sein Gemunkel im Finstern und Scheu des Lichtes macht, daß, wenn der Papst eitel Engel wäre, könnt' ich ihm dennoch nichts glauben. Ein jedermann billig hasset das finstere Geschäft und liebet das Licht. Amen."

Das war wieder einmal so ein Schriftchen, das kurz und bündig,

jedermann verständlich, durchs Land flog und der Sache Luthers mehr Freunde gewann, als alle Blätter Huttens und anderer Freunde. Von schwererem Gewicht war aber die größere Schrift, die er auf ausdrücklichen Wunsch des Kurfürsten ausgehen ließ, die Bannbulle ausführlich zu widerlegen Punkt für Punkt (Band 1 Seite 766): Grund und Ursach' aller Artikel, so durch die römische Bulle unrechtlich verdammt worden."

Sie erschien mitte Jannar 1521 zuerst lateinisch für die gelehrten Leute. Doch gedachte Luther sie auch dem Volke in gutem Deutsch vorzulegen, wie denn geschehen im März 1521. Er schrieb darüber am 16. Januar an Spalatin:

„Meine lateinische Schrift, von der ich Dir schon einige Bogen geschickt habe, kommt nun vollständig. Schilt sie nicht als zu grob, die deutsche Ausgabe wird feiner und schlichter sein. Ich mußte für die lateinischen Mägen etwas Salz einstreun."

Wirklich war das Buch für die päpstlichen Theologen und Juristen schwer verdaulich. Statt die Irrtümer, die ihm die Bulle schuldgab, zu widerrufen, spitzte er seine Sätze noch zu und trotzte dem Papste ins Angesicht. Zwei Beispiele nur.

Der achtzehnte unter den Sätzen Luthers, welche die Bulle verdammten, handelte vom Ablaß. Darnach sollte Luther lehren: „Der Ablaß ist ein göttlicher Betrug der Christen und Nachlassung guter Werke und von der Dinger Zahl, die zugelassen und nicht forderlich (gefordert) sind."

Darauf Luther:

„Etliche, die des Ablasses Untüchtigkeit erkannten und doch dem Sündenlehrer zu Rom nicht durften widerstreiten, haben ein Sprichwort gehabt und gesagt: der Ablaß sei ein göttlich Betrügen; d. i.: ob er wohl nichts wäre und das Volk betrüge — weil es doch eine Ursach' ist, Geld in den Kasten zu geben und so ein gutes Werk zu thun, wäre es wohl eine Trügerei, doch zum guten, göttlichen Werk. (Der Zweck heiligt das Mittel!) Diesen hab' ich zu der Zeit gefolget und auch also gesagt: denn ich wußte zu der Zeit kein Besseres.

„Nun aber mir der heilige Vater Papst einen Widerspruch zu thun gebeut und diesen Artikel verdammt, will ich gehorsam sein und sage: Ich bekenne meinen Irrtum, der Artikel ist nicht wahr! Und sag' also: Ablaß ist nicht eine göttliche Trügerei, sondern eine höllische, teuflische, endchristliche Trügerei, Dieberei, Räuberei; dadurch

der römische Nimrod und Sündenlehrer aller Welt Sünde und Hölle verkäuft und alle ihr Geld um solchen unsäglichen Schaden aussäugt und ableckert. O Papst, o Papst, laß einmal genug sein!"

So widerruft auch Luther seine frühere Meinung, die von der Bulle verworfen worden als sein dreißigster Satz und dort also lautete:

„Etliche Artikel Johannis Hus, zu Konstanz verdammt, sind die allerchristlichsten, wahrhaftigsten und ganz evangelisch, welche nicht verdammen möcht' die ganze Christenheit."

Jetzt erklärt Luther: „Fürwahr, ich hab' hier sehr geirret. Also sag' ich itzt: nicht etliche allein, sondern alle Artikel Johannis Hus, zu Konstanz verdammt, sind ganz christlich, und bekenne, daß der Papst mit den Seinen hier als ein rechter Endchrist gehandelt, das heilige Evangelium mit Johannes Hus verdammt und an seine Statt des höllischen Drachen Lehre gesetzt hat. Das erbiete ich mich zu verantworten und will's mit Gottes Hilfe wohl beweisen und erhalten."

Da diese Stellen der deutschen Ausgabe entnommen sind, so merkt der geneigte Leser wohl, daß auch im Deutschen Luther nicht allzu zart und glimpflich mit dem Papste verfahren ist. Solche Art Widerruf konnte Rom freilich nicht gelten lassen.





Viertes Kapitel.

Die Bannbulle und Kurfürst Friedrich.

Immer eifriger las das Volk Luthers Schriften, immer lebhafter nahm es für ihn Partei. Wie war es aber möglich, daß die deutschen Fürsten und Bischöfe dieser Bewegung nicht Einhalt thaten? Hatten die Obrigkeiten im deutschen Reiche so wenig Ehrfurcht vor dem Papste, daß sie nicht darnach fragten, was seine Bulle von ihnen forderte?

Wenn die geistlichen und weltlichen Stände im Reiche sich gegen die Bulle ablehnend verhielten, konnte sie nichts wirken. Denn erst dann, wenn ein jeder Fürst, eine jede Stadt, eine jede Universität, ein jeder Bischof von sich aus den päpstlichen Erlaß veröffentlichten und damit für ihre Unterthanen zum Gesetz erhoben, erlangte die Bulle in den verschiedenen Reichsgebieten volle Rechtskraft. Das also war das Wenigste, was der Papst von dem Gehorsam christlicher Fürsten und Stände erwarten mußte, daß sie die Bulle ihrerseits veröffentlichten. Dazu durfte er sich von ihnen des Größeren versehen, daß sie sich gegen Luther und Genossen seinem Willen gemäß verhielten.

Aber nicht einmal zu einer allgemeinen Veröffentlichung der päpstlichen Bulle wollte es kommen. Sehr verschieden waren die Gründe, welche den Eifer der verschiedenen Regierungen hemmten; aber nicht eine einzige hatte es eilig, dem Papste zu Willen zu sein.

Die Bischöfe von Meißen, Merseburg und Brandenburg hatten den päpstlichen Nuntius Eck seinen nächsten Auftrag ausführen lassen und ihm gestattet, die Bulle an den Thüren ihrer Domkirchen anzuschlagen.

Sie waren alle drei Luthern gar nicht wohlgesinnt. Der von Meißen war ja der erste Bischof gewesen, dem es nötig erschien, gegen Luther einzuschreiten, und die grobe Antwort, die ihm Luther darauf gegeben, hatte er gewiß noch nicht vergessen. Der Merseburger war auch voll Bitterkeit gegen Luther; daß dieser von Wittenberg verjagt werden müsse, dünkte ihm zum mindesten selbstverständlich. Und der Brandenburger hatte längst schon Luthern sein früheres Wohlwollen entzogen; in seinem Sprengel lag Wittenberg, so hatte er vor allem Ursache, ernste Maßregeln zu ergreifen.

Aber alle drei Bischöfe verhielten sich vor der Hand still. Es hatte keiner den Mut anzufangen. Denn daß die öffentliche Meinung schlecht auf die Bulle zu sprechen war, merkten sie wohl. Erst als der Kaiser mit gutem Beispiel vorangegangen war und unter seinen Augen zu Löwen, Köln und Mainz Luthers Schriften dem Feuer übergeben worden, da flammten auch in den Bistümern Merseburg und Meißen die Scheiterhaufen. Luther hatte schon immer darauf gewartet. Erst am 17. Februar konnte er seinem Freunde Spalatin berichten:

„Der Bischof von Merseburg hat meine Bücher verbrannt; der heilige Mann ist ein Papstknecht.“

Und am 27. Februar schrieb er an denselben: „Ganze Wagenladungen von meinen Büchern verbrennen sie im Merseburgischen und Meißnischen. So wahnsinnig geberden sich diese kleinen Heiligen.“

Beinahe fünf Monate nach der Ankunft der Bannbulle geschah das; wenn man's recht bedenkt, war der Eifer, dem Papste zu gehorchen, nicht eben groß.

Der Bischof von Brandenburg reiste im Januar durch Wittenberg; wir werden noch davon zu reden haben, bei welcher Gelegenheit. Es gab zu Wittenberg ein großes Geschrei, der Bischof wolle die Bulle vollstrecken. Aber der Schrecken war umsonst.

Wenn Eck eines Bischofs sicher sein durfte, so war das der Bischof von Eichstädt, mit dem er als Domherr von Eichstädt auf bestem Fuße stand. Wirklich erreichte Eck von ihm, daß er die Bulle mehrfach empfahl und so auch bei der Universität Ingolstadt unterstützte. Nämlich nicht einmal bei dieser Universität, der er selber als Professor angehörte, konnte Eck die Veröffentlichung seiner Bulle ohne Widerspruch durchsetzen. Und auch der Bischof von Eichstädt, der ihm hier zu Hilfe kam, nahm doch Anstand, die Bulle für sein ganzes Bistum zu verkünden.

Einer der Ersten, welche Ernst damit machten, war der Bischof von

Freising. Aber auch er nahm sich Zeit bis zum 10. Januar 1521, zögerte also beinahe vier Monate.

Derselbe hatte auch das Bistum Naumburg inne. Er ließ dasselbe durch einen Offizial verwalten, der zu Zeitz seinen Sitz hatte. Nun stand das Bistum Naumburg von Alters her in einer gewissen Abhängigkeit von Kursachsen. Der Offizial fragte also bei der sächsischen Regierung an, ob er die Bulle im Naumburgischen Sprengel bekannt machen solle oder nicht. Da erhielt er von den Räten Friedrichs des Weisen den Bescheid, „diesem Thun nochmals einen Anstand zu geben und damit nicht zu eilen, bis man sehe, wo die Sache hinauswolle."

Einen andern Bescheid wollte jener bischöfliche Beamte auch gar nicht haben. War es doch derselbe Doktor Schmidberg zu Zeitz, welcher in eben diesen Tagen starb und angesichts des Todes seine Gesinnung gegen Luther durch ein Vermächtnis von hundert Gulden bezeugte (Seite 14).

Wenn die geistlichen Fürsten dem Papste nicht größeren Eifer bewiesen, was war da von den weltlichen zu erwarten! Es kannten damals die frömmsten und kirchlichsten Christen den strammen Gehorsam gegen den Papst noch nicht, welcher heutzutage, besonders seit der Verkündigung der Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes, die oberste Tugend der römischen Katholiken ist. Zumal die Fürsten behielten sich das Recht vor, jegliche Forderung des Papstes zu prüfen und, wenn sie dieselbe für unbefugt oder sonst wie bedenklich erkannten, sich nicht daran zu kehren. In den Gesetzen des deutschen Reiches und selbst im kanonischen Recht fanden sich solche Bestimmungen, welche vor einer unumschränkten Willkürherrschaft des Papstes Schutz gewährten.

So kam es, daß die Bulle von allen unbeachtet gelassen wurde, denen sie unbequem war. Die Herzöge von Baiern, welchen die Universität Ingolstadt gehörte, streng katholische Fürsten, wollten von der Bekanntmachung der Bulle nichts wissen, weil sie fürchteten, es möchten deshalb im Volke Unruhen entstehen. Als der Bischof von Augsburg auf Ecks Drängen gegen den Domherrn von Adelmannshausen (Seite 4) einschreiten wollte, legten sich die Herzöge für den Bedrohten ins Mittel.

Herzog Georg von Sachsen, sollte man meinen, müßte die Bulle mit Freuden begrüßt haben. Merkwürdigerweise verhinderte er selbst die Verkündigung der Bulle in seinem Lande. Kaum war Eck mit seiner teuren Last in Sicht, so schrieb er an den Rat von Leipzig, man solle dem Eck nicht gestatten, die Bulle anzuschlagen. Warum nicht? Er meinte und hoffte,

die Bischöfe von Merseburg und Meißen würden, als die in erster Linie Zuständigen und Verpflichteten, damit nicht säumen und so würde er sich mit dem Unglimpf nicht zu beladen brauchen. „Weil er aber nit hat wollen anfahen, haben berührte Bischöfe auch unterlassen, sich etwas damit zu unterwinden. Also hat der gute Herzog wider seinen Wunsch, Willen und Begehr und eigene Übung die Bulle verhindert zu publicieren." So berichtete Spalatin darüber an Kurfürst Friedrich.

Herzog Georg ließ seinen Hofprediger Emser fleißig gegen Luther Bücher schreiben und versah sich im Übrigen zu seinem Vetter Friedrich, daß der thun würde, was er Gott und der Kirche schuldig war. —

Auf Friedrich den Weisen kam in der That zu jenen verhängnisvollen Zeiten ungemein viel an.

Der Kurfürst befand sich auf der Reise nach Aachen zur Kaiserkrönung Karl V., als Eck mit der Bulle nach Sachsen kam. In seiner Abwesenheit führte sein Bruder Herzog Johann mit etlichen Räten die Regierung.

Herzog Johann war Luthern noch entschiedener zugeneigt, als sein älterer, vorsichtigerer Bruder. Er widerriet in Übereinstimmung mit den Räten die Veröffentlichung dem Kurfürsten. Und vollends sein Sohn, Prinz Johann Friedrich, trat lebhaft für Luther ein. Er schrieb noch im Oktober 1520 an seinen Oheim Friedrich, daß er Luthern schützen möge und gab von diesem Briefe Luthern selber Nachricht. Luther antwortete dem Prinzen am 30. Oktober: „Daß auch Ew. Fürstliche Gnaden sich der Sache so fest annimmt, und meinem gnädigsten Herrn Kurfürst Friedrich darin so emsig schreibet, machet mir eine sondere Hoffnung, daß Gott durch Ew. Fürstliche Gnaden wird seinem Evangelio beistehen."

Am 20. Dezember konnte Johann Friedrich Luthern mit Freuden berichten, „daß sein gnädiger lieber Herr Vetter und Vater", nämlich Friedrich der Weise, seine Fürsprache „freundlich vermerkt" und ihn versichert habe: „Ich will mir die Sache, so viel wie möglich und sich leiden will, lassen befohlen sein." Der Prinz nennt Luthern in diesem Briefe seinen „geistlichen Vater" und ermuntert ihn, der Bulle zum Trotz weiter zu predigen und zu schreiben.

So ein warmes Herz schlug Luthern im kursächsischen Fürstenhause. Es war auch hier die Jugend, die mit rückhaltloser Begeisterung dem neuen Propheten zufiel. Friedrich hatte alle Ursache, die Lage kühl und vernünftig zu erwägen und so den Gefahren, die ihm, seinem

Schützlinge, der Kirche und dem Vaterlande drohten, nach Kräften zu begegnen.

Es kam ihm zu statten, daß er bei Ankunft der päpstlichen Botschaft nicht in seinem Lande weilte. Denn so wurde es ihm leichter, eine offene Entscheidung für Luther oder für den Papst fürs erste zu vermeiden. Das war auch ganz nach Luthers Sinne. Denn er schreibt am 11. Oktober 1520 an Spalatin, der sich im Gefolge Friedrichs befand: „Was der Kurfürst nun thun soll, das weiß ich nicht; doch will es mir das Beste scheinen, wenn er sich hielte, als wäre die Bulle nicht vorhanden."

Das ließ sich freilich nicht lange durchführen. Wenn Eck den Kurfürsten nicht daheim getroffen hatte, so wußten ihn andere Sendboten des Papstes am Rhein zu finden.

Gleichzeitig mit Eck gingen noch zwei andere päpstliche Nuntien von Rom nach dem Norden. Ihr Ziel war der Hof des Kaisers. Sie hatten darauf hinzuwirken, daß die oberste Reichsgewalt sich dem Willen des römischen Stuhles gefügig zeigte.

Zwei Italiener waren es, gewandte Leute, die sich auf das Ränkespiel einer verzwickten und verschlagenen Staatskunst wohl verstanden. Der eine, namens Caracciolo, sollte als ein ständiger Vertreter des Papstes beim Kaiser die allgemeinen und politischen Geschäfte besorgen. Der andre, Hieronymus Aleander, war mit dem besonderen Auftrage betraut, die Vollstreckung der Bulle im Reich und die Ächtung Luthers durchzusetzen.

Leo X. hatte in diesen beiden Männern rührige und ergebene Diener. Zumal Aleander setzte allen Fleiß und alle Klugheit daran, Luthern zu verderben.

Aleander war ein Gelehrter, ein Humanist; er bekleidete in Rom das Amt eines Vorstehers der vatikanischen Bibliothek. Vor zehn Jahren hatte er in Paris als Lehrer der griechischen Sprache viel Aufsehen gemacht. Auch bei den deutschen Humanisten erfreute er sich damals eines ausgezeichneten Rufes. Vielleicht wählte ihn Leo X. eben deshalb zum außerordentlichen Gesandten in der heiklen Sache, weil man ihm einen besonderen Einfluß auf die deutschen Gelehrtenkreise zutraute. Aber dann sollte er sich getäuscht haben. Aleanders früheren Freunde wollten nichts mehr von ihm wissen, als er mit der Bannbulle über die Alpen

kam. Sie schalten ihn einen Abtrünnigen, einen Verräter an der Wissenschaft, einen Schmeichler des römischen Hofes. So sehr sahen die Humanisten in Deutschland damals Luthers Sache als die ihrige an und waren eins im Abscheu gegen die Anmaßung Roms. Aleander hatte keine angenehme Stellung in Deutschland, denn überall begegnete ihm der Haß und die Verachtung der Besten.

Noch die günstigste Aufnahme fand er am Kaiserhofe. Karl V. empfing ihn und seinen Genossen in Flandern, wo er auf der Reise von Spanien nach Deutschland sich vorübergehend aufhielt. Ihm war der Luthersche Handel nicht unbekannt. Von mehr als einer Seite hatte er Bericht empfangen, welch eine Verwirrung der Wittenberger Mönch in Deutschland angerichtet habe, und Lutheraner wie Papisten drängten sich an ihn mit der Bitte und in der Hoffnung, daß er den Streit in ihrem Sinne schlichten möge.

Nun hatten die Gesandten des Papstes insofern bei ihm einen guten Stand, als er der römischen Kirche in treuem Glauben ergeben war und alle Ketzerei von Herzensgrunde verurteilte. Hatte der Papst Luthern als Ketzer verdammt, so zweifelte Kaiser Karl, als sein gehorsamer Sohn, nicht einen Augenblick daran, daß Luther in Wahrheit ein Ketzer sei und die über ihn verhängte Strafe verdiene.

Aber deshalb rührte Karl noch nicht den kleinen Finger, um selbst die Strafe an dem Ketzer zu vollziehen. Zuerst mußte er noch auf eine andere Frage die Antwort haben, nämlich: was gebietet mir die Staatsklugheit, der Vorteil meiner Macht, in diesem Falle zu thun oder zu lassen?

Karl war ein guter Katholik, aber er war noch mehr ein kluger Fürst. Er stellte sich mit dem Papste auf den Fuß der Gegenseitigkeit: in dem Maße du mir zu Gefallen bist, werde ich dir wieder gefällig sein. Darüber ließ er nun die beiden Nuntien nicht lange im Zweifel.

Indessen erreichte Aleander zunächst alles, was er erwarten durfte. Karl gab Befehl, daß in seinen Erblanden, d. h. in den ehemals Burgundischen Gebieten, wozu auch Holland und Belgien gehörten, die Bannbulle vollstreckt und Luthers Schriften verbrannt würden. Aleander hatte es sehr eilig, diesen Befehl auszuführen und so ein Exempel zu statuieren; er richtete in Löwen selbst den ersten Scheiterhaufen auf. „Der Kaiser und seine Räte," rühmte er sich, „sahen die Bücher schon brennen, ehe sie sich noch recht bewußt geworden, daß sie den Erlaß zu-

gestanden.“ Zufrieden mit dem ersten Erfolge, lobte er den Kaiser als einen sehr „christlichen“ Fürsten.

Nun war sein weiteres Bemühen darauf gerichtet, von dem Kaiser einen gleichen Erlaß gegen Luther und seine Schriften für das ganze Reich zu erlangen. Das war aber nicht so einfach. Selbst wenn der Kaiser und seine Räte den guten Willen besaßen, so konnten sie in der gewünschten Weise nicht vorgehen, ohne auf Hindernisse zu stoßen. Und was stand da im Wege? Die Reichsverfassung und der Kurfürst von Sachsen.

Kurfürst Friedrich von Sachsen war, wie wir wissen, der einflußreichste unter den deutschen Fürsten. Der junge Kaiser war ihm zu besonderen Dank verpflichtet, weil er die schwankende Kaiserwahl zu seinen Gunsten entschieden hatte. So mußte in allen Reichsangelegenheiten Friedrichs Stimme vor allem gehört werden.

Am wichtigsten war aber seine Haltung in Sachen Luthers. Denn er war Luthers Landesherr. Wenn er den Forderungen des Papstes willfahrte und seine Hand bot, Luthern zu vernichten, so hatte mit einem Schlage die ganze Schwierigkeit ein Ende. Wenn er dagegen den Ketzer unter seinen Schutz stellte, so stand man noch am Anfange unabsehbarer Verwickelungen.

Deshalb war Aleander bei der Sendung von vornherein darauf angewiesen, sich mit Kurfürsten Friedrich ins Vernehmen zu setzen und ihn womöglich zu bewegen, den Ketzer fallen zu lassen.

Es währte bis in den November hinein, ehe Aleander dazu kam, mit Friedrich zu verhandeln. Seit die Nuntien ihre Vollmachten bei dem Kaiser überreicht hatten, reisten sie mit dem kaiserlichen Hoflager. Zunächst also von Flandern nach Aachen. Dort, über dem Grabe Kaiser Karls des Großen, wurde der Erwählte deutscher Nation am 23. Oktober 1520 gekrönt. Aber den Erzmarschall des Reiches, den Kurfürsten von Sachsen, trafen die päpstlichen Gesandten wider Erwarten in Aachen nicht an. Von Gicht geplagt, hatte der Fürst zu Köln am Rhein Halt machen und auf die Teilnahme an der Krönung verzichten müssen. Er erwartete nun den Kaiser in Köln.

Als denn Karl sein Hoflager von Aachen nach Köln verlegte, meinte Aleander endlich, an den Sachsen herankommen zu können. Aber der wußte sich der unbequemen Unterredung noch eine gute Weile zu ent-

ziehen. Acht Tage lang, klagte Aleander, habe er bei Friedrich nicht vorkommen können. Ja, er mußte die Gelegenheit zu der Audienz recht gewaltsam vom Zaune brechen.

Am 4. November 1520, als an einem Sonntag, besuchte Friedrich in der Franziskanerkirche die Messe. Er traf dort mit etlichen geistlichen und weltlichen Fürsten zusammen. Auch der Nuntius Caracciolo fand sich ein und bat sofort, weil er den günstigen Augenblick nicht vorübergehen lassen wollte, um Gehör. Friedrich willfahrte ihm, und so übergab Caracciolo in Gegenwart der Bischöfe von Triest und Trient dem Kurfürsten das von Leo X. an ihn gerichtete Schreiben. Dazu wußte Caracciolo den Papst hoch zu rühmen und wie dessen Vertrauen auf den Kurfürsten groß sei bei der Frömmigkeit, die er und seine Vorfahren jederzeit bewiesen.

Wie von ungefähr ließ sich auf einmal auch der andere päpstliche Gesandte, Aleander, beim Kurfürsten melden. Der nahm jetzt das Wort und brachte die Hauptsache zur Sprache: den Lutherschen Handel. Auch er hatte einen Brief des Papstes zu überreichen. Darin war seine und Ecks Sendung beglaubigt und der Kurfürst ermahnt, ihnen zur glücklichen Lösung ihrer Aufgabe, nämlich zur Austilgung der Lutherschen Ketzerei, allen Vorschub zu leisten. Viel schlimmere Dinge als Hus lehre dieser Luther, bemerkte Aleander. Wenn man ihm nicht bald das Handwerk lege, so wird es um das römische Reich geschehen sein. Denn so seien einst die Griechen dessen verlustig gegangen, als sie vom römischen Papste abfielen.

Schließlich trug Aleander dem Kurfürsten eine doppelte Bitte vor: zum Ersten, derselbe möge alle Bücher des Martin Luther verbrennen lassen; zum Andern, er möge an Luther selbst die Strafe vollziehen, ihn gefangen setzen und gefangen halten oder ihn an den römischen Papst ausliefern. Und scheute sich Aleander nicht, die Versicherung hinzuzufügen, daß sowohl Kaiser Karl als auch sämtliche Fürsten des Reiches geleistet hätten, was der Papst forderte und sei keiner im Rückstande, außer allein Kurfürst Friedrich von Sachsen.

Friedrich erwiderte, die Sache sei zu wichtig, als daß er augenblicklich Bescheid sagen könne. Er wolle sichs angelegen sein lassen, eine angemessene Antwort zu geben. —

Wie nun Friedrich mit seinen Räten erwog, was man den päpstlichen Gesandten zu sagen hätte, kam es ihm sehr gelegen, daß Erasmus in der Stadt war. Dieser angesehene Gelehrte, ja das Haupt der Hu=

manisten in Deutschland, hatte schon früher einmal dem Kurfürsten seine Meinung über Luther geschrieben (Band 1 S. 559). Sein Urteil unter den jetzigen schwierigen Verhältnissen zu hören, schien dem Kurfürsten von großem Werte. Es ließ also den Erasmus bitten, ihn zu besuchen.

Erasmus gefiel sich darin, über den Parteien zu stehen. Die ganze Luthersche Sache war für ihn nicht viel mehr, als eine Gelegenheit, seine geistreichen Bemerkungen zu machen. Und wenn er mit hohen Gönnern darüber sprach, wußte er seine Ansicht wohl so einzurichten, daß sie ihn gerne hörten. An Papst Leo hatte er am 13. September geschrieben: er habe Luthers Schriften niemals gelesen, außer etwa zehn bis zwölf Seiten, und auch diese nur flüchtig; er wolle nicht einmal seinem Bischof, geschweige denn dem höchsten Statthalter Christi irgendwie entgegentreten; sogar damals, als es noch freigestanden, sich Luthern zuzuwenden, habe er diesen nicht in Schutz genommen. Am 4. November, also kaum vier Wochen später, sprach er sich gegen Friedrich den Weisen fast wie ein ganzer Lutheraner aus.

Friedrich fragte ihn, „ob er sich auch ließe dünken, daß Luther sich in seinen Schreiben und Predigten geirrt hätte".

Erasmus lächelte und schmatzte mit dem Munde; dann antwortete er: „Ja, in zweien Stücken, nämlich, daß er dem Papste an seine Krone und den Mönchen an den Bauch gegriffen hat."

Luthers Freund Spalatin wohnte dieser Unterredung bei und begleitete dann den Erasmus in seine Herberge. Dort bat er in der Freude seines Herzens über die guten Worte, die der gefeierte Mann von Luther gesagt hatte, den Erasmus, daß er ihm seine Ansicht über Luther und den ganzen Streit niederschreiben möge. Erasmus war zu eitel, um die Bitte abzuschlagen, und so zeichnete er einige Sätze auf und gab sie dem Spalatin.

Kaum hatte er das Blatt aus der Hand gegeben, so reute es ihn; denn was für Verlegenheiten konnte es ihm bringen, wenn diese Sätze Leuten zu Gesicht kamen, für die sie nicht geschrieben waren. Er forderte den Zettel von Spalatin zurück und erhielt ihn auch wieder. Aber ohne Spalatins Willen waren die Sätze indessen schon abgeschrieben worden, und bald sollte sie Erasmus gedruckt lesen.

In der That stellt sich Erasmus, wie er sich damals geäußert hat' entschieden auf Luthers Seite. Man höre nur einige Sätze.

„Die Sache kommt aus böser Quelle, nämlich aus Haß wider die Wissenschaft und aus tyrannischer Anmaßung.

„Solcher Quelle entspricht auch das Verfahren: Geschrei, tückische Anschläge, Bitterkeit und Haß, giftige Schriften.

„Die Leute, welche die Sache in der Hand haben, sind verdächtige Personen (Eck und Aleander).

„Je besser einer ist und je vertrauter mit der evangelischen Lehre, desto weniger ist er dem Luther feind.

„Die Wut der Bulle verletzt alle Rechtschaffenen, als unwürdig des allersanftmütigsten Statthalters Christi.

„Luther bittet nach Ansicht aller Billigdenkenden um ein Billiges, wenn er sich zu einer öffentlichen Disputation erbietet und unverdächtigen Richtern unterwirft.

„Die bisher gegen Luther geschrieben haben, werden auch von den Theologen nicht anerkannt, welche sonst Luthers Gegner sind.

„Die Welt dürstet nach der evangelischen Wahrheit, ja sie scheint von einem unwiderstehlichen Verlangen darnach getrieben zu sein, darum sollte man nicht so gehässig dawider auftreten.

„Kaiser Karl darf sein Regiment nicht mit so verhaßten Maßregeln eröffnen."

Wenn Kurfürst Friedrich dessen bedurfte, so mußten ihn diese Äußerungen des Erasmus in seiner Haltung ganz und gar befestigen. Er war ja von vornherein entschlossen, Luthern so lange als möglich zu schützen. Mochte er auch Luthers Lehre nicht übersehen, geschweige sich zu eigen gemacht haben, so hatte er genug von ihm gelesen und gehört, um den Mann zu schätzen und zu lieben. Luther berief sich auf Gottes Wort, und damit war er bisher unüberwunden — so sorgte nun Friedrich, daß er auch von Unrecht und Gewalt unüberwunden bliebe.

Am Dienstag, den 6. November, ließ Friedrich in eben jenem Franziskanerkloster den päpstlichen Nuntien durch seine Räte antworten. Er selbst entschuldigte sich mit Geschäften. Die Antwort war wohl erwogen, aber wenig nach dem Wunsche der Papisten.

Friedrich ließ vor allen Dingen seinen Unmut über die Sendung Ecks erkennen. Während er, der Kurfürst, von seinem Lande abwesend war, sei Eck gekommen und habe eigenmächtig außer Luther noch andere Männer in die Bannbulle eingeschlossen. Nun wisse er nicht, was für Folgen dieses Verfahren in seinem Lande gehabt haben könne, ob etwa gar die Menge der Gelehrten und Ungelehrten der Geistlichen und Weltlichen dadurch gedrungen worden, der Sache und Appellation

Luthers anzuhangen. „Der Fürst selbst hat nie gemeinschaftliche Sache mit Luther gemacht, und so steht es noch. Hat Luther gegen die römischen Bischöfe ungeziemend geschrieben oder von Katheder und Kanzel anders gelehrt, als einem Christen und Theologen gebührt, ist der Fürst so weit entfernt, daran sein Wohlgefallen zu haben, daß er vielmehr höchst unwillig darüber sein würde."

Und nun stellt sich der Kurfürst gegenüber dem Papst auf den Standpunkt des Rechts. Er vertritt noch dieselben Forderungen, die er vor zwei Jahren dem Kardinal Kajetan gegenüber behauptet hatte (Band 1 Seite 557).

„Unser erlauchter Fürst bittet, daß ihr auf den Weg zurücklenket, der anfangs ist eingeschlagen worden, und das Eure thut, damit die Sache vor billigen, gelehrten, frommen und unverdächtigen Richtern unter freiem, sicheren Geleit an gelegenem und ungefährlichem Orte gehört und erkannt werde und die Bücher Luthers nicht verbrannt würden, so lange er noch unverhört und unüberwiesen ist." Denn noch ist unser „gnädigster Fürst bisher nicht benachrichtigt worden, weder von Kaiserlicher Majestät, noch irgend einem sonst, daß Luthers Schriften derart überwunden seien, daß sie das Feuer verdienen". Dagegen besteht noch immer der Auftrag des Erzbischofs von Trier, Luthern vorzunehmen, und Luthers Erbieten, seinem Rufe willig zu folgen.

„Sobald als Luther überführt ist, wird unser erlauchtester Fürst sich nichts weniger zu Schulden kommen lassen, als daß er dem Unwürdigen anhinge. Doch versieht er sich dessen zu Päpstlicher Heiligkeit, daß sie auch dann nichts von ihm fordern werde, was ihm wider seine Ehre gehen würde. In alledem wird sich unser erlauchtester Fürst jederzeit als ein gehorsamer Sohn der allerheiligsten katholischen Kirche beweisen."

Caracciolo und Aleander ließen sich mit dieser Antwort nicht so leicht abfertigen. Sie begehrten noch eine Unterredung mit dem Kurfürsten. Dieser verstand sich dazu, noch einmal durch seine Räte mit ihnen zu verhandeln, aber er selbst blieb fern, „durch große Geschäfte verhindert". So kam bei diesen erneuten Verhandlungen nichts heraus: die Nuntien bestanden auf ihrem Auftrage, die Bulle zur Geltung zu bringen, und die kurfürstlichen Räte bestanden ebenso auf ihrer ablehnenden Antwort. Auch daß Aleander versicherte: „der römische Papst habe nicht im Sinne, gegen Luthers Person vorzugehen und seine Hände mit Luthers Blut zu besudeln," konnte niemanden rühren.

Das Ergebnis der Kölner Verhandlungen blieb dieses: die Botschaft des Papstes an den Kurfürsten war gescheitert.

Und Kurfürst Friedrich scheute sich nicht, die Kunde von diesen Vorgängen in die Öffentlichkeit dringen zu lassen. Einen amtlichen Bericht davon ließ er vor allen Dingen nach Wittenberg abgehen; einen gleichen schickte er aber auch an den Nürnberger Magistrat, der in seiner Verlegenheit über die Verdammung Pirkheimers und Spenglers sich an ihn mit der Bitte um Verhaltungsmaßregeln gewandt hatte.

Als dann im Februar 1521 die Antwort Friedrichs an die Nuntien samt den Sätzen des Erasmus gedruckt erschien, da erfuhr alle Welt, daß der Kurfürst entschlossen war, dem Papst und seiner Bulle nicht das letzte Wort zu lassen, sondern den gebannten Mönch zu schützen, bis ein gerechtes Urteil über ihn gefällt worden wäre.

Die päpstlichen Gesandten waren wütend über ihre Mißerfolge. Caracciolo drohte: „Wir werden diesen Herzog Friedrich schon zu finden wissen", und fuchtelte dabeimit dem Arme, als wäre Friedrich ein Schulbube und er hätte ihm die Rute zu geben.

Dergleichen Äußerungen thaten sie in ihrem Unmut und Übermut mehr. Aleander prahlte: „Der römische Papst hat so viele Fürsten und Grafen gestürzt, er wird auch mit drei lausigen Schulmeistern fertig werden." Unter den drei Schulmeistern verstand er Luther, Karlstadt und Dolzig, die Wittenberger Professoren, deren Namen Eck in der Bannbulle vereinigt hatte.

Welch eine übertrieben hohe Ansicht sie von der Hoheit des Papstes hatten, dessen Boten sie waren, das verriet Aleander, wenn er ein andermal das Wort fallen ließ: „Der Papst kann zum Kaiser Karl sagen: du bist ein Handwerker."

Mit diesem nämlichen Kaiser Karl hatten sie alle Ursache, behutsam umzugehen. Nachdem sie bei Friedrich dem Weisen nichts ausgerichtet, konnten sie nur durch den Kaiser zum Ziele gelangen. Friedrich hatte sie selber darauf hingewiesen, wenn er ihnen in seinem Bescheide unter anderem zu hören gab, daß er von Kaiserlicher Majestät in Sachen Luthers noch keinerlei Weisung erhalten habe.

Mit allem Eifer ergriff denn Aleander diese seine Aufgabe, den jungen Kaiser zu bearbeiten. In dessen Händen lag das Schicksal Luthers, das Schicksal des deutschen Vaterlandes.



Fünftes Kapitel.

Kaiser Karl V.

Wenn Deutschland damals einen Kaiser gehabt hätte, der sein Volk verstand! Wenn Karl sich auch hätte begeistern lassen für Luthers Reformation — oder wenn er wenigstens dem Kampfe der Geister, etwa wie Kurfürst Friedrich, freie Bahn gegönnt hätte! Wie viel glücklicher wäre, nach Menschenermessen, der Lauf der Dinge gegangen.

So ist schon oft geklagt worden. Aber es war in Gottes Rat anders beschlossen. Und es wird für Vaterland und Kirche so besser gewesen sein.

Immerhin bleibt es ein betrübendes Schauspiel, das wir nun wieder durchleben wollen: in so bewegter Zeit, wo Deutschlands Schicksal sich für Jahrhunderte entschied, sitzt auf dem Kaiserthrone ein Fremder, der nicht einmal die Sprache seines Volkes versteht, geschweige denn seine Gedanken, der kein höheres Lebensziel kennt, als die Weltmacht seines Hauses zu wahren und zu mehren!

Wie bitter sollten die enttäuscht werden, die ihm gerade um des deutschen Blutes willen, das in seinen Adern floß, ihre Herzen zugewandt hatten (Band 1 Seite 563). Wenn Karl ein Vaterland besaß, so war es nicht Deutschland, sondern die burgundischen Lande. Dort war er am 24. Februar 1500 geboren, zu Gent in Flandern (Belgien), dort war er aufgewachsen unter der Obhut seiner Tante, der Erzherzogin Margaretha, umgeben von burgundischen, niederländischen Großen, unterrichtet von einem niederländischen Professor. Als er im sechszehnten

Lebensjahre König von Spanien wurde, war er auch den Spaniern ein Fremder. Ja, es kam zum Aufruhr gegen ihn, weil er auch in den spanischen Angelegenheiten sich von Niederländern beraten ließ. Aber mit der Zeit wurde Karl ein Spanier, lernte spanisch reden und denken. Er erkannte in seinem spanischen Königtum den festen Grund seiner Macht; darum kam, was er für seine eigene Größe that, der Größe Spaniens zu Gute. Bald gesellen sich in seinem Staatsrat zu den Niederländern die Spanier, aber Deutsche hat er nie an seine Seite berufen.

An den Geschicken Deutschlands nahm er zunächst als Erzherzog von Österreich teil. Karl entäußerte sich dieser Lande bald nach seiner Kaiserkrönung, indem er sie, am 21. April 1521, seinem jüngern Bruder Ferdinand als erbliches Eigentum abtrat. Er behielt Spanien für sich. Jene deutschen Länder wußte er insofern noch an sich zu fesseln, als sein Bruder keine eigene Politik treiben durfte, d. h. dieser deutsche Reichsfürst mußte regieren, wie sein spanischer Bruder wollte.

Die Kaiserkrone war für Karl nichts weiter als ein ehrender Schmuck, eine stolze Würde, die den Glanz seiner Macht vollendete. Sofern er zu Aachen am 23. Oktober 1521 gekrönt wurde, war er von Rechts wegen erst deutscher König, die Kaiserkrone mußte er sich noch in Rom holen. Aber wie sein Großvater Maximilian, der nie bis Rom gekommen war, führte Karl von seiner Krönung zu Aachen an den Titel eines erwählten römischen Kaisers deutscher Nation (Band 1 Seite 312 f).

Da hatte nun auch Kaiser Karl zu Aachen dem katholischen Glauben Treue, der Kirche Schutz, dem Papste Unterwerfung geschworen. Und es war ihm gewiß Ernst mit solchem Eide. Denn Karl hatte eine fromme katholische Erziehung genossen. Jener niederländische Professor, Hadrian, der den Knaben im christlichen Glauben unterwiesen hatte, nunmehr Kardinal, Bischof von Tortosa und während Karls Aufenthalt in Deutschland sein Statthalter in Spanien, war ein Muster katholischer Frömmigkeit. Er nahm es streng mit den Forderungen seiner Kirche und verabscheute das weltliche Wesen, das in sie eingedrungen war. Er strebte darum auch eine Reformation der Kirche an, d. h. eine Reinigung von Mißbräuchen, aber Lehre und Verfassung der Kirche mußten ihm unangetastet bleiben. Jede Reformation, welche dem Papste und den kirchlichen Ordnungen den Gehorsam kündigte und die Lehre der römischen Kirche antastete, war ihm ein Dorn im Auge, und so sah er Luthers Auftreten für einen Gräuel an. Schon hatte er die Gelegenheit wahr-

genommen, von seinem spanischen Bischofssitze aus gegen Luther Zeugnis abzulegen (Band 1 Seite 493).

Kardinal Hadrian erlebte die Freude, daß sein Schüler, der Kaiser Karl, bei dem Glauben blieb, den er in sein Herz gepflanzt hatte. Streng hielt Karl an der römischen Kirchenlehre fest und befolgte gewissenhaft die Regeln katholischer Frömmigkeit. Er konnte darin nur bestärkt werden, je mehr er im spanischen Wesen heimisch wurde; denn nirgends herrschte die römische Kirche so mit ungebrochener, unwiderstehlicher Kraft, als in Spanien. Es gebot ihm ferner die Staatsklugheit, auf die Religion zu halten und die Einheit und das Ansehen der mittelalterlichen Kirche mit aller Macht zu wahren; denn der gemeinsame Glaube war das einzige Band, welches alle seine Unterthanen umschlang, die doch sonst an Sprache, Stammesart und Sinnesart so gar verschieden waren. Und wenn er nun endlich die alte Bedeutung seines Kaisertums in etwas ergriff, so war eben dies seine Aufgabe, die Herrlichkeit der Kirche mit weltlichem Arme zu fördern, die mit geistlichen Mitteln zur Geltung zu bringen Sache des Papstes war. Es ist kein Zweifel, daß zu Aachen das Bild Karls des Großen ihm vor der Seele stand, über dessen Grabe er zu seinem Nachfolger gekrönt wurde.

Das alles fiel schwer ins Gewicht, um den jungen Kaiser auf die Seite des Papsttums zu ziehen. Die Hoffnung war gar nicht so ungereimt, welche die Papisten hegten, daß Karl seiner Pflicht eingedenk sein werde, das Urteil der Kirche zu vollstrecken und den Ketzer Luther zu bestrafen.

Wie unsinnig schien dagegen, wenn man's recht bedachte, die Hoffnung der Lutherischen auf denselben jungen Kaiser! Und doch haben wir Luthern selbst, Hutten und sogar einen so nüchternen und klugen Weltmann wie Sickingen mit gutem Vertrauen Karls Wahl und seine Herkunft ins Reich begrüßen sehen. Und doch sang man auf den Straßen:

„Ich hoff', die Sach' soll werden gut,
So Karolus, das edel Blut,
Die Sach' thät für sich nehmen."

Nun, es war auch noch nicht so ausgemacht, was Karl V. in Sachen Luthers thun würde. Wir haben's gelegentlich schon andeuten müssen: eins stand ihm höher als Kirche und Papst — das war der Staatsvorteil.

So konnte es kommen, daß die hohe Politik den Kaiser trotz seiner

Frömmigkeit zum Feinde des Papstes machte. Und es ist zeitweise so gekommen, und gleich im Anfange seiner Regierung fehlte nicht viel daran.

Die Päpste hatten sich's selber zuzuschreiben, wenn das möglich war. Sie spielten ja selber eine politische Rolle, waren Fürsten dieser Welt geworden, besaßen weite Länder und wollten noch mehr erobern, führten Kriege, verhandelten und trieben allerhand feine Ränke mit den andern Fürsten. So war auch Leo X. für Karl nicht nur das geistliche Oberhaupt der christlichen katholischen Kirche, vor dem er sich demütig beugte, sondern ein weltlicher Herrscher wie andere, vor dem er auf der Hut sein mußte, wie vor jedem anderen. Denn die Fürsten und Reiche der Erde sind nun einmal mit ihren verschiedenen Interessen wider einander, und es müssen schon besondere Gründe, besondere Vorteile sein, wenn zwei miteinander Hand in Hand gehen.

Nun hatte Karl mit der päpstlichen Staatskunst bisher üble Erfahrungen gemacht. Als es sich um die römische Kaiserwahl in Deutschland handelte, hatte Leo X. nach Kräften seinen Nebenbuhler, Franz I. von Frankreich, unterstützt. Wider Willen und Anstrengung des päpstlichen Stuhles war Karl Kaiser geworden (Band 1 Seite 562 f.).

Wie damals die Weltgeschichte in Europa sich abspielte, so waren es drei Mächte, die um die Obergewalt rangen, Habsburg, Frankreich und der Papst.

Im fünfzehnten Jahrhundert war Frankreich obenauf gewesen. Da hatte Karl der Kühne, Herzog von Burgund, sich wider den französischen König aufgelehnt. Den Haß, der von damals her Frankreich und Burgund trennte, erbte Karl V. zugleich mit dem burgundischen Blute und den burgundischen Landen. Seine Großmutter Maria, Maximilians Gemahlin, war die Tochter und Erbin Karls des Kühnen. Aber wie Kühnes Karl der Kühne geplant hatte, Größeres hatte sein Urenkel erreicht. Eine solche Vereinigung von Ländermassen, wie sie in seiner Hand sich zusammenhäuften, war noch nicht dagewesen. Mit ganz anderen Mitteln konnte er den Kampf gegen Frankreich führen, als sein kühner Vorfahr.

Zur Zeit, als Karl ins Reich kam, drehte sich der Zwist zwischen ihm und dem Könige Franz I. von Frankreich um Mailand. Das Herzogtum Mailand, ein altes Reichsland, hatte Franz I. widerrechtlich an sich gerissen, ohne vom Kaiser damit belehnt zu sein. Das konnte

Karl nicht so hingehn lassen. Mailand den Franzosen zu entreißen, mußte sein nächstes Ziel sein. Aber auch von deu burgundischen Landen hatte Frankreich ein nicht zu verschmerzendes Stück eingezogen, das Herzogtum Burgund selber — Ursache genug zu erbitterten Kämpfen. Und noch war Frankreich ein mächtiges Land, stark vor allem durch seine innere Einheit.

Wenn es nun so stand zwischen Frankreich und dem Kaiser, da konnte der Papst auch bei seiner an sich viel geringeren Macht wohl eine Rolle spielen, je nachdem er auf Seiten Frankreichs oder des Kaisers trat. Die beiden feindlichen Fürsten, Franz und Karl, hatten kaum ein wichtigeres Verlangen, als den Papst zu ihrem Verbündeten zu haben.

So richtete nun auch Karl V. sein Verhalten gegen den Papst ganz darauf ein, wie sich dieser zu ihm stellte. Ging der Papst auf seine Wünsche ein, so war er ihm auch zu Willen; hielt es der Papst mit den Franzosen, dann mußte er ihm so viel Verlegenheiten und Schwierigkeiten als möglich bereiten, um ihn dann auf seine Seite zu zwingen.

Da war nun die Luthersche Sache für den Kaiser eine willkommene Gelegenheit, den Papst in Atem zu erhalten. That ihm der Papst nicht den Willen, so mußte Luther ihm dienen, den Papst zu ärgern. Sollte er an Luther, wie der römische Stuhl verlangte, den Bann vollstrecken, so mußte der Papst diesen Dienst bezahlen und sein Verhalten darnach einrichten.

Karl hatte einen klugen Botschafter am päpstlichen Hofe. Der schrieb ihm schon am 12. Mai 1520, als eben zu Rom die Verhandlungen über die Bannbulle am lebhaftesten waren:

„Ew. Majestät muß nach Deutschland gehen und daselbst einem gewissen Martin Luther einige Gunst angedeihen lassen, der sich am Hofe von Sachsen befindet und durch die Sachen, die er predigt, dem römischen Hofe Besorgnis einflößt."

Diesen Wink beachtete Kaiser Karl wohl, oder vielmehr seine Räte. Denn noch hatte der zwanzigjährige Fürst die Zügel der Regierung nicht in die eigene Hand genommen. Ihm zur Seite standen vor allem der Herzog von Chièvres und der Großkanzler Gattinara, die schon im Dienste Kaiser Maximilians sich erprobt hatten: dazu hatte auch sein Beichtvater, ein spanischer Mönch vom Franziskanerorden, Glapio, großen Einfluß auf ihn. Aber mehr, als die Welt damals ahnte, heate Karl

schon seine eigenen, selbständigen Gedanken und bildete sich zu dem großen Herrscher heran, der er trotz der verhängnisvollen Fehler, die er gemacht hat, ohne Zweifel gewesen ist.

Als die päpstlichen Nuntien, Caracciolo und Aleander, an Karls Hoflager kamen, da wurden sie nicht lange im Unklaren darüber gelassen, wie die kaiserliche Politik sich zu Rom stelle. Der Großkanzler erklärte ihnen: der Kaiser werde sich ihnen gefällig zeigen, wenn der Papst ihm gefällig sei und seine Feinde nicht unterstütze (Seite 48).

Insbesondere forderte der Kaiser vom Papste die Wiederherstellung der spanischen Inquisition in ihrer alten, furchtbaren Strenge. Das mag seltsam scheinen. Aber auf der Inquisition beruhte in Spanien die Sicherheit des Königtums; Karl hatte also das größte Interesse daran, daß an der schrecklichen Einrichtung nicht gerüttelt würde. Dagegen legte Papst Leo auf jene Glaubensgerichte nicht mehr so viel Wert, er war dafür zu aufgeklärt. Und so hatte er dem Andringen der spanischen Stände nachgegeben und die beschwerlichsten Bestimmungen der Inquisitionsgesetze aufgehoben. Jetzt erklärte denn Karl den päpstlichen Gesandten, daß er diese Bestimmungen wieder in ihr altes Recht eingesetzt zu sehen wünsche.

Caracciolo und Aleander thaten alles Mögliche, um den Kaiser von den freundschaftlichen Gesinnungen des Papstes zu überzeugen. Sie drängten ihn, dafür seinerseits gegen Luther vorzugehen.

Aleander rühmte sich des schnellen Erfolges, daß nach dreien Tagen schon zu Löwen der erste Scheiterhaufen Luthers Schriften verzehrte. So konnte er auch in Köln und Mainz die ketzerischen Schriften verbrennen, während der Kaiser in diesen Städten weilte und ihn schützte. Darum sind auch Aleanders Berichte nach Rom voll des Ruhmes dieses wahrhaft katholischen Fürsten. Bald sah er ein, wie sehr Karls Neigung ihm entgegenkam:

„Der Kaiser,“ schrieb er im Dezember 1520 nach Rom, „hat die beste Gesinnung, wie kein anderer Mensch seit tausend Jahren, und wenn er nicht der Mann wäre, der er ist, würde es um unsere Sache schlecht stehen.“

Aber es fehlte viel, daß der Kaiser sich von Aleander lenken und

leiten ließ. Und da gab es noch anderes zu bedenken, als was ihm die Nuntien vorredeten.

In Köln unterhandelte auch der Kurfürst Friedrich von Sachsen mit Karl über Luther. Er stellte dem Kaiser vor, daß er ohne Verhör nichts gegen Luther unternehmen dürfe. Und auch für dieses Verlangen konnte sich Friedrich auf den Eid berufen, den Karl in Aachen bei seiner Krönung geschworen hatte.

Denn da hatte er in seinem Königseide ausdrücklich zugesichert, daß er die Gesetze des Reiches ehren und schützen wolle. Und hatte sich verpflichtet, niemanden, welchen Standes er auch sei, unverhört und ohne ordentlichen Prozeß in die Acht zu erklären.

Indem also Friedrich der Weise gegen Luthers sofortige Ächtung sich verwahrte, forderte er von Kaiser Karl keine besondere Gefälligkeit, sondern nur die Aufrechterhaltung dessen, was er gelobt hatte und was im deutschen Reiche Rechtens war.

Es konnte denn auch der Kaiser, gleichviel wie er gesinnt war, solchem Vorhalt sich nicht entziehen. Und bestätigten ihm seine Räte, daß er ohne Verletzung der Reichsverfassung ein Reichsgesetz, wie es Aleander von ihm verlangte, nämlich, daß im ganzen deutschen Reiche Luthers Bücher verbrannt werden sollten, nicht erlassen dürfe. Um so leichteren Herzens zeigte man sich dem Kurfürsten geneigt, als vom Papste die gewünschten Beweise seiner habsburgischen Gesinnung noch nicht geleistet worden waren.

Unter diesen Umständen richtete Karl V. an den Kurfürsten am 28. November 1520 ein Schreiben. Er befand sich damals in Oppenheim, auf dem Wege nach Worms, wohin er für den 6. Januar seinen ersten Reichstag berufen hatte.

In diesem Schreiben lud er den Kurfürsten ein, den Doktor Martinus Luther „mit auf den nächstkünftigen Reichstag zu Worms zu bringen. So sollen Wir," heißt es weiter, „ihn allda von gelehrten und hochverständigen Personen genugsamlich verhören lassen und darob sein, daß ihm kein Unrecht oder nichts wider Recht geschehen solle. Doch daß Du zur Verhütung weiterer Unlust bei dem berührten Luther ernstlich bestellest und darob seiest, damit er mittler Zeit in keinerlei Weg, wie das geschehen möchte, etwas wider päpstliche Heiligkeit oder den Stuhl zu Rom schreib' oder ausgehen lass'."

Über diese Wendung geriet nun der Nuntius Aleander in begreifliche Aufregung. Um keinen Preis durfte er zugeben, daß das vom

Papste gefällte Urteil übersehen und gegen Luther verfahren würde, als wäre seine Schuld noch in Frage. Und was für Richter mochten dann die Untersuchung in die Hand nehmen? Etwa gar Laien, da Luther feierlich erklärt hatte, er erkenne Theologen nicht als unverdächtige Richter an? Kurz, Aleander mußte alles aufbieten, die Ladung Luthers nach Worms rückgängig zu machen, sonst schien es um das Ansehen des päpstlichen Stuhles geschehen.

Dem Großkanzler, der ihm versicherte, es sei gut, wenn Luther vor dem Reichstage erschien, erwiderte Aleander: „Ja, wenn er nur widerriefe; aber das wird er, so viel wie ich sehe, in alle Ewigkeit nicht thun."

Er gab zu bedenken: was das für eine Verwirrung in der Welt anrichten müsse, wenn er nun nicht widerriefe und könnte doch nicht bestraft werden wegen des freien Geleits, das man ihm gewährt habe; jedermann würde das für eine Bestätigung seiner gottlosen Lehre ansehen. „Darum wünschen auch die Lutheraner sehnlich, daß ihr Mahomet kommen möge, und schon sprengen sie überall aus, daß er kommen und Wunder thun wird."

Er selber prahlte, daß er „nach nichts anderem verlange, als mit diesem Satan zusammenzugeraten," er wolle ihm dann schon heimleuchten. Sonderlich das böse Buch von der babylonischen Gefangenschaft sollte ihm dazu dienen.

Und siehe da! es gelang dem Nuntius, den Kaiser umzustimmen, so daß er die Vorladung Luthers zurückzog.

Am 17. Dezember 1520 ging von Worms ein anderes kaiserliches Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen ab, des Inhalts: daß Luther nicht mit zum Reichstage kommen solle, „weil Wir jetzo glaublich berichtet werden, daß derselbe Luther in des Papstes höchsten Bann gefallen, und an welchen Orten oder Enden er kommet oder ist, daß daselbst päpstlich Interdikt gethan und alle, welche mit ihm handeln oder wandeln, in den obberichteten schweren Bann gefallen sein sollen."

Das war nun freilich eine thörichte Ausflucht; denn solchen glaublichen Bericht konnte Kaiser Karl vor drei Wochen zu Oppenheim auch schon haben! Aber was wollte er nun weiter vom Kurfürsten?

„Begehren wir demnach Deine Lieb' mit sonderem, ernstlichen Fleiß, Du wollest bemeldetem Luther anzeigen und fürhalten, sofern er alles das, was er wider Päpstliche Heiligkeit und den Stuhl zu Rom, auch wider die Gesetze der Konzilien geschrieben hat, widerrufen und be-

rührter Päpstlicher Heiligkeit Erkenntnis unterwerfen wolle, daß Du ihn alsdann mit Dir nehmest, aber nicht gar hierher gen Worms bringest, sondern zu Frankfurt am Main oder in einem andern Flecken, daselbst um lassest und er allda weiteren Bescheid erwarte."

Das war ein Brief nach Aleanders Herzen, aber was sagte Kurfürst Friedrich dazu?

Der Kurfürst war schon zum Reichstage aufgebrochen und fast den halben Weg gereist, als ihm die kaiserliche Botschaft gebracht wurde. Luthern hatte er in Wittenberg gelassen, obwohl er ihn nach der früheren Anweisung des Kaisers hätte mit sich führen müssen. Denn es waren ihm indessen Bedenken beigekommen, ob es auch zuträglich sei, Luthern mit auf den Reichstag zu bringen, und diese hatte er in einem Briefe vom 20. Dezember dem Kaiser vorgetragen.

„Ich bin berichtet," schrieb er an den Kaiser, „daß, seit ich bei Ew. Majestät abgeschieden, Luthers Bücher unverhört und mit der heiligen Schrift unüberwunden zu Köln, Mainz und sonst sollen verbrannt ein, des ich mich nicht versehen gehabt, sondern vielmehr erhofft, wo Luther nicht hätt' angesehen werden wollen, mein sollt' doch in dem verschont worden sein. Weil denn Luther vielleicht dargegen auch etwas, ehe denn dies Ew. Kaiserlichen Majestät Schreiben (welches ihm Schweigen gebot — Seite 61) mir zukommen, fürgenommen haben möcht' (er hatte indessen die Bulle verbrannt, zehn Tage vorher), so wollt' mir schwer fallen, wie Ew. Maj. gnädiglich zu bedenken haben, Luthern mit mir auf den Reichstag zu bringen. Bitt' Ew. Kaiserliche Majestät ganz unterthäniglich, Ew. Kais. Maj. wollen diesmal gnädiglich verschonen, mich zu beladen, Doktor Luthern mit mir gen Worms zu bringen, und daß ich solches aus angezeigten Ursachen unterlasse, nicht Mißfallen zu haben."

So begegneten sich die Wünsche Friedrichs und Karls, wie sich ihre Briefe unterwegs kreuzten. Beide wollten nicht mehr, daß Luther nach Worms komme, aber freilich aus sehr verschiedenen Gründen. Friedrich, weil Luthern und ihm, seinem Landesherrn, durch die Bücherbrände von Köln und Mainz Unrecht geschehen sei und er für das, was Luther hierauf gethan, nicht stehen könne — Karl, weil er auf einmal Luthers Verurteilung für abgemacht ansah und keinen anderen Ausweg für ihn wissen wollte, als den Widerruf.

So viel sah Friedrich aus dem zweiten kaiserlichen Schreiben klar, daß von Karl wenig für Luther zu hoffen war. Und so mag er besorgten Herzens in die Reichsstadt Worms eingezogen sein.

Auf den 6. Januar hatte der Kaiser die Fürsten und Stände zusammen berufen. Friedrich kam am 5. nach Worms, er war immer noch einer der Pünktlichsten.

Der Kaiser empfing ihn mit ausnehmender Freundlichkeit.





Sechstes Kapitel.

Luther wird vor den Reichstag geladen.

Kaiser und Kurfürst hatten den Gedanken aufgegeben, Luthern vor dem Reichstage zu vernehmen. Wenn einer darüber sich betrübte, so war es Luther.

Ihm hatte gleich nach dem Eintreffen des ersten kaiserlichen Schreibens mit der Vorladung Spalatin im Auftrage des Kurfürsten die Frage vorgelegt, was er thun würde, wenn er von Kaiser Karl gerufen würde. Darauf antwortete Luther, wie folgt:

„Ich will, wenn ich gerufen werde, so viel an mir ist, hinziehen. und wenn ich gesund nicht kommen könnte, will ich mich krank hinführen lassen. Denn da wäre es unrecht zu zweifeln, daß Gott mich ruft, wenn mich der Kaiser ruft. Wenn sie es aber mit Gewalt angreifen, wie es wahrscheinlich ist, — denn sie werden mich nicht berufen lassen, daß sie belehret werden — so ist die Sache Gott zu befehlen. Denn es lebt und regiert noch derselbe, der die drei Knaben in des babylonischen Königs Ofen erhalten hat. Will er aber nicht erhalten, so ist's ein Geringes um meinen Kopf, wenn es gegen Christum gehalten wird, der mit großer Schmach, zu aller Ärgernis und vieler Verderben getötet worden. Denn hier muß man weder nach Gefahr noch Wohlfahrt fragen und vielmehr sorgen, daß wir nicht das Evangelium, welches wir einmal angefangen haben, den Gottlosen zum Spott lassen oder den Widersachern Anlaß geben zu rühmen wider uns, daß wir nicht das Herz hätten zu bekennen, was wir gelehrt haben, noch

dafür das Blut vergießen wollten. Der barmherzige Jesus wolle solche Feigheit bei uns und solche Ruhmredigkeit bei jenen verhüten. Amen.

„Darum ob es gleich geschehen muß, daß die Könige der Erden und Fürsten zusammenkommen und mit den Heiden und Völkern toben wider den Herrn und seinen Christ (Ps. 2, 1. 2), so lehrt doch der Geist in eben dem Psalm, daß die selig werden, die auf den Herrn trauen. Und nicht allein das, sondern Gott wird sie auch verlachen und ihrer spotten. Wir können nicht wissen, ob aus unserem Leben oder aus unserem Tode dem Evangelium und der gemeinen Sache mehr oder weniger Gefahr entstehen werde. Du weißt, daß die Wahrheit Gottes ein Fels des Ärgernisses ist, gesetzt zum Fall und Auferstehung vieler in Israel (Luk. 2, 34).

„Wir aber müssen das unsere Sorge sein lassen, daß Karoli Kaisertum nicht mit meinem oder irgend eines Blut eingeweiht werde zum Schutz der Gottlosigkeit, und wollte ich lieber, wie ich oft gesagt, allein durch die Hände der Römlinge umkommen, damit nicht der Kaiser mit den Seinen in diese Sache verwickelt würde. Du weißt ja, welches Unheil den Kaiser Sigismund nach Ermordung des Hus verfolgt hat, daß er kein Glück mehr gehabt, ohne Leibeserben verschieden und auch seiner Tochter Sohn Ladislaus umgekommen und also in Einem Gliede sein Name untergegangen, seine Gemahlin Barbara aber eine Schande aller Königinnen geworden — und weiteres, was Du, denk' ich, kennst.

„Wenn's aber ja sein soll, daß ich nicht nur den Priestern, sondern auch den Heiden übergeben werde, so geschehe des Herrn Wille. Amen.

„Hier hast Du meinen Rat und Meinung. Alles erwarte von mir, nur nicht Flucht und Widerruf: fliehen will ich nicht, widerrufen noch viel weniger. So stärke mich dazu der Herr Jesus! Denn ich könnte keines von beiden ohne Gefahr der Frömmigkeit und der Seligkeit vieler thun.

„Lebe wohl und sei stark in dem Herrn."

So Luther am 21. Dezember 1520. Vier Wochen darauf erhielt er von Spalatin den zweiten kaiserlichen Brief zugeschickt, worin der Kaiser die Vorladung nach Worms zurücknahm.

„Mit großem Schmerze," schreibt er da an Spalatin (16. Januar 1521), „habe ich Karls neuesten Brief gelesen, worin er seine frühere Anordnung widerruft. Wie muß es um die Hoffnungen der Leute dort bestellt sein, wenn sie so denken und schreiben? Des Herrn Wille geschehe."

Er meint die Papisten, die seine Hinkunft nach Worms fürchten. So schreibt er bald darauf an Link:

„Die Papisten wünschen nicht, daß ich hinkomme, sondern daß ich nur einfach verdammt und ausgerottet werde."

Indessen es kamen auch andere willkommenere Nachrichten aus Worms. So hat Luther am 9. Februar dem Staupitz zu berichten:

„Zu Worms ist bisher nichts wider mich geschehen, ob auch die Papisten mit wunderbarer Wut alles daransetzen, mich zu verderben. Spalatin schreibt, das Evangelium habe daselbst so viel Gunst, daß er nicht glaube, daß ich ungehört und unüberwiesen werde verurteilt werden."

Und wirklich sollte Luther noch gen Worms und vor Kaiser und Reich für seine Lehre zeugen.

Wie ist das zugegangen? Seltsam genug.

So war lange kein Reichstag besucht gewesen, wie der zu Worms. Sechsundsechzig Fürsten, hundert Grafen, sechzig Abgesandte der freien Städte kamen mit Reitern, Gefolge und Troß auf den Ruf des Kaisers herbei. Man hatte eine so glänzende Versammlung seit dem Konzil von Konstanz nicht gesehen.

Rangstreitigkeiten verzögerten die Eröffnung des Reichstages. Endlich, am 28. Januar 1521, konnte die erste Sitzung gehalten werden. Es war der Tag Karls des Großen.

Wichtige Dinge hatte der Kaiser mit den Ständen zu beraten. Das Reichskammergericht mußte reformiert werden, denn diese oberste Gerichtsbehörde im Reiche war ganz verrottet; nicht weniger als dreitausend alte Prozesse waren unerledigt geblieben. Sodann galt es ein Reichsregiment einzusetzen, welches in Abwesenheit des Kaisers die kaiserliche Gewalt im Reiche vertreten sollte.

Aber wie notwendig und schwierig auch die Beratungen über Reichsgericht und Reichsregiment waren, so fühlte doch jedermann, zu Worms und überall in deutschen Landen, daß die wichtigste Sache, welche dieser Reichstag zur Entscheidung bringen mußte, die Sache Luthers war. Und wenn die Fürsten diesmal so zahlreich in Person erschienen, so hatte das ebensosehr in der Teilnahme an dem Lutherschen Handel, wie in der Rücksicht auf des jungen Kaisers erste Einladung seinen Grund.

Die von Norden kamen und Wittenberg berührten, versäumten auch

nicht, die persönliche Bekanntschaft des vielberufenen Mönches zu machen. So hatte Luther am 16. Januar hohen Besuch. Markgraf Joachim I. von Brandenburg, sein eifriger Gegner, und andere Fürstlichkeiten, die mit ihm waren, darunter der Bischof von Brandenburg und Herzog Albrecht von Mecklenburg, befahlen Luthern zu sich in die Herberge und unterhielten sich mit ihm. „Sie wollten den Menschen sehen," schrieb Luther darüber nach Worms an Spalatin. Der Herzog von Mecklenburg kam besonders lebhaft mit ihm ins Gespräch.

So wenig trugen diese hohen Herren Bedenken, mit dem Gebannten zu verkehren. Wenn's nach der Bulle ging, waren sie dadurch selber dem Banne verfallen.

Aber unter den Fürsten und Ständen war nicht einer, welcher die Sache Luthers durch das päpstliche Verdammungsurteil für endgiltig entschieden achtete. Vergebens suchte der Nuntius Aleander im Namen des Papstes diesen Anspruch geltend zu machen.

Der Arme hatte unter den schlimmen Deutschen einen bösen Stand. In Schriften und Flugblättern sah er sich hart angegriffen. Man schalt ihn einen Verräter an der Wissenschaft, einen Anhänger der Curtisane (päpstlichen Hofleute), einen Verteidiger der Predigermönche (Dominikaner), einen Henker, einen Verbrenner guter und heiliger Schriften! Wie ein Gebannter kam er sich vor, ja er fürchtete ernstlich für sein Leben.

„Ganz Deutschland ist gegenwärtig in Aufruhr," so schrieb er in einer bitteren Stunde von Worms nach Rom (am 8. Februar 1521): neun Zehnteile schreien Luther! und das letzte Zehnteil, das sich nicht um Luthers Worte kümmert, schreit wenigstens: ‚Tod dem römischen Hofe!' Jedermann fordert und zetert: ‚Konzil! Konzil!' und zwar wollen sie das Konzil in Deutschland haben.'

„Alle Tage," so klagt er weiter, „werfen die Lutheraner neue Bücher auf den Markt, deutsche und lateinische, und halten hier in Worms, wo dieses Handwerk bisher noch niemals vertreten war, einen eigenen Buchdrucker; keine anderen Bücher bekommt man zu kaufen als von Luther, selbst am Hofe des Kaisers."

„Neulich hat man zu Augsburg Luthers Bild mit dem Heiligenschein verkauft. Hier bot man nur Bilder ohne Heiligenschein aus, aber unter so großem Zulauf, daß sie alle verkauft waren, ohne daß es mir gelang, eines zu erwerben."

„Gestern sah ich auf ein und demselben Blatte das Bild Luthers,

ein Buch in der Hand, und Huttens, die Hand am Schwert; darüber war in schönen Buchstaben geschrieben: ‚Den Vorkämpfern christlicher Freiheit, Martin Luther und Ulrich von Hutten‘, darunter für jeden ein Vers. Wohin ist's mit der Welt gekommen, daß diese Deutschen darauf verrannt sind, diese beiden Buben anzubeten! Ja, diese Buben, welche nicht ein Wort schreiben, das nicht gegen die Nächstenliebe verstößt und gegen das evangelische Gesetz: sie zerreißen den ungenähten Rock unsers Herrn Jesu Christi! Und in die Hände solcher Leute bin ich geraten!“

Nun, Aleander zeigte sich der schwierigen Stellung, die ihm vom Papste anerkannt war, gewachsen. Einen eifrigeren und schlaueren Vertreter hätte der Papst schwerlich finden können. Er besaß einen klaren Einblick in die Verhältnisse, die ihn umgaben, und ein sicheres Urteil auch über die Personen, mit denen er zu thun hatte. Ihre Schwächen wußte er sich wohl zu Nutze zu machen, auf Umwegen an sie heranzukommen und mit hundert kleinen Kniffen, auch mit Bestechungen sie auf seine Seite zu ziehen. Dem einen verschaffte er einen Titel, dem andern eine Pfründe, dem dritten einen Belobigungsbrief vom Papste, dem vierten hundert Gulden. Oft muß er seine Behörde in Rom drängen, mit ihren Wohlthaten nicht zu zögern: „jetzt ist es Zeit oder nie“. Da ist ein Kammerherr des Kaisers, ein Schreiber des Kaisers, der Sohn eines kaiserlichen Thürhüters, ein Beamter der kaiserlichen Kapelle, die haben entweder gute Dienste geleistet oder sollen es noch. Selbst für den Beichtvater des Kaisers bedarf es allerhand Vergünstigungen. Offen schreibt Aleander: „Man sieht keinen besseren menschlichen Weg, diesen Aufruhr zu stillen, als Gnadenerweisungen.“

Außer diesen unentbehrlichen Mittelchen, einflußreiche Leute zu erkaufen, begehrte Aleander von Rom hauptsächlich dreierlei, wenn er in Sachen Luthers mit Erfolg wirken solle: Zugeständnisse an den Kaiser in der spanischen und französischen Frage; verschärfte Verdammung Luthers und seines Anhanges, nachdem die Frist zum Widerruf abgelaufen war; endlich Abstellung der gröbsten römischen Übergriffe, welche den allgemeinen und, wie Aleander sich überzeugt hatte, bitter ernsten Unwillen des deutschen Volkes erweckt hatten und immer aufs neue wach erhielten.

Was der Kaiser vom Papste für Spanien verlangte, erreichte er endlich. Am 16. Januar stellte Leo X. dem Kaiser zu Liebe die furchtbare Einrichtung der Inquisition in ihrer alten Strenge wieder her.

Das spanische Volk sollte den Unsegen dieses Übereinkommens noch bitter zu bereuen haben.

Am 10. Februar traf die Nachricht von dem Zugeständnis des Papstes in Worms ein. Sie mußte den Kaiser williger machen, in Sachen Luthers nun seinerseits dem Papste gefällig zu sein. Und damit endlich gegen den verdammten Ketzer kräftiger und nachdrücklicher vorgegangen würde, erhielt der Kaiser mit derselben Post einen Brief von Leo X., und Aleander eine neue Bulle zugeschickt.

Die Bulle war unterm 3. Januar erlassen. Sie verdammte Luthern und seinen Anhang (Pirkheimer, Hutten und Spengler namentlich), wie Aleander das für notwendig gehalten hatte, zum zweitenmale mit den schärfsten Worten als einen verstockten Ketzer, forderte Vollstreckung der verdienten Strafe und verhängte das Interdikt über alle Orte, wo die Ketzerei sich zeige. Stärker konnte der Papst nicht zu verstehen geben, daß man von Rechts wegen gar nichts mehr zu beraten, sondern ihn einfach zu verbrennen habe. Widrigenfalls mußte man selbst der furchtbaren Strafen gewärtig sein, womit die Bulle alle Beschützer der Ketzerei bedrohte.

Dieser unzweideutige Erlaß war außerdem von einem besonderen Schreiben des Papstes an Kaiser Karl begleitet. Man kann leicht denken, wie dringend Karl darin ermahnt wurde, sich als Schirmherr der Kirche zu bewähren. „Jetzt kann Ew. Kaiserliche Majestät zeigen, daß Euch die Einheit der Kirche am Herzen liegt, wie den alten Kaisern. Gott hat Euch mit dem Schwerte höchster Gewalt umgürtet; das würdet Ihr — nach dem Worte des Apostels Paulus (Röm. 13, 4) — wahrlich umsonst führen, wenn Ihr es nicht gebrauchen wollt, wie gegen die Ungläubigen, so gegen die Ketzer, die viel schlimmer sind als die Ungläubigen.“

Und fast schien es, als hätte dieses päpstliche Wort auf Karl Eindruck gemacht.

Am 13. Februar sollte ein Turnier stattfinden, ein Waffenspiel, wie sie zwischen den erregten Verhandlungen oftmals von den Fürsten und Rittern zur Kurzweil abgehalten wurden. Schon war alles bereit; Kaiser Karl hatte ansagen lassen, daß er selbst zugegen sein werde.

Mit einemmale wurde das Turnier abbestellt und der Kaiser lud statt dessen die Fürsten zu einer Versammlung in die kaiserliche Herberge. Kurfürst Friedrich von Sachsen mochte schon ahnen, um was es sich handeln würde; er entschuldigte sich mit Krankheit und schickte zu seiner Vertretung den Kanzler Brück mit einem Rate.

Die Versammlung verlief, wie der Kaiser mit Aleander verabredet hatte.

Das päpstliche Schreiben wurde dem Kaiser feierlich überreicht und von dem Abte von Fulda verlesen. Und nun erhielt Aleander das Wort, die Botschaft des Papstes den versammelten Fürsten und Ständen zu empfehlen.

Kaiser Karl hatte ihn zuvor bedeuten lassen, er solle ohne Scheu alles heraussagen, was er auf dem Herzen habe. So hielt denn der Nuntius eine dreistündige Rede.

Aber ganz frei vom Herzen sprach er nicht. Sonst hätte er sagen müssen: „Der heilige Vater hat gesprochen. Ihr, Kaiserliche Majestät, Fürsten nnd Stände des Reiches, habt nichts anderes zu thun, als den Richtspruch des Papstes zu vollziehen, wie es eure Pflicht ist. Der Mönch Martin Luther hat dem Papste den Gehorsam versagt, ‚er hat von seinem Entscheid an ein Konzil appelliert — das ist allein schon ein todeswürdiges Verbrechen', zu geschweigen, daß er den Papst den Antichrist gescholten und was er sonst noch wider die Kirche und ihre Lehre gefrevelt hat."

So mußte Aleander reden, wenn er die Gedanken seines Herzens offen heraussagen wollte. Aber damit würde er kein Glück gehabt haben. Denn die neue römische Lehre, die seit einigen Jahrzehnten, zumal in Rom, so viele begeisterte Anhänger gefunden hatte, daß der Papst über dem Konzil stehe, unfehlbar, unantastbar, ein Herr auch über Kaiser und Reich, die zählte weder bei den Fürsten noch im kaiserlichen Rate viele Freunde.

Das wußte Aleander, und darnach richtete er seine Rede ein. Wenn er auf die deutschen Reichsstände Eindruck machen wollte, mußte er sich bequemen, auf deren eigene Anschauungen einzugehen und mehr vom Konzil zu reden als vom Papste, mußte Luthern mit den Böhmen zusammenbringen und zu einem Aufrührer stempeln, kurz, auf dem Wege weitergehen, den schon Eck in Leipzig mit Erfolg betreten hatte. Nun, wir wollen selber mit anhören, was er zu sagen wußte.

„Allergroßmächtigster, unüberwindlichster Kaiser! Wie viel Böses und Übels Martini Luthers Aufruhr und erweckte Empörung dem christlichen Volke bisher eingeführt, was für Schaden auch dieselben täglich bringen und einführen werden, ist öffentlich am Tage. Darum wäre es höher und mehr von Nöten, daß derselbige Aufruhr zum förderlichsten ausgelöscht, denn daß länger damit sollte verzogen werden.

„Denn wie die Böhmen unter dem Namen und Gestalt des Evangelii hievor allen Gehorsam und Ordnung unterdrückt haben — also auch untersteht sich Martinus Luther mit seinen Helfern und Anhängern, alle Macht der Rechte und kaiserlichen Gesetze, auch aller Obrigkeit umzustoßen und umzukehren.

„Derhalben so ist, allergroßmächtigster Kaiser, zu thun, wie die erfahrenen Ärzte thun, aufs schnellste zum Gegenmittel Zuflucht zu nehmen, und wenn man hievor etwas säumlich unterlassen, so muß man itzund förderlicher dazuthun. Derwegen hat der heilige Vater, der Papst, wie ein erfahrener Arzt, dem es auch aus Erfordern seines heiligen Amts anders nicht hat gebühren wollen, gethan und den Wunden und Krankheiten Pflaster, Arzneien und gute Gegenmittel bereitet, das räudige Schaf Martinum Luther aus dem Haufen zu scheiden.

„Ew. Kaiserliche Majestät, unüberwindlichster Kaiser, thue als der Helfer und Schutzherr der Kirche das Ihre nun auch dazu. Seine Päpstliche Heiligkeit hat nicht geringe Hoffnung und Zuversicht zu Euch, auch zu den Kurfürsten, Fürsten und Ständen des heiligen römischen Reiches, also daß Seine Heiligkeit nicht zweifelt, Ihr werdet den nicht leiden, der Johannem Hus und Hieronymum von Praga, die zu Konstanz verdammt und verbrannt sind, aus der Höllen wiederruft.

„Es ist ein Geschrei und ein Gerücht, nicht allein in Deutschland, sondern auch in Italien und vielen andern Nationen, auch bei den Türken und Heiden erschollen, daß sich etliche und sonderlich obgenannter Martinus Luther unterstunden, eine neue Ketzerei unter dem christlichen Volke zu streuen und zu pflanzen.

„Als das Päpstliche Heiligkeit innen wurde, hat sie als ein gütiger Hirt handeln und das verlorene Schaf wiedersuchen wollen und darum durch ihre Legaten vielgenannten Martinum Luther erstlich väterlich und gütlich verwarnen und ermahnen lassen."

Folgt hierauf eine Erzählung von der bisherigen Geschichte der Lutherischen Ketzerei — mag der geneigte Leser sich selber leicht denken, wie die im Munde des päpstlichen Nuntius ausgefallen ist. Derselbe legte bei dieser Gelegenheit dem Kaiser und den Ständen die Urschrift der Bannbulle vor, um damit Luthers Vorgeben, sie sei gar nicht vom Papste, sondern eine Fälschung, gründlich zu widerlegen. Dann fuhr er fort:

„Ew. Kaiserliche Majestät und Fürsten wollen doch hören etliche Artikel, die Martinus Luther itzo neulich geschrieben hat, die allein würdig wären, daß man hunderttausend Ketzer darum verbrennte.“

Las dann einige Sätze aus verschiedenen Schriften Luthers vor von denen er meinte, daß sie auf den Reichstag am besten wirken würden. Zuerst die schlimme Stelle aus der allerneuesten Schrift: „Grund und Ursach aller Artikel u. s. w.“ die oben im dritten Kapitel zu lesen steht (Seite 42), „da er spricht, er hab' zu Leipzig in der Disputation gesagt, daß etliche Artikel Johannis Hus, zu Konstanz verdammt, christlich wären, aber er hab' geirret; nun sagt er öffentlich, daß alle Artikel, die daselbst verdammt, christlich, und welche durch dasselbe Konzilium zugelassen und anerkannt, ketzerisch wären. Wie eine große Verstockung! Was das heilige Konzilium gelobt, verdammt Luther und was dasselbige verdammt, lobt er.

„Was folget aber aus diesen seinen Worten? Daß er die vierundzwanzig Artikel Johannis Wiklif, die da verdammt und durch Johannem Hus auch gehalten sind, auch bewähre und anerkenne. Unter welchen Artikeln dieser einer ist, daß im Sakrament des Altars wirklich und leibhaftig nicht sei der Leichnam (Leib) Gottes. Du gütiger Gott! Welch' eine große Lästerung ist dies wider Dich! Hiermit beleidigt und verletzt Martinus Luther Gott im Himmel.“ (Bekanntlich hat Luther die leibhaftige Gegenwart Christi im Abendmahl nie geleugnet.)

Ferner ging Aleander auf Luthers Behauptung ein, daß die Griechen den Papst nicht für das Haupt der Christenheit gelten ließen (Band 1 Seite 467 ff.). Dagegen brachte er die Akten eines Konzils bei, nämlich des Unionskonzils von Florenz, wo im Jahre 1439 die Römisch-katholischen und die Griechisch-katholischen über eine Vereinigung berieten. Daß die morgenländische Christenheit besagte Union niemals angenommen, sondern das Konzil von Florenz ein Räuberkonzil schalt, verschwieg er weislich.

„Ich habe hie zu Worms,“ sagte er, „von ungefähr gefunden eine Bulle, beim Florentiner Konzil gegeben, wo der konstantinopolische Kaiser Johannes gegenwärtig gewesen und angenommen hat diese zween Artikel, in berührtem Konzil festgestellt, (erstens) daß das Fegefeuer sei und (zweitens) daß der Papst das oberste Haupt sei der gemeinen christlichen Kirche. Wohl ist das wahr, daß zwischen etlichen griechischen Bischöfen und dem Stuhl zu Rom von wegen etlicher Gerechtigkeiten,

die sie berührtem Stuhle hätten thun sollen, eine lange Zeit Irrung gewesen, aber die gemeine Christenheit von Griechenland hat den Papst all wege für den obersten erkannt und gehalten.“ Das war eine Unwahrheit.

Jene Bulle von dem Florenzer Konzil machte unter den Zuhörern Aleanders das gewünschte Aufsehen. Albrecht von Mainz nahm sie an sich, prüfte Siegel und Unterschrift mit Kennermiene, zeigte dann die Urkunde den Erzbischöfen von Köln und Trier und trieb, wie die kurfürstlichen Räte dann ihrem Herrn berichteten, viel Gepränge damit.

Indessen fuhr Aleander fort, den Ständen über Luthers Ketzereien die Augen zu öffnen. Er kam da auf einen Punkt, der ihm und der römischen Geistlichkeit vor allem ein Gräuel war.

„Weiter sündigt Luther wider die Geistlichkeit insgemein; denn in dem Buche von der Babylonischen Gefangenschaft spricht er, daß alle Laien und die, die getauft sind, durch die Taufe Priester seien. (Das hat Luther freilich oft und laut gepredigt.) Welch eine Verkleinerung des priesterlichen Standes wollte das gebären, wo man ihm nicht zeitlich zuvorkäme.

„Item, in einer Epistel hat genannter Martinus Luther geraten, daß man die Hände in der Pfaffen Blut waschen soll. Solches bedenken diejenigen, welche es mit betrifft (die vielen Herren vom päpstlichen Stande).“

Die letzte Ketzerei trifft wieder den Punkt, auf den Aleander immer mit Fleiß zurückkam:

„Item, er sündiget wider die heiligen Konzilien und verachtet sie, wagt das Konzil von Konstanz, wo der Kaiser Siegmund und der mehrere Teil der Prälaten deutscher und wälscher, auch anderer Nation gegenwärtig gewesen, ‚des Teufels Unflat‘ zu nennen.

„Dennoch, allerunüberwindlichster Kaiser, sind etliche, die ihm Zufall geben und sagen, daß er die evangelische Wahrheit sage und schreibe und bekräftige seine Worte mit starken Gründen der heiligen Schrift.

„Ob Martinus Luther in diesen erzählten Stücken (den angeführten Ketzereien) die evangelische Wahrheit sagt, das versteht Ew. Kais. Maj. und die Kurfürsten, Fürsten und Stände, so zugegen sind.

„Denn ob er wohl zuweilen Sprüche aus der heiligen Schrift anführt, seine ketzerische Meinung damit zu bekräftigen, so führt er die doch allwege in einem andern Verstand, denn die heiligen Väter

darauf gegeben und die heilige Mutter der Christenheit (die römische Kirche) angenommen und erhalten hat. Es ist der Ketzer Weise, daß sie ihre falschen Lehren mit der Schrift bewähren wollen. Denn der Teufel kann den Menschen nicht besser, denn unter dem Schein eines Guten betrügen; also thun die Ketzer auch. Und sollt' ein Ketzer nicht können die Schrift anführen? — hat es doch der Teufel gekonnt, wie wir am vergangenen Sonntage Sexagesimä im Evangelio gehört haben, da er Christum versuchte.

„Fürder sind etliche, allergroßmächtigster Kaiser, die wollen sagen, Martinus Luther sei ein frommer Mann und führe ein gutes Leben. Darum sei es nicht vermutlich, daß er wissentlich anders sagen, die Schrift anders auslegen sollt', denn wie er sie verstund und ihm von Gott angegeben wurde.

„Ich hab', allergroßmächtigster Kaiser, hie zuvor gesagt: wenn der Teufel die Leute verführen will, so muß er das thun unter dem Scheine des Guten. Ich will sein Leben nicht schelten (er konnte es nicht, ohne zu lügen; heutzutage wissen freilich die Römischen alle möglichen Schlechtigkeiten von Luthers Leben zu erzählen); man findet aber bei Sankt Hieronymus, daß die Ketzer allweg die größten Gleißner und Heuchler sind, aber inwendig reißende Wölfe. Und so sich Luther halten wollt', wie einem frommen Mann und Christen ziemt, so sollt' er nicht mehr wissen wollen, denn die heiligen Väter und die Mutter der Christenheit bis daher gewußt und gehalten hat.

„Zuletzt sind etliche, die sagen und wollen raten, daß man Martinum Luther hören und dazu geleiten solle, denn sonst wollt' es einen Aufstand im Volk gebären.

„Allergroßmächtigster Kaiser! Wie soll man doch einen solchen hören, der öffentlich protestiert, daß er sich nicht wolle weisen lassen und wenn ihm gleich die Engel vom Himmel anders sagten, der auch in seinen Schriften sagt, er begehr' das, daß er exkommuniciert werde. Denn hätt' er sich wollen weisen und führen lassen, so wäre er billig vor Päpstlicher Heiligkeit erschienen, von der er mit Anbietung eines sicheren Geleits laut der Bulle gefordert, und hätte sich da hören lassen, welches Päpstliche Heiligkeit als ein milder Vater gerne gesehen hätt'.

„Aber Martinus Luther hat zur Stärkung seines Mutwillens und aufrührerischen Vornehmens wider die Entscheidung des apostolischen Stuhles an das Konzilium appelliert und vermeint, unsers heiligsten Vaters des Papstes Erkenntnis nicht zu leiden. (Über diesen heiklen

Punkt gleitet Aleander schnell hinweg und kommt alsbald auf das für deutsche Ohren besser verständliche Thema von dem Konzil:)

„Des Konzilii Erkenntnis kann er auch nicht leiden; denn er verwirft und verachtet alle Anordnungen der heiligen Konzilien, spricht öffentlich, das Konzil zu Konstanz hab' Johanni Hus und Hieronymo von Prag Unrecht gethan. Allergroßmächtigster Kaiser, Ew. Majestät, auch den Kurfürsten und Fürsten, geistlichen und weltlichen will es gebühren und zustehen, die Schmach, die Euern Vorfahren und Vorgängern durch Martinum Luther aufgelegt wird, abzuwenden.

„Darum wollt' ich gerne wissen, wer ihn doch nun hören oder der Sachen Richter sein möcht'?

„Denn, allergnädigster Kaiser, Ew. Majestät weiß, daß ihr das nicht zusteht, in solchen Sachen, den Glauben belangend, zu erkennen, inmaßen denn auch Ew. Majestät Vorfahren nicht haben thun wollen.

„Viel weniger wollte es andern Laien, die geringeren Standes, zustehen oder gebühren. Denn wie möchten die Laien in dieser Sache richten und erkennen, so die heiligen und geistlichen Väter in Vorzeiten sich nicht unterwunden, mit den Ketzern zu disputieren ohne Urlaub des Papstes.

„Sollte dann der Papst die Sache etlichen Prälaten oder andern Gelehrten in deutschen Landen anvertrauen und befehlen, so möcht' Martino Luther leicht etwas erkannt werden, was ihm nicht gefiele. So spräch' er abermals, ihm wäre Unrecht geschehen, und wollte appellieren, und wo ihm dasselbige nicht vergönnt wäre, würde er gleichwohl wie itzt das Volk bewegen und also das Letzte ärger werden, denn das Erste gewesen.

„Darum ist aufs schnellste dazu zu thun, damit solche Ketzerei nicht weiter wachse oder tiefer einwurzelt. Denn was wollten die Türken, Juden und Heiden für ein gut Beispiel davon nehmen, wenn sie erführen, daß die Christen nun allererst von ihrem Glauben beginnen zu disputieren, und sonderlich die Deutschen, die allwege für die frömmsten Christen geachtet sind.

„Derhalben wollen Ew. Kaiserliche Majestät, Kurfürsten, Fürsten und Stände aufs schnellste die Hand anlegen und im Reiche gebieten, Martini Luthers Bücher alle, nachdem er der Bullen ungehorsam gewesen, zu verbrennen und mit einem gemeinen Edikt zu verordnen, daß seine Bücher hinfürder nicht gedruckt, gekauft oder verkauft werden." —

Als Aleander über diese seine Rede nach Rom berichtete, schrieb er: „er habe ohne Scheu gesprochen, als wenn er zwanzig Schuljungen eine Lektion gäbe“. Das war geprahlt; denn klugerweise hatte er keinen so übermütigen Ton den deutschen Ständen gegenüber angeschlagen. Die kurfürstlich sächsischen Räte schrieben seine Rede fleißig nach; daher wissen wir so genau, was er gesagt hat.

Und groß war in der That die Wirkung seiner meisterhaft berechneten Worte. Mancher von den Fürsten hatte sich Luthers Ketzerei nicht so schlimm vorgestellt. Und auch die, welche selber gegen den Papst viel auf dem Herzen hatten und bald mit heftigen Beschwerden hervortreten sollten, erschraken doch vor dem Gedanken, mit solch' einem Irrlehrer Gemeinschaft zu machen, der auch der Konzilien nicht schonte. Zumal auf das Kostnitzer oder Konstanzer Konzil und auf das damals mit dem Papste abgeschlossene Konkordat bildete sich die deutsche Nation nicht wenig ein; Wunder wie Großes meinten sie damit erreicht zu haben. Und dagegen lehnte Luther sich auf? Das war stark.

Der Augenblick schien günstig. Nachdem Aleander die Reichsstände so bearbeitet hatte, wurde ihnen vom Kaiser ein Gesetz vorgelegt, damit sie ihre Meinung dazu sagten. Das war nichts anderes, als das kaiserliche Ja und Amen zur päpstlichen Bannbulle.

Als Schirmherr der Kirche befiehlt in diesem Gesetze der Kaiser, weil die Päpstliche Heiligkeit Luthern „für einen offenbaren Ketzer erklärt und verdammt hat und deshalb ihn weiter zu hören, nicht not noch gebührlich ist“, seinen getreuen Unterthanen, daß sie Luthers Bücher nicht kaufen, verkaufen, lesen, hören, beschreiben, noch geschrieben oder gedruckt zu werden, zu melden, auszubreiten, auszulegen, zu beschirmen oder zu handhaben gestatten, sondern öffentlich verbrennen und ganz austilgen.

Ferner, daß sie gemeldeten Martin Luther, „sofern er nicht durch glaublichen Schein und Urkund' anzeigen wird, daß er von solcher seiner Irrsal und bösen Handlungen abgestanden und von päpstlicher Gewalt absolviert ist, gefänglich festnehmen und wohl bewahret und Uns zu Unseren Handen stellen oder so lange im Gefängnis behalten, bis Ihr beschieden werdet, was ferner mit rechtem und gebührlichem Maß gegen ihn vorgenommen oder gehandelt werden soll“ — bei Strafe der Acht und Aberacht!

„Welcher diesem kaiserlichen Gebote ungehorsamlich erscheinen und darwider freventlich handeln, auch dem Luther anhangen, Gunst, Enthalt

und Vorschub beweisen wird, in was für Schein das auch geschehe, gegen und wider den oder dieselben soll mit vorgeschriebener schwerer Pön', Straf' und Buß' ohn' alle Gnade und unabläßig vorgegangen und gehandelt werden. Darnach wisse sich ein jeder zu richten."

Dieses Gesetz klingt beinahe, als hätte es der päpstliche Gesandte selber verfaßt. Und es war auch nicht viel anders. Welch ein Triumph für ihn, als der Kaiser vor den Fürsten und Ständen für seinen höchsteigenen Willen erklärte, was er, der Nuntius, ihm vorgeschlagen hatte.

Aber in Einem Stücke war Aleander wieder sehr unzufrieden mit dem Gange der Dinge. Er wollte, der Kaiser sollte einfach kundmachen: „So will ich's und so soll's gescheh'n! Punktum." Statt dessen legte er, getreu der deutschen Reichsverfassung, das Gesetz erst den Ständen zur Begutachtung und Genehmigung vor. Da konnten denn die Stände leicht wieder einreißen, was schon fast geglückt und gesichert schien.

Und so kam es. Im Rate der Kurfürsten gerieten die Gegener über der kaiserlichen Vorlage heftig aneinander. Die Mehrheit, nämlich die drei geistlichen Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln, mit dem von Brandenburg, waren päpstlich gesinnt; die Minderheit, nämlich die Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz, Lutherisch. So sehr erhitzten sich die Gemüter, daß Joachim von Brandenburg und Friedrich von Sachsen einmal beinahe handgemein wurden; der Erzbischof von Salzburg und die sonst zugegen waren, legten sich noch ins Mittel und brachten sie auseinander. Seit es Kurfürsten gab im Reich, war so etwas nicht vorgekommen.

„Der Mönch macht viel Arbeit," berichtete damals der Gesandte der freien Reichsstadt Frankfurt nach Hause. „Ein Teil möchte ihn ans Kreuz schlagen, und ich fürchte, er wird ihnen schwerlich entrinnen; nur ist zu besorgen, er werde am dritten Tage wieder auferstehen."

Und ein kursächsischer Rat schrieb an den Nürnberger Ratsherrn Anton Tucher, der sich der besonderen Gunst Friedrichs des Weisen erfreute: daß der Kaiser vorhabe, „eine ganz geschwinde Acht" über Luther und seine Anhänger ausgehen zu lassen; das aber, meint er, „würde meines einfältigen Verstands wenig Frucht, sondern große Em-

pörung im Reich gebären und würde eben dahin gedeihen, darnach der Papst und alle die Seinen fleißig arbeiten, daß wir Deutschen einander selber verfolgeten und ihrer Mißhandlung dabei vergessen; so würden sie wohl unreformiert von uns bleiben. Der allmächtige Gott wolle den Ständen des Reichs die Augen öffnen."

Wirklich hatte Aleander einmal geäußert und damit allzutief hineinschauen lassen in seine Seele: „Wenn etwa ihr Deutschen, die ihr dem römischen Papste das allerwenigste Geld zahlt, das Joch der römischen Knechtschaft von euch abschüttelt, so wollen wir schon sorgen, daß ihr in wechselseitigem Morden durch euer eigenes Blut zu Grunde gehet!"

Diese Drohung sollte sich im Laufe der Zeit nur allzu genau erfüllen. Für jetzt stritt man sich noch mit Worten. —

Eine Woche ging über den aufgeregten Beratungen hin. Dann trat der Reichstag wieder zusammen und beschloß seine Antwort auf die kaiserliche Vorlage. Sie fiel aus, wie Aleander gefürchtet hatte.

Das Gesetz, welches Kaiser Karl vorgeschlagen hatte, lehnten die Reichsstände einfach ab. Und weshalb? — Weil es leicht zu Aufruhr und Empörung in der deutschen Nation kommen könnte, wenn man so scharf wider Luther vorginge, ohne ihn gehört zu haben.

Sie gaben darum kaiserlicher Majestät zu bedenken, ob es nicht angemessen sei, Luthern unter sicherem Geleit zum Verhör zu fordern. Nicht, als ob man ihm eine Disputation verwilligen wollte. Er sollte gefragt werden, ob er sich zu seinen Büchern bekenne. Wenn er das thue, so solle er widerrufen, was darin wider den christlichen Glauben und die Sakramente gelehret sei. Widerrufe er nicht, dann müsse er für einen Ketzer geachtet und nach seiner Heimkehr, die ihm durch das freie Geleit gewährleistet sei, als Ketzer bestraft werden. Widerrufe er aber seine Irrtümer in der Lehre, so möge er in den andern Stücken billig gehört werden, nämlich in dem, was er an Beschwerden wider den päpstlichen Stuhl vorzubringen habe. Und schlossen die Stände ihr Gutachten mit den Worten:

„Daneben bitten wir unterthäniglich, Ew. Kaiserliche Majestät wolle gnädiglich bedenken, welche Beschwerden und Mißbräuche jetzt dem heiligen römischen Reich (deutscher Nation) obliegen und von dem Stuhl zu Rom allerwege begegnen, und darum gnädiges Einsehen thun,

damit solches auf ziemliche, leidliche und trägliche Wege und Maß gestellt und gezogen werde."

Kaiser Karl ließ sich die zu deutsch gegebene Antwort der Stände sogleich auf französisch dolmetschen und erwiderte vorläufig Folgendes: Er wünsche, daß die Beschwerden gegen den römischen Stuhl mit der Sache Luthers nicht vermengt würden, indem diese den Glauben angingen; übrigens würde er an Seine Heiligkeit den Papst schreiben und hoffe, von ihm Abstellung besagter Beschwerden zu erlangen.

Darnach wurde die Sitzung aufgehoben.

Es sind also die Fürsten und Stände des Reiches gewesen, welche wider den Wunsch und Willen des Kaisers ernstlich beantragten, es solle Luther gen Worms vor den Reichstag geladen werden. Und das begehrten sie trotz der dreistündigen glänzenden Rede Aleanders, trotz den zwei Bullen des Papstes und trotz der entschiedenen Abneigung einer starken Partei gegen Luther. Was bezweckten sie damit?

Nun, es ist kein Zweifel, daß die Mehrheit der Reichsversammlung hoffte, Luther werde sich zu dem geforderten Widerruf seiner anstößigen Irrlehren verstehen. Und wenn er dies that, so hoffte man weiter, an Luther sich einen wertvollen Bundesgenossen zu erhalten im Kampfe gegen die Übergriffe des Papsttums. Im Glauben wollte niemand gern abweichen von der katholischen Kirche, aber die Mißbräuche abzustellen, die Luther in seiner Schrift an den christlichen Adel aufgedeckt hatte, das lag ihnen allen am Herzen. Selbst Luthers grimmiger Feind, Herzog Georg von Sachsen, hatte einen ganzen Sack voll Beschwerden gegen Rom mitgebracht.

Es stand nun wieder bei dem Kaiser, was er auf den Ratschlag des Reichstages zu antworten und zu thun für gut hielt. Es waren aber zwei Anträge, über welche er sich zu entscheiden hatte: der eine, daß er den Luther kommen lasse, der andere, daß er die Beschwerden deutscher Nation gegen den Papst abstelle. Das waren zwei schwere Fragen für ihn und seinen Staatsrat.

Aleander befand sich in großer Aufregung. Die beiden Anträge waren ein Schlag in das Gesicht des Papstes. Himmel und Hölle mußte er in Bewegung setzen, um zu verhindern, daß der Kaiser darauf einginge.

Wenn nur die kaiserlichen Räte zuverlässiger gewesen wären! Aber da war der Beichtvater Glapio. Was für eine zweideutige Rolle spielte der! Ein Mann wie Erasmus, von dem Friedrich der Weise einmal sagte: „Es ist ein wunderlich Männlein: man weiß nicht, wo man sein gewarten kann.“ Ja, wie Erasmus gegen die Sachsen den Lutheraner spielte, gegen die Römer den Papisten und gegen die Kaiserlichen den Unparteiischen, so suchte Glapio zwischen den Gegenparteien zu vermitteln und auf seine Faust ein wenig in den Staatsgeschäften zu machen. Eine Woche lang hatte er mit dem kursächsischen Kanzler Brück Luthers wegen verhandelt, täglich drei bis vier Stunden — es war nichts dabei herausgekommen. Er hatte versucht, eine Unterredung mit dem Kurfürsten Friedrich selber zu erlangen — vergebens. Dem Nuntius Aleander war diese heimliche Thätigkeit des kaiserlichen Beichtvaters unheimlich. Er mußte den Mann gewinnen. Und als er seine schwache Seite entdeckt hatte, hörte er nicht auf, von Rom Gefälligkeiten, Auszeichnungen, Briefe für ihn zu begehren. Und wirklich erreichte er etwas damit. Glapio zeigte sich willig, seinen Einfluß zu Gunsten der päpstlichen Wünsche geltend zu machen. Und gerade jetzt zog der kaiserliche Staatsrat den Beichtvater zu seinen Beratungen nicht zu, als die beiden wichtigen Anträge beraten wurden! „Das ist gegen die Anordnung des Kaisers,“ klagte Aleander, „und mißfällt mir sehr.“

Der Großkanzler Gattinara pflegte den päpstlichen Nuntius immer und immer mit einer Rede zu bedienen, welche diesem höchst verhaßt war. „Es geht durchaus nicht ohne Konzil,“ pflegte er zu sagen. Und stets wußte er auf allerhand Umstände hinzuweisen, die den päpstlichen Ansprüchen zu seinem großen Bedauern hindernd entgegenstünden.

Der Herzog von Chievres, Karls erster Minister, hatte wieder eine neue Art, dem Drängen Aleanders auszuweichen. Er versicherte dem Nuntius zu wiederholtenmalen: er könne nicht einsehen, daß die Sache so schwierig und bedenklich liege, wie man behaupte.

„Wenn der Kaiser sich nicht so wacker hielte, wäre alles verloren,“ schrieb Aleander am 27. Februar nach Rom.

Am 28. hatte er eine Audienz beim Kaiser. Er konnte davon melden, daß ihm Karl zugesagt habe, er wolle sein Möglichstes thun.

„Es ist allgemein anerkannt, daß er voll Verlangen ist, diese Sache (nämlich Luthers) zu unterdrücken,“ aber „er schien mir unzufrieden und nicht mehr so beherzt wie früher.“

In der That konnte der Kaiser nicht gegen den Strom schwimmen.

„Alle Fürsten und Völker“ forderten: Luther soll kommen! Nur etwa der Erzbischof von Salzburg, Staupitzens zweifelhafter Gönner, und Kurfürst Joachim von Brandenburg protestierten dagegen, so viel sie konnten. Vergebens trug Aleander den kaiserlichen Räten unermüdet die päpstlichen Ansprüche vor: es sei einfach des Kaisers Pflicht, dem päpstlichen Spruche gemäß die Bücher Luthers zu verbieten und gegen diesen selber nach dem Rechte zu verfahren; er dürfe das Ansehen des heiligen Stuhles nicht schädigen lassen. Vergebens richtete er auch nach Rom dringende Mahnungen, die kirchlichen Mißstände von selbst abzustellen und damit den Beschwerden des Reichstages den Stachel zu nehmen: „das habe ich schon vor fünf Jahren gefordert“, konnte er an den Vizekanzler des Papstes schreiben, „und unserm Herrn gesagt, was nun vor unsern Augen sich erfüllt, daß ich eine Empörung der Deutschen gegen den römischen Stuhl fürchte. Denn ich hatte ja viele in diesem Lande kennen gelernt, die nur auf den Tollkopf warteten, der den Mund gegen Rom öffnete. Aber damals fand ich keinen Glauben.“

Vergebens war alles Schreiben und Reden, Aleander konnte den Lauf der Dinge nicht aufhalten. —

Kaiser Karl eröffnete den Reichsständen auf ihren Ratschlag dies: daß er den ersten Antrag, „berührend Martin Luther“, gnädiglich annehme. „Und hat darauf die Kaiserliche Majestät beschlossen, den gedachten Luther zu erfordern und ihn mit freiem, sicheren Geleit hin und wieder bis wiederum in sein Gewahrsam genugsamlich zu versehen.“

Zum Andern, wegen der Beschwerde gegen den Stuhl zu Rom fordert der Kaiser die Kurfürsten, Fürsten und Stände auf, sie sollen „solche Beschwerden und Mißbräuche mit samt ihrem Gutbedünken schriftlich anzeigen — so will Kaiserliche Majestät die auch erwägen und beratschlagen und sich des, was ferner darinnen fürzunehmen und zu handeln sei, mit Kurfürsten und Fürsten und Ständen freundlich und gnädiglich unterreden.“

Wie schien da für das ganze Reformationswerk eine so freundliche Aussicht sich zu öffnen!

Dagegen hatte Aleander nach so herben Mißerfolgen auch einen kleinen Erfolg zu verzeichnen.

Kaiser Karl legte dem Reichstage gleichzeitig einen Erlaß vor, welcher die Bücher und Schriften Luthers, zwar nicht zu verbrennen, wohl aber an die Obrigkeit auszuliefern gebot. Und der Reichstag, der in

den beiden andern Stücken seinen Willen durchgesetzt hatte, glaubte diesmal in dem Geringeren dem Kaiser willfahren zu müssen und genehmigte den Erlaß. So geschehen zu Anfang März. Wir werden dieses Bücherverbot noch näher kennen lernen.

Und auch das gab Aleander noch nicht auf, daß es ihm trotz dem Reichstage gelingen möchte, Luthers Erscheinen zu hintertreiben. Dafür richtete er sein Augenmerk — auf die Vorladung selber!

Wenn es ihm gelang, durch seinen Einfluß auf den Kaiser dem Einladungsschreiben an Luther eine solche Fassung zu geben, daß Luther von selbst darauf verzichtete, zu kommen, oder daß der Kurfürst es ihm unter solchen Umständen verbot — so hatte er das Spiel gewonnen.

Warum sollte der Kaiser darauf nicht eingehen? Er hatte herzlich wenig Lust, dem gebannten Mönch einen Brief zu schreiben, und so stellte er dem Kurfürsten Friedrich das Ansinnen, der möge ihn nach Worms rufen. Aber Friedrich war viel zu weise dazu; er verwies darauf, daß Luther ja auf Kaiserlicher Majestät und Stände Beschluß hergefordert werden solle, und bemerkte dazu noch, er müsse üble Nachrede für sich befürchten, „wo Luthern etwas Beschwerliches und Nachteiliges unterwegen zustünde."

So blieb also die unbequeme Verpflichtung auf dem Kaiser lasten. Wie er sich deren entledigte, konnte ihm niemand vorschreiben. Und da gelang es denn dem Aleander, dahin zu wirken, daß die Vorladung nach seinem Sinne abgefaßt wurde und dem Ansehen des römischen Stuhles nichts vergab.

Am 6. März unterzeichnete der Kaiser das Schreiben. Am 8. März berichtete Aleander erfreut und voll guter Zuversicht von seinen guten Erfolgen nach Rom. Der Kurier, welcher an Luther geschickt werden sollte, mußte in den nächsten Tagen abgehen.

Da erlebte der Nuntius plötzlich einen argen Umschlag der Stimmung am kaiserlichen Hofe. Mit Schrecken mußte er wahrnehmen, daß sich das Blatt wieder zu Luthers Gunsten wandte.

Nicht umsonst hatte Herr von Chievres in aller Liebenswürdigkeit ihm vor kurzem erst den Standpunkt klar gemacht, worauf der Kaiser in Sachen Luthers dem Papste gegenüber bestehe. „Machet," hatte er gesagt, „daß der Papst seine Pflicht thut und mit uns geht, so werden auch wir alles thun, was seine Heiligkeit will." Und weiter: „Sagt

nur euerem Papste, daß er unsere Sachen nicht störe, dann soll er alles haben, was er von uns fordern kann. Sonst wird man ihm eine solche Verwirrung anrichten, daß er Mühe haben soll, sich herauszufinden."

Das war deutlich geredet. Und Aleander wußte nun, was die Luthersche Angelegenheit in den Augen der Kaiserlichen war: eine Gelegenheit, den Papst zu verpflichten oder zu ärgern, je nachdem er es haben wollte — mit andern Worten: das Verhalten des Kaisers gegen Luther bestimmte ganz allein die hohe Politik.

Und da war nun eines Tages eine Nachricht eingetroffen, welche zur Folge hatte, daß man mit dem Ketzer zu Wittenberg in einem andern Tone redete, als man bisher für angemessen hielt.

Der Kurier sollte von rechtswegen schon nach Wittenberg unterwegs sein, da erfuhr Aleander, es sei im Rate des Kaisers beschlossen worden: man wolle nicht einen Kurier senden, sondern, was unvergleichlich sicherer und ehrenvoller war, einen Herold. Ferner: man habe das kaiserliche Schreiben, das er mit hatte verfassen helfen und das darauf berechnet war, Luthern vom Kommen zurückzuhalten, beseitigt und dafür ein neues aufgesetzt und dem Kaiser vorgelegt.

Natürlich gab sich Aleander alle Mühe, diese neue Vorladung zu Gesichte zu bekommen. Umsonst. Nur ein Stück davon bekam er zu sehen, aber das war gerade genug, um ihn außer Rand und Band zu bringen; es war die Anrede: „Ehrsamer, Lieber, Andächtiger!"

So redete Kaiserliche Majestät einen öffentlich verdammten Ketzer an? Das war wider Gott und alle Vernunft; das war unerhört!

Als er sich zuständigen Orts darüber beklagte, sagte man ihm: das sei so der Stil; wenn man grob schreiben wollte, so würde dies gerade so sein, als wenn man ihm schriebe, er solle gar nicht kommen.

Diese Antwort mußte zwar Aleander für ganz verständig anerkennen, aber das war es ja eben, was er wollte, und was bisher die kaiserlichen Räte, wie er meinte, mit ihm gewollt hatten — daß Luther trotz der Ladung nicht nach Worms käme.

Was war nun dazwischen vorgegangen, daß man am Kaiserhofe den Sinn so gändert hatte, und nunmehr Luthers Ankunft wünschte?

Robert von der Mark, Herr zu Sedan und Herzog von Bouillon, ein Unterthan Kaiser Karls und ihm bisher warm ergeben, hatte unvermutet die Fahne der Empörung aufgepflanzt und war ins Luxemburgische eingefallen.

Was hatte dieser kleine Aufstand mit Luther zu thun?

So fragte sich Aleander auch; aber er konnte sich leicht selber die Antwort darauf geben. Wenn Robert von der Mark, der dem Kaiser ein rechter Grenzwächter gegen Frankreich hätte sein sollen, gegen den Kaiser zu den Waffen griff, so steckte niemand anders als der König von Frankreich dahinter. Es war also jene Empörung das Vorspiel eines Krieges mit Frankreich. Und Kaiser Karl hatte zwar vom Papste die spanische Inquisition bewilligt erhalten, aber über seine Stellung zu Frankreich hatte er noch keine Sicherheit. So lag denn der böse Verdacht nahe, Papst Leo X. sei ein heimlicher Verbündeter des Franzosenkönigs und sonach auch mit verantwortlich für den Einfall Herzog Roberts von der Mark.

Darum war kaum die Nachricht von dem Ereignis dort an der französischen Grenze in Worms eingetroffen, so beschlossen der Kaiser und seine Räte, um auf den Papst einen Druck auszuüben: nun soll Luther kommen.

Mit einemmale war da der verfluchte Mönch ein Ehrsamer, Lieber und Andächtiger, mit einemmale war er eines Reichsherolds wert.

Die Reichsstände waren es gewesen, die mit merkwürdiger Einmütigkeit den Gedanken faßten, Luthern gen Worms zu fordern. Daß man ihn schicklich einlud und ihm ein sicheres Geleit bewilligte, dazu mußte der Aufstand eines kaiserlichen Vasallen an der französischen Grenze dienen! So seltsam mußten sich die Dinge fügen, damit Luther für seine Lehre Zeugnis ablegte vor Kaiser und Reich!

Wer schaut da nicht die Hand des Weltregenten, der Kleines und und Großes, Irrtum und Ärgernis, alle die mancherlei Wünsche und Gedanken der Menschen seinem Zwecke zu dienen zwingt?

Die Vorladung, welche nunmehr an Luther abgesandt wurde, in der kaiserlichen Kanzlei verfaßt und von dem Erzkanzler des Reiches unterschrieben, lautete folgendermaßen:

„Ehrsamer, Lieber und Andächtiger!

„Nachdem Wir und des heiligen Reichs Stände, jetzo hier versammelt, vorgenommen und entschlossen, der Lehre und Bücher halber, so eine Zeit her von Dir ausgangen, Erkundigung zu empfahen, haben wir Dir, herzukommen und von dannen wiederum an Dein sicher Gewahrsam, unser' und des Reichs frei gestrackt

Sicherheit und Geleit gegeben, das Wir Dir hierneben zusenden. Und ist Unser ernstlich Begehr, Du wollest Dich förderlich erheben, also daß Du inwendig einundzwanzig Tagen, in solchem Unserm Geleit bestimmt, gewißlich hier bei Uns seist und ja nicht ausbleiben wollest, Dich auch keiner Gewalt noch Unrechts besorgen. Denn wir Dich bei dem gemeldeten Unserm Geleit festiglich handhaben wollen, Uns auch auf solche Deine Zukunft endlich verlassen. Und Du thust daran Unsere ernstliche Meinung.

„Gegeben in Unserer und des Reichs Stadt Worms am 6. Tage des Monds Martii. Anno 1521, Unsers Reichs im andern Jahr.

„Auf Befehl des Herrn Kaisers hat eigenhändig unterschrieben

Albrecht,

Kardinal, Erzbischof von Mainz, Erzkanzler."

Am 15. März verließ der Herold mit diesem Briefe und den nötigen Geleitsurkunden vom Kaiser und den Fürsten, deren Gebiet Luther zu durchreisen hatte, die Stadt Worms, den Gebannten vor den Reichstag zu laden.





Siebentes Kapitel.

Luther vor seinem Gange nach Worms.

Ueber das, was zu Worms vorging, wurde Luther durch seinen Freund Spalatin möglichst auf dem Laufenden erhalten. Aber die Briefe von Worms nach Wittenberg brauchten damals in der Regel vierzehn Tage, und die Verhandlungen über Luthers Sache gingen zu bunt durcheinander, als daß er, den sie am meisten angingen, aus der Ferne einen recht klaren Einblick darein hätte gewinnen können.

Mit der Zurückhaltung, welche sein Kurfürst übte, nämlich daß er nicht als ein begeisterter Lutheraner auftrat, sondern als ein gerechter Fürst und Landesherr nur darauf hielt, daß alles im Wege Rechtens zugehe — damit war Luther völlig einverstanden. Er lobte ihn in seinem Briefe: „Unser Fürst handelt ebenso standhaft, wie klug und treu."

So gute Nachricht, wie nach der ersten Begegnung Friedrichs mit dem Kaiser, empfing er freilich nicht wieder. Damals hatte er neues Zutrauen zu Kaiser Karl gewonnen und ihm durch die Hand des Kurfürsten aufs neue sein „Erbieten" zugeschickt, jenen Brief vom August 1520, auf den er noch immer ohne Antwort war (Band 1, Seite 678 ff.). Hatte er doch Grund zu zweifeln, ob derselbe je dem Kaiser zu Gesichte gekommen!

Jetzt ließ Kurfürst Friedrich Luthers Schreiben durch einen seiner Räte dem Kaiser überreichen. Der zerriß es und warf es zur Erde. Aleander brachte die Stücke in seine Hand und schickte sie nach Rom, als ein sichtbar Zeichen von der trefflichen Gesinnung des Kaisers, bat

auch, man möge diese Merkwürdigkeit in der päpstlichen Bibliothek aufbewahren (8. Februar).

Dennoch konnte Luther aus einem Briefe des Kurfürsten, den dieser Ende Februar an ihn richtete, entnehmen, „daß die Sache noch nicht im Neste der Papisten sei."

Sein Standpunkt blieb immer derselbe. Er wollte nach Worms und vor „frommen, gelehrten, verständigen, unverdächtigen und christlichen Männern, geistlichen und weltlichen, die in der Biblien wohl gegründet und Verstand und Unterscheid der göttlichen und menschlichen Gesetze und Gebote haben und wissen," sich verantworten.

Spalatin schrieb ihm, daß man ihn vorladen werde, um seine Glaubensirrtümer zu widerrufen; dann sei man willens, zu hören, was er wider Rom für Beschwerden habe. Schickte ihm auch Artikel, die des Kaisers Beichtvater aufgesetzt und worin er die Sätze zusammengefaßt hatte, deren Widerruf man vor allen Dingen von Luthern fordern und erwarten müsse.

„Denke Du nur nicht," antwortete Luther am 19. März, „daß ich irgend etwas widerrufen werde. Ich will dem Kaiser Karl antworten: so ich allein Widerrufs halber gerufen sei, werde ich nicht kommen. Denn dann ist's ganz dasselbe, als wenn ich schon hingekommen und wieder heimgekehrt wäre. Ich könnte ja eben so gut hier widerrufen, wenn ich nichts weiter soll, als widerrufen.

„Dagegen, will der Kaiser mich deshalb rufen, daß ich soll umgebracht werden, und mich um solcher Antwort willen für des Reiches Feind achten — so werde ich mich erbieten zu kommen. Denn ich werde nicht fliehen, so Christus mir hilft, und das Wort nicht im Stiche lassen, da es gilt.

„Das ist mir aber ganz gewiß, daß jene Blutmenschen (die Papisten) nicht ruhen werden, bis sie mich umgebracht haben. Da habe ich nur den Wunsch, daß niemand sich an meinem Blute vergreifen möge, als die Papisten (also nicht der Kaiser und die Fürsten), was freilich nicht in meiner Macht steht. Rate du, wem zu raten ist, daß er sich nicht teilhaftig mache der schändlichen Ränke der Boshaftigen."

Und zwei Tage, ehe der Reichsherold mit der Vorladung in Wittenberg eintraf, am 24. März, schrieb er gleichen Sinnes an einen andern Freund:

„Was sie in Worms über mich verhandeln, wirst Du schneller erfahren, als ich. Sie wollen durchaus, daß ich viele Sätze widerrufen

soll. Aber das soll mein Widerruf sein: ‚Früher habe ich gesagt: der Papst ist Christi Stellvertreter; jetzt widerrufe ich und sage: Der Papst ist Christi Feind und der Apostel des Teufels.‘ Dazu zwingt mich jene frevelhafte und schändliche Gottlosigkeit, womit sie Christum offenkundig verdammen.“

In der That, der Art war auch der Widerruf, welchen er in den Schriften vernehmen ließ, die damals von ihm erschienen. Immer heftiger schrieb er, wenn möglich, gegen den Papst und gegen die Papisten.

Gegen Emser ließ er in den ersten drei Monaten des Jahres 1521 nicht weniger als drei Streitschriften los. Es war das ja eben damals sein eifrigster, schreiblustigster Gegner unter den deutschen Gottesgelehrten.

Eck hatte mit seiner Bulle; zu thun er suchte seinen Einfluß besonders auch in Worms geltend zu machen, bei Aleander und beim Kaiser. Dem Kaiser hielt er vor: „Die Sachsen haben unter Karl dem Großen ihre Nacken dem Christentum und kaiserlicher Herrschaft gebeugt — es sei ferne, daß unter Karl dem Größesten der Sachse Luther andere zum Abfall vom wahren und einzigen Glauben verführe.“

In Deutschland war Murner der einzige, der lebhaft an Emsers Seite focht (Seite 10). Dagegen standen in den Niederlanden und in Italien immer wieder neue Kämpfer gegen den Ketzer auf.

Von dem Italiener Thomas Rhadinus kam eine Rede „an die Fürsten und Völker Deutschlands gegen den die Ehre der Nation schändenden Ketzer Martin Luther“ über die Alpen. In Leipzig rühmte man diese Schrift sehr und druckte sie schleunigst nach. In Wittenberg hielt man Emser für den Verfasser. Melanchthon übernahm es, für Luther zu antworten, und that es, würdig und kräftig. Aber da trafen die ersten Bogen einer neuen Emserschen Streitschrift in Wittenberg ein, die gegen Luthers Schrift an den Adel sich richtete. Und nun griff Luther selbst wieder zur Feder, den alles, was von Emser kam, deshalb so erregte, weil er immer den Herzog Georg dahinter vermutete.

Wie nun Luther und Emser sich herumschlugen, das mag man leicht schon aus den Titeln ihrer Streitschriften erkennen.

Im Januar erschienen von Luther wenige Blätter „An den Bock von Leipzig“.

Sofort antwortete Emser: „An den Stier zu Wittenberg.“

Darauf Luther: „Auf des Bocks zu Leipzig Antwort.“

Emser bleibt nichts schuldig: „Auf des Stiers zu Wittenberg wütende Replika (d. i. Erwiderung).“

Nun schreibt Luther eine umfänglichere Schrift: „Antwort auf das überchristliche, übergeistliche und überkünstliche Buch Bock Emsers“.

Damit war der Schriftenwechsel noch nicht zu Ende; Emser hatte noch Zeit zur Abfassung einer neuen Antwort, während Luther nach Worms ging.

Wie unbarmherzig, ja wie übermütig hat Luther den Bock Emser da gezaust! Das Gefühl seiner Überlegenheit erhielt ihn in allem Schelten und Streiten immer bei guter Laune. Von Vorsicht aber und Zurückhaltung, wie sie ihm, dem Gebannten, unter den obschwebenden verhängnisvollen Verhandlungen in Worms wahrlich so nahe gelegen hätte, findet sich keine Spur.

Hören wir nur die Eingänge der drei Schriften. Die erste hebt also an:

„Dem Bock zu Leipzig meinen Gruß.

„Wenn ich dich hätt' einen Bock gescholten, mein Emser, so hättest du gewißlich ein Buch oder zwei davon geschrieben und mit allerlei Lügen, Läster- und Schmachworten, wie deine Art ist, mich überschüttet. Nun du selber, dazu mit großen Buchstaben dich einen Bock ausschreibest, und nicht mehr, denn zu stoßen dräust und sprichst: ‚Hüt' dich, der Bock stößt dich‘ (so stand wirklich auf Emsers Büchern zu lesen; vergleiche Band 1 Seite 500) — so mag ich dich wohl, hoff' ich, auch mit deiner Gunst und Gnaden als einen Bock empfahen. Wiewohl es dir ohne Not gewesen aufs Papier zu schreiben; man sieht es doch wohl in deinem ganzen Wesen, daß du ein Bock bist; dazu, daß du nichts mehr denn stoßen kannst, weisen überflüssig aus deine Bücher und Reden. Meinst du aber, daß ich deinem leichtfertigen Dräuen nicht antworten möcht' und sagen: ‚Lieber Esel, löck nit (schlag nicht aus)!‘ Behüt' Gott vor dem Bock die Geißen, die ihre Hörner in Seide geflochten tragen — mit mir hat's, ob Gott will, keine Not.

„Hast du nie gehört die Fabel: da der Esel mit dem Löwen um die Wette schrie und etliche Thiere vor seinem Geschrei flohen, daß sich der Löwe zu ihm wandt' und sprach: ‚Wenn ich nicht wüßte, daß du ein Esel wärest, ich hätt' mich wohl selbst vor dir gefürchtet.‘ Du siehst täglich, daß ich mich vor denen nicht fürchte, die mehr Kunst und Verstand in einem Haar haben, denn du an Leib und Seele; dennoch unter-

steheſt du dich, mich zu trotzen und zu ſchrecken. Damit du beweiſeſt, daß du Vernunft und Unvernunft verwechſelſt und aus einem Menſchen ein Bock worden biſt.

„Was wollteſt du unvernünftiger Bock in der heiligen Schrift ausrichten, ſie nicht nach dem Buchſtaben, der da tötet (2. Kor. 3, 6), ſondern nach dem Geiſt, der da lebendig macht, auszulegen, wie du dich rühmeſt in dieſem deinem Buche? Kannſt du doch ſchier nicht zu deutſch ſagen, was du im Sinn haſt; ſo ungeſchickt, zerlobdert und wüſt fahren deine Worte. Und ſo weit ich noch ſehe, ſo weißt du nicht und wirſt noch lang' nicht lernen, was Buchſtab', Geiſt, Tod und Leben heißt in der Schrift. Dein geiſtlich Recht wird dich nichts lehren; ſo wird's dein Bockskopf ſelbſt nicht erfinden. Das iſt das andere Zeichen, daß du den Menſchen ausgezogen, den Bock angezogen haſt: du biſt ein Lehrer des heiligen Rechts (Licentiat sacrorum canonum) und ein Leerer der heiligen Schrift (Prohibitat sacrae scripturae); das bleibſt du auch wohl." —

Nun die zweite Schrift: „Auf des Bocks zu Leipzig Antwort".

„Dem feſten und geſtrengen H. E., meinem beſonderen günſtigen Herrn und Freund, (entbiet ich) Dr. Martinus, mein gutes Vermögen.

„Geſtrenger und feſter Herr und Freund. Des Emſer Büchlein an den Stier zu Wittenberg habe ich neben Eurer Schrift empfangen. Und wiewohl viele mir widerraten, ihm als einen öffentlichen Lügner und Läſterer zu antworten, hab' ich doch nicht wollen unterlaſſen, ihm ſeine Lügen zu zeigen, daß der Sau der Bauch nicht zu groß wird.

„Zum Erſten. Er will anzeigen, was für ein Vogel ich ſei. Iſt ihm wohl not. Denn obwohl ich nicht fromm bin, hat doch Gott mein Leben beſchützt, daß niemand mit Wahrheit mich hat mögen tadeln, und dieſe zwei Jahr' ſo viel Lügen und Lügner an mir zu Schanden ſind worden, daß Emſer ſein Anzeigen wird Kunſt und Mühe koſten. Ich aber hab' gegen ihn einen Vorteil: darf niemanden anzeigen, was für ein Vogel er ſei, man kennt ihn bei ſeinem Geſang und Federn; wie ſein Gerücht reucht, ſo lauten ſeine Bücher. Es iſt ja Gnade, wo mich Lügner und Buben ſchelten." —

Endlich Nummer Drei führt einen Spruch auf dem Titelblatt, der heißt: „Lieber Bock, ſtoß mich nicht." Folgt die Vorrede.

„Siehe Bock Emſer, biſt du der Mann mit dem langen Spieß und kurzen Degen? Behüt' Gott vor Gabelſtichen, die machen drei Löcher. Bock Emſer, du biſt mir ein ſeltſamer Kriegsmann!

„Sankt Paulus hat Epheser am letzten (6, 11) vier göttliche Waffen beschrieben: ein Schwert, einen Helm, einen Panzer, ein Schild; derselben bedarfst du nicht mehr denn eines, des Schwerts. Und weil Sankt Paulus zu wenig gelehret, nimmst du statt des Harnisch einen langen Spieß und kurzen Degen, und flugs auf mich zu mit bloßem Kopfe, bloßer Brust, bloßem Bauch, als werd' ich nicht mehr thun, denn vor dir knieend, mich den nackten Ritter stechen lassen und sagen: ‚Gnad'. Junker Bock, seid uns gnädig am Leben‘.

„Dazu schwörst du bei deiner Priesterschaft, wie Hannibal bei seinem Gott, du wollest nicht aufhören wider mich zu schreiben. Bock Emser, daß du auch den Eid, wie den Harnisch, gebessert (d. h. bei Seite gelassen), bei deinen Hörnern und Bart geschworen hättest, wie Sokrates bei seinem Hund (den er nicht besaß) — das wäre ein recht weiser Eid gewesen.

„Es will ein Ernst sein, sehe ich wohl, weil die langen Spieß' und die kurzen Degen kommen, deren ich mich bisher, als von Sankt Paulus ungenannt, nicht versehen. In solchem Ernst muß ich mich zu dem Panzer, Helm und Schild halten, die Emser liegen lässet — nicht, daß er's verachte, wie jedermann weiß, sondern weil er's nicht bedarf: denn er hat zuvor eine dicke Haut, harten Kopf und verstockte Brust, damit er nicht allein mir, sondern auch dem heiligen Geist kann widerstreben.

„Sankt Paulus erklärt die Waffen also, daß er den Helm nennet: einen Helm des Heils; den Panzer oder Krebs: einen Panzer der Gerechtigkeit; den Schild: einen Schild des Glaubens. Deren bedarf Emser keines, hat genug am allerheiligsten Vater Papst, wie eine Kreatur an ihrem Schöpfer soll genug haben. Darum er auch das heilige fleischlich (statt: geistlich) Recht einführt, mehr denn göttlich Recht, und nimmt das Schwert mit dem langen Spieß und kurzen Degen und greifet an so nacket einen reisigen Kürasser, das ist: den Ketzer Martin Luther.

„Wie dünkt euch? Ich mein' ja, der Bock sei ein Mann und teurer Held, er darf's wahrlich wagen.“ —

Freunde und Feinde fanden diesen Ton zu grob, obwohl Emser und Genossen auch keine zarte Musik vernehmen ließen. Aber Luther wollte seine Schriften nicht mit zu den „Lästerbüchern und Schmachbriefen“ gerechnet wissen, die auch im kaiserlichen Recht verboten waren und vor denen auch Luther seine Beichtkinder warnte, wie vor einem

tötlichen Gifte. „Denn wer Gottes Wort erkennet und glaubet, dem werden die Lästerbüchle und Schmachbriefe nimmer wohlgefallen.“

„Darein aber soll und mag niemand meine Büchle zeihen noch zählen. Denn das heißet ein Schmach- oder Lästerbuch, wie es auch kaiserlich Recht deutet, darin mit Namen jemand insonderheit geschmäht wird an seiner Ehre und der Schreiber seinen Namen nicht anzeigt, will nicht zu Recht stehen, fürchtet das Licht, will doch Schaden im Finstern gethan haben, beißet heimlich, wie eine vergiftete Schlange, als Salamon sagt (Sprüche 23, 32).

„Nun hab' ich meinen Namen in allen meinen Büchern angezeigt, öffentlich und frei am Tage gehandelt, mich zu Recht erboten, und erbiete mich noch; und wiewohl ich des Papstes Regiment angetastet, hab' ich doch seine Person nie angerührt, noch irgend eines Prälaten, noch Unteren, noch niemandes besondere, heimliche Laster, sondern die öffentlichen, gemeinen Gebrechen beschreiet, wie das einem Prediger gebührt und alle Propheten gethan haben. Wenn das sollten Schmachbücher heißen, so müßte man kein Laster mehr im Volke strafen und würde das Evangelium und die ganze Schrift auch Lästerbuch heißen, darinnen so viel und harte Strafen der Laster geschrieben sind.“

So macht Luther mit vollem Recht einen großen Unterschied zwischen seinen Streitschriften, auch den heftigsten, und den namenlosen Schmähschriften, die man, wie er sagt, „billig verbeut und verbieten soll, denn sie sind nicht allein wider die christliche Lehre, sondern auch wider natürliche Gesetze.“

Es war solche Rechtfertigung seiner Bücher vor allem gegen den Eifer gerichtet, womit um jene Zeit im Bistum Merseburg und Meißen und wo sonst noch alles Gedruckte und Geschriebene, das seinen Namen trug, weggenommen und verbrannt wurde.

Spalatin schrieb ihm von Worms, daß auch dort seine Heftigkeit großen Anstoß errege. Luther antwortete:

„Sieh zu, daß nicht auch Du jenen Glauben schenkst, die mich beschuldigen, daß ich in meinen Schriften allzu bissig sei. Dessen beschuldigen mich diese Leute, meinen Namen damit zu schänden, weil sie nichts anderes wissen; aber nach meiner Erfahrung sind es vornehmlich solche, die nicht selber lesen, sondern anderen nachreden; auch sind sie nicht gewohnt, daß Laster gestraft werden. Ich bin mir einer so großen Wut noch nicht bewußt, deren jene mich anklagen.“

Dagegen gestand Luther seinen Fehler gerne ein, wenn er ihm in der rechten Weise vorgehalten wurde. So schreibt er um dieselbe Zeit an einen Freund:

„Ihr habt Recht, daß Ihr mich zur Bescheidenheit ermahnet. Ich fühle das auch selber, aber ich bin meiner nicht mächtig: es reißt mich, ich weiß nicht was für ein Geist, da ich doch mir wohl bewußt bin, niemandem übel zu wollen. Aber jene drängen mich auch so wütend, daß ich auf den Satan nicht genug Acht habe. Darum bittet den Herrn für mich, daß ich nicht, was jenen, sondern was ihm und mir gebührt, denke, rede und schreibe."

In Rom war Luthern ein neuer Gegner erstanden, Ambrosius Katharinus, ein angesehener Theologe. Er war auch vom Dominikanerorden, wie Sylvester Prierias, der endlich auf weitere Lorbeeren verzichtet hatte und stilleschwieg. „Verteidigung der Wahrheit des christlichen Glaubens gegen die gottlosen und verderblichen Irrlehren Martin Luthers", so betitelte sich die Schrift des gelehrten Dominikaners.

Katharinus schickte sie auch an Kaiser Karl. Der gab es seinem Beichtvater zu lesen. Glapio äußerte sich zu dem kursächsischen Kanzler Brück: „Ei, was wird der anrichten, wenn Doktor Luthern das Buch vorkommt." Er hatte das Buch noch gar nicht ausgelesen und schon an zwanzig Stellen arge Mißverständnisse Luthers vermerkt.

Glapio sollte recht geweissagt haben. In den ersten Tagen des März erhielt Luther das Buch von dem Nürnberger Link zugeschickt. Link hatte dazu bemerkt: „In der ganzen Schrift ist kein Krümlein Salz." Luther erwidert: „Ja, warum hast Du mir dann dieses ungesalzene und alberne Buch zugeschickt und es nicht schleunigst dem Pegnitzflusse oder dem Vulkan (Gott des Feuers) geopfert?" Zur Strafe widmete er ihm, dem Link, nun auch seine Antwort auf dasselbe Buch.

Die Entscheidung zu Worms stand vor der Thür. Konnte denn Luther nicht einmal angesichts so großer Gefahren stillschweigen? „Man soll mich stolz, geizig, einen Ehebrecher, einen Mörder, einen Papstfeind, ja aller Laster schuldig erfinden — nur eines gottlosen Stillschweigens wird man mich niemals anklagen können", so schrieb Luther an Staupitz und darnach handelte er.

Ja, je näher die Entscheidung kam, desto rücksichtsloser schrieb er und

richtete gerade nach Rom an den Katharinus die stärksten Worte über den Antichristen, den Papst.

„Du kommst zu spät, mein Katharinus," spottet er, und war doch zugleich sein bitterer Ernst, „die Frage ist nicht mehr, ob ein Papst sei? sondern wir stehen bei der Frage, wer der Papst ist, und haben schon den Beschluß, daß der Papst der Antichrist ist."

Ausführlich handelt nun Luther von Kirche, Papst und Antichrist. Am Ende giebt er auf Grund von Daniel 8, 25 („er wird ohne Hand zerbrochen werden") und von 2. Thess. 2, 8 („welchen der Herr umbringen wird mit dem Hauch seines Mundes") einen neuen Ausblick auf die Zukunft des Papsttums:

„Nicht also wird der Papst und sein Reich durch die Hand der Laien untergehen, wie diese so sehr fürchten — denn einer so milden Strafe sind sie nicht wert; sondern sie werden für Christi Zukunft aufbewahrt, dessen allerärgste Feinde sie sind und waren." Mit diesen Worten sagt er sich klar und endgiltig los von allen Gewaltplänen der Hutten und Genossen.

Es kam aus Luthers tiefstem Herzen, wenn er an Emser schrieb: „Das kann ich rühmen und beweisen, daß ich in allem diesem Wesen keinmal hab' angefangen, sondern bin allezeit unwillig gerissen und getrieben von nützlichen, heilsamen Geschäften."

Daß es ihm um solche heilsame Geschäfte Ernst war, muß ein jeder daraus erkennen, daß er bei allem Streiten auch jetzt dafür noch Zeit erübrigte.

Unermüdet schrieb er weiter an seiner Erklärung des Psalters (Band 1 Seite 531). Er vollendete den ersten Teil seiner Postille und widmete sie dem Kurfürsten, der diese Arbeit so gerne sah (Band 1 Seite 536). In der Widmung, die er dem Buche vorausschickt, tröstet er sich des Nehemia, der auch nicht zum Frieden kam und darum Kriegsarbeit und Friedensarbeit in Einem that — so will auch er mit der einen Hand das Schwert führen, mit der andern die Mauern von Jerusalem bauen (Nehem. 4, 17).

Auch dem Prinzen Johann Friedrich wollte er für seine ihm bewiesene sonderliche Gunst und Anhänglichkeit eine Gabe überreichen. So schrieb er für ihn eine Auslegung des Magnifikat, d. i. des Lobgesangs der heiligen Jungfrau Maria: Lukas 1, 46—55.

Dieser Psalm nahm im Gottesdienste der katholischen Kirche damals wie heute eine ausgezeichnete Stelle ein, er war aber auch in Luthers Augen eines der schönsten und erbaulichsten Stücke der heiligen Schrift.

„Die zarte Mutter Christi," sagt er, „lehret uns mit dem Exempel ihrer Erfahrung und mit Worten, wie man Gott erkennen, lieben und loben soll."

„Es sind ohn' Zweifel zu Jerusalem der obersten Priester und Ratsherrn Töchter reich, hübsch, jung, gelehret und aufs Ehrlichste gehalten, im Ansehen des ganzen Landes gewesen, wie itzt der Könige, Fürsten und Reichen Töchter; also auch in andern viel mehr Städten. Auch zu Nazareth, in ihrer Stadt, ist sie nicht des obersten Regenten, sondern eines gemeinen armen Bürgers Tochter gewesen, auf welche niemand groß gesehen noch Acht gehabt, und ist unter ihren Nachbarn und deren Töchtern ein schlechtes Mägdlein, das des Viehes und Hauses gewartet, ohn' Zweifel nicht mehr gewesen, denn itzt sein mag eine arme Hausmagd, die da thut, was man sie im Hause zu thun heißt. Von dem geringen, armen Dirnlein wird Christus geboren, wächst die Rut' und die Blume (Jes. 11, 1) daher von der Person, welche Herrn Hannas und Kaiphas' Tochter nicht hätt' würdig erachtet, die ihr sollt' ihre geringste Magd sein. Also gehn Gottes Werk und Gesicht in der Tiefe, Menschengesicht und Werk nur in der Höhe. Das ist nun die Ursach ihres Lobgesangs."

„Dieser züchtigen Jungfrauen höret billig zu ein Fürst und Herr, die ihm ein geistlich reines, heilsames Lied singet! Welches wahrlich allen, die wohl regieren und heilsame Herren sein wollen, wohl zu lernen und zu behalten ist."

Ein Fürst muß ja in der Schrift wohl geübt sein, „dieweil an eines solchen großen Fürsten Person vieler Leute Heil liegt, so er, ihm selbst genommen, von Gott gnädig regiert wird — wiederum vieler Verderben, so er, ihm selbst gelassen, ungnädig regiert wird.

„Andrer Menschen Thun bringt nur ihnen selbst oder gar wenigen Leuten Frommen oder Schaden. Aber Herren sind uns dazu gesetzt, daß sie andern Leuten schädlich oder nützlich seien."

In diesem Sinne will Luther dem Prinzen dazu helfen, daß sein „zur Liebe göttlicher Schrift geneigtes Gemüt", „durch weitere Übung derselben mehr erhitzt und gestärket werde".

Es ist eine gar ausführliche Auslegung. Ein Dritteil erst war

geschrieben und gedruckt, als die Ladung nach Worms Luthern von seiner Arbeit abrief.

Drei Druckerpressen hielt Luther gleichzeitig im Gange. Es war, als ob er weiter nichts zu thun gehabt hätte, wie Bücher zu schreiben.

Auch in dieser Zeit klagt Luther, daß er alle die Aufgaben, die auf ihm lasteten, kaum bewältigen könne. Dem Freunde, der in Basel den Druck seiner Schriften besorgte und die Fortsetzung des Psalters nicht erwarten konnte, schrieb Luther:

„Ich bin ganz und gar beschäftigt. Täglich halte ich zwei Predigten, zwinge den Psalter, arbeite an der Postille, antworte meinen Gegnern, bekämpfe die Bulle in beiden Sprachen und verteidige mich, noch zu schweigen von den Briefen, die ich an die Freunde zu schreiben habe, von den klösterlichen Geschäften und von dem zufälligen Verkehr."

Am leichtesten nahm er unter allen diesen Lasten seine Mönchspflicht; was da Tag für Tag die Ordensregeln an zeitraubenden Übungen auferlegte, das konnte er nicht so peinlich und gewissenhaft mitmachen. Und da fand sein Gewissen einen großen Trost — in der Bannbulle! Denn durch sie war er, wenn sie zu Recht bestand, auch aus dem Orden gestoßen! So konnte er seinem Freund Lang schreiben:

„Von des Ordens und des Papstes Gesetzen bin ich befreit und ausgeschlossen in Kraft der Bannbulle: dessen freue ich mich und halte mich darnach, nur daß ich die Kutte und das Kloster nicht lassen mag."

An der Universität war seine Stellung nach wie vor unerschüttert. Professoren und Studenten ehrten und verehrten den Gebannten. Die Studenten ließen Fastnacht nicht vorübergehen, ohne den Papst und die Kardinäle in mancherlei Aufzügen und Mummenschanz zu verspotten. Luther lobt dem Spalatin, daß sie mit gutem Witz ihr Spiel getrieben hätten. „Wert ist der Feind Christi solchen Spottes, der mit den größten Königen, ja mit Christo selbst seinen Spott treibt." Es erschien auch ein Flugblatt, welches das Fastnachtsspiel in Versen erzählte.

Seine Vorlesungen hielt Luther in diesem Winter noch immer über die Psalmen.

Mit besonderem Eifer widmete er sich dem Predigtamt; wir haben schon gehört, daß er zeitweise die Kanzel zweimal des Tages bestieg. Man kann nicht begreifen, wie er das alles möglich gemacht hat.

Und was predigte er denn? Predigte er, wie er gegen Emser schrieb,

heftig einherfahrend, wider den Papst und die Papisten? Oder predigte er, wie er den Lobgesang Maria auslegte, indem er einfach das Evangelium zu Worte kommen und den Streit bei Seite ließ?

Nun, wir können's zum Glück heute noch lesen, was er damals zu seiner Gemeinde redete, denn wir haben etliche seiner Predigten noch in den Händen.

Er müßte nicht Luther gewesen sein, wenn er von dem geschwiegen hätte, was ihn so tief bewegte und seine Gemeinde auch: von dem Kampfe mit Rom. Er hätte sich des „gottlosen Stillschweigens“ schuldig gemacht, denn wider den Antichrist mußte er die Christen wecken und warnen um ihrer Seelen Seligkeit willen.

Aber gerade in seinen Predigten schlug doch immer wieder die Verkündigung des Einen seligen Hauptevangeliums durch von dem barmherzigen Gotte, an den wir nur glauben müssen, so haben wir, was wir brauchen: Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit.

Aber warum wollen wir uns nicht ein wenig unter seine Kanzel setzen und ihm zuhören?

Da ist ein Stück aus seiner Predigt, die er am Nachmittage des heiligen Dreikönigstages gehalten hat (6. Januar 1521):

„Zum Andern, daß wir unserm Nächsten dienen. Solches wollen die Prediger Herodis, d. i. des Papstes Boten, gar nicht sagen, sondern führen vielerlei Werke in der Predigt, sprechend: ‚So du einen Altar stiftest, Psalter, Rosenkranz betest, so kannst du nicht verloren werden.‘ Wer hat dich das gelehrt? Nicht Christus, sondern der wütige Teufel. So man nun das verwirft, so kann man und will es nicht leiden. Wann die Kirche will mager werden, so fahen sie dann an, murmeln und schreien: ‚O, er will uns erst lehren, er verführt das Volk, er verwirft die Bruderschaften, Wallfahrt und andere guten Werk' — er ist der Teufel, mit ihm ins Feuer!‘

„Also mußte Christus, die Wahrheit, an das Kreuz, als ein Mörder. Wahrlich, liebe Kinder, es sind sehr gefährliche Zeiten jetzund in dieser Welt. Es wär' not, wer auf die Kanzel wollt' gehen und das lautere Evangelium sagen, daß er zuvor mit dem Sakrament versehen wär' (nämlich mit dem Sterbesakrament). Denn das Gotteswort greift die Hohen an, wider die muß man mit Gewalt predigen. Will man Christum recht einpflanzen in die Herzen der Christenmenschen, so muß man zuvor ausreuten und ausgraben den Papst und sein Regiment,

das ist: die scheinliche, weltliche Pracht in geistlicher Person. Alsbald man das thut, so will man uns versteinigen, töten und verbrennen.

„Nun wohlan, wir müssen uns nicht frömmer noch besser achten, denn die Propheten und Apostel Christi, die da alle eines schändlichen Todes von der Wahrheit wegen haben müssen sterben. Nun muß es wahr sein, daß ein jeglicher rechte evangelische Prediger muß mitten unter Wölfen wandeln und alle Stund' warten des Kreuzes und grimmen Todes (Matth. 10, 16). Aber, liebe Kinder, viel besser ist es, eine Stunde brennen in diesem zeitlichen Feuer, um der Wahrheit willen, denn ewiglich brennen mit denen, die unter dem Deckmantel geistlicher Gewalt Christum wollen vertreiben.

„Darum seid beherzt und starkmütig, ihr Prediger, sagt unerschrocken die Wahrheit, sprecht zu den Kleinmütigen: ‚Seid gestärkt, nehmet wahr, ein Gott ist gegenwärtig.‘

„Also muß das Evangelium gepredigt werden, daß wir nicht durch die Werke fromm und selig werden, sondern allein durch den Glauben. Also habt ihr, daß allein der ein Christenmensch ist, der da glaubt Christo, nicht der da wirkt allein, und das allein ein gut Werk, das da kommt und fleußt von einem rechten, gläubigen Herzen. Also gilt ein Streich eines Dreschers in der Scheuer so viel vor Gott, als ein Psalter von einem Karthäuser gesungen.

„Hierum mögen wir dem himmlischen Vater in keinem Werk versöhnen, noch ihm gefallen, denn allein in diesem, das ihm gleich ist, das ist Christus, so wir ihn dem Vater fürhalten und glauben, er hab' uns erlöst und selig gemacht; in diesem allein werden wir erhalten.

„Diesen edlen, allerkostbarlichsten Schatz, Christum Jesum, will der ewige Vater nicht verwerfen; alle andern Werke sind nichts daher. Und so du schon einen Tempel aus Smaragd bis in den Himmel bauetest, so gefiel' es ihm nicht, weil es doch vorhin schon alles sein ist. Er will nichts, denn daß das Herz seinem Worte anhang' und nicht zweifel' an Christo; zu welchem Christo uns nichts kann führen, denn der Stern, d. i. das Wort des Evangelii, nicht des Papstes Satzungen. Also schreibt Paulus an Titum (2, 11. 3, 4. 5), daß wir zuvor müssen glauben und darnach fromm leben.

„O, liebe Kinder, laßt uns Gott ernstlich bitten, daß uns Gott wieder sein lebendiges Wort zuschicke und seinen Zorn abstelle, daß wir nicht mehr so hangen an der Menschen Gedicht. Gott will gebeten sein; darum hat er uns in dem Vaterunser gelehrt: Gieb uns unser täglich

Brot, verleih uns recht evangelische Prediger, die sich nicht fürchten vor den Wölfen, die Wahrheit zu sagen.

„Also hat Paulus in allen Episteln gebeten, daß man Gott bitt' um das himmlische Brot des rechten Gottesworts, und daß man das fröhlich sag' dem armen, unkundigen Volk, unangesehen ob es Papst, Bischof oder Pfaffen gefall' oder nicht. Und ob wir schon einesteils müssen den Hals drum geben, liegt nichts dran: es ist noch kein Prophet — wenig' ausgenommen — mit Ruh' gesessen, er hat den Hals müssen daran strecken. Es ist noch nie besser in der Kirche gestanden, denn da viel Prediger erwürgt wurden von des Worts Gottes wegen: wenn man den einen erschlug, so stunden zehn dafür auf und schrieen mehr, als der, den sie erwürgten.

„Und so wir jetzt und allesamt in Ruhe wollen sitzen, unter guten Freunden und nicht unter den Wölfen, machen wir die Worte Christi zunichte, der da gesagt hat (Matth. 10, 21 f.): ‚Ihr werdet verachtet werden und verworfen von den Menschen.‘ Das ist ein Zeichen, daß wir nicht im Regiment Christi sind und auch sein Wort nicht predigen, welches die großen Haufen verdammen und verfolgen; sondern wir schweben über die Ohren in dem Reiche Herodis.

„Gott der Herr verleih' euch und uns allen seinen Geist, daß wir in seinem verachteten Regiment und in seinen Werken gestärkt und erfunden werden werden. Amen."

Es lag doch, menschlich angesehen, eine ungeheure Anmaßung darin, daß Luther seine Lehre einfach dem Evangelium Christi gleichsetzte und in seinem Widersacher, dem Papste, den Antichrist sah. Auf diese Anmaßung und Überhebung Luthers weisen die Papisten bis auf den heutigen Tag mit Fingern. War er denn nicht auch ein Mensch, der irren konnte?

So weit geht Luther, daß er seinen Anhängern rät, sie sollen lieber auf das Sakrament verzichten, als seine Lehre verleugnen. Aber wohl gemerkt: nur wenn sie diese seine Lehre im Gewissen für wahr, für Gottes Wort erkannt haben! Dann sollen sie ihrem Beichtvater Vorstellungen machen, auch ihn demütiglich bitten, „aber wenn das nicht will helfen, so laß fahren Sakrament, Altar, Pfaff' und Kirchen. Denn das göttlich' Wort, in der Bulle verdammt, ist mehr denn alles Ding; welches die Seele nicht mag entbehren, mag aber wohl des

Sakramentes entbehren — so wird dich der rechte Bischof, Christus, selber speisen, geistlich mit demselben Sakrament. Laß dir's nicht seltsam sein, wenn du dasselbe Jahr nicht zum Sakrament gehest! Es ist deine Schuld nicht; du wolltest gerne und wurdest verhindert und des Deinen beraubt. Und der Kirchen Gebot soll dich nicht anfechten, dieweil sie dich damit treiben, wider Gottes Wort und dein Gewissen, wider welches kein Gebot gemacht mag werden, noch bestehen, wenn's schon gemacht ist.

„Darum hüt' dich und laß ja kein Ding so groß sein auf Erden, ob es auch Engel vom Himmel wären, daß es dich wider dein Gewissen treibe von der Lehre, die du für göttlich erkennst und achtest."

So riet Luther seinen Anhängern, als sie über dem Verbot seiner Bücher in einen Widerstreit gerieten zwischen dem kirchlichen Gehorsam und ihrer Gewissenspflicht. Der Beichtvater verlangte, sie sollen Luthers Schriften ausliefern, und ihr Gewissen bezeugte ihnen, daß es gute, christliche Schriften seien. Ihrem schwankenden Gemüte kam Luther zu Hilfe, mit dem kleinen Büchlein: „Ein Unterricht der Beichtkinder über die verbotenen Bücher Dr. Martin Luthers" (Februar 1521). Wir haben gesehen, wie er ihnen rät, um keinen Preis etwas wider ihr Gewissen zu thun, sondern lieber auf die Absolution und das heilige Abendmahl zu verzichten.

So stand er selbst. Zu allem war er bereit, aber wider sein Gewissen konnte er nicht.

Er hielt sich nicht für unfehlbar. Es war sein voller Ernst, daß er sich gerne wollte belehren lassen. Aber was er für Gottes Wort erkannt hatte, konnte er doch nur hingeben, wenn man ihm ein anderes Gotteswort dafür bot.

Darum fährt er den Emser an: „Wie oft soll ich euch groben, ungelehrten Papisten anschreien, daß ihr einmal Schrift führet. Schrift! Schrift! Schrift! Hörest du nicht, du tauber Bock und grober Esel?"

Und ein andermal erklärt er: „Ich will nicht gelehrter als alle gehalten werden; aber ich will daß allein die Schrift herrsche, nicht, daß sie nach meinem oder dem Geiste irgendwelcher Menschen ausgelegt werde, sondern daß man sie allein aus ihr selbst und ihrem Geiste verstehe."

Und wie demütig rechtfertigt er, daß er eine so große Rolle spielt in Kirche und Vaterland!

„Sie heben mir auf, daß ich, ein Einiger allein, mich herfürthue, jedermann zu lehren. Da antwort' ich drauf, daß ich mich selbst noch nie dargethan habe, sondern allezeit geneigt bin, zu Winkel zu kriechen. Sie haben mich aber mit List und Gewalt herfürgezogen, Preis und Ehre an mir zu erlangen.

„Und ob es gleich wahr wäre, daß ich allein mich hätte aufgeworfen, wären sie dennoch nicht damit entschuldigt. Wer weiß, ob mich Gott dazu berufen und erweckt hat, und ihnen zu fürchten ist, daß sie nicht Gott in mir verachten.

„Lesen wir nicht, daß Gott gemeiniglich nur Einen Propheten auf eine Zeit auferweckt im alten Testament? Dazu hat er noch nie keinmal den obersten Hohenpriester oder andere hohe Stände zu Propheten gemacht, sondern gemeiniglich niedere, verachtete Personen auferweckt. Also haben auch die lieben Heiligen allezeit wider die Obersten, Könige, Fürsten, Priester, Gelehrten predigen und schelten müssen, den Hals daran wagen und lassen, wie es denn auch geschehen.

„Ich sage nicht, daß ich ein Prophet sei. Ich sage aber, daß ihnen so viel mehr zu fürchten ist, ich sei einer, so viel mehr sie mich verachten und sich selbst achten.

„Bin ich nicht ein Prophet, so bin ich doch gewiß für mich selbst, daß das Wort Gottes bei mir und nicht bei ihnen ist; denn ich ja die Schrift für mich habe und sie allein ihre eigene Lehre. Dasselb' mir auch den Mut giebt, mich so wenig zu fürchten vor ihnen, so viel sie mich verachten und verfolgen."

Und so konnte er am 1. April die Worte schreiben — es mögen die letzten gewesen sein, die er vor seinem Gange nach Worms geschrieben hat —:

„Ich weiß und bin gewiß, daß unser Herr Jesus Christus lebt und regiert, und weil ich dies weiß und glaube, werde ich auch viele tausend Päpste nicht fürchten. Denn er ist größer, der in uns ist, als der in der Welt ist."





Achtes Kapitel.

Die Reise nach Worms.

Dienstag, den 26. März, traf der kaiserliche Herold mit seiner gewichtigen Botschaft in Wittenberg ein. Kurfürst Friedrich hatte seinen Wittenberger Räten „Ihrer Majestät Eerhold Kaspar Sturm, genannt Deutschland" empfohlen, daß ihm nichts Beschwerliches geschehe und sie ihm zur Ausrichtung seines Auftrages behilflich seien.

Bei Luther bedurfte es keines Zuredens. Er verzog nur wenige Tage, um Ostern, das auf den letzten März fiel, noch in Wittenberg mitzufeiern und das Nötigste zu besorgen.

Am Ostersonntag schickte er an den jungen Herzog Johann Friedrich die ersten drei Bogen seines Lobgesangs Mariä: „Ich überschicke Ew. Fürstlichen Gnaden hiermit das angefangene Magnifikat; der vierte Bogen liegt noch in der Presse — ich muß solches lassen verzogen werden bis auf meine Wiederfahrt, denn Ew. Fürstlichen Gnaden siehet, wie ich, auf den Reichstag gefordert, alles muß liegen lassen. Hilft mir Gott wieder zu Hause, soll es Ew. Fürstlichen Gnaden gar schnell haben."

Am Montag, den 1. April, beschloß Luther seine Schrift gegen Katharinus: sein letztes Wort vor dem ernsten Entscheidungsgange war mit das Schärfste, was er je gegen Rom geschrieben hat.

Am Dienstag, den 2. April, brach Luther von Wittenberg auf. Es war eben die rechte Zeit, wenn er noch vor Ablauf des Termins nach Worms kommen wollte; denn die einundzwanzig Tage freien

Geleits währten, vom 26. März an gerechnet, bis zum 16. April. Vierzehn Tage mochte die Reise leicht dauern.

Mit Luther ging Professor Amsdorf, sein bewährter Freund, dem er einst die Schrift an den deutschen Adel widmete, der ihn auch zur Leipziger Disputation begleitet hatte. Vertrat Amsdorf gleichsam die Wittenberger Professoren, so blieben auch die Studenten in Luthers Geleit nicht unvertreten: Peter Schaven, ein begabter junger Edelmann aus Pommern, durfte sich anschließen. Als Dritter ging ein Wittenberger Augustiner mit, nach der alten Ordensregel, daß die Brüder nur zu zweien reisen sollten; Johann Pezensteiner aus Nürnberg, ein harmloser, gutmütiger, unbedeutender Mönch.

Die Vier setzten sich in einen Wagen, den samt den Pferden der Wittenberger Magistrat gestellt hatte; es war ein Planwäglein, dessen Dach sie gegen Sonne und Regen schützte.

Wir wissen nichts von dem Abschiede, den sie von Wittenberg genommen haben. Es wird ohne viel Bewegung des Herzens nicht gegangen sein; aber Luther war im Innersten freudig und getrost.

Der kaiserliche Herold ritt dem Wagen voraus, kenntlich durch das Zeichen seines Amtes, das Reichswappen, das ihm über dem Waffenrocke hing. So mußte ein jeder, der dem kleinen Reisezuge begegnete, gleich merken, daß es sich hier um einen außerordentlichen Gang, um eine Reichsangelegenheit handelte.

Der kaiserliche Geleitsbrief, der Luthern schützte, lautete wie folgt:

„Wir, Karl V., von Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser. zu allen Zeiten Mehrer des Reichs u. s. w., in Germanien, zu Hispanien, beider Sizilien, Jerusalem, Ungarn, Dalmatien, Kroatien u. s. w. König, Erzherzog zu Österreich und Herzog zu Burgund, Graf zu Habsburg, Flandern und Tyrol u. s. w.

„bekennen, als wir aus beweglichen Ursachen Martin Luther vom Augustinerorden her gen Worms erfordert, daß wir ihm deshalben Unser und des heiligen Reichs frei gestrack Sicherheit und Geleit wider männiglich gegeben und zugesagt haben, und thun das in Kaiserlicher Macht zu wissen in Kraft dieses Briefes. Also daß er in einundzwanzig Tagen, den nächsten nach Überantwortung dieses Briefes, her gen Worms kommen und daselbst Unsre und der Stände des Reichs Handlung auswarten und darnach von dannen, bis wider in sein sicher Gewahrsam ziehen soll und mag, von uns und allermänniglich unbeleidet und unverhindert.

„Und gebieten darauf allen Kurfürsten, Fürsten, Geistlichen und weltlichen Prälaten, Grafen, Freien, Herrn, Rittern, Knechten, Hauptleuten, Vitztumen, Vogten, Pflegern, Verwesern, Amtleuten, Schultheißen, Bürgermeistern, Richtern, Räten, Bürgern, Gemeinden und sonst allen andern Unsern und des Reichs Unterthanen und Getreuen, in was für Würden, Stand oder Wesen die seien, ernstlich mit diesem Brief und wollen, daß sie solches Unser und des Reichs Sicherheit und Geleit an dem gedachten Martin Luther stet und fest halten, ihn auch in seinem Hin- und Wiederziehen geleiten und zu geleiten verschaffen und ihn dawider nicht beleidigen noch bekümmern, noch das jemand anderm zu thun gestatten in keiner Weise, als lieb einem jeden sei, Unser und des Reichs schwere Ungnad' und Straf' zu vermeiden. Das meinen wir ernstlich."

Es hatten auch Kurfürst von Sachsen, Herzog Georg von Sachsen, Landgraf Philipp von Hessen und andere, deren Land Luther unterwegs berühren mußte, ihrerseits ihm solche Geleitsbriefe zugesandt, und so konnte der Gebannte im Schutze des Reiches sicher seines Weges ziehen.

In Leipzig versagte man ihm auch diesmal nicht die gewöhnliche Ehrengabe Wein. Köstlicheren Willkomm aber boten ihm die Städte Thüringens. Ja, es gestaltete sich diese Reise zu einer wahren Huldigungsreise für ihn, daß es fast schien, man begrüße nicht einen Angeklagten, sonden einen Sieger. Das Volk strömte ihm entgegen, um den Wundermann zu sehen, der so kühn war und wagte sich wider den Papst zu legen und wider alle Welt, die diesen für einen Gott halte. So ging's, als Luther gen Weimar kam. Aber den großartigsten Empfang bereitete ihm Erfurt.

Hier hatte er einst als Student und Mönch die schwere Schule durchgemacht, in der er zum Reformator herangereift war. Hier an der Universität hatte er auch eine kurze Zeit gelehrt, damals inmitten der Scholastiker und Humanisten noch unverstanden. Aber in den letzten Jahren war die Universität Erfurt beinahe so Lutherisch geworden, wie Wittenberg. Die Anhänger des Alten waren teils gestorben, teils ihres Einflusses verlustig gegangen; die neue Richtung aber erkannte in Luther ihren Helden und Vorkämpfer. An Lang und an Crotus, der damals gerade als Rektor an der Spitze der Universität stand, hatte Luther eifrige Freunde. Alle waren eins darin, Professoren und Studenten, daß man Luther dem Papst und den Papisten zum Trotz bei seiner Durchreise feierlich begrüßen müsse.

Auch die Bürgerschaft wollte nicht zurückstehen. Es war gerade bei den Erfurtern in allen Ständen ein großer Haß gegen die Pfaffen heimisch; das machten die alten Händel, worein Erfurt mit dem Erzbischof von Mainz verbissen war, dessen Oberhoheit die Stadt nicht anerkennen wollte. Darum war der Pfaffenfeind Luther auch denen hochwillkommen, die von seiner Lehre keine Ahnung hatten. Denn schnell faßt die Menge das Äußerliche, aber schwer dringt sie in den Kern der Sache ein.

Justus Jonas, der Jurist, einer der begeistertsten Humanisten und Luthervererehrer, der bald für sein Leben nach Wittenberg berufen werden sollte, eilte voll Ungeduld dem Erwarteten bis Weimar entgegen.

Die Schar der Professoren und Studenten, begleitet von einer Menge Volks, holte in stattlichem Zuge Luthern an der Grenze des Erfurter Gebiets bei dem Dorfe Nohra ein. Vierzig Mann zu Pferde, an der Spitze der Rektor der Universität, Crotus.

Endlich naht das Reisewäglein von Wittenberg, samt dem Reichsherold. Der Fuhrmann muß halten.

Crotus richtet an Luther eine begeisterte Ansprache. Er begrüßt den Jugendfreund, den vom Papste verfluchten Ketzer, als den Rächer der Lüge, der den wahren Glauben ans Licht gebracht; er preist die Stunde glücklich, wo Erfurt sein Angesicht wiederschaut — keinen Engel vom Himmel wollten sie lieber willkommen heißen.

Luther antwortet bescheiden und doch erfreut durch den freundlichen Empfang — wie hätte ihm der in schwerer Zeit nicht von Herzen wohlthun sollen? Er habe solches weder gehofft noch verdient, sagte er, doch nehme er's dankbar hin als ein Zeichen der Liebe.

Noch mußte auch der Humanist Eoban Hesse, der Stolz der Erfurter Universität, Luthern huldigen, wie er selbst erzählt hat, mit „stammelnden“ Worten. Was er gesagt hat, mag man aus den Gedichten ermessen, in denen er diese Luthertage besungen hat. Da ruft er aus:

„Nun frohlocke, erhabenes Erfurt, bekränze mit festlichem Laubwerk dein Haupt; denn siehe, es kommt, der dich von dem Schmutze reinigt, worunter du so lange geseufzet.“

Derselbe läßt in seinem Gedicht eine himmlische Stimme vernehmen:

„Ziehe nun, langersehnter Martinus, in unsere Mauern ein, der du das reine Gotteswort wieder hergestellt und gleichsam die Decke von Mosens Antlitz hinweggenommen hast. Christus segne deinen Eingang und schütze dich vor deinen grimmen Feinden.“

Wahrlich, ein Triumph war Luthers Einzug in Erfurt. Die Straßen voll Menschen, an Thoren und Fenstern, auf Mauern und Thürmen, Kopf an Kopf. Alles jubelte ihm laut entgegen, unbekümmert um des Papstes Bannfluch. Nur die Domherrn von Sankt Sever und von Unserer Lieben Frauen hielten sich grollend zurück.

In den altbekannten Räumen des Augustinerklosters nahm Luther Herberge. Willkommener konnte er ja nirgends sein, als bei seinem Freunde Johann Lang, der dort Prior war. Und weil am andern Tage Sonntag war, da mußte er sich schon erbitten lassen und in der Kirche seines Ordens die Predigt halten.

Die Kirche faßte nun freilich die Menge nicht, die herzudrängte. Es mußten viele vor den Kirchthüren stehen bleiben.

Weißer Sonntag war gerade: Quasimodogeniti; das Evangelium des Sonntags Johann. 20, 19—31, die Geschichte vom zweifelnden Thomas. Luther ließ diese Geschichte für diesmal bei Seite und griff das Wort Jesu heraus: „Friede sei mit euch!“ Da redete er denn von seinem Lieblingsthema: von der falschen Kirchlichkeit, die da meint, Gottes Liebe mit guten Werken zu erkaufen, und von dem frommen Herzensglauben, der von Gottes Liebe sich Frieden schenken läßt.

Was hätte ihm auch näher gelegen gerade in Erfurt, wo er auch einst sich gemartert hatte in allerlei kirchlichen Tugenden und endlich mit Schmerzen hindurchgedrungen war zu dem seligen Glauben an Gottes Barmherzigkeit.

Dagegen davon, was ihm doch auch nahe genug gelegen hätte, von seinem Gange nach Worms, sprach er kein Wort.

Einer seiner Zuhörer hat die Predigt nachgeschrieben und dann auch in Druck gegeben, üble Nachrede, die sich darwider erhoben hatte, zum Schweigen zu bringen. So wie er sie uns überliefert hat, so soll sie auch hier stehen.

Predigt, am Sonntag Quasimodogeniti 1521 zu Erfurt gehalten über Ev. Joh. 20, 19—31.

Ihr lieben Freunde! Die Historie vom heiligen Thoma will ich itzt stehen und beruhen lassen auf eine andere Zeit, sondern will ansehen das Wörtlein, von Christo gesagt: ‚Habt Fried‘‘ und ‚Sehet meine Händ‘ und Seiten‘ und ‚Wie mich mein Vater gesandt hat, also sende ich euch‘.

Nun ist klar und schon am Tage, daß sich ein jeglicher Mensch

gerne halten wollte, daß er fromm würd' und zur ewigen Seligkeit käme. (Das war ja Luthers große Schmerzensfrage im Erfurter Kloster — Band 1 Seite 41.) Davon will ich jetzt sagen. Ihr wisset auch, daß alle Philosophi (Weltweisen), Doktores und Skribenten (Bücherschreiber) sich beflissen zu lehren und zu schreiben, wie sich der Mensch zur Frömmigkeit halten sollt', haben sich des sehr bemühet, aber, als man sieht, wenig ausgerichtet.

Nun steht die rechte und wahrhafte Frömmigkeit in zweierlei Werken: in fremden Werken — das sind die rechten, und in eigenen Werken — das sind geringe. Also, daß ihr des einen Grund habt: einer bauet Kirchen, der andere wallet zu Sankt Jacob oder Sankt Peter, der dritte fastet oder betet, trägt Kappen (als Mönch), geht barfuß oder thut sonst, was des sein mag. Solche Werke sind gar nichts und müssen von Grund aus zerstört werden.

Und die Worte, die merk': daß alle unsere Werke haben keine Kraft. Denn Gott, der hat auserwählt einen Menschen, den Herrn Christum Jesum, daß der soll den Tod zerknirschen, die Sünd' zerstören und die Hölle zerbrechen; denn vorhin war niemand — er mußte dem Teufel zu Teil werden. Also meint' er (der Teufel), er wollt' auch teilhaben an dem Herrn, da er also zwischen zweien Mördern hing und die allerschmählichste und lästerlichste Marter litt, die auch vermaledeit war bei Gott und den Menschen (5. Mos. 21, 23. Gal. 3, 13). Aber die Gottheit war also stark, daß der Tod, die Sünde, auch die Hölle zunichte ward.

Darum sollt ihr merken die Worte, die Paulus schreibt zu den Römern (5, 12 f.). Unsere Sünden haben einen Ursprung von Adam, und wie Adam hat den Apfel gebrochen, also haben wir die Sünde von ihm. Christus aber hat den Tod zerbrochen um unsertwillen (2. Tim. 1, 10), also daß wir durch seine Werke, die uns fremd sind, und nicht mit unsern Werken selig werden

Aber die päpstliche Gewalt, die thut uns viel anders. Man gebeut Fasten, Beten, Butteressen also: so jemand hält die Gebote des Papsts, so wird er selig; hält man die nicht, so ist man des Teufels — und verführet das Volk also mit dem Wahn, daß die Frömmigkeit und Seligwerdung stehe (bestehe) in eigenen Werken. Ich sag' aber, daß alle Heiligen, sie seien gewesen so heilig, als sie wollen, so haben sie die Seligkeit nicht erlangt mit ihren Werken. Auch die heilige Mutter Gottes mit ihrer Jungfrauschaft und Mutterschaft nicht

selig worden ist, sondern durch den Willen ihres Glaubens und durch die Werke Gottes und nicht mit ihrer Reinigkeit oder eigenen Werken. Darum merk' mich: Eben das ist der Grund, daß die Seligkeit nicht in unsern eigenen Werken, sie sind, wie sie sind, ohne den Glauben ist oder werden mag.

Möcht' nun jemand sagen: Ei, Lieber, du sagst viel vom Glauben und daß unsere Seligkeit steht darinnen allein; so frag' ich dich, wie man zum Glauben kommen mag?

Ich will dir das sagen. Unser Herr Christus hat gesagt: Friede sei mit euch! Sehet meine Hände u. s. w. Sieh, Mensch, ich bin der allein, der deine Sünde hat hinweggenommen, hat dich erlöst u. s. w. Nun hab' Fried'.

Als wie du die Sünde vom Adam empfangen hast — nicht daß du sie gethan hast: denn ich hab' den Apfel nicht gegessen, so hast du nicht gegessen; dennoch so sind wir in der Sünde gewesen — also haben auch wir nicht gelitten und sind damit vom Tode und der Sünde durch Gottes Werk, nicht mit unseren Werken frei geworden. Darum spricht Gott: Siehe, Mensch, ich bin deine Erlösung (Jes. 43, 3), wie auch Paulus sagt (1. Kor. 1, 30): Christus ist unsere Rechtfertigung und Erlösung.

Da sagen unsere Herren (die Papisten): Ja, Erlösung, es ist wohl wahr, es ist aber zu wenig.

Darum sage ich, wie zuvor: fremde Werke, die machen uns fromm. Ich bin, spricht der Herr Christus, eure Rechtfertigung, ich hab' zerstört die Sünde, die ihr auf euch habt; darum, so glaubt mir nun, daß ich der sei, der das gethan hab', so werdet ihr gerecht. Denn also stehet geschrieben (Röm. 4, 5): Gerechtigkeit ist der Glaube und durch den Glauben.

Darum, wenn wir den Glauben haben wollen, so sollen wir glauben dem Evangelio, Paulo u. s. w., nicht den päpstlichen Briefen oder den Satzungen, sondern uns davor als vor dem Feuer hüten. Denn alles, was da kommet vom Papste, schreiet: Gieb, gieb; thust du es nicht, so bist du des Teufels. Es wäre eine geringe Sache, wenn man allein schätzte die Leute (ihnen das Geld abnähme). Aber das ist, leider, das größte Übel, das in der Welt sein mag, daß man die Leute dahin richtet, daß leibliche Werke könnten selig oder fromm machen.

Es ist itzt die Welt so voll des Übels, daß sie übergeht, und ist itzt zumal in einem gefährlichen Strafgericht, da Gott verhängt, daß die

Leute verderben und betrügen sich in ihrem eigenen Kopf. Denn Kirchenbauen, Fasten, Beten (es sind da die regelmäßigen äußerlichen Gebetsübungen gemeint, Rosenkranz beten u. dgl.) u. s. w. hat den Schein eines frommen Werks; aber in unsern Köpfen betrügen wir damit uns selbst. Sollen lieber den Geiz, zeitliche Ehre und andere Laster anstehen lassen und unserm nächsten armen Menschen behilflich sein. Also wird Gott in uns erstehen und wir in ihm. Das heißet dann eine neue Geburt.

Was ist das, so wir eine frische Sünde thun! So wir nur nicht bald verzweifeln, sondern gedenken: Ach Gott, du lebest noch! Christus, mein Herr, ist ein Zerstörer der Sünde! — so bald ist die Sünde davon. Wie auch der weise Mann spricht (Sprüche 24, 16): Siebenmal an einem Tage fällt der Gerechte und stehet wieder auf. Daher kommt es nun, daß die Welt so gar verkehrt und in Irrtum ist, daß kein rechter Prediger lange Zeit ist gewesen.

Es sind wohl dreitausend Pfaffen, unter denen man vier rechte nicht findet. Gott erbarm sich über den Jammer! Und so man schon rechte Prediger hat, so sagt man das Evangelium obenhin, und darnach eine Fabel von dem alten Esel oder eine Historie von Dietrich von Bern (über solchen Geschichtchen kam dann die Auslegung des Gotteswortes zu kurz), oder mischt ein die heidnischen Meister, Aristoteles, (Band 1 Seite 92, 94, 371), Plato, Sokrates u. a., die ganz wider das Evangelium sind, auch wider Gott; denn sie haben nicht die Erkenntniß gehabt des Lichtes, das wir haben. Ja, kommst du her und sprichst: Philosophus spricht: Thu' viel gute Werke, so kommst du in die Übung und wirst fromm! So sprech ich: Thu' kein Werk, daß du fromm werdest; aber so du fromm schon bist, dann so thu' Werke, doch mit Ziemlichkeit und mit dem Glauben (Band 1 Seite 541 f.). Da sieht man, wie sie wider einander sind (nämlich die heidnischen Weisen und die Christen).

Der Teufel hat vor Zeiten den Leuten große Anfechtung gemacht und aus der Anfechtung sind sie unter dem Glauben gefallen und haben sich gehalten an das Haupt, das da Christus ist: so hat er dann nichts schaffen mögen. So hat er nun einen andern Fund erdacht und bläst unsern Junkern ein, daß man den Leuten einsteckt und giebt ihnen Gesetze: so gewinnt es eine gute Gestalt auswendig, inwendig aber wird's voll Giftes. Und also wachsen die jungen Kinder im Wahn auf, gehen in die Kirche, meinen, die Seligkeit stehe drinnen, so man

betet, fastet, Messe hält. Daran sind denn die Prediger schuld. Es hat aber noch keine Not, wenn man allein rechte Prediger hätte.

Der Herr sagt dreimal zu Sankt Peter: Peter, weide, weide, weide meine Schafe (Joh. 21, 15—17). Es heißt: „weiden.“ Wie soll man die Schafe weiden? Nicht anders, denn das Wort Gottes, d. i. den Glauben verkünden. Da kommen unsere Junker und sagen: Weiden heißt Gesetze geben, allein mit Vorführung. Ja, es ist wohl geweidet! Sie weiden eben die Schafe, gleich wie die Fleischhauer am Osterabend thun. So man das Wort Gottes klar sagen sollte, zu Steuer den Armen und Schwachen im Glauben, so mischt man ein den lieben Aristoteles, der wider Gott ist; so doch Paulus sagt (Kol. 2, 8): Hütet euch vor Gesetzen und Philosophie u. s. w.

Ist es nicht die Wahrheit? Ich weiß wohl, daß man's nicht gerne höret und ihrer viel verdreußt; dennoch will ich es sagen. Auch will ich dir raten, du seist, wer du wollest: wenn du nicht zu predigen im Sinne hast, so werd' kein Pfaff' oder Mönch. Denn es ist ein Spruch im Propheten Ezechiel (33, 8. 34, 10), leider erschrecklich, der lautet also: Wenn du verlässest deinen Nächsten und siehst ihn irren und hilfst ihm nicht, predigest ihm nicht, so will ich Rechenschaft von dir haben für seine Seele. Den Spruch lieset man nicht.

Aber ich sage, du wirst ein Pfaff, ein Mönch, darum daß du deine sieben Zeiten betest, Messe hältst und meinest, du wollest fromm sein. Auweh ja, du bist ein feiner Gesell. Es wird dir fehlen. Du betest den Psalter, du betest Rosenkränze, du hast mancherlei ander Gebet und machst viel Worte, du willst Messe halten, kniest vor dem Altar, sprichst die Beichte: so geht es denn murr, murr, murr, und meinest, du seiest frei von Sünden und hast doch so großen Neid in deinem Herzen. So du deinen Nächsten mit Glimpf erwürgen möchtest, so thätest du es und hieltest also Meß'. Es wäre kein Wunder, daß dich der Donner in die Erden schlüg'! So du aber drei Zuckerkörner gegessen hättest oder andere Würze, brächt' man dich nicht mit glühenden Zangen zum Altar (weil es geboten war, die Messe nüchtern zu halten). Also machst du dir ein Gewissen! Das heißt denn mit dem Teufel zum Himmel gefahren.

Ich weiß wohl, daß man's nicht gerne höret. Dennoch so will ich sagen die Wahrheit und muß es thun, sollt' mir es zwanzig Hälse kosten. Auf daß mir der Spruch nicht gesprochen werde.

Ja, du sagest: Es sind vor hundert oder fünfzig Jahren

auch gelehrte Leute gewesen (die Rede mußte Luther oft genug hören).

Es ist wahr; ich frag' aber nach der Länge oder Menge nichts. Denn ob man schon etwas darum gewußt, ist der Teufel allewege ein Vermischer gewesen, hat die heidnischen Skribenten lieber gehabt, denn das heilige Evangelium. Ich will die Wahrheit sagen und muß es thun, darum stehe ich hier, und nehme nicht Geld darum.

Derhalben soll man nicht auf menschlich Gesetz oder Werk bauen, sondern zu dem Einen, der der Sünde ein Zerstörer ist, rechten Glauben haben, so empfinden wir, daß wir wachsen in ihm. So ist alles, das uns zuvor bitter gewesen, süß. Es will dann Gott unser Herz erkennen. Wenn das geschieht, so werden wir verachtet, so geben wir nichts um Menschengesetz, so kommt dann der Papst und verbannt uns, so sind wir in Gott verkauft, daß wir alles Unglücks, Bann, Gesetz, ganz nicht achten.

Darnach möcht' einer weiter fragen und sagen: Soll man die menschlichen Gesetze gar nicht halten? Oder kann man nicht gleichwohl beten, fasten u. s. w., so doch der rechte Weg vorhanden ist?

Ich antwort' und sage: Wenn eine rechte christliche Liebe und ein rechter christlicher Glaube vorhanden ist, so ist alles das, was der Mensch thut, verdienstlich und mag ein jeder thun, was er will (Röm. 14, 22. 23), doch in der Meinung, daß er die Werke für nichts achtet; denn sie können ihn nicht selig machen!

Auf daß ich beschließe: So soll ein jeglicher Mensch sich besinnen und denken, daß wir uns nicht helfen können, sondern Gott, auch daß unsre Werke gar gering seien — so haben wir den Frieden Gottes. Und ein jeglicher Mensch soll sein Werk also schicken, daß es ihm nicht allein nutze sei, sondern auch einem andern, seinem Nächsten. Ist er reich, so soll sein Gut den Armen nutze sein. Ist er arm, soll sein Verdienst dem Reichen zu Gute kommen. Wo ein Knecht oder Magd, so sollen ihre Werke zu nutze kommen ihren Herren. Also, daß niemands Arbeit ihm allein nutze sei. Denn, wenn du merkest, daß du deinen Nutzen allein schaffest, so ist dein Dienst falsch.

Es hat mit mir keine Not, ich weiß nun wohl, was menschliche Gesetze sind: der Papst gebe so viel Gesetze, als er will, so will ich sie alle halten, wenn mich's gelüstet.

Darum, lieben Freunde, gedenkt, daß Gott erstanden ist von unsertwegen. Also laßt uns auch erstehen, behilflich zu sein den Schwachen

im Glauben und unser Werk dahin richten, daß Gott einen Gefallen daran habe. So empfahen wir den Frieden, den er uns heute hat gegeben.

Das verleihe uns Gott zu aller Zeit! Amen.

Diese Predigt machte auf alle einen tiefen Eindruck. Weder Demosthenes noch Cicero, die berühmtesten Redner des Altertums, ja kaum ein Paulus — versichert Eoban Hesse in seinem Gedicht — hätten so die Herzen der Hörer rühren können, wie hier geschehen.

Ein Zwischenfall hätte dem Gottesdienste beinahe ein unliebsames Ende gemacht. Die Kirche war überfüllt; kein Wunder, daß eine Empore plötzlich krachte, als wollte sie einbrechen. Erschreckt wollten die Leute fliehen; andere blieben sitzen, von der Angst festgebannt. Luther, mitten in seiner Predigt, hielt inne. „Ich kenne deine Tücke, Satan," sagte er. Dann streckte er seine Hand aus und beruhigte seine Zuhörer: „Fürchtet nichts, es ist keine Gefahr da; der Teufel will mich abhalten das Evangelium zu predigen, aber es soll ihm nicht gelingen." Auf dieses Wort wurde es wieder stille in der Versammlung, und Luther konnte seine Predigt ungestört zu Ende führen.

Aufgeregten Gemütern war es ein sichtlich Wunderzeichen, daß Luther so den Teufel bedräuete. Das Volk verehrte ihn wie einen Heiligen. Der Stadtrat überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen. Die Universität veranstaltete zur Feier seiner Anwesenheit ein festliches Mahl.

Der große Pomp sagte Luthern nicht zu. Er wußte zu gut: das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichem Gepränge. Aber Crotus entschuldigt die Erfurter: das Wort Gottes habe in Luther geehrt werden müssen, dessen Vorkämpfer er sei.

Von Sonnabend bis Montag, vom 6. bis 8. April, verweilte Luther in Erfurt. Dann gings weiter über Gotha und Eisenach. In beiden Städten predigte er wieder; das war ihm, wahrscheinlich aus Versehen, unverboten.

Auch in Gotha wollte der Satan ihm das Werk verderben; er riß, wie die Chronik erzählt, nach Luthers Predigt Steine vom Giebel der Kirche los.

Schlimmer war, daß Luther unterwegs von Krankheit übel befallen wurde. Von Eisenach bis Frankfurt litt er Schmerzen, die ihm bis dahin unbekannt waren

Über Berka, Hersfeld, Grünberg, Friedberg langte Luther Sonntag, den 14. April zu Frankfurt am Main an. Er übernachtete im Gasthofe zum Strauß am Kornmarkt. Auch hier fand er freundliche Begrüßung. Frankfurt war damals der Hauptsitz des Buchhandels und bei den Buchhändlern hatte Luther einen guten Namen. Wilhelm Nesen, ein angesehener Gelehrter, der gerade jenem Gasthofe gegenüber eine Schule hielt, war Luthern und seiner Lehre zugethan. Zweien seiner Zöglinge soll Luther damals segnend die Hand aufgelegt haben. Eine hochbetagte Matrone, Gilbert von Holtzhausens Witwe, begrüßte ihn, seine Hand küssend, und schickte ihm zwei Maß Malvasierweins. Dort in Frankfurt hat er auch mit den Freunden, wie vielleicht auch sonst noch auf der Reise, an der edlen Musika sich gefreut und selbst hell die Laute geschlagen, daß aller Augen sich auf ihn richteten.

Von Frankfurt bis Worms waren's kaum noch zwei Tagereisen.

Mehr als einmal wurde Luthern unterwegs die Frage nahegelegt ob er nicht doch lieber von Worms fernbleiben wollte.

So, als das kaiserliche Gebot ins Land ausging, Luthers Bücher an die Obrigkeit auszuliefern (Seite 82). Kaiser Karl hatte lange genug mit der Veröffentlichung dieses Erlasses gezögert. Anfang März hatten die Reichsstände ihre Genehmigung dazu gegeben, am 10. war es durch die Unterschrift des Kaisers rechtskräftig geworden. Erst am 26. wurde es in Worms an die Kirchthüren angeschlagen und am 27. öffentlich ausgerufen.

Daß Kaiser Karl so lange Anstand nahm, das Gesetz bekannt zu machen, hatte denselben Grund, wie die freundliche Abfassung der Vorladung an Luther (Seite 85). Der Kaiser war mit Rom gespannt, und darum that er, was den Papisten leid sein mußte, und ließ anstehen, was sie eifrig begehrten. Dann, als die Gesandten des Papstes endlich beruhigende Versicherungen abgegeben hatten über die Haltung des Papstes in der französischen Frage, war mit einemmale auch am Kaiserhofe Luthers Kommen wieder unerwünscht, und man sann auf Mittel, ihn am Kommen zu verhindern. So ließ man jetzt auch das Bücherverbot ausgehen, vielleicht, daß es doch auf den Ketzer einen heilsamen Schrecken ausübte.

Der Nuntius Aleander war nicht ganz zufrieden damit, weil nur die Auslieferung, nicht die Verbrennung der ketzerischen Schriften darin

geboten war und gegen Luthers Person nicht vorgegangen wurde. Indessen enthielt das Gesetz zu seiner Freude doch die Erklärung, daß man am alten Glauben und alten Rechte festhalten und keine Neuerungen zulassen wollte und manch gutes Wort sonst. Hier ist das Gesetz selber:

„Wir, Karl der Fünfte u. s. w.

„Wir, auch jeder von euch, tragen gut Wissen, was für Worte, Schriften und Bücher durch Martin Luther, Augustinermönch, und in seinem Namen eine Zeit her gepredigt und in Latein und Deutsch geschrieben, gedruckt und ausgebreitet worden, die unserm heiligen Glauben, christlicher Lehre, Satzung und Gebrauch in viele Wege ganz widerwärtig und verletzlich, die auch den mehreren Teil im heiligen Konzil zu Konstanz mit Rat und Bewilligung eines römischen Kaisers, auch aller Fürsten und Kommunen, und sonderlich deutscher Nation, vertilget, verworfen und verdammt worden sind.

„Deshalben itzt unser heiliger Vater Papst aus päpstlicher Gewalt alle solche Worte, Schriften und Bücher zum höchsten verdammt und verboten hat, laut Seiner Heiligkeit Bullen, darüber ausgegangen.

„Dieweil nun Wir und gemeine Versammlung der Stände des heiligen Reichs auf Unserm gegenwärtigen Reichstage uns itzt hie vereinigt und entschlossen, keinerlei Neuigkeit und Irrsal in unserm heiligen Glauben, christlicher Lehre, Satzung und Gebrauch einführen zu lassen, sondern demselben, wie Unsere Väter und Voreltern viel hundert Jahr her geglaubt und gehalten und noch glauben und halten, anzuhangen und dabei zu bleiben (das war die Stelle, die dem Aleander so gut gefiel),

„Und Uns als Vogt, Beschirmer und Handhaber der heiligen Kirche, christlichen Glaubens und des päpstlichen Stuhls sonderlich darein zu sehen gebührt — haben Wir den gedachten Martin Luther hieher zu kommen erfordert, ihm auch ein frei, strack, sicher Geleit für männiglich hin und wieder gegeben und zugesandt, in Meinung, ihn zu fragen und zu hören, ob er derselben Worte, Schriften und Bücher geständig sein und sie widerrufen oder darauf beharren wolle oder nicht, und alsdann ferner zu handeln, was sich zu Handhabung unsers heiligen Glaubens, christlicher Lehre, Satzung und Gebrauchs, auch des päpstlichen Stuhls, zu thun gebühret.

„Damit denn nicht mehr Irrsal entstehe, auch mancherlei Unrats,

so aus diesem Handel zu besorgen sind, verhütet werden: sogebieten Wir auch allen und jedem insonderheit, bei den Pflichten, damit ihr Uns und dem heiligen Reich verbunden seid, von römischer Kaiserlicher Macht ernstlich mit diesem Brief und wollen, daß ihr alle Bücher und Schriften, so bisher von Martin Luther und in seinem Namen obgemeldeter Maßen in Latein und Deutsch ausgegangen, geschrieben und gedruckt worden, dieweil die alle in päpstlicher Bullen verdammt und verboten und wider unsern bisher geglaubten und gehaltenen christlichen Glauben, Lehre, Satzung und Gebrauch sind, unverhindert des, ob in etlichen derselben Schriften und Bücher (auch) gute Lehren und Unterweisungen (daneben mit) eingeführt werden, so doch sie mit viel bösen Substanzen und Irrungen vermischt sind, so viel ihr deren habt, — nämlich ihr, die von der Obrigkeit, bei eurer selbst Händen behaltet — und ihr andern in Schlössern, Städten, Dörfern und Flecken solche Schriften und Bücher jedes eurer Obrigkeit, von Stund zu Angesicht des Briefes, reichet und überantwortet und ihr von der Obrigkeit die alle zu unsern Händen verwahret, bis auf unsern weiteren Bescheid.

„Ihr sollt auch die jetzt berührten Worte, Schriften, Bücher, noch einige dergleichen Neuigkeiten und Irrsale, weder aus Martin Luthers noch anderer Heißen und Befehl, noch in ihrem Namen, nicht mehr schreiben, drucken, kaufen, noch verkaufen, noch der Meinung und Opinion sein, noch sie halten, noch dem anhangen, noch das alles jemand anderm gestatten, in keine Weise, sondern darin gänzlich stillstehen und hierin nicht anders handeln, noch ungehorsamlich erscheinen, als lieb euer jedem sei, Unser und des Reichs schwere Ungnade und Straf' und dazu die Pönen (Bußen), so die Rechte in solchen Fällen ausgesetzt haben, zu vermeiden das ist zugleich Unser Will' und ernstliche Meinung.

„Gegeben zu Worms den zehnten Tag Martii Anno 1521."

Das war nun freilich eine ganz andere Sprache wie in dem kaiserlichen Briefe, der Luthern nach Worms lud (Seite 85). Dort schrieb der Kaiser, daß er samt den Ständen von Luthers Lehre und Bücher wegen wollte Erkundigung empfangen; hier werden Luthers Lehre und Bücher als erwiesenermaßen ketzerisch und unchristlich behandelt, und zwar auf Grund des vom Papste in der Bannbulle darüber ausgesprochenen Verdammungsurteils!

Wie mußte Luthern zu Mute sein, als er davon Kunde bekam, als er es endlich schwarz auf weiß vor Augen hatte? Solche Zeitung hatte ihm der Herold nicht nach Wittenberg gebracht. Er selber erzählt:

„Wie wir mit einander gen Weimar kommen, da ich von Herzog Johann Zehrung bekam, so kömmet das Geschrei: Doktor Martinus und seine Bücher seien bereits zu Worms verdammet, und das wäre wahr; dazu kamen mir die Boten unter Augen, die das kaiserliche Mandat in 'allen Städten anschlagen sollten, daß Doktor Martinus vom Kaiser verdammet wäre.

„Nun fragte mich der Herold und sagte: Herr Doktor, wollt Ihr fortziehen?

Da antwortet' ich: ja, unangesehen, daß man mich hätte in Bann gethan und das in allen Städten publiziert, so wollt' ich doch fortziehen und mich des kaiserlichen Geleits halten."

„Das war die erste Praktika," fügt Luther hinzu, „so der Bischof von Mainz übete (es war aber nicht nur dieser!), dadurch er vermeinte, mich zu hindern, daß ich auf den Reichstag ziehen sollte, und man alsdann wider mich vorgehen möchte, als hätte ich das kaiserliche Geleit verachtet und wäre contumax geworden (d. i. widerspenstig gegen die Vorladung des Gerichts)."

Aber Luther zog weiter gen Worms. Von Frankfurt aus schrieb er am 14. April an Spalatin folgenden Brief:

> „Wir kommen, mein Spalatin, obwohl der Satan durch mehr als eine Krankheit mich hindern möchte. Denn auf diesem ganzen Wege von Eisenach bis hierher hatte ich zu leiden und leide noch, an Übeln, die ich bis jetzt nicht kannte.
>
> „Aber auch das Mandat Kaiser Karls, merke ich, ist bekannt gemacht worden, mich zu schrecken. Dennoch: Christus lebt und wir werden in Worms einziehen trotz allen Pforten der Hölle und den bösen Geistern, die in der Luft herrschen (Eph. 2, 2). Ich schicke Exemplare des kaiserlichen Schreibens mit.
>
> „Andere Briefe zu schreiben unterlaß ich. Ich will erst persönlich sehen, was zu thun ist, damit wir den Satan nicht aufblähn, den ich vielmehr entschlossen bin zu schrecken und zu verachten. Mach' also die Herberge zurecht. Lebe wohl."

Montag, den 15. April, kam Luther gen Oppenheim. Es war die letzte Station vor Worms. Da aber mußte Luther die andere Praktika zunichte machen, womit man sein Kommen gen Worms zu hintertreiben gedachte.

Von der Ebernburg kam eine kleine Reiterschar mit Grüßen und Aufträgen Huttens und Sickingens Das Wort führte Martin Butzer, jener Dominikanermönch, den Luther einstmals in Heidelberg für seine Sache gewonnen hatte (Band 1 Seite 274). Er war aber kein Mönch mehr; der Papst, welcher auch die heiligen Ordensgelübde aufheben konnte, hatte ihn seines Mönchstandes enthoben und ihm erlaubt, in den Stand der Weltpriester zurückzukehren. Aber was ihm der Papst nicht erlaubt hatte, that Butzer auch: er wirkte mit Begeisterung für die Sache der Reformation. Und als er sich dabei ernstlich gefährdet sah, suchte und fand er eine Zufluchtsstätte auf der Burg des Franz von Sickingen (Band 1 Seite 574).

Hier auf der Ebernburg wurde Butzer Zeuge und Teilnehmer geheimnisvoller Unterhandlungen.

Eines Tages — es wird zu Anfang des April gewesen sein — erschien daselbst Glapio, der Beichtvater Kaiser Karls, und ein kaiserlicher Kammerherr. Sie kamen, wie sie sagten, auf eigene Faust, in Wahrheit aber geschickt vom Kaiser und seinen Räten. Ihr Zweck war, Hutten zum Schweigen zu bewegen, Sickingen von seinem Luthertum abzubringen und durch beide auf Luther einzuwirken, damit er von seinem Entschlusse abkäme, sich vor Kaiser und Reich zu stellen.

Glapio, der eben damals auch mit den päpstlichen Gesandten unter einer Decke zu spielen wußte, trat Sickingen gegenüber als ein Freund der Reformation auf, wenn er auch die Art mißbilligte, wie Luther das Werk anfaßte. Er wußte dem Sickingen viel von unchristlichen Irrtümern zu sagen, die in Luthers Schriften zwischen vielem Guten und Wahren mit unterliefen. Sickingen war darüber verwundert und erklärte. „wo Martinus gute Sachen spräche, wolle er ihn verteidigen gegen alle Welt und Rock, Kinder und Leben daran setzen; aber wo er übel im Glauben geredet habe, da wolle er der Erste sein, das Feuer auszutreten."

Dabei gab sich Glapio das Ansehen, als wisse er Luthers gute Seiten zu schätzen und sei ihm leid um den Mann. Für sein Schicksal in Worms befürchtete er das Schlimmste.

Die beiden ritterlichen Freunde wurde ängstlich. Sie fingen an einzusehen, es sei besser, Luther gehe nicht nach Worms. Und mit Freu-

den ergriffen sie Glapios Vorschlag, Luthern auf die Ebernburg einzuladen: hier sollte Glapio sich dann mit ihm unterreden.

Mit dieser Einladung schickte Franz von Sickingen den Martin Butzer nach Oppenheim, wo Luthers Weg durchführen mußte.

Aber Luther war nicht zu bewegen, der Aufforderung Folge zu leisten. Er ließ dem kaiserlichen Beichtvater sagen: „hätte er etwas mit ihm zu reden, so könnte er das in Worms ebenso gut thun.“ Er wollte ein öffentliches Zeugnis und ein öffentliches Urteil; was sollten diese heimlichen Unterredungen?

Und wenn er sich verlocken ließ, auf Sickingens Schloß zu gehen, sah dies nicht aus, als wäre er ganz und gar Eines Sinnes mit den kriegslustigen Rittern? Während er doch das Mittel der Gewalt jetzt entschiedener mißbilligte, als jemals.

Endlich: es war schon am 15. April, und am 16. lief das freie Geleit ab. Da konnte ihm der Abstecher auf die Ebernburg übel bekommen; denn er hätte sich damit des kaiserlichen Schutzes nicht nur für den Gang nach Worms, sondern auch für den Heimweg verlustig gemacht.

So mußte Butzer mit seinen Begleitern unverrichteter Sache umkehren. Glapio aber fand vor der Hand keine Gelegenheit, seine feinen Künste an Luther zu erproben.

Auch unter Luthers Freunden zu Worms waren die Meinungen geteilt, ob sein Kommen zum Heile sein werde oder nicht.

Die einen fürchteten, es möchte dem Kaiser von den Papisten klar gemacht werden, daß er einem Ketzer das Geleit nicht zu halten brauche; darum solle Luther dem Kaiser einen Entschuldigungsbrief schreiben und für jetzt davonbleiben.

Die andern beharrten darauf, daß er kommen müsse; die Kurfürsten würden schon dafür eintreten, daß man ihm das Geleit hielte; wenn er nicht käme, hätten seine Feinde es leichter, seine Verurteilung herbeizuführen. Und es lag ja vor Augen, daß die Papisten mit Angst und Sorgen der Ankunft des gebannten Mönchs entgegensahen.

In diesen aufgeregten Tagen schickte Spalatin dem Freunde einen Brief entgegen, warnte ihn vor den Fährlichkeiten, die ihm dort drohten, und wies ihn hin auf das Schicksal des Hus.

Luther antwortete ihm von Oppenheim aus: „er wolle gen Worms wenn gleich so viel Teufel drinnen wären, als Ziegel auf den Dächern; ob auch Hus zu Feuer verbrannt worden, so sei doch die Wahrheit nicht mit verbrannt.“

Wenige Meilen noch und er war am Ziele.

Von jener Fahrt bekannte er noch wenige Tage vor seinem Tode:

„Ich war unerschrocken, fürchtete mich vor nichts; Gott kann einen wohl so toll machen. Ich weiß nicht, ob ich itzt auch so freudig wäre.“





Neuntes Kapitel.

Einzug in Worms.

Aleander geriet in die äußerste Bestürzung, als er hörte, daß Luther unterwegs sei, dem Rufe des Kaisers zu folgen.

Zwar mußte er auf sein Kommen gefaßt sein, seit man im kaiserlichen Rate so ganz gegen seine Wünsche der Vorladung die freundlichste und mildeste Form gegeben und einen Herold an ihn geschickt hatte. Dennoch wirkte die gewisse Nachricht, daß er im Anzuge sei, höchst beängstigend auf ihn. Es galt nun, alles zu thun, damit der Ketzer in Worms so wenig Schaden als möglich anrichte.

Da lief denn Aleander von einem kaiserlichen Minister zum andern, von den Ministern zum Beichtvater, vom Beichtvater zum Kaiser. Immer hatte er über etwas Beschwerde zu führen, Rat zu erteilen, Versprechungen zu fordern.

Nach Rom gab er eingehenden Bericht über den mißlichen Stand der Dinge. Zu seinem großen Schmerz wollte man ihm dort nicht glauben, daß die Sache so gefährlich stünde.

„Wenn Ew. Herrlichkeit den hundertsten Teil der Erregung Deutschlands sähe, würde sie anders urteilen"; so schrieb er an den Vizekanzler des Papstes. „Ich habe fleißig die Geschichte dieser Nation gelesen, seiner Ketzereien, Konzilien und Kirchenspaltungen: niemals ist etwas Ähnliches dagewesen. Der Abfall Kaiser Heinrichs IV. von Papst Gregor VII., der hier in Worms, der Mutter der Zwietracht, zumal gegen den Priesterstand, seinen Ursprung nahm, war Veilchen und Rosen dagegen, weil fast ganz Deutschland und der Sohn

des Kaisers selber auf Seiten des Papstes stand; jetzt weiß ich nicht, wer für uns ist, außer dem Kaiser — und der wird der Unsre bleiben, wenn er nicht durch die Furcht vor diesem Volke oder durch den bösen Rat der Seinen sich verführen läßt — sonst ist alle Welt wider uns. Und diese tollen Hunde sind gewappnet mit Wissenschaft und mit Waffen und brüsten sich damit, daß sie nicht mehr Bestien ohne Verstand seien, wie ihre Vorfahren: Italien sei nicht mehr das Land der Wissenschaft, der Tiber sei in den Rhein geflossen (d. h. Deutschland habe nun die Führung in der Wissenschaft übernommen, die einst Rom, die Stadt am Tiber, und Italien hatte). Das macht sie noch übermütiger und unverschämter, als sonst ihre Art war, so daß sie nun thun, was vor Augen ist."

Dringend riet Aleander der päpstlichen Regierung, die schlimmsten Beschwerden der Deutschen abzustellen, und mit Gnadenerweisungen gegen Hohe und Niedrige nicht zu kargen und zu zögern. „Hier hilft nichts", schreibt er nach Rom, „als süße Worte machen, Meere und Berge, Hüte und Hütchen (Kardinalshüte und geringere Auszeichnungen) versprechen; hier wirken keine Gründe des Glaubens, der Religion und des Heils, Segen oder Bann — denn alle Welt ist lau geworden im Glauben und lacht darüber." Und zur Bekräftigung fügt er hinzu: „Was ich da schreibe, ist die reine und gleichsam evangelische Wahrheit."

Eine kleine Genugthuung für Aleander war es, daß der Kaiser das Bücherverbot gegen Luther ausgehen ließ. Drei Wagen voll Lutherscher Schriften waren damals gerade von Frankfurt nach Worms unterwegs — so frech trieben diese Lutheraner ihr Werk! Aber „jetzt lassen sie die Flügel hängen," berichtete er nach dem Erscheinen des kaiserlichen Mandats.

Und doch, auch jetzt wußten die Lutheraner sich zu helfen. Sie sagten dem Volke, das Gesetz sei erlogen und untergeschoben, oder: man thue dem Martinus Unrecht, daß man es veröffentlicht habe, ohne ihn zuvor zu hören — „und tausend ähnliche Einfälle und Ausflüchte, von denen diese Leute voll sind."

Fühlte Aleander, samt seinem Mitgesandten, sich unter den Deutschen schon bisher nicht seines Lebens sicher, so jagte ihm vollends eine Sendung Huttens einen argen Schrecken ein.

Hutten war mit gespannter Aufmerksamkeit den Dingen, die sich in Worms abspielten, gefolgt. Nahe genug lag ja die Ebernburg, daß er

immer frische Nachrichten haben konnte. Und die Erfolge der Papisten bei Kaiser und Reich schienen ihm so bedrohlich, daß er einmal wieder mit seiner scharfen Feder losbrechen mußte.

An Aleander, an seinen Genossen Caracciolo, an die zu Worms versammelten Bischöfe und Priester insgemein ließ er von seiner sichern Burg heftige Schreiben ausgehen. Feuer und Flammen spie er da wider die verhaßten Papisten. Sein früherer Gönner, Kardinal Albrecht, erhielt einen besonderen Brief.

Den Nuntien droht er damit, daß er dem Kaiser die Augen öffnen werde über ihre Schlechtigkeit und Schädlichkeit. „Ich werde ihm sagen, daß ihr Legaten alle, so viel eurer seit etlichen Jahrhunderten von den römischen Bischöfen hierher geschickt worden, Verräter Deutschlands, Räuber an unserm Volke, Zerstörer alles Rechts und aller Billigkeit gewesen seid. Das werde ich ihm sagen, und wenn ich ihm das sage, wirst du nicht im Stande sein, das Gegenteil zu beweisen. Darum mache dich fort von hier, mache dich fort! Denn was zögerst du noch, Bösewicht? Was suchst du Aufschub, du größter von allen Dieben, die jemals hier gestohlen haben? du gewaltthätigster aller Räuber, aller Betrüger verschlagenster, listigster, unverschämtester, ruchlosester! Wisse, das ist die letzte Ermahnung zu deinem Heil! Bequeme dich, der Feder zu gehorchen, damit du dich nicht genötigt sehest, dem Schwerte zu weichen."

Die hohen Geistlichen und Kirchenfürsten, welche die Forderungen des Papstes beim Reichstage begünstigten, behandelte Hutten kaum glimpflicher. Alle Sünden, die der priesterliche Stand sich hatte zu Schulden kommen lassen, warf er ihnen ins Angesicht.

„Hebt euch weg," so rief er ihnen zu, „von den reinen Quellen, ihr unsaubern Schweine! Hinaus mit euch aus dem Heiligtum, ihr verruchten Krämer! Berühret nicht länger mit den oft entweihten Händen die Altäre! . . . . Das Maß ist voll. Sehet ihr nicht, daß die Luft der Freiheit weht? daß die Menschen, des Gegenwärtigen überdrüssig, einen neuen Zustand herbeizuführen suchen?

„Ich werde stacheln, spornen, reizen und drängen zur Freiheit. Die mir nicht sogleich beifallen, werde ich durch unabläßige Ermahnung besiegen, durch notwendige Beharrlichkeit zwingen. Dabei habe ich keine Sorge noch Furcht vor Mißgeschick, sondern bin auf beides gefaßt, entweder euch den Untergang zu bereiten zum großen Vorteil des Vaterlandes, oder selber mit gutem Gewissen ehrlich zu unterliegen.

Und das ist keine tolle Verwegenheit, wie ihr es nennt, sondern männlicher und edler Freisinn ist es.

„Darum, damit ihr sehet, mit welcher Zuversicht ich eure Drohungen verachte, erkläre ich, so lange ihr Luthern oder jemanden seinesgleichen verfolgen werdet, mich als euern abgesagten Feind."

Das war eine Sprache, wie sie Luther auch in seinen heftigsten Streitschriften nicht redete. Hutten sagte den päpstlichen Nuntien, ja allen Päpstlichgesinnten geistlichen Standes zu Worms, Fehde an. Und Aleander hatte nicht Unrecht, wenn er darüber nach Rom schrieb: „Diese Deutschen denken, daß es ihnen von Rechts wegen freisteht, jemanden zu töten, nachdem sie ihm Fehde angesagt haben."

In Worms nahm man Huttens Drohungen ernst. Die deutschen Bischöfe und Prälaten berieten Maßregeln für ihre Sicherheit.

Aleander war außer sich über die Frechheit, womit der Bube Hutten sein Gift ausschüttete. Er führte sofort Beschwerde beim Kaiser und seinen Räten: das sei ganz unerhört und niemals in der Welt dagewesen, daß gegen das Völkerrecht die Gesandten eines Fürsten, geschweige des Papstes, ihr Leben gefährdet sähen am Hofe eines andern Fürsten, geschweige eines solchen Kaisers und Königs wie Karl!

Aber auch der Kaiser und seine Räte waren bestürzt. Hutten hatte sich an Karl mit einem besonderen Schreiben gewandt. Es war freilich in einem andern Tone abgefaßt, als jene Drohbriefe, aber an leidenschaftlichem Haß gegen das Papsttum gab es denen nichts nach. Und Kaiser Karl muß sich auch gründlich von Hutten den Text lesen lassen. Frei sagt es ihm der Ritter ins Gesicht, daß er bisher die Erwartungen nicht erfüllt habe, welche die Vaterlandsfreunde auf ihn setzten:

„Unsere Hoffnung war, Du werdest das römische Joch von uns nehmen, die päpstliche Zwingherrschaft zerstören. Gott gebe, daß diesem Anfang Besseres nachfolgen möge! Denn bis jetzt ist zwar noch nicht das Äußerste zu fürchten, aber wie könnte man bei solcher Erniedrigung (des Kaisers unter den Papst) Vertrauen fassen? Ein so großer Kaiser, der König so vieler Völker, gar so willig zur Knechtschaft, daß er nicht einmal wartet, bis er gezwungen wird!"

Es war viel verlangt, wenn Hutten etwa erwartete, daß ein solcher Brief beim Kaiser eine freundliche Aufnahme finden würde. Aber dieser Herrscher über zwei Welten hatte in Worms nicht so viel Soldaten, um dem unbequemen Mahner auf der Ebernburg das Handwerk zu legen. Worms war gänzlich von Truppen entblößt, und für die Kriege, welche

Karl zu führen gedachte, war eben jener Franz von Sickingen, der den Hutten beherbergte, zum obersten Feldhauptmann bestimmt. Sickingen konnte jeden Augenblick so viel Kriegsvolk beisammen haben, wie er wollte; er brauchte nur die Trompeten blasen zu lassen, so strömten die Landsknechte und die Ritter herbei, unter seiner Fahne Sieg und Beute zu gewinnen. Darum durfte der Kaiser den Sickingen nicht reizen, den er vielmehr zu gebrauchen dachte. Aleander klagte: „In Wahrheit ist jetzt Sickingen allein Herr in Deutschland.“

Unter diesen Umständen rieten die Minister dem Kaiser, sich auf dem Gnadenwege mit Hutten abzufinden. Und wirklich ließ er durch seinen Kämmerer dem Hutten ein Jahrgeld von vierhundert Gulden anbieten, worauf Hutten einen zweiten Brief an den Kaiser richtete, den ersten zurechtzustellen und zu entschuldigen.

Es stand damals in Worms so, daß eine Zeit lang — Ende März, Anfang April — von Hutten fast mehr die Rede war, als von Luther. Aleander konnte am 5. April nach Rom schreiben: „Es handelt sich jetzt um eine andere Sache, als um den Luther; denn, wenn Luther tausendmal gestorben wäre, so würden, wie Hutten sagt, hundert neue Luther erstehen. Und bereits scheint es, als wollte Hutten, von einer gewissen Eifersucht getrieben, nunmehr die erste Rolle spielen; das würde er gerne thun, wenn er nur hoffen könnte, daß das Volk so großes Zutrauen zu ihm hätte, wie zu Luther.“

Luther sollte doch der Held des Tages bleiben.

Hutten schrieb wohl von der Ebernburg Drohbriefe, aber Luther kam selbst nach Worms, um dort jedermann Rede und Antwort zu stehen.

Eine Botschaft nach der andern traf in der Reichsstadt ein, wie der gebannte Mönch hier und da ehrenvoll empfangen worden, wie das Volk ihn überall freudig begrüßt, kurz wie seine Reise sich zu einem wahren Triumphzuge gestaltet habe. Aleander war besonders auf den Herold ärgerlich, er schalt ihn einen Buben, einen schlimmen Papstfeind, der mit Fleiß dem Ketzer zu einem solchen Triumphe verhelfe, und verdachte es den kaiserlichen Räten nicht wenig, daß sie auch noch einen Lutheraner geschickt hatten, Luthern zu holen. „Er ist ein solcher Narr, der im Stande ist, öffentlich zu bezeugen, daß er den Martinus unterwegs habe Wunder thun sehen und den heiligen Geist über seinem Haupte, wie man ihn abbildet.“

Aleander drängte den Kaiser, er möge schleunigst einen Befehl aus-

gehen lassen, daß Luther allerorten so heimlich als möglich einziehen solle. Er erreichte, daß man ihm das versprach, aber weiter nichts.

Die kaiserlichen Räte waren jetzt darin eins mit dem Nuntius, daß sie von Herzen wünschten, Luther möchte bleiben, wo der Pfeffer wächst. Sie gestanden dem Aleander ein, daß sie einen Fehler gemacht hätten. Aber vergeblich forderte dieser von ihnen durchgreifende Maßregeln, Schlimmeres zu verhüten. „Sie haben mehr Furcht vor den Menschen, als vor Gott und seinem Statthalter," mußte er klagen. „Wenn sie mich mit einem guten Beschluß entlassen haben, thun sie davon gerade das Gegenteil; es ist um Steine rasend zu machen, geschweige denn Menschen. In der Lutherschen Angelegenheit handelt es sich um die Sache der gesamten Christenheit, um das gemeine Wohl und die Rettung des Christentums; das sehen sie wohl, wollen's aber nicht sehen."

Nur mit dem Kaiser war Aleander zufrieden, wie immer. Auf sein gut katholisches Gewissen konnte er sich verlassen, ja es war nach dem Geständnis des Nuntius besser, als ihm je eines vorgekommen war. Er gab dem Nuntius in Angesicht der Ankunft Luthers die feste Zusage, daß er den Reichstagsbeschluß gegen Luther streng zur Ausführung bringen werde (Seite 79), nämlich: wenn Martinus die verdammten Bücher nicht widerrufen wolle und die andern, die irgend etwas wider die katholische Kirche, gegen die bis auf diesen Tag geltenden Gesetze und Gebräuche enthielten, dann sollten seine Bücher verbrannt werden und er selbst zwar kraft des freien Geleits nach Hause zurückkehren, aber dann als ein Ketzer behandelt werden, gegen den Fürsten und Völker sich erheben müßten. „Wenn sie's nur so machen," bemerkt dazu der Nuntius, „so wird alles gut gehen."

Noch stellte er dem Kaiser vor: die Doktoren, welche mit Luther kämen, seien kraft der Bannbulle dem Bann und Interdikt verfallen als Begünstiger dieses Ketzers, sie hätten kein freies Geleit, darum solle man sie nicht mit einlassen in die Stadt. Es ging das auf die drei Freunde, die Luthern von Wittenberg her geleiteten, auch auf Justus Jonas, der sich von Erfurt her ihnen angeschlossen hatte. Der Kaiser versicherte, daß er ganz mit dem Nuntius einverstanden sei, er wolle darüber mit den Kurfürsten reden. Der gute Gedanke blieb zum Schmerze Aleanders unausgeführt. —

Sonnabend, den 13. April, kam der kaiserliche Beichtvater zu dem

beiden Nuntien Aleander und Caracciolo. In zwei Tagen konnte Luther da sein; so fragte er um Rat, was man thun solle?

Die Nuntien gaben zur Antwort: man dürfe bei Leibe keine Umstände mit dem Menschen machen! Die Hauptsache sei, daß Gott und sein Statthalter erhielten, was ihnen gebühre, und daß der Kaiser Ehre davontrage.

Glapio verlangte im Namen des Kaisers bestimmte Vorschläge. Darauf die Nuntien:

Vor allen Dingen sei es notwendig, daß der Ketzer ganz heimlich in die Stadt komme; ferner müsse man ihm eine Unterkunft in der kaiserlichen Pfalz (d. i. in dem vom Kaiser bewohnten Hause, dem Bischofshofe) anweisen, wo keiner von den Verdächtigen mit ihm sich bereden könne; endlich müsse er ganz einfach befragt werden, ob er widerrufen wolle. Wenn man jetzt im letzten entscheidenden Augenblick es noch versähe, so könnte alles noch schlimmer werden, als es so schon wäre.

Solcher Rat gefiel dem Glapio. Er nahm die Nuntien gleich mit zum Kaiser, und auch der stimmte zu: so wollte man's halten.

Dennoch hieß es am andern Tage, Luther würde nicht in der kaiserlichen Pfalz, sondern bei den Augustinern wohnen; dort sollte er eine Wache haben, daß niemand ihn sprechen könnte, außer wem der Kaiser die Erlaubnis gäbe. „Ich bin überzeugt," sagte Aleander, „man wird von alledem gerade das Gegenteil thun, wie man's bisher noch immer gehalten hat."

Wahrlich! Tag und Nacht mußten die Nuntien auf dem Posten sein, den päpstlichen Vorteil nach Kräften zu wahren. „Am Sonntag wurde dem Caracciolo gesagt," berichtet Aleander, „daß die kaiserlichen Räte beabsichtigen, einen Unterschied zu machen zwischen den Irrtümern Luthers und ihm für die, welche den Glauben angehen, den Widerruf aufzuerlegen, dagegen die andern, welche die Gewalt des Papstes anlangen, laufen zu lassen. Sofort waren wir beim Kaiser. Der antwortete uns, er würde entweder die Sache noch besser wenden oder im schlimmsten Falle den Reichstagsbeschluß ausführen und gegen Luther, wenn er den Widerruf weigere, als gegen einen verurteilten Ketzer verfahren."

Dienstag den 16. wurde Aleander durch das Gerücht erschreckt, daß Luther gekommen sei. Er schrieb sogleich an des Kaisers Beichtvater folgende Zeilen:

„Von allen Seiten höre ich, Martinus sei bereits hier eingetroffen. Das läßt mich befürchten, daß der Kurfürst von Sachsen um des willen für heute eine Sitzung angesagt hat, damit in ihr Martinus sein Gift ausschütte. Deshalb wollet Ihr, ehrwürdiger Vater, diesen etwaigen widerwärtigen Zufällen vorbeugen. Denn es handelt sich um keine geringe Sache, sondern hier ist die Kirche Gottes, das Ansehen des Papstes, sowie Eures Kaisers Ehre und Unehre im Spiele."

Angesichts der Stadt Worms bei dem Dorfe Pfiffligheim steht ein merkwürdiger Ulmenbaum, der heißt die Lutherulme. Das war bis vor wenigen Jahren noch ein stolzer Baum, der weit hinausragte ins Land. Aber im Jahre 1870, da hat ein Sturm seine Krone gefaßt und den Stamm zersplittert. Nur ein mächtiger hohler Stumpf blieb stehen. Der hat — ein Wunder ist's fast zu nennen — wieder ausgeschlagen und treibt und grünt aufs neue mit den jungen Bäumen um die Wette, ein heilig Denkmal alter Zeiten.

Warum heißt dieser Baum die Lutherulme?

Die Sage erzählt, daß unter ihrem Schatten am 16. April 1521 Martin Luther, der gebannte Mönch, noch einmal gerastet habe, ehe er hinabzog, vor Kaiser und Reich Verantwortung zu thun.

Da lag sie nun vor ihm, die altehrwürdige Reichsstadt, mit ihren hohen Giebeln und Dächern, mit ihrem gewaltigen, vielthürmigen Dome! Dort warteten sie auf ihn, der Kaiser, die Fürsten, die Bischöfe und die ungezählte Menge des Volks aus allen Ständen, die nach nichts mehr verlangte, als nach dem Anblick des kühnen Ketzers. Wie mochte ihm da manch ernster Gedanke durch den Kopf gehen an sein eigen Schicksal und an die Zukunft der christlichen Kirche!

Aber er fürchtete sich vor dem Teufel nicht — was konnten ihm Menschen thun?

Je näher er Worms kam, desto größer wurde sein Geleit. Aus der Stadt kamen ihm mehrere Herren vom kursächsischen Hofe entgegengeritten mit ihren Reisigen. Sie waren voll Freuden, als sie Luthers Angesicht so getrost sahen. Und wenn eine Weile auch unter seinen Freunden in Worms Bedenken entstanden waren, ob es nicht besser wäre,

er bliebe davon — jetzt empfand man seine Ankunft doch als einen großen Sieg der guten Sache. Und wenn etwas dies Gefühl bestätigen konnte, so war es der Schrecken der Papisten.

Die Leute saßen beim Mittagsmahl, das damals früher eingenommen wurde als heutzutage — da, um 10 Uhr morgens, stieß der Thürmer ins Horn und verkündete die Ankunft des Erwarteten. Das gab ein Laufen und Rennen; denn alles wollte den Vielberufenen einziehen sehen. So waren kaum die Fürsten vom Volke begrüßt worden.

Ein stattlicher Zug bewegte sich durch das Thor. Voran der Herold im vollen Schmuck seiner Rüstung mit seinem Diener. Dann auf dem offenen Rollwäglein Doktor Luther, Amsdorf, Swaven und Pezensteiner. Unmittelbar hinterher ritt Justus Jonas, der Stiftsherr und Professor von Erfurt. Dazu an die zwanzig vornehme Herren mit ihren Dienern — man zählte hundert Berittene. Und rings wogte die Menge des Volks, die mit vom Lande hereinkam oder aus der Stadt ihm entgegengeströmt war. Und die nicht auf die Gasse liefen, steckten doch ihre Köpfe zum Fenster hinaus.

Bei zweitausend Menschen gaben so Luthern das Geleit zur Herberge. Als er sein Gefährt verließ und den Boden von Worms betrat, sprach er: „Gott wird mit mir sein," und sein Auge leuchtete.

Er fand seine Unterkunft nicht im Hofe des Kaisers, auch nicht bei den Augustinern, sondern im Johanniterhause, wo die kursächsischen Herren und Räte wohnten. Er teilte die Zimmer der Herren Hans von Hirschfeld und Hans von Schott. Hier war er am sichersten aufgehoben.

Gleich nach seiner Ankunft ließ Luther dem kaiserlichen Beichtvater melden, daß er ihm jetzt zur Verfügung stehe. Aber die Zeit für heimliche Unterhandlungen war vorüber. Glapio lehnte eine Zusammenkunft ab.

Dafür war der Zudrang zu Luthers Herberge groß. Bis in die Nacht hinein kamen die Freunde, ihn zu begrüßen. Die Stimmung war durch seine Ankunft eine gehobene, freudig erregte geworden. Einer, der's mit durchlebt hat, und zwar mit warmem Herzen, Spalatin, schreibt davon:

„Doktor Martinus Luther ist von viel Leuten ehrlich und wohl gehalten und angenommen, durch Fürsten, Grafen, Herren, Ritter, Edle,

Bürger und andere Ehrbare, geistliche und weltliche, besucht und begrüßt worden; sind auch etliche über viel Meilen zu ihm kommen. Und ist in solchem Ansehen gewesen, daß es männiglich dafür gehalten: sollt' dem Mann Leid widerfahren sein, es wär' nichts Gutes daraus erwachsen.

„Es hat manch fromm, christlich Herz getröstet und ermahnet, daß der christliche Doktor Martinus so trostlich erschienen ist, unangesehen, daß im Anstand des kaiserlichen Geleits (d. h. während das kaiserliche Geleit noch galt) ein Mandat in Kaiserlicher Majestät Namen wider ihn ausgegangen ist, das ihn, wie die Feinde verhofft, zurücktreiben sollt', damit sie Ursache hätten, wider ihn zu handeln als wider einen ungehorsamen Außenbleiber.

„Aber der gute Pater ist kommen und hat sich so christlich erzeiget, daß man vermerkt, daß er auf Erden nichts gefürchtet, sondern eher hundert Hälse, Leib und Leben daran gewagt, ehe er einen Buchstaben ohn' Unterweisung aus dem göttlichen Wort widerrufen hätt'."

Martin Luther stand damals im achtunddreißigsten Jahre seines Lebens. Von vielem Kämpfen und Arbeiten, auch von Krankheit war sein Leib gar hager und abgemagert, sein Antlitz blaß mit stark hervorstehenden Backenknochen. Das Wunderbarste an seiner äußern Erscheinung waren seine großen, dunklen Augen, die seinen Feinden schier unheimlich deuchten.

Aleander hatte sich den Einzug Luthers nicht mit angesehen. Der Lärm auf den Gassen, wie auch mehrere Boten hatten ihn zwar rechtzeitig von dem, was vorging, unterrichtet, aber er hatte es vorgezogen, zu Hause zu bleiben und einen Späher unter die Leute zu schicken. Der berichtete ihm treulich, wie glänzend „das große Ketzerhaupt" eingezogen sei, wie Luther beim Absteigen vom Wagen „mit dämonischen Blicken" gesagt habe: „Gott wird mit mir sein," und wie ein Priester ihm dort vor seiner Herberge umarmte und dreimal sein Kleid berührte, als wäre es eine Reliquie von dem größten Heiligen der Welt.

Alles das schrieb Aleander noch selbigen Tages nach Rom, schalt auf die kaiserlichen Minister, die er schon nicht mehr für Feiglinge nur, sondern auch für Dummköpfe achtete, und machte seinem von trüben Aussichten geängstigten Herzen Luft.

Die für den 16. April angesagte Reichstagssitzung, durch welche er fürchtete überrumpelt zu werden, fand nicht statt. Es galt nun, wo möglich, die Dinge für die bevorstehende Entscheidung so vorzubereiten, daß sie zum Verderben Luthers und zur Ehre des heiligen Stuhles ausfiel.

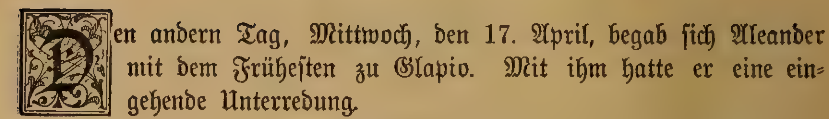
Dies zu erreichen, entwickelte Aleander eine eifrige und nicht erfolglose Thätigkeit.





Zehntes Kapitel.

Vor Kaiser und Reich.



Den andern Tag, Mittwoch, den 17. April, begab sich Aleander mit dem Frühesten zu Glapio. Mit ihm hatte er eine eingehende Unterredung.

Dann ging er in den bischöflichen Palast, wo der Kaiser und sein Bruder, Erzherzog Ferdinand, Wohnung genommen hatten, zu den kaiserlichen Ministern. Hier fand er alles noch unschlüssig; man konnte seinen Rat brauchen. Und so machte der päpstliche Nuntius für den Kaiser den Plan des Tages. Er bestimmte ihn, auf Nachmittags zwei Uhr die Kurfürsten, auf vier Uhr dann die anderen Fürsten und die gesamten Stände des Reiches einzuladen: in dieser Sitzung sollte dann Luther erscheinen, aber nur, um auf die ihm vorgelegten Fragen zu antworten. Aleander selbst setzte die Artikel auf, über welche man Luther befragen wollte.

Er für seine Person zog es vor, an der Sitzung nicht teilzunehmen. Daß das Verhör Luthers günstig verlaufen würde, durfte er hoffen, da „ein gutes Geschick“ zum Sprecher für Kaiser und Reich einen Mann auserkor, der ihm vertraut und der Sache des Papstes von Herzen ergeben war. Seltsamer Weise hieß der Mann auch Johann Eck, wie der Ingolstädter Professor, Luthers eifrigster Gegner. Er war Offizial des Erzbischofs von Trier, also kein Theologe, sondern ein weltlicher Beamter. Bereits hatte er eine gute römische Gesinnung bewährt, indem er im Erzbistum Trier Luthers Schriften verbrennen ließ. Jetzt wohnte

er mit dem päpstlichen Nuntius in demselben Hause, Wand an Wand. „Er ist in Wahrheit ein ausgezeichneter Mensch — Gott sei Lob und Dank dafür," so berichtete Aleander von ihm nach Rom.

Zu derselben Morgenstunde, wo Aleander mit geschickter Hand die Fallen stellte, in denen Luther sich fangen sollte, wartete dieser seines priesterlichen Berufes. Hans von Minkwitz, ein sächsischer Ritter, lag sterbenskrank darnieder. Den besuchte Luther, hörte seine Beichte und versah ihn mit dem Sakrament.

Noch vor dem Mittagsmahl, also noch vor zehn Uhr, kündigte der Reichserbmarschall Ulrich von Pappenheim Luthern an, daß er desselben Tages um vier Uhr vor Kaiser und Reich zu erscheinen habe.

Zur festgesetzten Stunde kamen Kaspar Sturm, der Reichsherold, und Pappenheim, der Reichsmarschall, den Vorgeladenen zur Reichsversammlung abzuholen. Sie sollte im Bischofshofe, der kaiserlichen Herberge, stattfinden. Der nächste Weg vom Johanniterhause, wo Luther wohnte, zum Bischofshofe führte durch die Kämmereigasse. Aber es war, unmöglich, ihn zu benutzen.

Ganz Worms war auf den Beinen und wollte den Doktor Luther sehen, wie er in den Reichstag ging. Wo man vermuten konnte, daß er durchkommen würde, staute sich das Volk zusammen, daß es gefährlich schien, sich mit ihm in das Gedränge zu wagen. So führten sie ihn zum hintern Thore des Johanniterhauses hinaus durch den Garten und auf Umwegen nach dem bischöflichen Palaste.

Als die Leute das merkten, drängten sie nach dem Bischofshofe und konnten nur mit Gewalt verhindert werden, einzudringen. Viele stiegen auf die Dächer, um ihn zu sehen. Man rief ihm zu, er möge guten Mutes sein.

Und nun war der große Augenblick gekommen. Luther wurde in den Saal geführt, Verantwortung zu thun vor Kaiser und Reich.

Luther hatte schon vor manchem hohen Herrn gestanden, aber nimmer vor einem so glänzenden, erlauchten Kreise. Da saß Kaiser Karl, zu dem er so oft mit Hoffnungen und Sorge im Geiste hingeschaut, auf seinem Thronsessel — in seiner Hand lag, menschlich gerechnet, das Schicksal Luthers und seines Evangeliums. Da saßen und standen die Kurfürsten, die Bischöfe, die Fürsten und Herren, darunter auch Kardinal Albrecht von Mainz, des Reiches Erzkanzler, den Luther mit zuerst angetastet hatte in Sachen des Ablaß. Da saßen und standen die Boten der freien Städte und die sonst als geistliche und weltliche Räte, als

Beisassen und Diener in die hohe Versammlung Zutritt hatten. Heute war keiner zu Hause geblieben, der irgend kommen konnte.

Und schon manchmal hatte Luther einen harten Strauß gekämpft, nicht nur durch Schriften, sondern auch Auge im Auge, wie mit Kajetan und Eck, aber niemals noch war er so vor aller Welt ein Schauspiel gewesen, wie hier. Da sah er aller Augen auf sich gerichtet, und ganz anders, als wenn die Gemeinde zu ihm andächtig hinaufschaute zur Kanzel, das Wort Gottes zu hören.

So mutig und entschlossen Luther war im innersten Herzen, überkam ihm doch ein Gefühl der Verlegenheit, als er, unbekannt mit Sitte und Brauch an den Höfen der Fürsten und in den Sitzungen der Reichsstände, in seiner Mönchskutte vor die glänzende Versammlung trat. Billigermaßen hatte man ihm denn auch für die Verhandlung einen Rechtsbeistand zur Seite gegeben: es war sein Freund und Amtsgenosse, der Wittenberger Professor der Rechte Hieronymus Schurf, der schon länger als er in Worms weilte.

Ehe der Offizial von Trier seine vom päpstlichen Gesandten ihm eingeflüsterte Rede hielt, bedeutete der Reichsmarschall Luthern, daß er nur zu sprechen habe, wenn er gefragt würde.

Laut und vernehmlich richtete nun der Offizial, erst auf Lateinisch, dann auf Deutsch an ihn eine doppelte Frage:

„Martinus Luther! Kaiser und Reich haben dich hierher gerufen, daß du sagest und erkläreſt,

„Zum Ersten, ob du diese Bücher da verfaßt hast (er wies dabei auf einen Stoß von fünfundzwanzig oder mehr Lutherschen Schriften, die auf des Kaisers Befehl von Aleander geliefert worden waren) und die anderen, welche unter deinem Namen ausgegangen sind,

zum Andern, daß du sagest, ob du sie widerrufen oder darauf beruhen willst."

Noch ehe Luther etwas erwidern konnte, rief sein Rechtsbeistand Schurf: „Man lese die Titel der Bücher!"

Das geschah. Hierauf gab Luther seine Antwort. Er mochte doch eine andere Behandlung der Sache erwartet haben. Hieß das „seiner Lehre und Bücher halben Erkundigung empfahen?" Er selbst hat gelegentlich offen ausgesprochen, wie seine Hoffnungen auf etwas ganz anderes gingen: „Ich meinet', Kaiserliche Majestät sollt' einen Doktor oder fünzig haben versammelt und den Mönch redlich überwunden" — aber nun die zwei Fragen nur: Sind die Bücher dein? und: Willst

du sie widerrufen oder nicht? und er durfte nichts sagen, als daß er antwortete auf beide Fragen — das war ein gar zu bündiges, ihn überraschendes Verfahren.

So antwortete er denn mit leiser, schwer vernehmbarer Stimme, „als ob er erschrocken und entsetzt wäre," indem er seinen Kopf viel hin und her bewegte: auf die erste Frage, daß er die Bücher allerdings geschrieben habe und noch andere mehr, und daß er sich noch immer dazu bekennen werde. J rs Zweite sei er befragt, ob er widerrufen wolle, was er geschrieben habe. Bei dieser Frage handle es sich um das Heil der Seele und Gottes Wort, „das das allerhöchste Ding im Himmel und auf Erden sei." Da wäre es vermessen und sehr gefährlich, etwas Unbedachtes zu sagen; ohne vorherige Überlegung könne er leicht weniger behaupten, als die Sache erfordere, oder mehr, als sich mit der Wahrheit vertrüge, und so unter das Urteil fallen, das der Herr Christus gesagt hat: ‚Wer sich mein schämet auf Erden, des werd' ich mich schämen vor meinem himmlischen Vater und seinen Engeln' (Luk. 9, 26).

„Deshalb bitte ich," so schloß er, „inständig Eure Majestät um Bedenkzeit, damit ich ohne Verletzung des göttlichen Wortes und ohne Gefahr für meine Seele antworten kann."

Damit diese Bitte ihre verfassungsmäßige Erledigung fände, mußte die gemeinsame Sitzung auf eine Weile unterbrochen werden. Der Kaiser zog sich mit seinen Räten zurück, die Gruppen der Kurfürsten, der übrigen Fürsten, der Städteboten berieten jede für sich. Es wurden da wohl Stimmen laut, daß man dem verurteilten Ketzer, nachdem er sich offen zu den giftigen Schriften bekannt, keine neue Frist gewähren dürfe. Aber man einigte sich doch dahin, dem Ansuchen Luthers zu willfahren.

Als Kaiser und Stände wieder versammelt waren, nahm der kaiserliche Sprecher wieder das Wort und erklärte im Namen von Kaiser und Reich: man müsse sich wundern, daß Luther, nachdem er von Reichs wegen vorgeladen und die Ursache solcher Ladung ihm angezeigt worden, nicht mit einer sofortigen Antwort erschienen sei, auch gebe man in Sachen des Glaubens nicht gerne einen Aufschub, weil das nur mit Gefahr und zum Ärgernis der Gläubigen geschehen könne. Dennoch wolle der Kaiser aus angeborener Güte und reiner Gnade ihm eine Frist setzen bis andern Tags Nachmittags vier Uhr. Dann habe er wieder zu erscheinen und seine Meinung nicht etwa schriftlich, sondern mündlich zu Gehör zu geben.

Noch stellte ihm der Offizial im Auftrage des Kaisers vor: er

möge wohl bedenken, daß er gegen den allerheiligsten Papst und den apostolischen Stuhl geschrieben und viele ketzerische Lehren ausgestreuet habe, durch welche so großes Ärgernis entstanden wäre, daß, wenn man nicht schleunig Vorkehrung träfe, daraus ein Brand werden möchte, den weder sein eigener Widerruf, noch die Macht des Kaisers auslöschen könnten. Darum möge er doch vernünftig sein und sich eines Besseren besinnen.

Als man ihn wieder in seine Herberge zurückgeleitete, empfing ihn auf's neue die Menge mit lebhaftem Zuruf. Man hörte eine Stimme sagen: „Selig ist der Leib, der dich getragen." —

Aleander war nicht unzufrieden mit dem Verlauf der Sitzung. Er wußte davon nach Rom zu berichten:

„Der Narr war lachend eingetreten und drehte seinen Kopf, als er vor dem Kaiser stand, fortwährend dahin und dorthin, hob ihn und ließ ihn wieder sinken — dann, als er abtrat, schien er nicht so heiter. Auch viele von seinen Gönnern halten ihn jetzt, nachdem sie ihn gesehen, entweder für einen Narren oder für einen Besessenen; viele andere für einen Heiligen und voll des heiligen Geistes; immer hat er in jedem Falle viel von seinem früheren Ansehen eingebüßt.

„Dies erste Erscheinen Luthers ist nicht ganz übel abgelaufen," berichtete Aleander weiter. „Daß nur nicht morgen dieser Mensch, von den Seinen angeleitet, eine solche Antwort giebt, die neue Verzögerung verursacht; das wird man nach Kräften zu verhüten haben.

„Der Kaiser hat heute Abend dem Beichtvater Glapio und dem Offizial Eck befohlen, morgen früh bei guter Stunde mit mir das Weitere vorzubereiten. Ich freue mich sehr darüber und werde das Meinige thun.

„Ich bitte Gott, daß diese Kaiserlichen, wie sie bisher, sei's aus Bosheit, oder aus Furcht, oder aus Nachlässigkeit oder aus allerhand menschlichen Rücksichten immer das Gegenteil von dem gethan haben, was Gott, die Gesetze, ihre Ehre und der Nutzen der Christenheit forderte — daß sie jetzt wenigstens ihre Pflicht thun und auf nichts anderes sehen, als auf Gott und seinen Statthalter und des Kaisers Amt und feierlich geleisteten Eid. Ja, Gott gebe, daß die Ankunft dieses Antichristen (so giebt er Luthern den Titel zurück, den dieser so oft dem Papste zuerkannt), die wir immer zu verhindern suchten als wider alle Vernunft, noch dazu nützlich sei, den Frieden und die Ruhe der Christenheit zu fördern." —

An demselben Abend, wo Aleander diese Worte nach Rom schrieb, war Luther fröhlich und guter Dinge in seiner Herberge. So fand ihn sein bewährter Freund Peutinger, der Abgesandte von Augsburg.

Und auch Luther schrieb einen Brief, an einen Humanisten in Wien, wenige Zeilen nur, aber sie zeigen uns doch, wie wenig er sich für überwunden erkannte. Er erzählt ihm kurz den Gang der Reichstagssitzung am Nachmittag und schließt mit den Worten:

„Aber ich werde nicht ein Tüttelchen widerrufen, so Christus mir gnädig ist."

Es mochte nicht an Freunden Luthers fehlen, die ihn gern nachgiebiger gesehen hätten. Erinnern wir uns nur, in welchem Sinne einst die Reichsstände seine Vorladung begehrt hatten. Man hoffte, daß er in Sachen des Glaubens sich würde bedeuten lassen, dafür mochte man dann seine Beschwerden gegen das römische Unwesen in der Kirche wohl hören.

Wäre Luther klug gewesen, er hätte selber solch' einen Unterschied machen müssen. Da hätte er für seinen Kampf gegen Rom an der ganzen kirchengetreuen Opposition auf dem Reichstage, an Herzog Georg und Genossen, einen Rückhalt gehabt (Band 1 Seite 584 ff., Band 2 Seite 79). Und wenn er sich etwa bereit erklärte, mit seinen Sätzen, die den Glauben angingen, einem künftigen Konzil sich zu unterwerfen, so konnte er auch für diesen Wunsch vielleicht bei der Mehrheit der Reichsstände günstigen Boden finden.

Aber Luther wußte nichts von solcher Klugheit, von solchem Rechnen und Rücksichtnehmen. Er kannte nur Eine Rücksicht, das war die Rücksicht auf sein Gewissen, dem die göttliche Wahrheit sich so laut und deutlich bezeugte. Und darum war die Losung: nichts widerrufen, auch nicht ein Tüttelchen.

Donnerstag, den 18. April, nachmittags vier Uhr sollte Luther zum zweitenmal in der Reichstagssitzung erscheinen.

Als man ihn wieder zu Hofe führte, war das Gedränge womöglich noch größer als tags zuvor. Auch fand die Versammlung nicht in demselben Raume statt; man hatte einen größeren Saal gewählt. Aber selbst in den Sitzungssaal drängte sich die Menge, so daß die Fürsten kaum zu ihren Plätzen kamen. Auch die Gesandten der fremden Höfe

waren vollzählig erschienen; nur die päpstlichen Nuntien glänzten durch ihre Abwesenheit.

Es gab erst noch andere Reichsgeschäfte zu verhandeln. An zwei Stunden mußte Luther im Vorraume warten. Nun, an Gesellschaft fehlte es ihm da nicht.

Da war auch Georg von Frundsberg, der tapfere Feldhauptmann, der klopfte Luthern mit der Hand auf die Schulter und sagte: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen schweren Gang, einen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberster auch in den allerernstesten Schlachten nicht gethan haben; bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost — Gott wird dich nicht verlassen.“

Darüber wurde es Abend. Man hatte schon die Fackeln angezündet, als Luther in den Saal trat.

Wieder war es der Triersche Offizial Johann Eck, der im Namen des Kaisers mit Luther verhandelte. Was er sagen und thun sollte, war in herzlicher Übereinstimmung mit Aleander festgestellt worden. Er hob nicht eben sehr ermutigend an, indem er Luthern wegen seiner Bitte um Bedenkzeit meisterte:

„Ihr habt Euch gestern Bedenkzeit ausgebeten, die jetzt zu Ende ist, wiewohl Ihr ein Recht zu längerem Bedenken nicht hattet; denn Ihr habt lange schon gewußt, wozu Ihr erfordert seid, und des Glaubens Sache sollte füglich für alle gewiß sein, so daß jeder zu jeglicher Zeit auf Erfordern gewisse und feste Rechenschaft geben könnte, geschweige denn Ihr, ein so großer und gelehrter Professor der Theologie! Weil denn nichtsdestoweniger Kaiserliche Majestät nach Ihrer Güte und Gnade Euch eine Frist gesetzt hat bis auf diese Stunde, wohlan, so antwortet jetzt endlich frei und ohne Falsch, ob Ihr widerrufen wollt, was Ihr geschrieben habt gegen das Herkommen der heiligen Kirche, die Konzilien, die Satzungen, Rechte und Bräuche, die von unsern Vorfahren und uns bis auf den heutigen Tag beobachtet sind, und gleicherweise, ob Ihr widerrufen wollt die von dem gegenwärtigen Papste verdammten Sätze? Aber habt Acht, daß Ihr eine saubere, unzweideutige Antwort gebet. Also:

„Wollt Ihr die Bücher, die Ihr gestern für die Eurigen anerkannt habt, alle verteidigen oder wollt Ihr etwas davon widerrufen?“

Erst lateinisch und dann deutsch hatte der Sprecher des Kaisers seine Rede gehalten. Luther antwortete zunächst lateinisch.

Er war heute ein anderer als gestern. Alle Schüchternheit und Befangenheit war von ihm gewichen. In unerschrockener Haltung, mit lauter Stimme, und doch einfach, schlicht, bescheiden, gab er in wohlbedachten Worten Antwort auf die ihm vorgelegte Frage.

Ehe er zu reden begann, bezeugte er der hohen Versammlung seine Ehrfurcht mit leichtem Beugen der Kniee. Dann redete er sie also an:

„Allerdurchlauchtigster, großmächtigster Kaiser! Durchlauchtigste Fürsten! Gnädigste und gnädige Herren!

„Auf den Termin und Bedenkzeit, so mir des gestrigen Abends gestellt worden, erschein' ich gehorsam und bitte um Gottes Barmherzigkeit willen, Eure Kaiserliche Majestät und Gnaden wollen geruhen, diese Sache, welche, als ich hoffe, die Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit ist, gnädiglich anzuhören, und, so ich von wegen meiner Unerfahrenheit jemandem seinen gebührenden Titel nicht geben würd' oder aber mit einigen Geberden oder Weisen wider die höfische Sitte handele, mir solches gnädiglich zu verzeihen, als einem, der nicht an fürstlichen Höfen erzogen, sondern in Mönchswinkeln aufgewachsen. Ich kann von mir nichts anders anzeigen, denn daß ich bisher mit solcher Einfalt des Gemütes geschrieben und gelehrt habe, daß ich auch auf Erden nichts anders denn Gottes Ehre und die lautere Unterweisung der Christgläubigen gesucht habe.

„Allergnädigster Kaiser! Gnädigste und gnädige Kurfürsten, Fürsten und Herren! Auf die zween Artikel, gestern mir von Eurer Kaiserlichen Majestät und Gnaden fürgelegt, als nämlich: ob ich die erzählten und in meinem Namen ausgegangenen Büchlein für die meinen bekennte und dieselben zu vertreten beharren wollt' oder aber dieselben widerrufen, hab' ich meine bereite und klare Antwort gegeben für den ersten Artikel, darauf ich nochmals bestehe und ewiglich bestehen will, als nämlich: daß dieselben mein sind und daß sie in meinem Namen an den Tag gegeben sind. Es hätt' sich denn mittlerweil begeben, daß durch meiner Mißgünstigen Betrug oder durch ungeschickte Weisheit etwas verändert oder verkehrt ausgezogen wäre — denn ich bekenn' mich zu nichts anderem, als allein zu dem, was mein und von mir geschrieben ist, ohne aller andern Sorgfältigkeit, Auslegung und Deutung.

„Weil ich aber auf den andern Artikel Antwort geben soll, bitt' ich Ew. Kais. Majestät und Gnaden unterthäniglich, Sie wollen

ein fleißiges Aufachten haben, daß meine Bücher nicht einerlei Art sind.

„Denn es sind etliche, in welchen ich von Glauben und Sitten so evangelisch schlecht und recht gehandelt hab', daß auch meine Widerwärtigen sie müssen bekennen für nutzbar und unschädlich und allenthalben würdig, daß sie von christlichen Leuten gelesen werden. Es läßt auch die Bulle, die doch sonst an sich geschwind und grimmig ist, etliche meiner Bücher für unschädlich gelten, wiewohl sie auch dieselben durch ein widernatürlich Urteil verdammet. Wenn ich nun dieselben anhübe zu widerrufen, was thät' ich anders, denn daß ich allein unter allen Menschen die Wahrheit verdammte, welche Freund und Feind bekennen und ich allein dem gemeinen und einträchtigen Bekenntnis zuwider wäre?

„Die andere Art meiner Bücher ist die, so wider das Papsttum und der Päpstischen Fürnehmen und Handlung geht als wider die, so durch ihre allerbesten Lehren und Exempel die christliche Welt mit beiden Übeln, Leibes und der Seele, verheert, verwüstet und verderbt haben. Denn dies kann niemand verneinen noch verhehlen, weil die Erfahrung aller Menschen und die Klag' von jedermann des Zeugen sind, daß durch die Gesetze des Papstes und Lehre der Menschen die Gewissen der Gläubigen aufs allerjämmerlichste gefangen, beschwert, gemartert und gepeinigt sind, auch die Güter und Habe sonderlich in dieser hochrühmlichen deutschen Nation durch unglaubliche Tyrannei verschlungen und erschöpft sind und noch ohn' Ende verschlungen werden. Und das unbilligerweise, gegen ihr eigen Gesetz und Recht, als worin verordnet ist (und Luther führt die betreffende Stelle des kanonischen Rechts genau an): daß des Papstes Gesetz und Lehre, die dem Evangelium und den Sätzen der Väter zuwider wären, für irrig und untüchtig gehalten werden sollen.

„Wenn ich nun dieselben auch widerrufen würde, so würd' ich nichts anderes thun, denn diese Tyrannei stärken und ihrem großen unchristlichen Wesen nicht allein die Fenster, sondern auch die Thüren aufthun, daß sie weiter und freier toben und schaden würde, denn sie bisher sich hat dürfen unterstehen. Und würde durch das Zeugnis dieses meines Widerrufs das Reich ihrer allerfrechsten und allervortrefflichsten Bosheit dem armen Volk auf's allerunleidlichst' werden und bestätigt und befestigt werden, zumal wenn man sagen würd', daß dies aus Macht und Ansehen Ew. Kaiserlichen Majestät und des gan-

zen römischen Reichs geschehen sei. Mein lieber Gott, was für ein Schanddeckel der Bosheit und Tyrannei würd' ich sein!"

Als es schien, daß Luther sich noch weiter über die römische Tyrannei auslassen wollte, unterbrach ihn der Kaiser und ließ ihn bedeuten, daß er über diesen Punkt nunmehr schweigen solle und in dem fortfahren, was er weiter noch zu sagen habe. Nach seiner Ansicht sollte ja Luthers Sache und die Beschwerden gegen den römischen Stuhl gänzlich auseinandergehalten werden (Seite 80). Und allzu unehrerbietig mochte ihm dieser Mönch vom heiligen Vater reden.

So fuhr denn Luther in seiner Erklärung weiter fort:

„Die dritte Art Bücher sind die, welche ich wider etliche sonderliche und einzelne Personen geschrieben habe, als nämlich wider die, so sich unterwunden haben, die römische Tyrannei zu beschützen und den göttlichen Dienst, so ich lehrte, zu vertilgen. Wider dieselben bekenne ich heftiger gewesen zu sein, denn dem christlichen Wesen und Stand geziemt. Denn ich mach' mich nicht zu einem Heiligen. Ich disputier' auch nicht von meinem Leben, sondern von der Lehre Christi. Widerrufen kann ich auch diese Bücher nicht, darum, daß aus demselben meinem Widerruf erfolgen würde, daß ihr tyrannisch, grimmig Regiment durch meinen Schutz nnd Rückhaltung regieren und herrschen und sie das Volk Gottes ungutlich und unbarmherzig behandeln würden und viel geschwinder, denn sie bisher regiert und geherrscht haben.

„Aber dieweil ich ein Mensch und nicht Gott bin, so kann ich meine Bücher durch keine andere Handhabung erhalten, denn mein Herr Christus selbst seine Lehr' unterhalten (aufrechterhalten) hat. Welcher, als er von Hannas nach seiner Lehr' gefragt und vom Diener an einen Backen geschlagen war, sagt' er: ‚Hab' ich übel geredet, so beweise, daß es böse sei' (Joh. 18, 23). Weil der Herr selbst, der da gewußt hat, daß er nicht irren konnte, sich dennoch nicht geweigert hat, anzuhören Beweis und Zeugnis wider seine Lehre auch von dem allerschnödesten Knecht — wie viel mehr muß ich Hefen, der ich nichts anderes vermag denn irren, begehren und erwarten, ob mir jemand wollte Zeugnis geben wider meine Lehre.

„Derhalben bitt' ich um der göttlichen Barmherzigkeit willen, Ew. Kais. Majestät, die durchlauchtigsten Herrschaften, oder wer sonst es kann unter Hohen und Niedrigen, möge mir Gegenzeugnis geben, mich

Irrtums überführen und mit prophetischen oder evangelischen Schriften überwinden. Ich werde auf's möglichste bereit sein, so ich des überwiesen werde, jeglichen Irrtum zu widerrufen, und werde der Erste sein, meine Bücher ins Feuer zu werfen.

„Aus dem allen ist, mein' ich, offenbar, daß ich die aus meiner Lehre erwachsenden Gefahren, Zwietracht und Aufruhr, davon ich gestern hier ernstlich bin erinnert worden, genugsam bedacht habe. Ja mir ist das Liebste zu sehen, daß über Gottes Wort Eifer und Zwietracht sich erhebe; denn so ist es der Lauf des göttlichen Worts, wie der Herr sagt: ‚Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert; ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter‘ (Matth. 10, 34 f.).

„Darum müssen wir bedenken, wie wunderbar und schrecklich unser Gott ist in seinen Gerichten, auf daß nicht das, was jetzt unternommen wird, um Ruhe wiederzubringen, hernach vielmehr zu einer Sündflut unerträglicher Übel ausschlage, so wir den Anfang dazu mit Verdammung des göttlichen Wortes machen; bedenken müssen wir und fürsorgen, daß nicht diesem jungen, edlen Kaiser Karl, von welchem nächst Gott viel zu hoffen ist, ein unseliger Eingang und ein unglücklich Regiment zu teil werde. Ich könnte dies mit reichlichen Exempeln aus der heiligen Schrift erklären: vom Pharao, vom Könige zu Babel und von den Königen Israels, die sich gerade dann am schlimmsten ins Verderben gestürzt haben, wenn sie mit den klügsten Anschlägen ihre Reiche zu befrieden und zu befestigen gedachten. Denn Er ist's, der die Weisen erhaschet in ihrer Klugheit (1. Kor. 3, 19) und die Berge zu Falle bringt, ehe sie es merken. Darum soll man Gott fürchten.

„Solches sage ich nicht, als ob so hohe Häupter von mir Belehrung und Mahnung bedürften, sondern weil ich dem Dienste, den ich meinem Deutschland schuldig bin, mich nicht entziehen mag.

„Und hiermit befehl' ich mich Eurer Allerdurchlauchtigsten Majestät und Euren Herrschaften und bitt' demütiglich, daß Sie mich nicht durch meine Widersacher bei Sich verunglimpfen und in Ungnade bringen lassen."

Luther hatte lateinisch gesprochen. Man forderte, daß er seine Erklärung zu deutsch wiederhole, wie auch der kaiserliche Sprecher zuvor in beiden Sprachen die Frage gestellt hatte.

Es war Luthern sichtlich heiß geworden, wie er so dicht vor den Fürsten mitten im großen Gedränge sich verantwortete. Das merkte ein kursächsischer Rat, Friedrich von Thun, und rief ihm zu: „Könnt Ihr's nicht thun, so ist's genug, Herr Doktor!“

Luther that doch, wie begehrt worden. Frei wiederholte er seine Antwort noch einmal in deutscher Sprache, und jedermann, auch das Volk, das sich hereindrängte und durch vielfaches Gemurmel seine Teilnahme zu erkennen gab, konnte nunmehr verstehen, was Luther zu sagen hatte.

Und das war nicht nach dem Sinne des Kaisers und der meisten Fürsten und Herren geredet. Gegenzeugnis aus evangelischen und prophetischen Schriften hatte Luther gefordert; Beweise, Gründe wollte er hören, wenn er widerrufen sollte. Das hieß nichts anderes, als: man sollte mit Luther disputieren. Das wollte man nicht, hatte den päpstlichen Gesandten feierlich versprochen, daß es nicht dahin kommen sollte. Man hätte ja damit ausdrücklich bezeugt, daß der Urteilsspruch des Papstes nichts gelte.

Wieder berieten die Stände, jeder Stand für sich, was man Luthern zu erwidern habe. Als sie sich geeinigt hatten, nahm der Offizial Eck von Trier von neuem das Wort.

„Martine,“ hob er in strafendem Tone an, „du hast unbescheidener geantwortet, denn es deiner Person gebührt, und was gar nichts zur Sache dienet. Unter den Büchern machest du mancherlei Unterscheid, doch also, daß es alles auf die vorgehaltene Frage nichts thut noch dienet.

„Hättest du die Bücher widerrufen, in welchen ein groß Teil deiner Irrtümer sind, so würde ohn' Zweifel Kais. Majestät nicht dulden noch gestatten, daß die andern, so gut sind, verfolgt würden. Aber du erweckest und erregest wieder, was das ganze gemeine Konzilium zu Kostnitz, so aus der ganzen deutschen Nation allda versammelt war, verdammt hat und willst mit Schriftgründen überwunden werden. Darin irrest du ganz und gar.

„Wenn deine falschen Meinungen und Ketzereien neu von dir erfunden wären, so würde Kaiserliche Majestät vielleicht bei dem heiligen Vater für dich einkommen, daß er tüchtige und gelehrte Männer berufe, sie zu prüfen und darauf zu sehen, daß man dir nicht Unrecht thue. Aber diese deine Irrtümer sind ja die Lehren der alten Ketzer, der

Waldenser, des Wiklif, des Hus und anderer, die bereits durch die heiligen Konzile, die Päpste und die Haltung der Kirche verurteilt sind. Deshalb ist's nicht not, darüber zu disputieren oder sie als etwas Zweifelhaftes zu behandeln, sondern es ist darüber schon entschieden von Gottes und Rechts wegen."

Es wären mehr gelehrte Leute bis daher in der Welt gewesen, die hätten wider solche Ketzerei geredet und geschrieben und ihr Zeugnis mit ihrem Blut und mit Wunderzeichen bekräftigt. Ob denn Luther dafür hielte, daß Gott seine Kirche habe bisher irren lassen? Er solle doch bei der Einigkeit der Kirche bleiben. Wenn jedermann mit der Schrift wider die Aussprüche der Konzile und der Kirche streiten dürfe, was würde dann in der Christenheit noch gewiß und feststehen?

Luther solle nun die längst schon öffentlich verdammten Irrlehren widerrufen, dann wolle man gern zusehen was sonst an seinen Büchern etwa gut und christlich wäre. Er solle vor allem dem Konzil zu Konstanz seine Ehre geben (auf das nun einmal die deutsche Nation sonderlich viel hielt).

„Willst du widerrufen, was du geschrieben hast, insonderheit gegen das heilige Konzil zu Konstanz, das versammelt gewesen ist aus allen Völkern und anerkannt von aller Welt?"

Auf diese Frage sollte Luther nunmehr eine Antwort geben „ohne Hörner und ohne Mantel."

Luther besann sich nicht lange. Er antwortete:

„Weil denn Ew. Kaiserliche Majestät eine schlichte Antwort begehren so will ich eine schlichte Antwort ohne Hörner und Zähne geben dieser maßen: Es sei denn, daß ich durch Zeugnisse der Schrift oder durch helle Gründe überwunden werde — denn ich glaube weder dem Papste, noch den Konzilien allein, dieweil am Tag liegt, daß sie öfters geirrt haben und sich selbst widersprochen — so bin ich überwunden durch die von mir angeführten heiligen Schriften und mein Gewissen gefangen in Gottes Wort; widerrufen kann ich nichts und will ich nichts, dieweil wider das Gewissen zu handeln unsicher und gefährlich ist."

Diese Antwort war dem Kaiser schier so unglaublich, daß er den Sprecher noch einmal Luthern fragen ließ: ob er wirklich glaube, daß ein Konzil irren könne?

Es war klar, daß diese Frage über Luthers Schicksal entscheiden mußte. Aber er wich ihr nicht aus, er „verharrte als ein harter Fels.“ Er erklärte:

„Es ist kund und öffentlich, daß Konzilien mehrmals geirrt haben, und dieweil das Konzil von Konstanz in vielen Stücken wider klare und helle Texte der heiligen Schrift entschieden, so dringet mich die heilige Schrift, zu sagen, daß dasselbige Konzil geirret hat.“

Hierauf der Sprecher: er würde es nicht beweisen können, daß die gemeinen Konzilien geirrt hätten.

Luther: er wüßte solches, daß die Konzilien geirret, mit vielen Stücken anzuzeigen.

Es war drauf und dran, daß die verpönte Disputation nun doch noch in Gang kam.

Da erhob sich der Kaiser, aufgebracht über die unerhörte Rede des Ketzers, und machte der Verhandlung ein Ende.

In großer Aufregung löste sich die Versammlung auf. Luther empfahl sich noch unterthänig der Kaiserlichen Majestät; seine Worte wurden unter dem allgemeinen Getümmel kaum noch vernommen. Zuletzt rief er aus: „Ich kann nicht anders, hier steh' ich, Gott helf mir! Amen. —

Als er wegging, gab man ihm zur Sicherheit zwei Geleitsmänner mit. Das wurde von etlichen Edelleuten falsch verstanden; sie schrieen, ma wolle Luthern gefangennehmen.

Eine Schutzwache für den Heimweg konnte Luther wohl brauchen. Die Spanier, die im Gefolge des Kaisers Gäste des Reiches waren, hatten mit Entrüstung den Ketzer mit angehört; sie verfolgten ihn beim Fortgehen mit lautem Zischen und Höhnen.

Sonst hatte Luther durch sein mannhaftes Bekenntnis die Zuneigung seiner Freunde und Gönner befestigt und auch bei manchem Gegner Achtung und Teilnahme gewonnen.

Der gut römisch gesinnte Herzog Erich von Braunschweig wußte aus Erfahrung, was nach hartem Strauß einem erschöpften Streiter wohlthut; er ließ Luthern, ehe er den Bischofshof verließ, einen Trunk Eimbecker Bier in silberner Kanne reichen.

Es war Nacht geworden, etwa um die achte Stunde.

In der Herberge warteten seine Freunde und Neugierige. Ihm war es leicht und froh ums Herz. Er hatte der Wahrheit und seinem Gewissen nichts vergeben, sondern ein frei und fest Bekenntnis abgelegt vor Kaiser und Reich. Das war ihm wie ein Sieg, wie ein Triumph der guten Sache.

Als er wieder in seine Wohnung eintrat, reckte er die Hand in die Höhe und rief fröhlichen Angesichts: „Ich bin hindurch! Ich bin hindurch!“





Elftes Kapitel.

Vergebliche Unterhandlungen.

Von allen Fürsten und Ständen des Reiches wird keiner mit inniger Teilnahme Luthers Verantwortung angehört haben als Kurfürst Friedrich von Sachsen.

Friedrich that sein Möglichstes, seinen Professor zu halten und die Dinge zu seinen Gunsten zu lenken. Er las und verschenkte seine Bücher nach wie vor und freute sich, wenn er jemanden als einen „guten Lutherer" erkannte. Freilich hütete er sich, ganz und gar mit Luther gemeinschaftliche Sache zu machen; nicht einmal zu einer Audienz befahl er ihn in Worms. Er durchschaute Luthers große Seele nicht so ganz, daß er hätte können mit ihm durch Dick und Dünn gehen; aber das verstand er als seine Fürstenpflicht, daß er ihn mußte gewähren lassen und nach Kräften Raum schaffen, daß auch andere ihn gewähren ließen.

Daß Luther im Verhör so mannhaft feststand und, trotzdem es ihm Beschwerde machte, dennoch auf Verlangen auch ein zweites Mal frisch und kräftig seine Erklärung vortrug, das hatte ihm wohlgefallen. Als er heimkehrte aus jener letzten Sitzung, ließ er noch vor dem Nachtessen den Spalatin rufen und sprach sich gegen ihn aus:

„Wohl hat der Pater Doktor Martinus geredet vor dem Herrn Kaiser und allen Fürsten und Ständen in Latein und Deutsch; er ist mir viel zu kühn!"

Die größte Zufriedenheit hatte sich Luther durch sein Auftreten bei denen erworben, welchen er am wenigsten hold war — bei den Papisten.

Der Nuntius Aleander und seine Gesinnungsgenossen freuten sich nicht wenig, daß er so unnachgiebig und hartnäckig gewesen war. Hätte er sich zu irgend welchem Zugeständnis bereit finden lassen, wie leicht konnte man ihm dann goldene Brücken bauen! Wie leicht konnte er ein Werkzeug der katholischen Reformpartei werden, d. i. der Fürsten und Stände, welche zwar keine Erneuerung und Reinigung der christlichen Lehre wollten, wohl aber auf Abstellung der Beschwerden gegen den römischen Stuhl drangen. Hätte Luther ein Konzil begehrt, so würde der Reichstag dieser Berufung wahrscheinlich nicht entgegengewesen sein — und dem Papste wäre damit der ärgste Possen geschehen.

Schon triumphierte Aleander. „Wie die Dinge liegen," schrieb er nach Rom, „so ist es besser, daß Luther gekommen und verhört worden ist, als wenn man ihn einfach durch kaiserlichen Erlaß verurteilt hätte." Der Ketzer konnte ja nun der Verurteilung nimmer entgehen, und die mußte auf das Volk um so mehr wirken, nachdem man ihn hatte kommen lassen.

Der Kaiser machte kein Hehl daraus, daß in seinem Herzen nichts für Luther sprach. Gleich nachdem Luther zum ersten Male in der Reichsversammlung erschienen war, hatte er geäußert: „Der wird mich nicht zum Ketzer machen." In der zweiten Sitzung hatte er seinen Unwillen über Luthers Reden vor aller Augen kundgegeben, als er so plötzlich aufbrach. Und ihm schien es nun außer Frage, daß der halsstarrige Mönch zum Gerichte reif sei — eine Ansicht, worin ihn der päpstliche Gesandte fleißig bestärkte.

Donnerstag Abend hatte jene entscheidende Sitzung stattgefunden. Freitag, den 19., früh rief Karl die Reichsstände wieder zu sich, damit man Luthern seinen Abschied gebe.

Die Stände wollten noch einen Aufschub haben, um zu beraten, was in Sachen Luthers weiter geschehen müsse. „Gut," sagte der Kaiser, „ich will euch aber zuerst meine Ansicht zu wissen thun."

Und er ließ einen Bescheid vortragen, den er eigenhändig in französischer Sprache niedergeschrieben hatte. Dessen kurzer Sinn war der: Wie meine Vorfahren allezeit tapfere Verfechter des katholischen Glaubens und treue Anhänger der römischen Kirche gewesen sind, so bin auch ich entschlossen zu halten, was durch meine Vorfahren, insonderheit auf dem Konstanzer Konzil, ist bestimmt worden. Weil nun dieser einige Bruder mit seinem Wahn wider die ganze Christenheit streitet, als ob alle Christen heute und vor tausend Jahren sich im Irrtum befunden

hätten, so will ich alles daransetzen, daß dies gottlose Vornehmen nicht weiter um sich greife, meine Königreiche und mein Kaisertum, Leib und Leben, ja meine Seele selbst. Und reut mich, daß ich so lange angestanden, gegen ihn zu verfahren. Nun aber will ich nach Ablauf freien Geleits ihn als einen offenbaren Ketzer behandeln. „Darum begehre ich von euch, daß ihr in dieser Sache beschließet, was rechten Christen gebührt und wie ihr zu thun versprochen habt."

Diese kaiserliche Erklärung kam den meisten Reichsständen doch unerwartet. Viele wurden — nach Alcanders Bericht — leichenblaß, als sie vorgelesen wurde.

Man trat am Nachmittage darüber in Beratung. Es schien, als bliebe nichts anderes übrig, wie dem so entschieden ausgesprochenen Willen des Kaisers beizutreten.

Da ereignete es sich, daß über Nacht, vom Freitag zum Sonnabend, an den Mauern von Worms Anschläge angeheftet wurden, die mit drohenden Worten für Luther Partei nahmen.

Vierhundert Edelleute kündigten da den Romanisten und insbesondere dem Erzbischof Albrecht von Mainz „ernstliche Feindschaft" an. sie hätten sich verschworen, den gerechten Luther nicht zu verlassen. „Schlecht schreib' ich," so schloß der Anschlag, „aber einen großen Schaden mein' ich; mit achttausend Mann kriegen will ich." Drunter standen die Worte, die noch manchmal im Lande Schrecken verbreiten sollten: „Bundschuh, Bundschuh, Bundschuh" — das war der Name einer aufrührerischen Vereinigung in der Bauernschaft. Es drohten also die unbekannten Verfasser des Zettels mit einem Bauernaufstande.

Auch erzählte man sich, daß in dem Gemache des Kaisers ein Spruch gefunden worden: „Wehe dem Lande, des König ein Kind ist" (Pred. Sal. 10, 16).

Gerade an jenem Freitag, wo der Kaiser so entschieden den Forderungen Roms gegen Luther beigetreten war, mochte die Erregung unter den Großen wie unter dem Volke groß sein. „Bruder Martinus hat viele, die ihm günstig sind," berichtete an eben jenem Tage der Gesandte von Venedig nach Hause. Und der Botschafter König Heinrich des Achten von England sprach es aus: die Deutschen wären so sehr für Luther eingenommen, daß eher Hunderttausende ihr Leben opfern würden, ehe sie zuließen, daß Luther vom Papste unterdrückt würde.

Dennoch war in Wirklichkeit niemand gerüstet, für Luther loszuschlagen. Sickingen der einzige, von dem etwas Ernstliches zu befürchten

gewesen wäre, verhielt sich als Feldhauptmann in Kaiser Karls Diensten ruhiger denn je. Allenfalls stürmische Ausbrüche der Volkswut mochten zu gewärtigen sein, wenn man Luthern Gewalt anthat.

Es stand so, daß im Kreise der Freunde Luthers der Verdacht aufkam, seine Feinde hätten den Anschlag gemacht, um ihn und seine Partei zu verdächtigen.

Immerhin trugen solche unheimliche Zeichen der allgemeinen Erregung dazu bei, daß die Kaiserlichen und Päpstlichen, die jetzt ganz einig waren, ihr geschwindes Verfahren gegen den offenbaren Ketzer nicht durchsetzten. Kardinal Albrecht war über die Anschläge ganz erschrocken. Noch vor Tagesanbruch schickte er am Sonnabend Morgen deshalb zum Kaiser, zu den Fürsten und zu den päpstlichen Nuntien. Und obwohl der Kaiser über seine Furcht lachte, wußte der Kardinal doch selbst seinen Bruder, den Kurfürsten von Brandenburg, Luthers entschiedensten Gegner, davon zu überzeugen, daß man eine Empörung im Reiche zu gewärtigen habe, wenn man trotz Luthers Erbieten „dermaßen geschwindlich ohne Verhör“ gegen Luther vorgehen würde. Kurfürst Joachim machte in diesem Sinne dem Kaiser Vorstellungen: man möge Luthern noch einmal befragen und durch gelehrte Männer verhören: das sei die Meinung aller Kurfürsten.

Der Kaiser blieb bei seinem Bescheide. Aber als der gesamte Reichstag sich wider ihn erklärte und eine nochmalige Vernehmung Luthers begehrte, da antwortete der Kaiser am Montag den 22.: seine Meinung könne er auch nicht im geringsten ändern; aber wenn sie im Stande wären, den Martinus zum Widerruf zu bringen, so wollte er dazu noch drei Tage Frist bewilligen. Übrigens würde weder er selbst, noch einer seiner Räte bei diesen Verhandlungen sich beteiligen.

Dem Aleander war diese neue Wendung höchst zuwider. Er hielt dafür, daß Luther genug verhört sei, und nun fing man von neuem an, den Ketzer zu bearbeiten! Wer verbürgte ihm, daß Luther nicht doch noch nachgab und damit seine Sache rettete?

Der Kaiser wich nur dem Drucke der Reichsstände. „Er allein steht unerschüttert,“ schreibt Aleander von ihm und wird nicht müde ihn zu loben. Und zum Beweise seiner gut römischen Gesinnung schickte Karl V. seine Erklärung vom Freitag, eigenhändig geschrieben, an den Papst.

Montag, den 22. April, gab der Kaiser seine Zustimmung zu einer nochmaligen Verhandlung mit Luther. Vom Donnerstag Abend bis dahin war Luther völlig in Ungewißheit, was nun mit ihm geschehen werde.

Die Zeit konnte ihm nicht lang werden. Unablässig kamen Hohe und Niedrige, ihn zu besuchen. Sie alle mußten sich bei dem Herold Kaspar Sturm melden, der für Luthers Sicherheit haftete.

Viele Herren vom Adel fanden sich ein, und manches Wort fiel, das nicht viel anders lautete, wie der nächtliche Anschlag. „Herr Doktor, wie geht's? Man sagt, sie wollen Euch verbrennen. Aber das wird nicht geschehn — sie müßten ehe alle mit verderben.“

Auch Fürsten waren unter den Besuchern, wie Herzog Wilhelm von Braunschweig und Landgraf Philipp von Hessen. Landgraf Philipp sollte in der Geschichte der Reformation noch eine große Rolle spielen. Er besaß einen hohen Sinn und reiche Gaben, führte aber leider einen leichtfertigen Lebenswandel. Er konnte auch Luther gegenüber einen schlechten Scherz nicht unterdrücken. Doch verabschiedete er sich, wie er es dem ernsten Manne und der ernsten Sache schuldig war: „Habt Ihr Recht, Herr Doktor, so helf' Euch Gott!“

Auch zwei vornehme Juden kamen einmal ins Johanniterhaus, um Luthern Fragen aus der Bibel vorzulegen. Sie verehrten ihm für seinen Dienst etliche Flaschen guten Weines.

Mancher ließ sich's eine Reise nicht verdrießen, um Luthern zu sehen und zu sprechen. Alte Freunde, wie den Doktor Peutinger von Augsburg, hatte der Reichstag hergeführt. Am meisten werden Spalatin, Amsdorf, Jonas, Schurf und die kursächsischen Herren um ihn gewesen sein.

Auch ermunternde Briefe erhielt er zugeschickt. Hutten schrieb ihm von der Ebernburg, voll Bewunderung für ihn und voll Entrüstung über seine Widersacher.

Montag, den 22., empfing Luther die Vorladung, daß er am künftigen Mittwoch sich zu einem neuen Verhör zu stellen habe.

Die Vorladung erging von dem Ausschusse, welchen die Reichsstände alsbald nach erlangter kaiserlicher Genehmigung erwählt hatten, um seine Sache noch einmal zu untersuchen. In diesem Ausschusse saßen zwei Kurfürsten, nämlich ein geistlicher: der Erzbischof von Trier

und ein weltlicher: der Markgraf von Brandenburg; als Dritter Herzog Georg von Sachsen; ferner zwei Bischöfe, nämlich die von Augsburg und Brandenburg, der Hochmeister des Ordens der deutschen Ritter Albrecht von Brandenburg, der Graf von Wertheim, zwei städtische Gesandte, nämlich Doktor Peutinger von Augsburg und Johann Bock von Straßburg, endlich der Kanzler des Markgrafen von Baden, Doktor Hieronymus Vehus.

Die Leitung der Verhandlung war in die Hand des Erzbischof Richard von Trier gelegt. Das war derselbe, der als Freund des Kurfürsten von Sachsen schon lange sich bereit erklärt hatte, in Sachen Luthers den Schiedsrichter zu machen, und den auch Luther mehrfach als einen unverdächtigen und erwünschten Richter anerkannt hatte (Band 1 Seite 410).

Dienstag, den 23., war Sankt Georgstag, da gab der Kaiser dem heiligen Georg und den Georgsrittern zu Ehren ein Fest. Darum blieb an diesem Tage keine Zeit zu Verhandlungen mit Luther.

Aber gleich am Morgen des andern Tages, Mittwoch, den 24. April, früh 6 Uhr trat der Ausschuß in der Wohnung des Erzbischofs von Trier zusammen. Luther erschien in Begleitung von Schurf, Amsdorf, Jonas und Spalatin.

Sprecher des Ausschusses war der badische Kanzler, Doktor Vehus. Ein Jurist und Laie also — das mußte Luthern eben recht sein, der schon manchmal ein größeres Vertrauen zu den Laien bekundet hatte, als zu den Geistlichen. Dieser Gerichtshof war im Grunde ganz nach Luthers und seines Kurfürsten oft ausgesprochenen Wünschen.

Zwar erklärte der Kanzler Vehus von vornherein, daß man Luthern nicht zu einer Disputation hergefordert habe, sondern — aus besonderer Gnade Kaiserlicher Majestät — ihn gnädiglich und brüderlich zu ermahnen.

Was er dann weiter sagte in mehr als einstündiger Rede, Luthern zu belehren, war in Kürze dies: Ihr habt Gründe der heiligen Schrift wider Euch begehrt. Aber Ihr sollt auch das Zeugnis der Konzile und Eures Gewissens nicht verachten. Die Konzile haben zwar vielerlei Beschlüsse gefaßt, aber dabei sich keines Widerspruchs schuldig gemacht. Sie haben freilich auch menschliche Satzungen und Ordnungen aufgerichtet, die Laster zu dämpfen und dem Mutwillen zu steuern, wie die Zeit sie forderte — aber solche menschliche Satzungen kann die Kirche nicht entbehren.

Zum Andern bezeugt Euch Euer Gewissen: daß man nicht bauen

soll auf seinen eigenen Verstand, sondern lieber der Meinung eines andern nachgeben. Die Väter haben das Evangelium auch verstanden und besser bewahrt, als die Leute heutzutage.

Dasselbe Euer Gewissen bezeugt Euch auch, daß man Ärgernis vermeiden soll. Wie viel Bewegung und unsägliche Empörung haben Eure Bücher schon angerichtet, sonderlich das ‚von der Freiheit eines Christenmenschen‘. Ihr stärket der Leute Ungehorsam und habt selbst die Obrigkeit mit „etwas unmäßiger Bescheidenheit“ angetastet.

Überdas bedenket, wie Ihr viel Gutes geschrieben und ohne Zweifel aus einem guten Geist, als den Sermon von den guten Werken und anderes. Da geht nun der Teufel durch heimliche List und Tücke damit um, daß alle Eure Bücher, auch die guten, unterdrückt würden. Dem müßt Ihr vorbeugen und Eure Irrthümer aufgeben.

Diese Rede war trefflich erdacht und mußte auf Luther wohl einen Eindruck machen. Doktor Vehus faßte ihn in der Weise des Miltitz. Und welche Zugeständnisse machte er ihm! Die Schrift über die guten Werke erkannte er für christlich und katholisch an, obwohl sie, wie der geneigte Leser wohl weiß, dem römischen Kirchenwesen so ernstlich zu Leibe ging, als irgend eine! Gut, daß Aleander nicht zugegen war. Er würde aus der Haut gefahren sein, daß man so mit dem Ketzer redete und die Würde des Papstes ganz vergaß. Aber selbst ein so gut katholischer Fürst wie Joachim von Brandenburg fand dabei nichts zu erinnern.

Luther bedankte sich denn auch demütig für so freundliche Vermahnung. Zur Sache erwiderte er, daß er nicht alle Konzile getadelt hätte, sondern nur das von Konstanz. Daselbst sei Gottes Wort verdammt worden. Er könne in diesem Stücke Ärgernis nicht verhüten, sintemal es in seiner Gewalt nicht stünde, daß Christus nicht ein Stein des Ärgernisses sei und ein Zeichen, dem widersprochen wird (Luk. 2, 34). Auch wüßte er wohl, daß man der Obrigkeit gehorsam sein soll, auch der ungerechten, und daß man nicht auf eigenem Sinn und Gedanken stehen soll: so habe er selbst in seinen Büchern gelehrt und wolle gern darnach thun — allein daß er nicht gezwungen würde, Gottes Wort zu verleugnen.

Hierauf schickte man Luthern hinaus, um eine Antwort zu beschließen.

Als er wieder hereingerufen worden, bekam er durch den badischen Kanzler den Bescheid: er möge seine Bücher und Schriften dem

Urteile Kaiserlicher Majestät und des Reiches unterwerfen.

Darauf Luther: er wollte nicht allein den Kaiser, sondern auch den Allergeringsten willig und gern seine Bücher untersuchen lassen — sofern solches nur nach Gottes Wort und der heiligen Schrift geschehe. Gottes Wort wäre so klar und offenbar für ihn, daß er nicht weichen könne, er würde denn durch dasselbige eines Bessern berichtet.

Bat derhalben unterthäniglich: sie wollten sein Gewissen, welches durch Gottes Wort gebunden und gefangen wäre, nicht dringen, es zu verleugnen, und sonderlich bei Kaiserlicher Majestät dahin arbeiten, daß er nicht gezwungen würde, etwas hierin über sein Gewissen zu thun.

Da fragte der Kurfürst von Brandenburg: „Herr Doktor, wenn ich Euch recht verstehe, so ist das Eure Meinung: Ihr könnt Euch nicht anders weisen lassen, denn durch die heilige Schrift?"

„Ja wohl, gnädiger Herr," antwortete Luther, „oder durch helle Gründe."

Damit schloß diese Sitzung des Ausschusses. Aber während die andern Herren in die Reichsversammlung gingen, blieb Erzbischof Richard zurück und behielt auch Luthern noch bei sich. Er wollte versuchen, ob vielleicht in engerem Kreise mehr von ihm zu erreichen wäre.

Zeugen dieser Unterredung waren auf Seiten Luthers Schurf und Amsdorf, auf Seiten des Erzbischofs sein Offizial Eck, der Sprecher in jenen beiden Reichstagssitzungen, und Kochläus. Diesem Manne begegnen wir hier zum ersten Male. Er war Dombechant zu Frankfurt am Main, seiner Bildung nach ein Humanist, bis vor wenigen Monaten Luthern freundlich gesinnt, jetzt sein entschiedener Gegner. Ihn hatte der Nuntius Aleander an demselben Morgen noch vor Tage, früh um vier Uhr, rufen lassen und ihn beauftragt, sich in das Haus des Erzbischofs zu verfügen und dort zu warten, bis man ihn zu den Verhandlungen mit Luther beiziehen würde; dann sollte er wohl aufmerken und ihm alles berichten.

Der Offizial von Trier setzte nun mit Luther die Disputation fort, die er damals vor Kaiser und Reich kaum begonnen hatte. Die heilige Schrift allein soll gelten? fragte er. Aber auf die Schrift haben sich alle Ketzer berufen! Dann verteidigte er die verschiedenen Beschlüsse des Konzils von Konstanz.

Kochläus hatte von Aleander bestimmte Weisung, sich nicht in die

Unterredung zu mischen. Aber der war viel zu hitzig, um zu schweigen. Auch Schurf beteiligte sich an dem Streit. Luther sagte wenig; er fand die Gründe herzlich schwach, die man gegen ihn vorbrachte. Schließlich ging man auseinander, ohne daß man sich irgendwie näher gekommen war.

Am Nachmittag suchte Kochläus Luthern in seiner Herberge auf. Er bearbeitete ihn nach Kräften und wußte später Wunderdinge davon zu erzählen, wie er den Ketzer in die Enge getrieben habe. Luther dagegen hat von ihm gesagt, er habe so närrisches Zeug geredet, daß es schier zum Totlachen gewesen. Die beiden wurden sich von da ab bitter feind.

Indessen lief am selben Mittwoch die vom Kaiser gewährte Frist ab, und Luther mußte seines Abschiedes warten.

Da kam auf den Abend Bescheid, daß der Kaiser ihm gestatte, noch zwei Tage in Worms zu verweilen.

Es war dem Kaiser Bericht erstattet worden, als ob die Unterhandlungen doch nicht ganz aussichtslos seien, und so verlängerte er noch einmal dem Ketzer das freie Geleit.

Donnerstag, den 25. April, kamen Doktor Peutinger von Augsburg und Doktor Vehus, der badische Kanzler, in der Frühe zu Luther und redeten ihm aufs eindringlichste zu, sich doch noch dem Reichstage **bedingungslos** zu unterwerfen. Eine so christliche Versammlung, versicherten sie, würde ja gar nicht anders entscheiden, als wie dem Worte Gottes gemäß sei. So sei denn Luthers Vorbehalt ein ungehörig Mißtrauen gegen Kaiser und Stände.

Luther fragte sie aufs Gewissen: ob sie ihm wirklich raten könnten, dem Kaiser und den anderen zu vertrauen, welche ihn bereits verdammt und seine Bücher verbrannt hätten? Und wies hin auf das Wort der Schrift: „Verlasset euch nicht auf Fürsten; sie sind Menschen, die können ja nicht helfen“ (Psalm 146, 3), und auf das andere: „Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt und hält Fleisch für seinen Arm und mit seinem Herzen vom Herrn weicht“ (Jerem. 17, 5).

Endlich, da sie heftig in ihn drangen, sprach er rund: er **wollte kurzum Menschenwort über Gotteswort nicht erkennen noch richten lassen.**

Drei Stunden hatte man so hin und hergeredet. Als nun die

beiden davongingen, ermahnten sie Luthern, er möge sich doch bedenken; nach Mittag um ein Uhr wollten sie wiederkommen.

Sie meinten es gut mit Luther. Sie ließen auch die Schrift gelten, aber es wollte ihnen nicht in den Sinn, daß Luther seine Auslegung der Schrift behaupten wollte wider die Auslegung der ganzen Christenheit. Sie wußten nichts von der Freiheit eines christlichen Gewissens.

Luther blieb bei seinem Vorbehalt: unterwerfen wolle er sich, aber allein der heiligen Schrift. Das sagte er auch, als die beiden am Nachmittage wiederkamen.

Noch einen letzten Vorschlag machten sie Luthern: er solle die Entscheidung einem künftigen Konzil anheimstellen. Hatte er doch selber zweimal an ein künftiges Konzil appelliert.

Im Sinne des Papstes war dieser Vorschlag wahrhaftig nicht. Welch eine Aussicht für Luther und seine Lehre, wenn Kaiser und Reich jetzt etwa beschlossen: „die Entscheidung bleibt verschoben bis zur nächsten Kirchenversammlung“! Wer weiß, wann die zu Stande kam! Der Papst hätte sich gewiß nicht beeilt, sie zu berufen. Unterdessen konnte sich das Evangelium trotz Papst und Bulle still und sicher ausbreiten.

Mancher Freund Luthers, auch der Kurfürst Friedrich, hätten's gerne gesehen, wenn Luther diesen Vorschlag annahm. Und wirklich war er's zufrieden, daß man seine Sache auf Erkenntnis eines künftigen Konzils stelle — aber wieder mit dem Vorbehalt, daß man ihn daselbst seines etwaigen Irrtums durch die Schrift überweise und ihm zuvor die Sätze anzeige, welche auf besagtem Konzil als die seinigen sollten zur Beurteilung vorgelegt werden.

Peutinger und Vehus glaubten jetzt wirklich von Luther ein Zugeständnis erreicht zu haben, das auf eine erwünschte Beilegung seiner Sache gute Aussicht machte. Sie überhörten in ihrer Freude darüber ganz den Vorbehalt, an dem Luther auch gegenüber einem künftigen Konzil zäh festhielt.

Sofort begaben sie sich zu Erzbischof Richard. Auch der war hoch erfreut, daß die Verhandlungen nun doch ein annehmbares Ergebnis gefunden hatten, und gedachte alsbald dem Kaiser davon schuldigen Bericht zu thun.

Ehe er zum Kaiser ging, ließ er Luthern noch einmal zu sich rufen. Er wollte aus seinem eigenen Munde hören, daß er endlich eine oberste Behörde in Glaubenssachen anerkannt und sich der Entscheidung eines

Konzils unterworfen habe. Und wenn Luther einmal so weit nachgegeben hatte, so konnte vielleicht der hohe Kirchenfürst durch seine persönliche Huld und Gnade noch mehr von ihm erreichen!

Diese Unterredung unter vier Augen fand noch am Nachmittage des 25. statt. Erzbischof Richard empfing Luthern mit der größten Liebenswürdigkeit. Er redete ihm zu, den geforderten Widerruf zu leisten. Ob er aus Furcht vor den Seinen nicht widerrufe? (Es ging die Rede, die Lutheraner würden Luthern töten, wenn er widerriefe!) Für den Fall versprach ihm der Erzbischof, er wollte ihm ein gutes Kloster in der Nähe eines seiner Schlösser übergeben, da sollte er Prior sein. Und für die nächste Zeit wollte er ihn ganz bei sich behalten an seinem Tisch und in seinem Rat, unter seiner und des Kaisers Obhut und sollte ihm auch die Gnade des Papstes nimmer versagt bleiben.

Luther mochte in solchem Zureden des Erzbischofs freundliche Gesinnung wohl erkennen. Aber eine Versuchung konnte ihm das nicht werden. Der Erzbischof zeigte mit solchen Anerbietungen nur, wie wenig er Luthern verstand.

Als Luther daraufhin noch keine Neigung zeigte zu widerrufen, gedachte der Erzbischof ihm den Widerruf leichter zu machen. Er schlug ihm vier Bedingungen vor, an welche er seine Unterwerfung knüpfen könnte:

Entweder er sollte sich dem Urteil *des Papstes und des Kaisers zusammen unterwerfen.*

Oder er sollte den *Kaiser allein* sich zum Richter erbitten.

Oder er sollte den Spruch *des Kaisers und der Reichsstände* anerkennen.

Oder endlich, er sollte für jetzt etliche von den ungeheuerlichsten Irrtümern widerrufen und das Übrige *einem allgemeinen Konzil* anheimstellen.

Aleander fand diese Vorschläge, als er davon hörte, einen immer schlechter als den andern, und der Erzbischof hatte alle Not, sich deshalb vor ihm zu rechtfertigen. Aber es war keine Gefahr, daß Luther einen der Auswege, die ihm der Erzbischof da zeigte, beschritt.

Luther sagte zu allem Nein.

Der Erzbischof fragte, was Luther denn thun würde, wenn man aus seinen Schriften etliche Artikel auszöge, um sie einem künftigen Konzil zur Entscheidung vorzulegen.

„Gnädigster Herr," antwortete Luther, „wenn es nur nicht die Artikel sind, so im Konzil zu Konstanz verdammt worden."

„Ich fürchte, die sind's eben," sagte der Erzbischof.

„Gnädigster Herr, da kann ich nicht weichen, es gehe mir, wie Gott will."

Und als der Erzbischof Luthern aufforderte, nun doch selber Mittel und Wege anzugeben, wie es noch zu einer Einigung kommen könnte, da wußte dieser keinen andern Rat, als den Rat Gamaliels: „Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen" (Apostelgesch. 5, 38 f). Das sollten der Kaiser und die Reichsstände an den Papst schreiben und den Dingen in Gottes Namen ihren Lauf lassen.

Der Erzbischof erkannte endlich, daß auch seine Huld den Unbeugsamen nicht zu beugen vermochte. Luther bat ihn noch, ihm beim Kaiser die Erlaubnis zur Abreise auszuwirken — was sollte er noch länger verweilen; es war doch alles vergeblich. Der Erzbischof versprach, dies noch zur Stunde zu thun, und entließ ihn freundlich.

Gefaßt und ruhig ging Luther hinweg. Auf dem Heimwege nach dem Johanniterhause besuchte er den Ritter von Minkwitz, der noch immer krank lag, und sprach ihm christlichen Trost zu. Zum Abschiede sagte er: „Morgen gehe ich weg."

Als Luther am 17. und 19. vor Kaiser und Reich sein Bekenntnis ablegte, da stand er, wie ein Held in offener Feldschlacht. In den Tagen darauf, als man auf mancherlei ehrlichen und unehrlichen Wegen ihn herumzuholen suchte, war er wie ein Belagerter, der bald da, bald dort einen Sturm abschlagen und immer gegen neue Künste auf der Hut sein muß. Aber ob ihn die Bemühungen des Erzbischofs, des badischen Kanzlers und der andern manchmals in tiefster Seele rührten — sonderlich wenn sie ihm vorstellten, daß er nicht hochmütig auf eigener Meinung bestehen, daß er die Schwachen nicht ärgern, des Volkes schonen solle u. dergl. — dennoch hat er auch in allen diesen Verhandlungen keinen Augenblick geschwankt.

So gewiß war er seiner Sache.

An seinen Freunden hatte er doch nur teilweise einen Halt. In Wahrheit hielten sie sich an ihn. Und daß sie manchmal wohl lieber

gesehen hätten, wenn er ein wenig hätte mit sich reden lassen, war für Luther gewiß schmerzlich genug.

Einer allein war es, bei dem er sich Rat und Mut holte in diesen schweren Tagen.

Das war sein Vater im Himmel.

Wie er damals mit seinem Gott geredet hat, davon haben wir ein köstliches Zeugnis. Es ist uns aufbewahrt ein „ernstliches Gebet, so Luther auf dem Reichstage zu Worms gethan."

Mag niemand sich wundern, wo wir solches Gebet herhaben. Luther hat's gewiß nicht selber aufgeschrieben. Aber es war seine Gewohnheit, laut in seiner Kammer zu beten, am offenen Fenster. Da hat ihm manchmal einer zugehört. Und so mag auch jenes Gebet aufgeschrieben worden sein. Man hört es gleich den Worten an, daß sie aus Luthers Seele stammen. Denn so wie er konnte niemand beten. Und unter all den vergeblichen Verhandlungen — wenn er so mit seinem Gott redete, das war nimmer vergeblich.

Hier ist das Gebet, wie es auf uns gekommen:

„Allmächtiger, ewiger Gott! Wie ist es ein Ding um die Welt! Wie sperrt sie den Leuten die Mäuler auf! Wie klein und gering ist das Vertrauen der Menschen auf Gott! Wie ist das Fleisch so zart und schwach, und der Teufel so gewaltig und geschäftig durch seine Apostel und Weltweisen!

„Wie ziehet die Welt so bald die Hand ab und schnurret dahin, läuft die gemeine Bahn und den breiten Weg zur Höllen zu, da die Gottlosen hingehören, und siehet nur allein das an, was prächtig und gewaltig, groß und mächtig ist und ein Ansehen hat.

„Wenn ich auch meine Augen dahin wenden soll, so ist's mit mir aus, die Glocke ist schon gegossen (die mir zum Ende läutet) und das Urteil gesprochen.

„Ach Gott! ach Gott! o du mein Gott! Du, mein Gott, stehe du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit. Thue du es; du mußt es thun, du allein.

„Ist es doch nicht meine, sondern deine Sache. Hab' ich doch für meine Person allhier nichts zu schaffen und mit diesen großen Herren der Welt zu thun. Wollt' ich doch auch gern gute, geruhige Tage haben und unverworren sein. Aber dein ist die Sach', Herr, die gerecht und ewig ist.

„Stehe mir bei, du treuer, ewiger Gott! Ich verlasse mich

auf keinen Menschen. Es ist umsonst und vergebens, es hinket alles, was fleischlich ist und nach Fleisch schmeckt.

„Gott, o Gott! Hörest du nicht, mein Gott? Bist du tot? Nein, du kannst nicht sterben, du verbirgst dich nur.

„Hast du mich darzu erwählet? Ich frage dich, wie ich es denn gewiß weiß. Ei, so walt' es Gott! Denn ich mein Leben lang nie wider solche große Herren gedachte zu sein, habe mir es auch nie fürgenommen.

„Ei Gott, so stehe mir bei in dem Namen deines lieben Sohnes Jesu Christi, der mein Schutz und Schirm sein soll, ja meine feste Burg, durch Kraft und Stärkung deines heiligen Geistes.

„Herr, wo bleibest du? Du mein Gott, wo bist du? Komm, komm, ich bin bereit, auch mein Leben darum zu lassen, geduldig, wie ein Lämmlein. Denn gerecht ist die Sache und dein; so will ich mich von dir nicht absondern ewiglich. Das sei beschlossen in deinem Namen. Die Welt muß mich über mein Gewissen wohl ungezwungen lassen, und wenn sie noch voller Teufel wäre, und sollte mein Leib, der doch deiner Hände Werk und Geschöpf ist, darüber zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehen! Dafür aber dein Wort und Geist mir gut ist. Und ist auch nur um den Leib zu thun; die Seele ist dein und gehört dir zu und bleibet auch bei dir ewig. Amen.

„Gott helf' mir! Amen."





Zwölftes Kapitel.

Abschied von Worms.

Kaum drei Stunden waren vergangen, seit Luther vom Erzbischof Richard verabschiedet worden — da kam der Offizial Eck mit einem kaiserlichen Geheimschreiber zu ihm in die Herberge. Sie brachten ihm die gewünschte Entlassung.

Der Kaiser ließ ihm ankündigen: weil denn alles Mahnen bei ihm vergeblich gewesen, so bleibe nichts übrig, als daß er, der Kaiser, nunmehr als Beschirmer des katholischen Glaubens wider ihn verfahre; Luther solle sich von dannen machen und einundzwanzig Tage freies Geleit haben; darnach wolle Kaiserliche Majestät thun, was sich gebühre gegen einen Ketzer zu thun.

Luther erwiderte: „Wie's dem Herrn gefallen hat, so ist es geschehn; der Name des Herrn sei gelobet!"

Dem Kaiser und den Ständen ließ er demütigen Dank entbieten, daß sie ihn so gnädig angehört und ihm das freie Geleit gewahrt hätten, und versicherte ihn seines unterthänigen Gehorsams. Weil aber der Kaiser ihm verbot, unterwegs zu predigen und zu schreiben, sagte er:

„Ich will alles thun, was Kaiserlicher Majestät gefällt, doch Gottes Wort will ich ungebunden lassen."

Darauf gaben sie sich die Hände und schieden von einander.

Das war Donnerstag, den 25. April, gegen Abend. Luthern hielt nun nichts mehr in Worms, und so rüstete er sich zur Abreise für den andern Morgen.

Es schien denn doch, als sollte ihm das Schicksal des Hus erspart

bleiben. Zwar fehlte es am kaiserlichen Hofe nicht an Leuten, die immer wieder dem Kaiser Karl einreden wollten, offenbaren Ketzern brauche er das zugesagte Geleit nicht zu halten. Selbst sein Lehrer, der Kardinal Hadrian, schrieb ihm aus Spanien: er solle der Welt zeigen, daß er ein Feind der Feinde Christi sei, und wenn er den Ketzer nicht selber richten wolle, ihn an den Papst ausliefern! Aber Karl hatte einmal sein Wort gegeben, daß Luther unversehrt heimkehren sollte, und das hielt er. Hätte auch nur böses Blut gemacht, wenn er so gewaltsam dreingefahren wäre. Selbst Herzog Georg von Sachsen, der gewiß kein Lutheraner war, erklärte: „Die deutschen Fürsten werden die Schande, daß man das Geleit sollte brechen, zumal auf dem ersten Reichstage des Kaisers, nimmermehr zulassen; es kommt solches mit alter deutscher Redlichkeit nicht überein. Was man versprochen, muß man auch halten."

Aber so dankenswert es war, wenn man Luthern sichere Heimkehr gewährte, so blieb das im Grunde doch eine rechte Galgenfrist. Einundzwanzig Tage noch — dann war er vogelfrei!

Grund genug für Friedrich den Weisen und seine Räte, fleißig zu erwägen, was nun geschehen sollte. So gab es noch wichtige Verhandlungen zwischen Luther und den kurfürstlichen Räten, ehe er abreiste.

Freitag, den 26. April, versammelten sich viele Freunde und Herren im Johanniterhause, ihm Lebewohl zu sagen. Noch genoß er im Freundeskreise ein Süpplein und Frühstück — es kam die Zeit der Hauptmahlzeit heran, 10 Uhr Vormittags — dann segnete er die Zurückbleibenden, stieg in sein sächsisches Rollwäglein und fuhr zum Thore hinaus.

Mit ihm reisten dieselben Männer, die ihn nach Worms geleitet hatten, dazu sein Freund und Beistand, Doktor Hieronymus Schurf von Wittenberg. Der Herold Kaspar Sturm hatte Befehl vom Kaiser, erst in Oppenheim zu der Gesellschaft zu stoßen — ohne Zweifel wollte der Kaiser verhindern, daß sein Auszug ebensolches Aufsehen und Getümmel verursachte, wie sein Einzug.

Fröhlich und getrost zog Luther davon. „Er tröstete sich seines Schöpfers," berichtet einer von den Herren am kursächsischen Hofe, „daß dieser ihn zu Seiner göttlichen Ehre und zur Erhaltung Seines heilwärtigen Wortes schützen und handhaben werde; denn von der weltlichen Obrigkeit ist in dieser Sache wenig Trost zu erhoffen. Er hat aber hier in Worms durch sein beständiges Gemüt viele Tausende von Menschen, die einesteils großen Verstandes und einesteils großen Vermögens sind, gewonnen."

Anders lautet, was Aleander über Luthers Auszug am 27. nach Rom schrieb:

„So ist der ehrwürdige Schurke gestern früh drei Stunden vor Mittag abgereist, nachdem er in Gegenwart vieler Personen sich viele geröstete Brötchen gemacht und viele Gläser Malvasier getrunken, wovon er ein starker Freund ist. Die einen sagen, er werde nach Ablauf des Geleits gen Böhmen gehen, die andern, gen Dänemark; deshalb haben wir (Aleander und Caracciolo) diesen Morgen den Kaiser gebeten, er möge die beiden Könige (von Böhmen und von Dänemark) davon benachrichtigen und unsere Sache endlich zum Austrage bringen. Er versprach das Eine wie das Andere.

„Weil denn dieser Schurke nicht hat Vernunft annehmen wollen, so gebe Gott wenigstens, daß die Fürsten und Völker den rechten Weg des heiligen Glaubens wandeln; wir werden unser Bestes thun."

Luther war indessen mit seinen Gefährten am Freitag bis Oppenheim, am Sonnabend unter dem Schutze des Herolds bis Frankfurt am Main gereist. Sie stiegen wieder im Strauß ab.

Luther schrieb von hier an einen wohlangesehenen Bürger von Wittenberg, den Hofmaler Friedrichs des Weisen, Lukas Kranach, einen Brief, der etliche Andeutungen enthält über das, was im kurfürstlichen Rate über seine Zukunft beschlossen war. Er verrät dem Meister, daß er nicht wieder nach Wittenberg zurückkehren werde, sondern eine Weile sich müsse verbergen lassen. Da giebt er nun Weisung, wer sein Predigtamt indessen versorgen solle, nämlich wenn seine bisherige Vertretung, der Lizentiat Feldkirch, nicht genüge, Doktor Amsdorf. Andre Sorgen hat er nicht. Der ganze Brief soll hier stehen:

„Dem fürsichtigen Meister Lukas Kranach, Maler zu Wittenberg, meinem lieben Gevatter und Freunde.

„Meinen Dienst, lieber Gevatter Lukas. Ich segne und befehle Euch Gott: ich lass' mich einthun und verbergen, weiß selbst noch nicht wo. Und wiewohl ich lieber hätte von den Tyrannen, sonderlich von des wütenden Herzog Georgen zu Sachsen Händen, den Tod erlitten, muß ich doch guter Leute Rat nicht verachten, bis zu seiner Zeit.

„Man hat sich meiner Zukunft zu Worms nicht versehen; und wie mir das Geleit ist gehalten (nämlich: wie schlecht), wisset Ihr

wohl aus dem Verbot (der Bücher), das mir entgegenkam. Ich meinet', Kaiserliche Majestät sollt' einen Doktor oder fünfzig haben versammelt und den Mönch redlich überwunden. Aber es ist nichts mehr hier gehandelt, denn so viel: ‚Sind die Bücher dein?‘ ‚Ja.‘ ‚Willst du sie widerrufen oder nicht?‘ ‚Nein.‘ ‚So heb' dich.‘ O wir blinden Deutschen, wie kindisch handeln wir und lassen uns so jämmerlich die Romanisten äffen und narren.

„Sagt meiner Gevatterin, Eurem lieben Weibe, meinen Gruß und daß sie sich dieweil wohlgehabe. Es müssen die Juden einmal singen: Jo! Jo! Jo! (frohlockend wie beim Tode Christi) — der Ostertag wird uns auch noch kommen, so wollen wir dann singen Halleluja! Es muß eine kleine Zeit geschwiegen und gelitten sein: ‚Ein wenig sehet ihr mich nicht, und aber ein wenig, so sehet ihr mich,‘ spricht Christus (Joh. 16, 16). Ich hoff', es soll itzt auch so gehen. Doch Gottes Wille, als der allerbeste, geschehe hierin, wie im Himmel und auf Erden. Amen.

„Grüßet mir Meister Christian Beyer (Professor und Bürgermeister zu Wittenberg) und sein Weib, wollet auch dem Rat meinen Dank sagen für die Fuhre (Seite 104).

„Ist Euch der Lizentiat Feldkirch nicht genugsam, möget Ihr Herrn Amsdorf zum Prediger ersuchen, er wird's gerne thun.

„Ade, hiemit allesamt Gott befohlen! Der behüt' Euer aller Verstand und Glauben in Christo vor den römischen Wölfen und Drachen mit ihrem Anhang. Amen.

„Zu Frankfurt am Main, Sonntags Kantate, Anno 1521.

Dr. Martinus Luther.“

Noch am selben Sonntag, den 28. April, ging die Reise von Frankfurt nach Friedberg weiter. Dort schrieb Luther wieder fleißig Briefe, und zwar diesmal an Kaiser und Reich.

Er hatte sich durch die Herren, welche ihm im Namen Kaiserlicher Majestät die Entlassung brachten, dem Kaiser und den Ständen empfohlen. Aber er wollte ihnen noch schriftlich Dank und Ehrerbietung beweisen, dabei auch ein letztes klares Zeugnis ablegen, auf welchem Standpunkte er immer zu Worms gestanden habe und noch stehe.

So richtete er denn an Kaiser Karl ein lateinisches, an die Fürsten und Stände ein deutsches Schreiben. Die beiden stimmen beinahe Satz

für Satz überein, so daß, wer das eine gelesen hat, auch den Inhalt des andern kennt. Und wenn wir hier eines abdrucken, so wird's natürlich das deutsche sein.

„Den hochwürdigsten und hochwürdigen in Gott, durchlauchtigsten, durchlauchtigen, hochgebornen Kurfürsten, Fürsten, Erzbischöfen, Bischöfen, ehrwürdigen Prälaten, edlen und wohlgebornen Grafen, gestrengen, ehrenfesten Ritterschaften und Edlen und allen andern Ständen des heiligen Römischen Reichs, jetzt auf dem Kaiserlichen Reichstag zu Worms versammelt, meinen gnädigsten, gnädigen und günstigen Herren.

„Jesus.

„Gnädigste, gnädige und günstige Herren! Euern Kurfürstlichen und andern Fürstlichen Gnaden und Gunsten sei mein unterthäniges Gebet und Dienst allzeit zuvor.

„Gnädigste, gnädige und günstige Herren! Nachdem die Römische Kaiserliche Majestät mich auf ihr frei, sicher und strack Geleit gen Worms berufen, von mir Verkündigung meiner Bücher halben, die in meinem Namen ausgangen, zu empfahen, bin ich als der unterthänige Kaplan vor Kaiserlicher Majestät und Ständen des heiligen Reichs in Gehorsam erschienen.

„Also hat mir Kaiserliche Majestät erstlich lassen fürhalten und anzeigen: ob ich mich zu berührten Büchern bekenne und dieselben widerrufen oder darauf beharren wolle oder nicht?

„Hab' ich nach unterthänigem Bekenntnis zu den Büchern, so von mir gemacht und durch meine Mißgünstigen oder in andere Wege nicht verkehret noch zu Nachteil verändert worden, mich unterthäniglich vernehmen lassen: weil ich meine Schriften mit den klaren und lautern Worten Gottes bekräftigt habe, sei mir auf's höchste **beschwerlich**, auch **unbillig und unmöglich, Gottes Wort zu verleugnen** und solche meine Bücher dermaßen zu widerrufen. Hab' derwegen in aller Demut gebeten, Kaiserliche Majestät wolle mich zu solchem Widerspruch (Widerruf) in keinem Weg lassen bringen, sondern meine Bücher und Schriften durch ihre Kaiserliche Majestät selbst oder durch andere Personen nicht so hohen, ja auch geringen Ansehns, so dazu tüchtig und der Sach' verständig, **besichtigen lassen** und die Irrungen, so darinnen sein sollen, durch **göttliche, evangelische und prophetische Schriften** verweisen; mit dem christlichen Erbieten, so ich **überzeugt** würd', daß

ich sollt' geirret haben, wollt' ich allen Irrtum widerrufen und der Erste sein, der meine Bücher wollt' in das Feuer werfen und darauf treten.

„Darauf ist von mir begehret: ich sollt' eine kurze richtige Antwort geben, ob ich wollt' widerrufen oder auf meinem Fürnehmem bleiben? Derhalben ich abermals und unterthäniglich geantwortet: dieweil mein Gewissen durch die göttliche Geschrift, so ich in meinen Büchern führe, gefangen sei, so kann ich keinen Weg, ohne Weisnis (Weisung) durch die heilige göttliche Geschrift, etwas widerrufen.

„Also haben weiter etliche Kurfürsten und etliche von den Ständen des heiligen Reichs mit mir gehandelt: ich sollte meine Bücher auf Kaiserlicher Majestät und der Stände des heiligen Reichs Erkenntnis stellen; wie darnach auch der Kanzler von Baden und Doktor Peutinger von Augsburg gegen mich fürgewandt (Seite 155) — da habe ich mich abermals erboten, wie zuvor: wo ich durch göttliche Schrift oder helle und klare Ursach' unterweiset würde.

„Letzlich, da von mir begehret ward', ich sollte doch etliche Artikel, aus meinen Büchern gezogen, dem Erkenntnis eines Konziliums vertrauen, und ich allezeit in Unterthänigkeit willig gewesen bin, alles zu thun und zu lassen, was mir möglich — hat es sich endlich allein daran gestoßen, daß ich nicht hab' mögen diese christliche Maß erheben (diese christliche, bescheidene Bitte erlangen), daß Gottes Wort frei und unverbunden bliebe, und daß ich meine Bücher auf Kaiserlicher Majestät und des heiligen Reichs Stände oder eines künftigen Konziliums Erkenntnis und Urteil also stellete, daß nichts wider das freie heilige Gotteswort darin von mir begeben (zugegeben) oder von ihnen beschlossen und erkannt würd'. (‚Um den Punkt dreht sich der ganze Handel', heißt es in dem Schreiben an Kaiser Karl.)

„Denn Gott, der alle Herzen erforscht, ist mein Zeuge, daß ich Kaiserlicher Majestät Gehorsam zu leisten in allen Dingen, es treffe Leben oder Sterben, Thun oder Lassen, Ehr' oder Schand', Gut oder Schaden, ganz willig und geflissen bin. Habe mich des auch zu vielmalen erboten und erbiete mich nochmals, nichts vorbehalten, denn allein das heilige Wort Gottes, darin nicht allein des Menschen ewiges Leben — wie Christus Matth. 4, 4 setzt — sondern auch der Engel Freud' und Wonne steht (1. Pet.

1, 12); welches über alle Dinge frei und unverbunden sein soll und muß, wie Sankt Paulus lehrt (2. Tim. 2, 9), und in keines Menschen Gewalt steht, sich desselben zu begeben oder sich ihm vorzusetzen, wie groß, gelehrt und heilig sie immer sein mögen. Also lässet Sankt Paulus (Gal. 1, 8) mit großem Ernst sich hören: ‚Wenn gleich ein Engel vom Himmel oder auch wir selbst euch anders lehren wollten, so sei es vermaledeit'; und David im Psalter (146, 3): ‚Verlasset euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen, in welchen kein Heil ist.' Ja, auch niemand soll seine Hoffnung oder Zuversicht auf sich selbst setzen, als Salomon sagt (Sprüche 28, 26): ‚Wer sich auf sein Herz verläßt, der ist ein Narr' und Jeremias (17, 5): ‚Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt.'

„Denn in zeitlichen Sachen, die Gottes Wort und ewige Güter nicht betreffen, sind wir schuldig unter einander zu vertrauen, angesehen, daß dieser Dinge Begeben (Aufgeben), Gefahr und Verlust, die wir doch zuletzt müssen fahren lassen, zu der Seligkeit unschädlich ist. Aber in Gottes Wort und ewigen Dingen kann Gott nicht leiden, daß man sich frei begebe und erwäge auf ein oder auf viel Menschen, sondern allein auf ihn selbst, der allein die Ehr' und Namen hat und haben soll, ‚daß er wahrhaftig und die Wahrheit selber ist, aber alle Menschen sind eitel,' wie Sankt Paulus an die Römer (3, 4) meisterlich fein einführt.

„Und ist das nicht unbillig; denn solch Vertrauen ist das rechte Anbeten und der eigentliche Gottesdienst, wie Sankt Augustinus lehret, welches keiner Kreatur soll erboten werden. Daher will Sankt Paulus keinen Engel vom Himmel, auch nicht sich selbst, auch ohne Zweifel keinen Heiligen im Himmel und auf Erden solchen Vertrauens würdig achten, ja er vermaledeiet ihn auch (Gal. 1, 8). Es würde das auch kein Heiliger gedulden, viel weniger begehren. Denn also vertrauen einem Menschen in Dingen, ewige Seligkeit betreffend, das ist nichts anders, denn aus den Kreaturen einen Abgott machen und sie in die rechte, eigene Ehre Gottes einsetzen.

„Derhalben bitte ich unterthäniglich, Eure Kurfürstlichen, Fürstlichen Gnaden und Gunsten wollen solches mein Vorbehalten nicht in Ungnaden und als aus bösem Mißtrauen geschehen erwägen und verstehen, sondern aus oben eingeführter heiliger Geschrift, der billig jedermann gehorsam ist und sein soll.

„Denn mein unterthäniges Vertrauen und starke Zuversicht zu Kaiserlicher Majestät und Fürstlichen Gnaden und Gunsten mag man leicht aus dem ermessen, daß ich auf Kaiserlicher Majestät Erfordern und Geleit unterthäniglich erschienen bin, wiewohl zuvor meine Bücher von meinen Widersachern verbrannt und darüber ein Mandat wider mich und meine Schrift und Bücher in Kaiserlicher Majestät Namen an vielen Orten angeschlagen worden ist, welches billig einen armen Mönch sollte zurückgejagt haben, wo nicht mein Herz zu Gott, Kaiserlicher Majestät und Kurfürstlichen und Fürstlichen Gnaden und dem ganzen Reich sich aller Gnaden und Gutes unterthäniglich versehen hätte und noch versieht.

„Dieweil ich dann in keinen Weg hab' mögen erlangen, daß meine Schriften durch das göttliche Wort widerlegt würden, und ich also hab' müssen abscheiden — und der Mangel allein an dem gewesen, daß man die irrigen Artikel, so in meinen Büchern sein sollen, mit göttlicher Schrift nicht hat wollen nachweisen oder widerlegen, noch gestatten, bewilligen oder mich vertrösten und zusagen, daß meiner Bücher Erkundigung und Erkenntnis mit Grund des heiligen Gottesworts geschehen sollte — dennoch thue ich Ew. Kaiserlichen Majestät und Ew. Kurfürstlichen, Fürstlichen Gnaden und Gunsten unterthänigste Danksagung für ihre Erzeigung und für das freie, sichere, gerade, strace Geleit, so sie mir in Worms gehalten und gnädiglich dazu entboten haben, bis wiederum in mein Gewahrsam zu halten.

„Und ist an Ew. Kurfürstlichen, Fürstlichen Gnaden und Gunsten abermals, um Gottes Willen, meine unterthänigste Bitte: Ew. Kurfürstlichen und Fürstlichen Gnaden und Gunsten wollen bei Kaiserlicher Majestät gnädiglich Fürsprache thun, daß Ihre Kaiserliche Majestät über mein vielfältiges, voriges und jetziges, unterthäniges und christliches Erbieten mich durch meine Widersacher nicht wolle vergewaltigen, verfolgen und verdammen lassen. Denn ich bin nochmals in Unterthänigkeit erbötig, auf Kaiserlicher Majestät genugsame Versicherung vor unverdächtigen, unparteiischen, gelehrten, geistlichen und weltlichen Richtern vorzukommen; durch Kaiserliche Majestät, das Reich, die Konzilien, die Doktores, oder wer das zu thun vermag oder willig ist, mich unterweisen zu lassen; meine Lehre und Bücher jedermann williglich zu untergeben und Erkenntnis zu leiden und anzu-

nehmen — nichts ausgeschlossen, denn allein das heilige, freie, lautere und klare Wort Gottes, das billig soll obschweben und aller Menschen Richter bleiben.

„Darum ich nicht allein meinethalben, an dem nichts gelegen ist, sondern von wegen des Heils gemeiner Christenheit unterthäniglich bitt'; welches auch mich verursacht hat, diese meine unterthänige Schrift zurückzuschicken. Denn ich von Herzen gerne wollte, daß Kaiserlicher Majestät, dem heiligen Reich und gemeiner deutscher Nation geholfen und sie in Gottes Gnaden seliglich erhalten würden. Das ist's, was ich bisher nächst Gottes Ehr' und gemeiner Seligkeit der ganzen Christenheit gesucht hab' und nochmals suche, gar nicht aber das Meine, ob ich auch gleich durch meine Mißgünstigen verdammt werde. Denn weil Christus, mein Herr und Gott, für seine Feinde am Kreuz gebetet hat — wie viel mehr muß ich für Kaiserliche Majestät und das ganze heilige Reich, meine allerliebsten Herren, Obrigkeiten und deutsche Nation — zu denen ich mich aller Gnaden, vornehmlich auf mein voriges und jetziges christliches Erbieten, unterthäniglich und tröstlich versehe — sorgen, bitten und beten.

„Hiemit befehl' ich mich Ew. Fürstlichen Gnaden und Gunst in allem Gehorsam, welche Eure Gnad' und Gunst der allmächtige Gott, uns allen zu Heil und Trost, ihm lass' gnädiglich befohlen sein. Amen.

„Gegeben zu Friedberg, am Sonntage Kantate, im 1521. Jahr.

„Ew. Kurfürstlichen, Fürstlichen Gnaden und Gunsten

unterthäniger Kaplan

Doktor Martinus Luther."

Das war Luthers Abschied von Worms, sein letztes Wort an Kaiserliche Majestät und die Stände des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation.

Der Reichsherold, der hier in Friedberg von ihm entlassen wurde, übernahm es, die Briefe zu bestellen.





Dreizehntes Kapitel.

Luther verschwindet.

Es ist schon von wichtigen Verhandlungen die Rede gewesen, die im Rate des sächsischen Kurfürsten über Luthers Zukunft gepflogen worden. Am Abende vor seiner Abreise brachten ihm Philipp von Feilitzsch und Friedrich von Thun die letzten Befehle seines Landesherrn.

Was ihm da auferlegt wurde, war wenig nach seinem Sinne. Man mutete ihm zu, daß er sich eine Weile verstecken solle. Er wollte lieber sterben, als jetzt freiwillig das Feld räumen, auf dem er bisher so wacker Stand gehalten hatte. Aber schließlich willigte er ein.

Der Plan war nicht in der Seele des Kurfürsten entstanden. Herzog Johann, sein Bruder, ein viel eifrigerer Anhänger Luthers als Friedrich, mag ihn gefaßt und befürwortet haben. Und Friedrich wußte keinen besseren Rat. Unmöglich konnte er Luthern mit offener Gewalt schützen, wenn, wie nun zu erwarten stand, Kaiser und Reich den Stab über ihm brachen. Andrerseits konnte er es auch nicht übers Herz bringen, Luthern fallen zu lassen, seinen Feinden auszuliefern oder gar selber an ihm das Todesurteil zu vollziehen. Da mochte es ihm ein willkommener Ausweg sein, wenn Luther einstweilen vom Schauplatz verschwände und damit eine Quelle vieler Verlegenheiten für ihn beseitigt würde.

Aber Kurfürst Friedrich war viel zu vorsichtig, um Luthern selbst ein Versteck anzuweisen. Er wollte persönlich mit der Sache gar nichts zu thun haben, damit er jederzeit ehrlich versichern könnte, er kenne den Aufenthalt des Ketzers nicht.

So gab er seinen Räten eine unbestimmte Vollmacht, zu thun, was sie zur Ausführung des Planes für angezeigt hielten. Wenige nur wußten genauer Bescheid um das, was geschehen sollte: Philipp von Feilitzsch, Friedrich von Thun, Bernhard von Hirschfeld und Spalatin. Auch Luther erfuhr zunächst nicht viel mehr, als er in seinem Frankfurter Briefe dem Meister Lukas Kranach verriet (Seite 163); wohin man ihn in Sicherheit bringen wollte, wußte er nicht. Von seinen drei Gefährten im Wagen war nur Amsdorf ins Vertrauen gezogen.

Mit der Ausführung des Vorhabens wurden zwei sächsische Herren betraut, die auch mit in Worms waren und nun vor Luther in die Heimat eilten: Hans von Berlepsch, Amtmann zu Eisenach, und Burckhard von Hund, Amtmann zu Gottau. Diese trafen an Ort und Stelle schnell die nötigen Anstalten, Luthern eine Weile aus der Welt zu schaffen.

Der kleine Zug mit dem gebannten Mönche setzte indessen ohne Aufenthalt seine Reise fort. Daß Luther den Reichsherold zurückgeschickt hatte, beruhte gewiß auf den Weisungen, die er von den kurfürstlichen Räten empfing — seine Gegenwart wäre dem gehegten Plane hinderlich gewesen. Und auch ohne seinen Schutz kamen die Genossen ungehindert und unangefochten weiter.

An hellen Zeugnissen der Liebe und Verehrung fehlte es Luthern auch auf dem Heimwege nicht.

In Hersfeld war der Abt des Benedektinerklosters ein begeisterter Anhänger von ihm und auch die Stadt freute sich, ihn in ihren Mauern zu beherbergen. Die Mannen des Klosters zogen ihm eine gute Meile weit entgegen; am Thore empfing ihn der Abt und geleitete ihn in die Stadt, und drinnen begrüßte ihn der Magistrat mit großen Ehren. Er mußte im Kloster wohnen; der Abt räumte ihm sein eigenes Schlafgemach ein.

Auch sollte er durchaus predigen. Umsonst wehrte er sich dagegen und stellte den Freunden vor, daß ihm das vom Kaiser untersagt sei und er damit sich um das sichere Geleit, den Abt aber um sein Amt bringen könnte. Es half nichts; am frühen Morgen um fünf Uhr mußte er auf die Kanzel, eher durfte er nicht weiterreisen.

Am Abend des 2. Mai kam er nach seiner lieben Stadt Eisenach, die ihm ebenfalls festlichen Empfang bereitete. Auch hier drängte man ihn, zu predigen. Es war dies eine Versuchung, der Luther freilich nicht

auf die Dauer widerstehen konnte: denn „Gottes Wort muß ungebunden bleiben“ (Seite 161, 2. Tim. 2, 9). So predigte er denn. Der Ortspfarrer protestierte dagegen vor Notar und Zeugen, um sich vor schlimmen Folgen zu schützen.

Hier in Eisenach teilte sich die Reisegesellschaft. Schurf, Swaven und Jonas zogen weiter nach Gotha zu. Luther fuhr mit Amsdorf und Bruder Pezensteiner in den Thüringer Wald hinein. Nichts war natürlicher: dort wohnten seine Verwandten, die er seit den Erfurter Tagen schwerlich wiedergesehen hatte. Er war unterdessen ein berühmter Mann geworden, aber auch ein gebannter und verfolgter.

Die Luther in Möhra nahmen keinen Anstoß an dem Bann, der auf ihm lastete. Er herbergte bei seines Vaters Bruder Heinz. Und auch in der Kirche von Möhra mußte er predigen: Sonnabend, den 4. Mai.

An demselben Tage noch brach er auf und nahm die Richtung nach Gotha, über Schweina, Altenstein, Waltershausen. Seine Verwandten gaben ihm das Geleit bis in die Nähe von Schloß Altenstein; der Abend brach herein, als sie sich von ihm verabschiedeten.

Als Luther nun mit Amsdorf und Pezensteiner den dunklen, einsamen Weg weiterfuhr, bricht ein Trupp bewaffneter Reiter aus dem Walde hervor. Bruder Pezensteiner, der nichts Gutes ahnt, springt vom Wagen und läuft davon. Der Fuhrmann muß halten. Mit der gespannten Armbrust bedroht, muß er Rede stehen, wer die Insassen des Wagens seien. Drauf reißen sie Luthern heraus und fluchen auf ihn los. Amsdorf, der mit im Geheimnisse ist, hebt an zu schelten und zu protestieren, damit der Fuhrmann nichts merke. Indessen lassen die Reiter die beiden in Frieden, Luthern nehmen sie aber zwischen zwei Pferde und nun im Trab in den Wald hinein.

Der Fuhrmann sah noch, wie Luther den Hut verlor, da er schnell zwischen den Pferden herlaufen mußte. Sie nahmen die Richtung nach Morgen, auf Brotterode zu.

So verschwand Luther im Dunkel der Nacht und des Thüringer Waldes.

Die Stelle, wo solches geschah, wird noch heute gezeigt.

Dort bei Altenstein, an einem Brunnen, jenseits des Glasbachs, steht eine Buche, oder vielmehr ein Stumpf nur von einer Buche; denn der Blitz hat die Krone des Baumes zerstört und die Äste sind dürr

geworden. Dennoch schaut der Wanderer mit Ehrfurcht die alte Zeugin jenen seltsamen Überfalls.

Und soll ich verraten, was es mit dem Überfall für eine Bewandtnis hatte? Nun, ich denke, es wird niemandem ein Geheimnis sein.

Nicht gegen Morgen nach Brotterode hin ritten die Reiter mit ihrem Gefangenen, sondern nach Norden auf die Wartburg. Nur um irrezuführen hatten sie erst die falsche Richtung eingeschlagen. Und um die Täuschung vollständig zu machen, hatte Luther auch erst ein kleines Stück zu Fuß laufen müssen: sobald man dem Fuhrmann aus dem Gesichte war, hob man ihn auf ein Pferd und behandelte ihn fein säuberlich, wie dem Schützling des Kurfürsten zukam.

Um auch jede Spur ihres Rittes zu verwischen, die zum Neste weisen könnte, ritten sie noch eine Weile im Walde kreuz und quer. Endlich gegen 11 Uhr Nachts fiel die Zugbrücke von der Wartburg, und die Reiter mit ihrer kostbaren Beute verschwanden im Schlosse.

Luther war geborgen.

Hans von Berlepsch, der hier des Kurfürsten Schloßhauptmann war, und Burckhard von Hund, dem der Altenstein gehörte, hatten ihren Auftrag wohl ausgeführt.

Die Kunde von Luthers plötzlicher Aufhebung lief bald mit Windesschnelle durch die deutschen Lande. Mit Spannung schaute ja alles nach Wittenberg hin und wartete auf das, was kommen sollte, wenn der Ketzer nun heimgekehrt und das freie Geleit abgelaufen wäre. Und nun kehrte er nicht heim! Niemand wußte recht zu sagen, wo er geblieben. Man erzählte dies und jenes — so viel verlautete für gewiß, daß er bis zur sächsischen Grenze gekommen und dort überfallen worden. Manche wußten, daß man auch seine Leiche aufgefunden habe.

Wie es in manchem deutschen Herzen aussah, als solche Botschaft von Luther eintraf, davon haben wir ein ergreifendes Zeugnis an der Klage, die Meister Albrecht Dürer, der große Maler von Nürnberg, damals seinem Tagebuch anvertraut hat.

Dieser treffliche Mann war gerade auf Reisen, da erreichte ihn in Antwerpen das Gerücht von dem ungeheuren Verrat, den man an Luther verübt habe. Nun war er gewohnt, seine Reiseerlebnisse täglich mit kurzen, trockenen Worten aufzuzeichnen. Aber bei solcher Kunde faßt ihn

ein heißer Schmerz, und die Worte, in denen er sich da Luft macht, kommen aus der Tiefe seiner Seele.

„Am Freitag vor Pfingsten (17. Mai, also kaum vierzehn Tage nachdem es geschehen war) im Jahr 1521 kam mir die Mähr gen Antwerpen, daß man Martin Luther so verräterisch gefangen genommen hätte. Denn da ihm der Herold des Kaisers Karl beigegeben war, so ward dem vertraut. Nachdem ihn aber der Herold bei Eisenach an einen unfreundlichen Ort gebracht hatte, sagte er, Luther bedürfe seiner nicht mehr und ritt von ihm. Alsbald waren zehn Reiter da, die führten verräterisch gefangen den verkauften, frommen, mit dem heiligen Geist erleuchteten Mann hinweg, der da war ein Nachfolger des wahren, christlichen Glaubens.

„Und lebt er noch oder haben sie ihn gemordet? Ich weiß es nicht. Aber er hat das gelitten um der christlichen Wahrheit willen, und darum, daß er gestrafet hat das unchristliche Papsttum, das da widerstrebt der Freilassung Christi mit seiner großen Last von menschlichen Gesetzen, und auch darum, daß wir dessen, was wir mit unserm Blut und Schweiß erworben, also beraubt und ausgezogen werden und dasselbe so schändlich von müßiggehendem Volk lästerlich verzehrt werde, indes die durstigen, kranken Menschen darob Hungers sterben (die Beschwerden deutscher Nation!). Und sonderlich ist mir noch das Schwerste, daß uns Gott vielleicht noch unter ihrer falschen, blinden Lehre lassen will, welche die Menschen, die sie Väter nennen, erdichtet und aufgesetzt haben, weshalb uns das göttliche Wort Gottes an vielen Orten fälschlich ausgelegt oder gar nicht vorgehalten wird. Ach Gott im Himmel, erbarme dich unser!

„Und wenn wir diesen Mann, der da klarer geschrieben hat, als irgend einer, der seit hundertundvierzig Jahren gelebt hat (damit gedenkt er des englischen Reformators Wiklif, gestorben 1384), und dem du solch' einen evangelischen Geist gegeben hast, verloren haben sollen — so bitten wir dich, o himmlischer Vater, daß du deinen heiligen Geist wiederum einem gäbest, der da deine heilige, christliche Kirche allenthalben wieder versammle, auf daß wir wieder einig und christlich zusammenleben und alle Ungläubigen, als da sind Türken, Heiden und Kalikuten, unserer guten Werke wegen von selbst zu uns begehren und den christlichen Glauben annehmen.

„Du willst aber, o Herr, ehe du richtest: so wie dein Sohn Jesus Christus durch die Priester sterben mußte, um vom Tode zu erstehen

und darnach gen Himmel zu fahren, daß es gleichermaßen auch deinem Nachfolger Martin Luther ergehe, den der Papst mit seinem Gelde verräterisch gegen Gott um sein Leben bringt. Du aber wirst ihn erquicken!

„Und wie du darnach, o mein Herr, verhängtest, daß Jerusalem dafür zerstört ward, also wirst du auch diese eigenmächtig angenommene Gewalt des römischen Stuhles zerstören.

„Ach Herr, gieb uns darnach das neue, geschmückte Jerusalem, das vom Himmel herabsteigt, davon in der Offenbarung geschrieben steht, das heilige, reine Evangelium, das nicht mit menschlicher Lehre verdunkelt sei!

„Sieht doch ein jeglicher, der da Martin Luthers Bücher liest, wie seine Lehre so klar und durchsichtig ist, da er das heilige Evangelium vorträgt. Und darum sind dieselben in großen Ehren zu halten und nicht zu verbrennen; es wäre denn, daß man seine Widersacher (will sagen deren Bücher), die allezeit der Wahrheit widerstreiten, auch ins Feuer würfe, mit allen ihren Meinungen, die da aus Menschen Götter machen wollen. Und müßte man dabei so verfahren, daß man dann wieder neue Drucke von Luthers Büchern hätte.“

Schließlich verfällt Dürer in seinem Jammer um den Verlust Luthers auf einen wunderlichen Ausweg. Erasmus, der zweideutige Mann (Seite 51 und 81), sollte das Werk des Abgeschiedenen fortsetzen.

„O Gott! Ist Luther tot, wer wird uns hinfort das heilige Evangelium so klar vortragen? Ach Gott! was hätte er uns noch in zehn oder zwanzig Jahren schreiben können! O ihr frommen Christenmenschen alle, helft mir fleißig beweinen diesen von Gott begeisterten Menschen und beten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann sende!

„O Erasmus von Rotterdam, wo willst du bleiben? Sieh, was die ungerechte Tyrannei, die weltliche Gewalt, die Macht der Finsternis vermag. Höre, du Ritter Christi! Reite hervor neben dem Herrn Jesus, beschütze die Wahrheit, erlange die Märtyrerkrone! Du bist ohnedies schon ein altes Männchen; ich hab' von dir gehört, daß du dir selbst nur noch zwei Jahre zugegeben hast, die du noch taugest, etwas zu thun. Diese lege wohl an, dem Evangelium und dem wahren christlichen Glauben zu Gute und lasse dich dann hören! Dann werden, wie Christus sagt, der Hölle Pforten — der römische Stuhl — nichts wider dich vermögen. Und wenn du hienieden deinem Meister Christo ähnlich würdest und Schande von den Lügnern in dieser Zeit erlittest,

und darum eine kleine Weile eher stürbest, so wirst du doch desto eher aus dem Tode in's Leben eingehen und durch Christum verherrlicht. Denn so du aus dem Kelche trinkest, den er getrunken hat, wirst du mit ihm regieren und richten mit Gerechtigkeit jene, die nicht redlich gehandelt haben.

„O Erasmus! halte dich zu uns, daß sich Gott deiner rühme, wie von David geschrieben steht; denn du kannst es thun und fürwahr, du kannst den Goliath fällen."

Erasmus hat diese Worte niemals vernommen, denn sie behielten in Dürers Tagebuch ihre stille und heimliche Stätte. Und wenn er sie vernommen hätte, so würde er keinen Beruf in sich verspürt haben, die ihm zugedachte Rolle zu übernehmen.

Aber wie Dürer, so seufzten viele im deutschen Volke: „Was soll nun werden, wenn Luther nicht mehr ist? Wird Gott einen neuen Propheten senden an seiner Statt?" und schauten mit Angst und Sorge sich um, wer unter den Besten und Angesehensten wohl zum Vollender des Reformationswerkes taugen könnte.

In der Nacht vom 4. zum 5. Mai, Sonnabend zu Sonntag, war Luther „aufgehoben" worden. Am Sonnabend darauf kam die Nachricht davon nach Worms. Kochläus, Luthers besonderer Feind, schickte sie von Frankfurt an Kardinal Albrecht von Mainz; der teilte sie um sechs Uhr Abends dem Nuntius Aleander mit, gleich mit vielen Einzelheiten.

In den nächsten Tagen traf Bote auf Bote ein, die Neuigkeit zu melden. Sie wußten die widersprechendsten Dinge zu berichten.

So viel ging aus allem hervor: Luther war unterwegs gefangen genommen und bei Seite gebracht worden. Und was Wunder, daß alsbald der allgemeine Verdacht gegen die päpstlichen Nuntien sich erhob, sie hätten die schnöde That angestiftet?

Aus jenen aufgeregten Tagen haben wir wieder einen Brief Aleanders nach Rom, Mittwoch, den 15. Mai geschrieben. Der giebt uns das beste Bild von dem Eindruck, den die unerwartete Kunde auf die verschiedenen Parteien beim Reichstage machte. Da schreibt Aleander:

„Am vergangenen Sonntage (genauer: schon am Abend vorher) kam die Nachricht, Martinus sei gefangen genommen worden, und es entstand ein großes Gerede, daß wir die Anstifter wären, nicht ohne ernste

Gefahr für uns, indem sie sagten, erstens: Martinus sei ein Mann des heiligen Geistes, und zweitens: wir hätten das freie Geleit gebrochen.

„Wir vermuteten aus vielen Ursachen, der Kurfürst von Sachsen stecke dahinter („der sächsische Fuchs," wie ihn Aleander ein andermal nennt), und diese Ansicht teilten mit uns auch der Kaiser und viele Fürsten, ja fast der ganze Hof. Als der Kurfürst von Sachsen merkte, daß man ihn in diesem Verdacht habe, erklärte er vor den zahlreich versammelten Fürsten, ‚er könne jeden Eid schwören, daß er nichts von der Sache wisse‘, und schien sehr erstaunt darüber. Indessen ist weder seinem Gesicht, das er immer zur Erde gekehrt hält, noch seinen Worten viel zu trauen, zumal in der Lutherschen Angelegenheit.

„Die Aufregung dauerte so zwei Tage; es kamen Boten auf Boten mit ähnlichen Neuigkeiten, die von Mund zu Mund gingen: Luther habe vier Tagereisen von hier den Herold zurückgeschickt und ihm einen eigenhändigen Schein über seine Entlassung ausgestellt, wie es sich in der That verhält. Dann ist er weitergereist und in eine Stadt namens Eisenach gekommen, acht oder zehn Tage von hier, dort hat er, wie es heißt, gepredigt und damit gegen den ausdrücklichen Befehl des Kaisers gehandelt; und weiter, erzählt man, ist er allein auf den Wagen gestiegen mit einem Bruder, die andern Doktoren hat er entlassen, und hat draußen im Lande einen seiner Freunde besuchen wollen, und so ist er auf dem Wege aufgehoben worden; seinen Gefährten aber hat man laufen lassen.

„Es kam auch einer zum Kaiser, der sagte — wie mir der Beichtvater mitgeteilt hat — er wisse, wo Martinus gefangen gehalten würde, nämlich von einem fränkischen Ritter, namens Hektor Behem, der seit einigen Monaten mit dem sächsischen Kurfürsten in Fehde liege und ihm zum Schimpf Luthern abgefangen hätte. Wenn dem nur so wäre; denn Luther hat ja doch das freie Geleit durch sein Predigen gebrochen."

Die Lutheraner beschuldigten außer den Nuntien noch den Kardinal Albrecht von Mainz, daß er sich an Luther vergriffen hätte. „Wollte Gott, er wäre so beherzt gewesen!" seufzt Aleander.

Seine und der Genossen Lage schildert er immer wieder auf das kläglichste:

„Genug, dieser ganze Hof tobte, und namentlich gegen uns. Man drohte uns, daß man, wenn das wahr wäre, zuerst uns töten würde und dann alle Priester, die in Deutschland zu finden wären.

„Aber das Übel verschlimmerte sich noch, als gestern neue Briefe

kamen mit der überraschenden Nachricht, daß man Luthern in einem Silberbergwerke tot aufgefunden habe, mit einem Stoßdegen durchbohrt.

„Das rief einen solchen Tumult hervor und sonderlich gegen mich, daß, als ich eben im Vorzimmer des Kaisers war, viele von den Großen zu mir gelaufen kamen und mir sagten, daß ich auch im Schoße des Kaisers nicht sicher sei; dann besuchte mich einer nach dem andern in meiner Wohnung, mir tausend Zusammenkünfte und Verschwörungen zu entdecken, die meinen Tod beschlossen hätten; und ähnliche Warnungen sind, wie mir Caricciolo sagte, auch ihm zugekommen. Wir aber werden auch fernerhin nicht weniger als bisher unsere Schuldigkeit thun, und wenn uns der Tod tausendmal gewiß wäre: Gottes Wille geschehe, dessen Sache wir vertreten."

Zum Schluß noch eine Nachricht, die wieder zeigt, wie Aleander und alle die Nichteingeweihten in Worms so ganz im Dunkeln tappten:

„Glaubwürdige Männer sagen und wollen darauf wetten, daß Luther auf der Feste Sickingens ist; aber das will mir nicht einleuchten, denn wenn Martinus etwa zehn Tagereisen von hier ist gefangen genommen worden, so würde ihn Sickingen sicher nicht so weit haben reisen lassen."

Um die Verwirrung völlig zu machen, so war dem Aleander sogar von einem Briefe aus Leipzig erzählt worden, wonach Luther unter großen Feierlichkeiten und unter großem Zulauf des Volks dort eingeholt worden wäre; und so schien es nicht unmöglich, daß die ganze Geschichte von Luthers Gefangennahme ein böser Scherz war, von den Lutheranern erfunden, um das Volk gegen die Nuntien und die Priesterschaft aufzureizen. „Das hat Gott bisher verhütet (nämlich, daß das Volk sich gegen die Geistlichkeit empörte), obwohl die Lutheraner in der That schändliche Angriffe gemacht haben auf verschiedene Rechtgläubige. Man sagt, Sickingen habe zwei Priester gefangen und drohe, noch so viele zu fangen, daß man schon Mittel und Wege finden würde, Luthern aus der Gefangenschaft freizulassen."

Indessen neigte sich der Reichstag seinem Ende zu und noch war eine letzte, endgiltige Entscheidung über Luther nicht gefallen.





Vierzehntes Kapitel.

Schluß des Wormser Reichstages.

Als die Fürsten und Stände des Reichs im Februar bei Kaiser Karl beantragten, er möge Luthern zum Verhör nach Worms fordern, baten sie denselben gleichzeitig, die Beschwerden der deutschen Nation gegen Rom abzustellen (Seite 79 f).

Wir haben gesehen, welchen Erfolg der eine Antrag gehabt hat: Luther wurde gerufen und stellte sich. War der andere Antrag ohne Folgen geblieben?

Karl V. konnte sich dem nicht wohl entziehen, auch hierin die Wünsche der deutschen Stände zu beachten; denn er hatte sich in seiner Wahlverschreibung (Band 1 Seite 564) ausdrücklich verpflichtet, Reformen der kirchlichen Verwaltung und des Finanzwesens beim Papste anzustreben. Nur das eine forderte er gleich anfangs von dem Reichstage: daß diese Beschwerden in keiner Weise mit der Sache Luthers vermengt würden (Seite 80).

Nun hatte ja gerade Luther die Beschwerden der deutschen Christenheit gegen Rom so klar und bündig wie keiner vor ihm zusammengefaßt: in seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. Sie war es, welche ihm die Gunst vieler auch unter den Fürsten des Reiches erworben hatte, die sonst seine neue Predigt vom Glauben weder billigten noch kannten. Und als der Reichstag dem Kaiser empfahl, ihn nach Worms zu laden, da thaten dies nicht wenige in der Hoffnung, daß man an ihm einen starken Bundesgenossen im Kampfe gegen die römischen Mißbräuche und Übergriffe haben werde.

Er brauchte nur in Sachen des Glaubens Zugeständnisse zu machen, so hätte ihm die Mehrheit der Stände sein Streiten gegen den Papst gerne zu gute gehalten; aber hartnäckigerweise und für die meisten, die ihm sonst geneigt waren, unbegreiflicherweise hielt er starr und steif an seinen irrigen Lehren fest und verhinderte so selber, daß seine Sache mit den Beschwerden der deutschen Nation vermengt wurden. Er kämpfte für Gewissensfreiheit, die deutschen Reichsstände nur für ihre Rechte und für ihren Geldbeutel.

Als der Kaiser sich bereit erklärte, die Beschwerden vom Reiche entgegenzunehmen, wählten die Stände einen Ausschuß, der sollte die Klageschrift abfassen.

Wer nun zu klagen hatte, der gab seine Meinung schriftlich an diesen Ausschuß ab. Herzog Georg von Sachsen war auch einer unter denen; er hatte eine Beschwerdeschrift gegen Rom, von seinen Räten fein ausgearbeitet, schon mit auf den Reichstag gebracht. Die umfaßte vierzehn Punkte und schloß mit den Worten:

„Die größte Verdamnis armer Seelen erwächst aus dem Ärgernis, so die Geistlichen geben. Darum ist vonnöten, daß eine gemeine Reformation geschieht, welches nicht bequemer denn durch ein gemeines Konzilium mag gebessert werden. Darum wir alle billig mit höchstem Fleiß auf's unterthänigste bitten, dasselbige also zu fördern."

Nicht nur weltliche Fürsten, sondern auch geistliche, reichten solche Klagschriften bei dem Ausschusse ein, und sie dienten nun als Vorlagen für die Arbeit des Ausschusses.

Derselbe begann seine Beratungen in den ersten Tagen des März, kam aber nicht eben schnell vorwärts. Die geistlichen Mitglieder zogen sich bald zurück, weil nicht nur der Papst, sondern auch die deutschen Priester und Bischöfe als dessen Mitschuldige heftig angegriffen wurden.

Anfang Mai hielt der Ausschuß seine letzten Sitzungen ab. Die Artikel, die er aufgestellt hatte, übergab er dem kaiserlichen Staatsrate. Hier kamen sie in Gegenwart Karls zur Verlesung und der Kaiser hatte nichts dagegen einzuwenden.

Und doch waren die Klagen und Forderungen, welche da im Namen des Reiches dem römischen Papste vorgehalten wurden, so scharf und nachdrücklich, daß es manchmal aussieht, als hätten die Männer im Ausschuß sich Luthers oder Huttens Feder geliehen! Nur die Lehre der römischen Kirche tasteten sie mit keinem Wörtlein an. So konnte der Gesandte von Pfalz-Neuburg heim schreiben:

„Man ersieht daraus, welche Wirkung Luthers und Huttens Schriften bei den Ständen hervorgebracht haben, ausgenommen, was den christlichen Glauben betrifft."

Es waren im Ganzen 101 Artikel, und wenn das Schriftstück sollte hier abgedruckt werden, so möchte es wohl vierzig Seiten füllen. Es hebt an:

„Nachdem die Römische Kaiserliche Majestät unter andern ihren Handlungen von Kurfürsten, Fürsten und gemeinen Ständen des Reichs begehrt hat: ob und was für Beschwerung deutscher Nation durch Päpstliche Heiligkeit und andere Geistliche aufgelegt sein sollen, mit der Stände Rat und Gutbedünken Ihrer Kaiserlichen Majestät unterthäniglich anzuzeigen — so sind deren etliche in der Eil' aufgeschrieben, wie hernach folget."

Die ersten Artikel richten sich gegen die Eingriffe des Papstes in die deutschen Rechtsverhältnisse und wissen viel zu klagen, was er „alles zu Abbruch und Schmälerung weltlicher Jurisdiktion (Rechtsprechung) und Obrigkeit" beansprucht und durchgeführt habe. Dann geht's gegen die Steuerschraube, die der Papst immer fester anzuziehen weiß und gegen alle die Gesetzwidrigkeiten, Mißbräuche und Bedrückungen, von denen schon oft die Rede gewesen ist (Band 1 Seite 584 ff).

Diese, von den weltlichen Ständen des Reiches einmütig vertretene, von den Geistlichen zum großen Teil unterstützte, vom Kaiser ohne Bedenken angenommene Schrift ist ein lautredendes, unwiderlegbares Zeugnis von den verrotteten Zuständen, welche unter der Herrschaft des Papsttums in der deutschen Christenheit eingerissen waren. Sie ist die öffentliche Bestätigung der von Luther gegen Rom erhobenen Anklagen durch das Reich. Und wenn es noch einer weiteren Bekräftigung bedürfte, so fänden wir sie in den Briefen des päpstlichen Nuntius Aleander. Er dringt immer und immer wieder darauf, daß durch den päpstlichen Stuhl die kirchlichen Mißbräuche, über die selbst gute Katholiken klagten, schleunigst abzustellen seien.

Freilich kam es zu einer Beratung und endgiltigen Erledigung der Beschwerden auf diesem Reichstage nicht. Der Ausschuß hatte seine Arbeit gethan, im kaiserlichen Rate waren die Artikel verlesen worden — dabei blieb es.

Und wie einstmals die Kirchenversammlung von Konstanz eifrig an einer Reformation des Papsttums und der Kirche arbeitete, aber den

Hus zum Scheiterhaufen verdammte, so hat diese Reichsversammlung zwar auch in ihrer Weise die Reformation der Kirche betrieben, aber Luthern geächtet.

Die Fürsten und Stände hatten dem Kaiser im voraus zugestanden: wenn Luther nicht widerrufe, was er wider den christlichen Glauben und die Sakramente gelehrt habe, so solle gegen ihn als gegen einen offenkundigen Ketzer verfahren werden (Seite 79). Luther hatte nicht widerrufen. Wenn nun der Kaiser den Reichstag beim Worte nahm, so konnte derselbe nichts dagegen einwenden, daß über Luther die Acht verhängt wurde.

Aber mußten nicht die Fürsten und Stände davor zurückschrecken, einen Mann zu ächten, der nicht aufgehört hatte, sich auf Gottes Wort und sein Gewissen zu berufen?

Ja, wenn sie allesamt Protestanten, evangelische Christen gewesen wären! Aber sie waren ohne Ausnahme gute katholische Christen, die noch nichts wußten von Glaubens- und Gewissensfreiheit und vielmehr dies für die erste Christenpflicht hielten, der Kirche zu gehorchen.

Es war ein ganz neues Recht, welches Luther für sich in Anspruch nahm, das Recht, zu glauben, was sein an Gottes Wort gebundenes Gewissen ihm befahl, gleichviel ob der Papst, die Konzile, die Kirchenväter, die ganze Christenheit anders lehre. Es war ein ganz neues Recht, das Recht, auf eigene Gefahr auch irren zu dürfen.

Und worauf gründete sich dieses Recht? Auf das Priestertum und Königtum eines jeden Gläubigen, welches Luther wiederentdeckt und frei an das Licht gestellt hatte. Wie er denn wenige Monate zuvor schrieb: Sind wir Priester, „wie sollten wir denn nicht auch Macht haben, zu schmecken und zu urteilen, was da recht und unrecht im Glauben wäre?“ Und bezeugte ein andermal: „daß den Christen nichts von Gesetzen mit irgend welchem Recht auferlegt werden kann, weder von Menschen noch von Engeln, außer so weit sie wollen; denn wir sind frei von allen.“ (Band 1 Seite 537. 594 f. 601. 607. 692 f. 722 ff.)

Der Grundsatz einer neuen Kirche war damit ausgesprochen, wenn Luther sagte: Ich kann allein das glauben, was ich auf Grund meiner

gewissenhaften Forschung in Gottes Wort für wahr erkannt habe. Der Grundsatz für die Gläubigen der alten Kirche, der mittelalterlichen, der römisch-katholischen Kirche war dagegen der: Ich glaube, was mir der Priester sagt. Freilich, die neue Kirche und der neue Grundsatz waren, genau zugesehen, älter als die alte Kirche und der alte Grundsatz; denn schon der Apostel Paulus hat gelehrt: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben" (Röm. 1, 17) und Christus selbst hat gesagt, daß die Kinder Gottes frei sind von aller Satzung der Menschen (Matth. 17, 26).

Aber die evangelische Freiheit sollte nicht so schnell und friedlich von der Welt anerkannt werden. Die Ansichten, welche durch Jahrhunderte für heilig gegolten und welche das damalige Geschlecht von den Vätern ererbt hatte, die waren nicht im Nu überwunden.

Wir verstehen's und rühmen's laut, wenn Luther hintritt vor die ganze Welt und ruft: „Ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" Damals haben es die Wenigsten verstanden.

Und ist's ein Wunder, wenn auch die Besseren vor dem neuen Geiste erschraken? Wohin sollte das führen, wenn jedermann auftreten konnte und sagen: „Ich weiche nicht von meiner Meinung, es sei denn, daß ihr mich aus der heiligen Schrift und durch klare Gründe überzeugt!" War dann nicht jedem Einfall, jedem Eigensinn Thür und Thor geöffnet? War dann nicht die Eine, heilige, christliche Kirche unmöglich?

Daß Luther sich dem Papste und seinen Ansprüchen nicht unterwerfen wollte, nahmen ihm die meisten Herren vom Reichstage nicht so übel. Aber nicht einmal das Ansehen der Konzilien anzuerkennen — das schien auch ihnen eine ketzerische Selbstüberhebung. Das war ein Bruch nicht nur mit Rom, sondern mit dem ganzen Mittelalter.

Zwar, einzelne fühlten es doch im tiefsten Innern der Seele, daß Recht und Wahrheit trotz alledem auf Luthers Seite sei.

Zu ihnen gehörte Lazarus Spengler, der mit zweien seiner Mitbürger als Abgesandter der freien Reichsstadt Nürnberg in Worms weilte.

Was wir zuletzt von ihm gehört haben, gereicht ihm nicht zur besonderen Ehre. Mit Pirkheimer verleugnete er sein Luthertum, als Eck ihn mit der Bannbulle ängstigte (Seite 5). Jetzt in Worms hat er von neuem zu Luther ein Herz gefaßt und ist ihm nicht mehr untreu geworden.

Mit hohen Worten berichtet er über Luthers Auftreten in Worms an den Nürnberger Rat. Er weiß es zu schätzen, daß derselbe nicht auf Menschenwort, sondern auf Gotteswort sich berufen habe, „damit Gotteswort frei und ungebunden bleibe und in allweg oben schwebe."

„Luther,“ sagt er, „hat sich in diesem Handel so tapfer, christlich und ehrbar gehalten, daß ich meine, die Romanisten sollten viel tausend Gulden darum geben, daß sie ihn des Orts nie erfordert, gesehen oder gehört hätten.“

Und wenn er von Luther nur mit Begeisterung redet, so gedenkt er mit Entrüstung der Fürsten und Herren, die über ihn richten wollten. Daß niemand meine, die hohen Herren hätten dort in Worms nur fleißig Sitzungen gehalten und ohne Unterlaß das Heil des Reiches ernstlich erwogen! Wenn man Spenglers Schilderung von ihrem Treiben hört, verliert man ein wenig die Ehrfurcht vor dem Reichstage. Er schreibt:

„Was die Stände des Reichs von Anfang des Reichstages bis nach Ostern ausgerichtet, hab' ich, der ich doch viel in Räten gesessen, nicht spüren mögen; das aber hab' ich befunden, daß der größte Teil des Reichstages, und fürnehmlich die Zeit der heiligen vierzehn Tage der Fasten, bis in die Marterwoche, mit täglichem Bankettieren, Trinkgelagen, übermäßigem Spielen und Zutrinken nicht allein von den Unterthanen, sondern auch von denen, welchen die Bürden des Reichs zu bedenken und zu beratschlagen befohlen ist und die sich dessen vor andern billig schämen und entsetzen sollten, zuvor aber von den fürnehmsten geistlichen Prälaten zugebracht ist. Denn ist es nicht schimpflich zu sagen, daß diese die ganzen Fasten Bankette gehalten, darinnen zu einer Mahlzeit über vierzig Gerichte zum köstlichsten zubereitet wurden? Und des sind die vordersten Häupter, und sonderlich die geistlichen, die größten Anrichter und Handhalter gewesen, welche auch selber fast alle Nächte gespielt und damit dem gemeinen Sprichwort genuggethan haben: ‚So der Abt Würfel legt, sind die Mönche zum Spiele bereit‘!

„Und auf daß mir hierin nicht mög' zugelegt werden, als ob ich deshalben zu weit laufen wollt', will ich auch mit Wahrheit anzeigen, daß auf eine Woche durch ein großes geistliches Haupt, ja der vordersten Häupter eins, 3400 Gulden, die andere Nacht aber — in der heiligen Fasten — durch einen andern hohen Standes auf einen Sitz bei 60 000 Gulden verspielet und von dem, der solche Summen gewonnen, dieselbe ganze Summe der 60 000 Gulden wieder auf einmal in die Schanze geschlagen und einem andern zugefallen ist. So haben ihrer etliche, Herren und Adlige, 72 an der Zahl, auf eine Nacht bei einem Bankett 1200 fränkische Maß Weins und darüber ausgetrunken.“

Das ist ein wenig erbaulicher Einblick, den uns der Nürnberger

Ratsschreiber da in das Treiben der Herren Reichsstände thun läßt. Und nimmt uns nicht Wunder, wenn er obendrein klagt, daß für des Reiches Ehre und Sicherheit wenig geschehen sei; die habe man „an den Nagel gehangen, daran auf etwa vielen Reichstagen andere dergleichen wichtige Obliegen des Reichs gehangen worden sind — da müssen sie bleiben."

Das waren freilich die Leute nicht, das edle und zarte Geheimnis christlicher Gewissensfreiheit zu begreifen.

Luthers Sache mußte noch zur ausdrücklichen Entscheidung gebracht werden. Das hatte Kaiser Karl den päpstlichen Nuntien mehr als einmal versprochen, und Aleander versäumte nicht, ihn immer und immer wieder daran zu erinnern.

Am 30. April endlich, vier Tage nach Luthers Abreise, schien das Ziel erreicht. Der Kaiser fragte da bei den Ständen an: wie jetzt gegen Luther, der ohne Widerruf und verstockten Sinnes abgereist sei, verfahren werden solle, ob die Acht und Aberacht oder eine andere Strafe über ihn zu verhängen sei.

Da gab es kein großes Widersprechen. Nach dem alten bestehenden Recht war Luther ein überwiesener, halsstarriger Ketzer und gebührte ihm die Acht. Und so ersuchte der Reichstag den Kaiser, Befehl gegen Luther zu erlassen, welchem sie sich anschließen würden. Der Kurfürst von Sachsen schwieg dazu; er mochte weder dafür noch dawider stimmen.

Diesen Erlaß gegen Luther abzufassen, übertrug der Kaiser — den päpstlichen Nuntien! Deutlicher konnte der Sieg des Papstes über Luther nicht offenbar werden.

Aleander hatte in seinem Leben noch keinen kaiserlichen Erlaß abgefaßt; aber wie gerne, wie eifrig unterzog er sich der ungewohnten Aufgabe! Er setzte sich hin und arbeitete die ganze Nacht durch: am andern Morgen konnte er schon das verlangte Schriftstück, das den Wittenberger Satan verderben sollte, dem Kaiser überreichen. Es war lang und ausführlich geraten; dem Papste war darin alle Ehrfurcht erwiesen; aber es gefiel dem Kaiser und seinen Räten wohl.

Aleander erwartete es nicht anders, als daß der Kaiser schnell seinen Namen darunter setzen und den Erlaß veröffentlichen würde. Die Stände hatten ja im voraus ihre Zustimmung erklärt.

Aber so eilig es der Kaiser und seine Räte soeben noch gehabt

hatten, als sie dem Aleander Auftrag gaben — auf einmal kam die Sache wieder in's Stocken. Der Kaiser beschloß, den Erlaß dem deutschen Staatsrat zur Prüfung zu übergeben und dieser — das wußte Aleander — pflegte die Geschäfte niemals schnell zu erledigen, und am allerwenigsten, wenn es galt, dem Papste einen Dienst zu thun; „denn," schreibt Aleander, „es sind etliche Lutheraner drin, etliche, die im geheimen Sold des Sachsen stehen, und Feinde der Geistlichkeit und zumal Roms sind sie alle."

Es war hart für den eifrigen Vertreter der päpstlichen Ansprüche, daß er immer wieder auf ungeahnte Hindernisse stieß, wenn er schon am Ziele zu sein glaubte.

„Woher diese plötzliche Veränderung," fragte er sich, „die unter keinen Umständen gut ist? Einige sagen, die Schweizer seien die Ursache, welche auf Seiten des Franzosen stehen sollen, im geheimen Einverständnis mit dem heiligen Vater; andere sind der Meinung, daß man die Sache hinziehen will, bis etliche abgereist sind, vor allem der Sachse, damit es nicht aussehe, als verhänge man die Acht ihm zum Trotz."

In der That sah sich Kaiser Karl durch politische Erwägungen mannigfacher Art veranlaßt, die Ächtung Luthers minder eilig zu betreiben. Eben damals fing er an, selbständiger die Regierungsgeschäfte in die Hand zu nehmen, da sein Erzieher und erster Minister, der Herr von Chievres, schwer erkrankte und noch im Monat Mai verstarb. Und da zeigte sich der junge Fürst sogleich als der klug rechnende Staatsmann, der er zeitlebens gewesen ist.

Aleanders Andeutungen mochten zutreffen: die Haltung Leos X. in dem nicht mehr zweifelhaften Kriege mit Frankreich war noch immer nicht klar und sicher, und auf den Kurfürsten Friedrich und seine Gesinnungsgenossen mußte auch noch Rücksicht genommen werden: der Kaiser brauchte ihre Zustimmung zu gewissen Forderungen, die ihm sehr am Herzen lagen.

So schwebte Aleander noch drei Wochen lang zwischen Furcht und Hoffnung. Zwar ließ es der Kaiser an Versicherungen nicht fehlen, daß es ihm mit der Achtserklärung heiliger Ernst sei und Aleander schenkte mit Recht seiner Gesinnung ein unverändertes Zutrauen. Auch wurde der Erlaß ungewöhnlich schnell ins Deutsche übertragen und am 8. Mai in seiner endgiltigen Gestalt festgestellt, ohne daß er, wie der Kaiser zuerst befohlen, noch erst dem Staatsrat vorgelegt worden wäre. Aber den gesammten Reichsständen sollte er noch einmal mitgeteilt werden, damit

nichts unterbliebe, um ihn nach deutschen Rechtsbegriffen für jedermann bindend und zwingend zu machen.

Indessen, ehe es dahin kam, reiste der Kurfürst Friedrich von Sachsen von Worms ab. Er hatte als Schirmherr Luthers keinen angenehmen Stand. Sein Herz war mehr denn jemals gut Lutherisch, und mit Schmerzen sah er die unabwendbare Gefahr über dem Haupte seines Professors. So schrieb er am 4. Mai an seinen Bruder Johann:

„Martinus' Sache steht so, daß man ihn ganz verfolgen will. Davor will nichts helfen. Es steht bei Gott, der wird es ihm sonder Zweifel wohl schicken. Hilft mir Gott zu Euer Liebden, so will ich Euer Liebden Wunder davon sagen, daß es Gottes Werk ist, und nicht der Menschen. Euer Liebden glauben mir, daß nicht allein Hannas und Kaiphas wider Martinum sind, sondern Pilatus und Herodes“ (d. h. nicht allein Papst und Geistlichkeit, sondern auch der Kaiser und die weltlichen Fürsten).

Bei aller Vorsicht ließ er sich doch verlauten, daß er Luthers Glauben für den wahrhaftigen katholischen Glauben halte. So äußerte er einmal zu Kurfürst Joachim von Brandenburg: „Ich muß mich darüber verwundern, daß unser Glaube so lange des Lichtes entbehrt hat, welches durch Luther ist enthüllt worden.“

Friedrichs schwere Leibesgebrechen genügten vollständig, um ihm die kaiserliche Erlaubnis zur Abreise zu erwirken; das hielt überhaupt nicht so schwer — einer von den Reichsständen nach dem andern machte sich los, „wie im Herbst die Blätter von den Bäumen,“ sagte Aleander. Am 23. Mai verließ Friedrich Worms; der Kurfürst von der Pfalz begleitete ihn.

So war man längst nicht mehr vollständig versammelt, als der Kaiser am 25. den Reichstag feierlich und förmlich für geschlossen erklärte. Er entbot den Versammelten seinen kaiserlichen Dank für den guten Willen und treuen Gehorsam, den sie ihm bewiesen, insonderheit für die Truppen, die sie ihm zu seinem Römerzuge bewilligt — und in der That, so wenig schließlich das alles war, so hatte dieser Kaiser doch mehr durchgesetzt, als seine Vorgänger seit lange.

Dabei ersuchte er die Stände, noch einige Tage zu warten, da es noch einige Sachen zu erledigen gebe.

Zu diesen Sachen gehörte auch die Acht über Luther.



Fünfzehntes Kapitel.

Die Acht.

Sonnabend, den 25. Mai, nachmittags 3 Uhr, fand die Schlußsitzung des Wormser Reichstages statt. Als der Kaiser wiede nach seiner Wohnung ging, geleiteten ihn der Sitte gemäß die Versammelten: vier Kurfürsten, nämlich die drei geistlichen Kurfürsten und der von Brandenburg, und viele Fürsten.

Am Bischofshofe angelangt, wollten sich die Herren verabschieden, aber der Kaiser hielt sie fest. Jetzt eben hielt er den Zeitpunkt für gekommen, die Luthersche Sache zum Abschluß zu bringen.

Es war alles mit den päpstlichen Nuntien, vornehmlich mit Aleander verabredet. Sie warteten in den kaiserlichen Gemächern auf die Rückkehr Seiner Majestät.

Als nun Kaiser Karl mit den Herren, die ihm das Geleite gegeben, dazu der ganze spanische Hof und die anwesenden Italiener im Saale des Bischofshofes versammelt waren, ließ der Kaiser die päpstlichen Gesandten rufen und ließ sich von ihnen das jüngst an ihn eingelaufene Schreiben des Papstes überreichen. Er kannte es schon ganz genau; denn Aleander hatte es ihm zuvor ins Französische übersetzt, und er hatte es drei oder viermal mit großem Wohlgefallen gelesen. „Das lateinische Breve hebt auf," hatte er gesagt, „bis ich Euch sagen werde, wann Ihr's überreichen sollt."

Jetzt las nun der Großkanzler Gattinara mit lauter Stimme die neueste Kundgebung des Papstes vor. Die deutschen Fürsten hörten aufmerksam zu, die italienischen und spanischen Herren jubelten.

Auch jedem Kurfürsten wurde ein solches Schreiben überreicht und mit gebührender Ehrfurcht in Empfang genommen.

Darauf wurde die Versammlung entlassen; nur die Kurfürsten und einige andere behielt der Kaiser noch bei sich.

Und nun ließ er sich den Erlaß bringen, den Aleander schon vor drei Wochen entworfen hatte, der schon seit dem 8. druck- und vollzugsfertig dalag — er hatte lange genug gezaudert.

„Dies ist das Edikt," sagte er, „das ich in der Sache Luthers vollstrecken will; ihr werdet es sehen."

Es wurde vorgelesen. Alle hörten es mit großer Spannung.

Zum Schluß erklärte Kurfürst Joachim von Brandenburg unter Zustimmung und im Namen aller: daß ihnen das Edikt wohlgefalle und daß man es vollstrecken solle, ohne ein Jota daran zu ändern; denn das sei Meinung und Beschluß aller Reichsstände gewesen.

Draußen vor dem Bischofshofe hatte sich inzwischen eine Menge Menschen angesammelt; denn es war ruchbar geworden, daß der Kaiser endlich in Sachen Luthers das letzte Wort reden wollte. Man erwartete, daß es günstig für Luther ausfallen würde, weil man gut wußte, daß er immer und immer wieder gezögert hatte, die Acht zu verhängen.

Jetzt ging die Nachricht wie ein Lauffeuer durch die Stadt, daß Luther geächtet sei. Die Spanier, Italiener und auch viele Deutsche thaten laut ihre Freude darüber kund; die Lutheraner aber waren sehr betrübt, hier und da rotteten sie sich zusammen und machten ihrem Unwillen mit Murmeln und Schelten Luft.

Aleander konnte die ganze Nacht nicht schlafen, teils vor Freude, teils vor Furcht, es möchten noch heimliche Ränke der Lutheraner ihn um die endlich erreichte Frucht seiner Arbeit bringen. Noch trug die Urkunde nicht des Kaisers Unterschrift! Doch er brauchte nichts mehr zu fürchten.

Am andern Morgen — es war ein Sonntag — eilte Aleander in aller Frühe in den kaiserlichen Palast, um die letzten Schritte zu thun. Der Großkanzler hatte das Zipperlein; das kam dem Nuntius eben recht, denn dessen Vertreter war ihm ganz ergeben. So brachte er alles in Ordnung. Zuvor mußte der Fürstprimas Albrecht von Mainz unterschreiben, der Erzkanzler des Reiches, dann erst ging die Urkunde an den Kaiser.

Es war gerade das Fest der heiligen Dreieinigkeit; der Kaiser wohnte mit seinem Hofstaate dem Gottesdienste bei. Als Predigt und

Hochamt vorüber waren, trat Aleander mit den Dokumenten an ihn heran und bat um seine Unterschrift.

Karl lächelte und sagte zu ihm auf Französisch: „Ich weiß wohl daß Ihr nicht schlafet."

Und mit offenbarem Wohlgefallen und heiterer Miene nahm er die beiden Schriftstücke, das deutsche und das lateinische, und unterschrieb sie gleich in der Kirche.

„Inmitten der Kirche," berichtete Aleander von diesem großen Augenblicke nach Rom, „in Gegenwart der Kardinäle von Mainz und Sitten, vieler hohen Fürsten und aller Welt unterzeichnete er mit seiner gesegneten Hand die beiden Mandate, so guten Mutes, daß er ganz erfreut zu sein schien."

Als die Unterschrift vollzogen war, sagte er wiederum lächelnd zu Aleander:

„Nun werdet Ihr doch mit mir zufrieden sein."

„Gewiß, Majestät," antwortete der Nuntius, „aber noch viel größere Genugthuung wird Seine Heiligkeit der Papst, der heilige Stuhl und die ganze Christenheit empfinden und sie werden Gott danken, daß er uns einen so guten, heiligen und frommen Kaiser geschenkt hat, den Gott erhalten möge und fördern in diesen seinen heiligen Vorsätzen, durch welche Eure Majestät sich immerwährenden Ruhm und bei Gott eine ewige Belohnung erworben haben."

Nach der Mahlzeit wurden die Dokumente gesiegelt, noch einmal vom Erzkanzler des Reichs unterzeichnet, registriert und so, endlich fertig und vollendet, dem Aleander übergeben. „Endlich sind sie in meiner Hand," schrieb der noch am selben Tage nach Rom, „und ich weiß, daß sie mir nicht mehr entwischen werden!"

Die deutsche Fassung gab er sogleich in Druck und befahl, Tag und Nacht daran zu arbeiten, damit die Abzüge noch vor der Abreise des Kaisers zur Verteilung kämen, welche auf den kommenden Donnerstag festgesetzt war. „Ich werde nicht ermangeln, es morgen oder Dienstag dem ganzen Reichstage und der Stadt durch Herolde und Trompetenschall feierlich verkündigen zu lassen." So schreibt der päpstliche Nuntius von einer Handluug, die allein der kaiserlichen Majestät zustand, als ob er das aus eigener Machtvollkommenheit thun werde!

Aber in Wahrheit hatte der Kaiser dem Nuntius in dieser Sache ganz freie Hand gegeben. Auf seinen Eifer konnte er sich verlassen. Aleander versäumte nichts. Gleich am Sonntag gab er einem Dominikane

das Thema zu der Predigt, welche am Mittwoch vor dem kaiserlichen Palaste die feierliche Verbrennung von Luthers Schriften einleiten sollte.

Und alles ging, wie Aleander es anordnete. Am Tage vor der Abreise Kaiser Karls, Mittwoch, den 30. Mai, flammte auf dem Marktplatz der Scheiterhaufen, der die Bücher des gebannten und geächteten Mönches verzehrte, zum Zeichen, daß es mit dem kaiserlichen Erlaß Ernst sei.

Und von Worms ging die Achtserklärung hinaus in das ganze deutsche Reich.

Das Wormser Edikt ist zu umfangreich, als daß es unverkürzt hier abgedruckt werden könnte. Aber so wichtig ist es doch für die Geschichte Luthers, wie für die Geschichte des deutschen Volkes und der Christenheit, daß wir die Hauptstellen daraus wiedergeben müssen.

Nach dem gewöhnlichen Eingang solcher kaiserlichen Erlasse thut der Kaiser seinen Andächtigen und Getreuen folgendes kund:

„Nachdem Unserem Kaiserlichen Amt zustehet, nicht allein den Bezirk des heiligen römischen Reichs — so Unsere Vorfahren deutscher Nation, um der heiligen römischen und gemeinen Kirchen Beschirmung willen, durch die göttliche Gnade mit ihrem schweren Blutvergießen an sich gebracht haben — durch Austilgung und Unterdrückung der Ungläubigen zu erweitern, sondern auch nach der Regel, die von der heiligen römischen Kirche bisher gehalten ist, Vorsehung zu thun, daß keine Beflecknng der Ketzerei in dem römischen Reich unsern Glauben verunreine, und ob dergleichen jetzt angefangen hätte, mit allem Fleiß auszutilgen:

„Deshalb bedenken Wir: wo solches je einem Unserer Vorfahren zu thun gebühret, daß Uns die Bürde dieser Pflicht viel höher und mehr aufgelegt ist, nachdem des allmächtigen Gottes unmäßliche Gütigkeit zu Beschirmung und Mehrung seines heiligen Glaubens Uns mit viel Königreichen und Landen und mehrer Macht, denn vor manchen Jahren je einen Unserer Vorfahren, am Reiche versehen und begabt hat.

„Darum, wo Wir etliche Ketzereien, so innerhalb dreier Jahre in deutscher Nation entsprungen und vormals durch die heiligen Konzilien und der Päpste Satzungen mit gemeiner Kirchen Verwilligung wahrlich verdammt und jetzt von neuem aus der Höllen gezogen sind, tiefer einwurzeln lassen und aus Unsrer Versäumnis gedulden: so

würde Unser Gewissen merklich beschwert und Unsers Namens ewige Glorie im glückseligen Eingang Unserer Regierung mit einem dunklen Nebel umfangen.

„Dieweil nun ungezweifelt, auch allen unverborgen ist, wie weit die Irrungen und Ketzereien von dem christlichen Wege abweichen, die einer, genannt Martin Luther, vom Augustinerorden, in der christlichen Religion und Ordnung, sonderlich in der durchlauchtigsten deutschen Nation als einer unaufhörlichen Zerstörerin alles Unglaubens und aller Ketzerei, einzuführen sich untersteht — in der Gestalt, daß dadurch die ganze deutsche Nation und nachmals alle andern Nationen in eine unmenschliche Zertrennung und erbärmlichen Abfall guter Sitten, des Friedens und christlichen Glaubens kommen würden —

„Deshalb ist nicht unbillig Unser heiliger Vater Papst, Leo der Zehnte, der heiligen römischen und gemeinen christlichen Kirche oberster Bischof, dem die Sorge und Vorsehung der Sachen, so den christlichen Glauben antreffen, sonderlich zustehet, bewegt worden, denselben Luther anfänglich väterlich und mildiglich zu warnen und zu ermahnen“ u. s. w.

Hier folgt die Geschichte der Maßregeln, welche der römische Papst gegen Luther getroffen hatte, bis zur endlichen Verhängung des Banns. Dann heißt es von der Bannbulle:

„Dieselbe hat Seine Heiligkeit Uns als des christlichen Glaubens wahrem und obersten Beschirmer und des heiligen päpstlichen Stuhls und der römischen und gemeinen christlichen Kirche Advokaten durch seinen Nuntius und Botschafter, so Seine Heiligkeit deshalb sonderlich zu Uns verordnet, zugesandt, mit Begehr und Erforderung, Unsrer Pflicht nach und aus Obrigkeit und Gerechtigkeit Unsers Kaiserlichen Amtes, Seiner Heiligkeit die Hilfe des weltlichen Schwertes zur Rettung des christlichen Glaubens mitzuteilen, und allenthalben im heiligen römischen Reiche, sonderlich in deutscher Nation, zu befehlen und zu gebieten, alles und jedes, das in der Bullen begriffen ist, unübertretlich zu halten und darin Exekution und Vollziehung zu thun.

„Und wiewohl wir nach Überantwortung der päpstlichen Bulle solche Ermahnung, und zuletzt die Verdammnis des Luther, an vielen Orten in deutscher Nation verkündiget, auch zu Köln, Trier, Mainz und Lüttich zu exequieren und vollziehen geboten haben:

„So hat sich doch Martin Luther darüber nicht erkennet, gebessert, noch seinen Irrsal widerrufen, noch von päpstlicher Heiligkeit Absolution und gnädige Wiederaufnahme in die heilige christliche Kirche begehrt; sondern ist wie ein Wütender auf eine offenbare Unterdrückung der heiligen Kirche verfallen und hat viel böse Frucht seines verkehrten Gemüts und Verstands durch viel gehäufte Bücher täglich ausgebreitet.“

Folgt eine Aufzählung der von Luther in seinen Schriften vorgetragenen Irrtümer, die teilweise richtig wiedergegeben, teilweise entstellt und erfunden sind. Da heißt es u. a.:

„Sonderlich verachtet er auch der heiligen Väter Ansehen, die von der Kirche angenommen sind, und nimmt gänzlich hinweg Gehorsam und Regierung (man vergleiche dagegen Band 1 Seite 595 und 600 ff: Luther hat nichts lauter gepredigt, als das Recht weltlicher Obrigkeit!) und schreibt beiläufig gar nichts andres, als was zu Aufruhr, Zertrennung, Krieg, Totschlag, Räuberei und zu ganzem Abfall vom christlichen Glauben gereicht und dienet. Denn wie er lehret ein frei, eigenwillig Leben, das von allem Gesetze ausgeschlossen und ganz viehisch ist: also ist er ein freier, eigenwilliger Mensch, der alle Gesetze verdammt und verdrückt, wie er denn die geistlichen Gesetze öffentlich zu verbrennen kein Entsetzen oder Scheu gehabt hat. Und wo er das weltliche Schwert nicht mehr, denn des Papstes Bann und Buße gefürchtet, so hätte er den weltlichen Rechten viel Böseres gethan.

„Er schämet sich auch nicht, wider die heiligen Konzilien öffentlich zu reden und sie nach seinem Willen öffentlich zu schmälern und zu verletzen; von denen er sonderlich das Konzil zu Konstanz allenthalben mit seinem befleckten Munde schwer antastet und nennet es, der ganzen christlichen Kirche und deutscher Nation zu Schmach und Verkleinerung, ‚eine Synagoge des Teufels‘, und die, so dabei gewesen sind, Johann Hussen um seiner ketzerischen Handlung willen zu verbrennen verordnet haben, nämlich Unsere Vorfahren Kaiser Siegmund, auch des heiligen Reichs Fürsten und gemeine Versammlung ‚Endchristen‘ und ‚des Teufels Apostel‘, ‚Totschläger‘ und ‚Pharisäer‘, und sagt, daß alles das, so in demselben Konzil um Hussens Irrsal wegen verdammt worden, christlich und evangelisch sei; aber die Artikel, so dasselbe Konzil angenommen und beschlossen hat, will er keineswegs zulassen. Und ist mit seinem Gemüt in eine solche Unsinnigkeit verfallen, daß er

sich rühmet: ‚sei der gedachte Hus einmal ein Ketzer gewesen, so sei er zehnmal ein Ketzer‘.

„Und damit alle andern unzählbaren Bosheiten des Luther um der Kürze willen unerzählt bleiben, so hat dieser einige, nicht als ein Mensch, sondern als der böse Feind in Gestalt eines Menschen mit angenommener Mönchskutte, mancher Ketzer aufs höchste verdammte Ketzereien, die lange Zeit verborgen blieben sind, in eine stinkende Pfütze versammelt und selbst etliche von neuem erdacht, giebt vor, er predige den Glauben, damit er den wahren rechten Glauben zerstöre und unter dem Namen und Schein der evangelischen Lehre allen evangelischen Frieden und Liebe, auch aller guten Dinge Ordnung und den allerschönsten Stand der Christenheit umkehre und unterdrücke.

„Solches alles haben Wir zu Herzen gefasset und haben sonderlich dieser Sachen halber des heiligen Reichs Kurfürsten, Fürsten und Stände jetzt hier zu Worms mehrmalen zu Uns berufen und dieselbe Sache mit hohem Fleiß, wie denn die merkliche Notdurft erfordert, trefflich bewegt und mit einhelligem Rat und Willen Uns zu dieser nachfolgenden Meinung vereinigt.“

Hierauf wird das ganze Verfahren des Reiches in Sachen Luthers ausführlich dargelegt und Luthers Verhalten gekennzeichnet; in welchem Sinne, das mag ein jeder sich leicht selber zusammenreimen. So heißt es z. B. von Luthers Verantwortung am 18. April:

„Hat also in Unsrer und der Stände Gegenwart die heiligen Konzilien unmildiglich und unverschämt verspottet, verdammt, geschmäht und gänzlich verachtet, und zuvor das von Konstanz, so der deutschen Nation zu ewiger Ehre Frieden und Einigkeit wiedergegeben.“

Man sieht aus diesem Satze wieder, wie Aleander, der Verfasser des Edikts, seiner schlauen Kampfesweise bis zuletzt treu blieb: immer aufs neue kam er auf das Konzil von Konstanz zu reden, das ihm und allen Papisten ein Dorn im Auge war, und that, als läge ihm nichts anderes am Herzen, als dessen Ehre zu wahren (Seite 73. 76. 77).

Weiterhin wird sein Vorbehalt, daß er aus der heiligen Schrift überwiesen sein wolle, scharf getadelt:

„ . . . soll Martin Luther geantwortet haben, daß er aus seinen Schriften nicht die wenigste Silbe verwandeln wolle, es sei denn, daß er von einem gelehrten Manne überwunden werde — doch nach seiner

Regel und nicht aus den Konzilien, noch aus kaiserlichen oder christlichen Gesetzen, noch aus einiger Väter Meinung, wie heilig die sind, sondern allein aus den Worten der heiligen Schrift, die, wie er vermeint, nach seinem Sinn, zu Ersättigung seines zufälligen Gemüts verstanden werden soll.

„Weil sich nun die Sache dermaßen verlaufen hat und Martin Luther also ganz verstockt in seinen offenbaren ketzerischen Meinungen verharret und darum von allen denen, die Gottesfurcht und Vernunft haben, für unsinnig oder mit dem bösen Geiste besessen geachtet wird, haben Wir ihn laut Unserm Geleit auf den 25. April hinwegziehen lassen und zuletzt zu andern füglichen Heilmitteln wider diese schwere giftige Seuche gegriffen — wie hiernach folgt:

„Am Ersten, zum Lob des Allmächtigen und zur Beschirmung des christlichen Glaubens, auch zu gebührlicher Ehre des römischen Bischofs und Stuhls, in Kraft des Amts Unsrer Kaiserlichen Würdigkeit, Hoheit und Macht, dazu mit einhelligem Rat und Willen der Kurfürsten, Fürsten und Stände des heiligen Reichs, jetzt hier versammelt, haben Wir zum ewigen Gedächtnis des Handels, zu Vollstreckung der Bulle, so Unser heiliger Vater Papst als dieser Sachen ordentlicher Richter hat ausgehen lassen, den gedachten Martin Luther als ein von Gottes Kirche abgesondertes Glied, einen verstockten Zertrenner und offenbaren Ketzer von Uns und auch allen und jedem insonderheit zu achten und zu halten anerkennet und erklärt.

„Und thun das zu wissen in Kraft dieses Briefes und gebieten darauf euch allen und jedem besonders, bei den Pflichten, damit ihr Uns und dem heiligen Reiche verbunden seid, auch Vermeidung der Strafe des Majestätsverbrechens und Unsrer und des Reichs Acht und Aberacht, dazu Entfernung von allen Regalien (fürstlichen Hoheitsrechten), Lehen, Gnaden und Freiheiten, so ihr bisher von Unsern Vorfahren, Uns und dem heiligen Reiche gehabt, ernstlich mit diesem Brief;

„und wollen, daß ihr sämtlich und sonderlich, nach Ablauf der obberührten zwanzig Tage (während welcher das freie Geleit noch galt), die sich auf den 14. Tag dieses gegenwärtigen Monats Mai enden, den vorgemeldeten Martin Luther nicht hauset, höfet, äzet, tränket, noch enthaltet, noch ihm mit Worten oder Werken, heimlich oder öffentlich, keinerlei Hilfe, Anhang, Beistand oder Fürschub beweiset, sondern, wo ihr ihn alsdann ankommt und betretet

und des mächtig sein mögt, ihn gefangen nehmet und Uns wohl bewahrt zusendet, oder das zu thun bestellet, oder Uns zum wenigsten, so er zu Handen gebracht wird, solches unverzüglich verkündet und anzeigt und ihn dazwischen also gefangen haltet, bis euch von Uns Bescheid gegeben wird, was ihr ferner nach Ordnung der Rechte gegen ihn handeln sollt; für welches heilige Werk, auch eure Mühen und Unkosten, ihre ziemliche Ergetzlichkeit empfahen werdet.

„Aber gegen seine Mitverwandten, Anhänger, Enthalter, Fürschieber, Gönner und Nachfolger und derselben bewegliche und unbewegliche Güter sollt ihr in Kraft der heiligen Verfassung und Unsrer und des Reichs Acht und Aberacht dieser Weise handeln: nämlich, sie niederwerfen und fahen und ihre Güter zu euren Händen nehmen und sie zu euerm eignen Nutzen verwenden und behalten ohne männigliche Verhinderung; es sei denn, daß sie durch glaublichen Schein anzeigen, daß sie diesen unrechten Weg verlassen und päpstliche Absolution erlangt haben.“

Des Weiteren geschieht hierauf Befehl, „Luthers vergiftete Schriften und Bücher, als welche zu einem großen Auflauf, Schaden und Ketzerei in Gottes Kirche dienen, mit Feuer zu verbrennen und in dem und anderem Wege gänzlich abzuthun, zu vernichten und zu vertilgen.“

Dazu sollen auch „Feinds- und Schmachschriften wider Unsern heiligen Vater Papst, Prälaten, Fürsten, Hochschulen und derselben Fakultäten und andere ehrsame Personen,“ überhaupt Schriften, die „sich von den guten Sitten und der heiligen römischen Kirche abwenden“, nicht mehr geschrieben, gedruckt, verkauft und behalten werden, bei schwerer Strafe.“

„Damit auch solches alles und andre Ursachen künftigen Irrsals abgeschnitten und das Gift derer, die solche Schriften dichten und machen, ferner nicht ausgebreitet und die hochberühmte Kunst der Druckerei allein in guten und löblichen Sachen gebraucht und geübet werde: so gebieten Wir in Kraft dieses Unsers Edikts, das Wir hiermit für ein unzerbrechlich Gesetz erkennen, daß hinfort kein Buchdrucker oder jemand anders, er sei, wer er wolle, in dem heiligen römischen Reiche Bücher, in denen etwas begriffen wird, das den christlichen Glauben wenig oder viel anrühret, drucke oder nachdrucke ohne Wissen und Willen des Ordinarius (zuständigen Bischofs) desselben Orts oder

seines Vertreters und Verordneten, mit Zulassung der theologischen Fakultät einer nächstgelegenen Universität."

Auch für alle übrigen (weltlichen) Schriften wird die Bücherzensur angeordnet und in die Hände des Bischofs gelegt. Wer dem zuwiderhandelt, wird mit Bann und Acht bedroht.

„Und damit dem alle Vollziehung geschehe und Glauben geschenkt werde, so haben Wir diesen Brief mit Unserm Kaiserlichen Insiegel besiegelt, der gegeben ist in Unsrer und des heiligen Reichs Stadt Worms, am 8. Tage des Monats Mai, nach Christi Geburt im 1521ten, Unserer Reiche, des römischen im zweiten und der anderen im sechsten Jahre."

Folgen die Unterschriften.

Als Kaiser Karl V. diesen Erlaß unterzeichnet hatte, schrieb Aleander in hellem Jubel nach Rom:

„Fast hätte ich begonnen mit den Versen des Dichters Ovid, die ich als Knabe gelernt habe:

‚Freut euch, jubelt mit mir, ihr Freunde alle:
Das ich gestellt, das Tier ging mir in die Falle!'

„Aber, indem ich mich besinne, daß das Werk, um das es sich handelt, ein religiöses und frommes ist, gilt es abzulegen, was kindisch ist (1. Kor. 13, 11), und auszurufen mit dem heutigen Feiertage: ‚Gebenedeiet sei die heilige Dreieinigkeit und ungeteilte Einigkeit, wir wollen sie anbeten, denn sie hat uns Barmherzigkeit widerfahren lassen.'"

In Wahrheit, Aleander hatte allen Grund zu triumphieren. Luther hatte gewagt, wider Rom zu kämpfen, und war unterlegen; er hatte sich erfrecht, dem Banne zu trotzen, nun lastete auch des Reiches Acht auf ihm.

Und wer hatte es dahin gebracht?

Genau zugesehen, Aleander, allein mit dem Kaiser im Bunde.

Zwar wenn einmal Luther nach dem alten Rechte des Reiches und der Kirche gerichtet werden sollte, mußte es zur Verurteilung kommen; denn weder die kaiserlichen, noch die päpstlichen Gesetze hatten Raum für die Glaubensfreiheit, die er forderte.

Aber daß man eben das alte Recht auf ihn anwandte und nicht sich beugte vor der Macht seiner geistgesalbten Persönlichkeit, daß man

ihn, der sich auf Gott und sein Gewissen berief, mit Menschensatzungen und weltlicher Gewalt wollte zum Schweigen bringen, das hat Aleander mit Hilfe des Kaisers durchgesetzt.

Luthers Ächtung war wohl die erste Staatshandlung, die der junge, einundzwanzigjährige Kaiser selbständig vollzog. Diesem Ketzer seinen Lohn zu geben, das war ihm Herzenssache; und wenn er zauderte, so so waren es Gründe der Staatskunst, die ihn dazu nötigten.

Aleander wird nicht müde, in seinen Berichten an den päpstlichen Stuhl das Lob des Kaisers zu singen.

„Ich kann nicht umhin," schreibt er wieder an jenem denkwürdigen 26. Mai, „von diesem ruhmvollen Kaiser zu schreiben. In allen meinen Briefen habe ich gesagt, daß er der beste Mann auf Erden ist, und nun erkennt man von Tag zu Tage klarer, daß er nicht minder klug als gut ist. Denn täglich leuchtet aus seinen Handlungen ein mehr als menschliches Urteil hervor und, wie man jetzt sieht, behandelt er die Dinge um so klüger, wenn er ohne seinen Erzieher (den sterbenskranken Chievres) handelt. Seine plötzlichen Entschließungen sind oft begründeter und sicherer, als die lange überlegten mancher alten Staatsmänner."

Beispielsweise schildert nun Aleander Karls Haltung in der Lutherschen Sache: wie er die Entscheidung so lange hingezogen habe, bis die Stände ihm Unterstützung in dem Kriege gegen Frankreich zusagten „und erklärten, unter keiner Bedingung ihren Kaiser im Stiche lassen zu wollen. Sobald der Kaiser nach diesem Beschluß sich am Ziele seiner Wünsche sah, betrieb er die Erledigung unserer Sache ebenso geschickt, wie bereitwillig, und ganz selbständig. Mich bedünkt, daß er niemals irrt, außer wenn er sich von anderen leiten läßt, mag er es nun aus göttlicher Eingebung haben oder — ich weiß nicht, woher sonst.

„Das steht fest: obgleich wir in diesem Lutherschen Handel endlose Verdrießlichkeiten gehabt haben, so hat die Sache doch auf die Weise, wie der Kaiser sie geleitet hat, einen ungleich besseren Ausgang gewonnen, als wenn er gleich zu Beginn des Reichstages das Edikt erlassen hätte.

„Für alles sei Gott gelobt, der diese gute Gesinnung des Kaisers erhalten möge zur Beschützung der heiligen Kirche!" —

Und wie schien der Bestand der alten Kirche fester denn je gesichert, als im Laufe der nächsten Wochen Kaiser und Papst ein förmliches Schutz- und Trutzbündnis schlossen.

Das war auch ein Grund gewesen, weshalb der „ruhmvolle Kaiser“ so lange mit dem Edikt zögerte, daß er der Bundesgenossenschaft des Papstes im französischen Kriege immer noch nicht sicher war.

Aber im Mai 1521 führten die Verhandlungen zu dem erwünschten Bunde; Karl V. und Leo X. versprachen einander in einem förmlichen Vertrage, „dieselben Freunde und ohne Ausnahme dieselben Feinde zu haben, dasselbe Wollen und Nichtwollen zum Angriff und zur Verteidigung.“

Das hatte Luther so gut zu fürchten, wie König Franz von Frankreich.

Und im 16. Artikel des Vertrages versprach der Kaiser, „weil sich einige erhoben, die von dem katholischen Glauben abweichen und den apostolischen Stuhl böslich verlästern, gegen diese seine ganze Macht zu gebrauchen, sie zu verfolgen und alles Unrecht, das dem apostolischen Stuhle zugefügt werde, zu rächen, gleich als geschähe es ihm selber.“

Es ist aus mit dir, Luther, wenn die Zwei so für einander stehen!

Leo X. unterschrieb die Bundesurkunde am 29. Mai, Karl V. Mitte Juni.

Am 31. Mai verließ der Kaiser Worms und alsbald auch Deutschland. Er war gekommen ohne Kenntnis und Verständnis der Lutherschen Reformation, und er ging als ihr ausgesprochener Feind und Unterdrücker.

Ein scharfes Edikt hatte er gegen Luther und die Lutheraner erlassen; nun war es Sache der Landesfürsten, es zu vollstrecken.

Ein Machtwort hatte er gesprochen; nun mußte sich erst zeigen, ob es stark genug war, die Geister zu bannen.

Er ging nach den Niederlanden, nach Spanien. Die Regierung der österreichischen Lande, zu denen 1526 Ungarn und Böhmen hinzukam, hatte er in die Hand seines Bruders Ferdinand gelegt. Den Reichstag hatte er in gutem Vernehmen mit den Ständen zu Ende geführt und durch sein kluges, behutsames und rücksichtsvolles Auftreten manches durchgesetzt: Reichsgericht, Reichsregiment, Reichshilfe gegen Frankreich. Aber davon war es weit entfernt, daß er sich etwa eine feste Herrschaft in Deutschland gegründet hätte.

Nun sollten ihm vier Kriege mit König Franz I. von Frankreich zu schaffen machen, fast fünfundzwanzig Jahre hindurch. Und noch abgesehen davon — dieses große Reich zu lenken und zusammenzuhalten, welch eine Aufgabe! Es war unmöglich, daß er auf den gebannten und geächteten Mönch ein besonderes Augenmerk behalten konnte.

Wie nun, wenn die Mehrheit des Volkes Luthers Partei ergriff? Wie, wenn die Landesfürsten ihn schützten? Wie, wenn dann dem Kaiser Zeit und Macht und vielleicht aus seltsamen Gründen der Staatskunst auch der gute Wille fehlte, dem Wormser Edikt Nachdruck zu verschaffen?

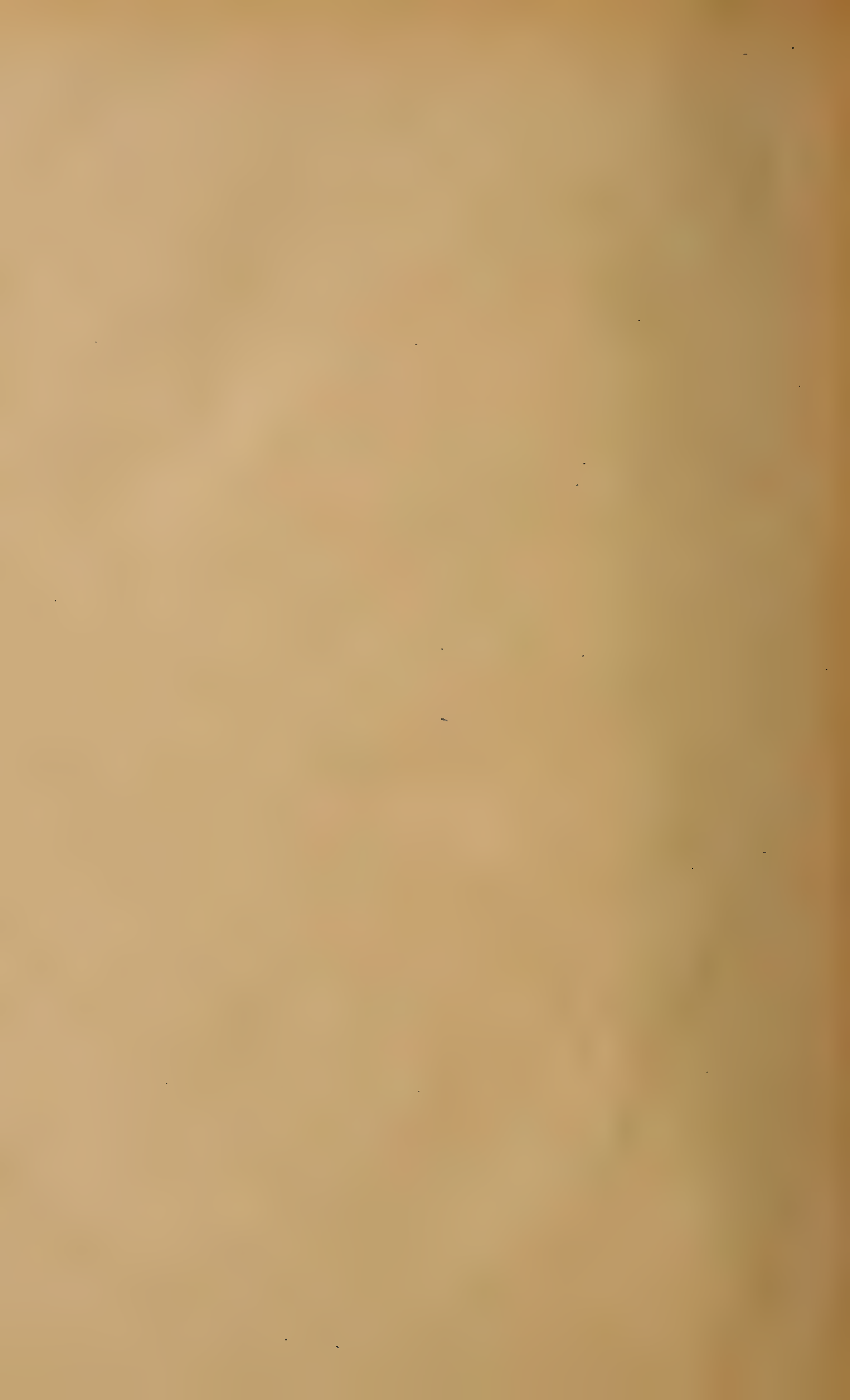
Dann war es vielleicht doch noch nicht aus mit Luther und mit seiner Reformation.



Viertes Buch.

Reformation und Revolution.

1521 — 1525.





Erstes Kapitel.

Nachklänge zum Wormser Reichstage.

Die Papisten wurden nicht müde, Luthern einen Aufrührer zu schelten. Und Kaiser und Reich traten dieser Meinung bei, als sie zu Worms erklärten: Luther hebe allen Gehorsam und alle Regierung gänzlich auf und schreibe schier nichts anderes, als was zu Aufruhr, Zertrennung, Krieg, Totschlag und Abfall diene (Seite 193).

So urteilen die Papisten auch heutigen Tags noch über Luther und nennen das Werk, das er vollbracht hat, nicht eine Reformation, sondern eine Revolution.

Nun heißt Reformation eine Umbildung zum Besseren, zum Echten und Ursprünglichen, Revolution dagegen eine Umwälzung.

Und eine große Umwälzung ist augenscheinlich durch das Auftreten Doktor Martin Luthers in der Christenheit und insbesondere in unserm deutschen Volke geschehen. Man denke nur daran, wie er bei der Leipziger Disputation die Unfehlbarkeit der allgemeinen Kirchenversammlungen verworfen hat und auch vor dem Reichstage zu Worms darauf verharret ist. Damit zog er der mittelalterlichen Kirche Grund und Boden unter den Füßen weg. Dafür legte er freilich auch gleichzeitig den Grund zu einem Neubau der Kirche mit seiner Predigt von dem Priestertum aller Gläubigen. Aber wer diese Predigt nicht verstand und nicht anerkannte, dem mußte es wohl ein ungeheurer Frevel, Aufruhr und Empörung dünken, was Luther unternahm.

Ein Aufrührer ist aber auch Jesus Christus gewesen, wenn man sein

Werk mit dem gleichen Maßstabe messen will. Denn eine größere Umwälzung läßt sich nicht denken, als er sie im Glauben und im Gottesdienste des jüdischen Volkes hervorgebracht hat, als er statt des jüdischen Weltreichs, worauf sie hofften, ein anderes Reich unter ihnen aufrichtete, das nicht von dieser Welt war. Und doch ist es keine Revolution gewesen nach dem gemeinen Gebrauch dieses Wortes, denn Jesus Christus hat nicht mit äußerer Gewalt, nicht mit Krieg und Blutvergießen seiner Sache zum Siege geholfen, sondern das Blut, was da geflossen ist, war sein eigenes, das er am Kreuze vergoß.

So hat auch Luther nicht mit irdischen Waffen, nicht mit Aufwiegelung des Volkes, mit List und Gewalt die alte Ordnung zertrümmert und die neue durchgesetzt, sondern allein seine geistigen Waffen, sonderlich das Schwert des Gotteswortes geschwungen und damit den Sieg errungen.

Das muß sich jetzt zeigen, wo er vom Papste gebannt und vom Kaiser geächtet ist. Jetzt hat er kein Recht mehr, zu leben und zu wirken. Die höchsten Gewalten der Welt und der Kirche haben den Stab über ihn gebrochen. Könnte man ihn verurteilen, wenn er nun das Äußerste versuchte, sich seines Lebens zu wehren? Wenn er Hohe und Niedrige zum Schutze seiner Sache aufriefe? Wenn er denen ewigen Krieg ansagte, die offen erklärt hatten, Gottes Wort mit allen Mitteln unterdrücken zu wollen? Kurz, wenn er Gewalt setzte wider Gewalt?

Hätte er das gethan, so wäre er ein Aufrührer gewesen und sein Werk eine Revolution. Aber wir werden ja sehen, wie er von alledem das Gegenteil gethan hat.

An Aufruhr und Empörung zwar hat es in den nächsten Jahren nicht gefehlt. Und manchmal haben die Unruhen sich erhoben in Luthers Namen. Aber sein Geist war ferne davon. Ja, wo Unordnung und Gewalt für die Sache des Evangeliums eintreten wollten, da hat er darin schnell ein neues Fündlein des Teufels erkannt, der das gute Werk auf diese Weise wollte zu Schanden machen, nachdem er's auf die andre nicht gekonnt, und hat mit seinem wuchtigen Worte dreingeschlagen zur Linken wie zur Rechten.

Das ist das Schauspiel, welches uns die nächsten Jahre bieten: die Reformation scheidet sich von der Revolution; Luther weist sich aus als der Mann, der nicht allein niederreißen kann und will, sondern dem Gott Macht gegeben hat zu bauen.

Zwar noch steht Luther in freundschaftlichem Verkehr mit Männern, welche von Herzen nach einem Umsturz des Bestehenden verlangten und gar nicht abgeneigt waren, ihn auf dem Wege der Gewalt herbeizuführen. Der Leser kennt sie schon und weiß, daß wir niemand anderen meinen, als Hutten und Sickingen.

Was sagten die zu dem Gang der Dinge in Worms?

Hutten schäumte vor Wut gegen die päpstlichen Nuntien und alle ihre Gesinnungsgenossen, schon ehe Luther zum Verhör kam — was war von ihm zu erwarten, wenn er nun erfuhr, wie die Luthersche Sache vom Reichstage ganz nach den Wünschen des Papstes entschieden worden war? Das mußte für ihn das Zeichen sein, endlich loszubrechen und die Drohungen, die er gegen die Papisten ausgestoßen hatte, wahrzumachen.

Seine Bewunderung für Luther war grenzenlos. Er schrieb ihm mehr als einmal nach Worms. Mit Entrüstung kennzeichnet er das Gebahren seiner Gegner und ermutigt durch kräftige Bibelworte den Vorkämpfer der Wahrheit zum Ausharren.

„Martin Luthern, dem unüberwindlichen Theologen und Evangelisten, meinem heiligen Freunde, in Christo dem Heilande Heil!“ so lautet die Aufschrift eines Briefes, mit dem er einen Bericht Luthers über den Stand seiner Sache in Worms beantwortete.

„‚Wer stehet mir bei wider die Boshaftigen? Wer tritt zu mir wider die Übelthäter?‘ (Psalm 94, 16.)

„Mein Heiland Christus! Himmlischer Vater und heiliger Geist! Was höre ich? Was für gräuliche Dinge! Ist doch der Grimm selbst kein Grimm gegen ihre feindliche Tollheit!

„Ihr aber, allerehrwürdigster Vater, seid getrost und unverzagt! Lasset Euch nicht umwerfen! Mögen sie schreien, brüllen und toben: weiset den wilden Bestien den Mittelfinger! Denn die Sache, die Ihr handelt, ist nicht Euer, sondern des, zu dem der Herr gesagt hat: ‚Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege‘ (Psalm 110, 1).

„Was Ihr schreibet, daß heimlich mit Euch verhandelt worden, darüber stehet es uns nicht zu, Euch zu raten. Denn wir sind gewiß, Ihr werdet das wählen, was am besten sein wird, und fest darauf beharren.

„Viele sind zu mir gekommen und haben aus gutem Eifer und Kummer für Euch also geredet: ‚Wenn er nur nicht abfällt! Wenn

er nur standhaft antwortet! Wenn er sich nur nicht einschüchtern läßt!‘ Ich habe darauf jedesmal geantwortet: ‚Luther wird Luther sein!‘

„Und ich habe es auch getroffen. Ihr habt geantwortet, daß uns nichts zu wünschen übrig bleibt. Aber beharret bis ans Ende! Christus helfe, daß Euch die Bösen, zu ihrem großen Leid, also finden!“

Dann beklagt sich Hutten, daß die Vorsicht seiner Freunde, ihre Furcht vor zu großem Wagnis, ihn noch immer zur Ruhe zwinge: sonst würde er unter den Mauern von Worms jenen Mützen ein Spiel anrichten. Doch in Kurzem werde er hervorbrechen u. s. w.

Luther schied von Worms, ohne daß Hutten hervorgebrochen wäre. Die Achtserklärung wurde geschmiedet, alles fügte sich zu einer letzten, für Luther vernichtenden Entscheidung — und Hutten rührte sich noch immer nicht. Er schrieb an Wilibald Pirkheimer in Nürnberg, am 1. Mai:

„Lieber Gott, wo will das noch hinaus? Jetzt muß sich's zeigen, ob Deutschland Fürsten hat, oder ob es von geputzten Bildsäulen regiert wird. Denn was die Geistlichen über Luther beschließen, das übertrifft alle Gottlosigkeit und Bubenstücke. Ich habe über seinen letzten Brief an mich das Weinen nicht lassen können, weil er mir geschrieben, wie unbillig und übel man mit ihm verfahren. Darunter auch dieses war, daß er endlich seinen Abschied bekommen mit dem Befehl, unterwegs das Wort Gottes nicht zu predigen. O gräuliche Büberei! O Bosheit, wert des unversöhnlichen Zornes Gottes! Gottes Wort zu fesseln! Einem evangelischen Lehrer den Mund zu stopfen! Sehet die christlichen Fürsten! Was werden die Auswärtigen dazu sagen? Ich schäme mich allmählich meines Vaterlandes.“

„Unter den Pfaffen ist groß Jubelgeschrei. Sie wollen in Kurzem singen. Denn sie meinen, es sei nun alles aus, wissen aber nicht, die Elenden, daß sie noch lange nicht am Ende sind, sondern der letzte Auftritt vom Spiele noch zu gewarten sei.“

So droht Hutten immer wieder. Aber es sind Worte, nichts als Worte!

Und da waren unter seinen Freunden manche, die ungeduldig wurden, nun auch Thaten von ihm zu sehen.

Zu denen gehörte Hermann von dem Busche, ein Humanist aus edlem westfälischem Geschlechte, der sich damals in Worms aufhielt. Zwanzig Jahre älter als Hutten, hatte er doch noch heißeres Blut als dieser. Er machte in Worms kein Hehl aus seinen Gesinnungen und

führte wilde Reden gegen Luthers Widersacher, indem er sich stark fühlte durch den Rückhalt, den er an Hutten und Sickingen zu haben meinte. Als nun das Verfahren gegen Luther ohne alle Störung seinen Gang nahm, da ergriff ihn Verdruß und Zorn über die Unthätigkeit der Ritter und er ließ am 5. Mai, acht Tage nach Luthers Abreise, ein Sendschreiben an Hutten ausgehen, worin er ihn mit bittern Worten mahnte, nunmehr Ernst zu machen.

„Ich wünschte sehr," schreibt er, „daß es nach Euren Drohungen den Päpstlern schlimmer erginge, als es ihnen ergeht. Die sich anfangs schrecklich vor Euch fürchteten, lachen jetzt Euer und machen in Gesellschaft auch sogar unserer Leute Witze über Euch. Sie sagen: ‚Er bellt nur, aber er beißt nicht. Was sollen diese beständigen Drohungen, die doch nur in den Wind gehen? Wohlan, er fange einmal an zu donnern, damit man von der Wolke eine Wirkung spüre! Wir wollen uns durch seine oder eines anderen überwundenen Schrecken nicht irre machen lassen, bis wir unsere Arbeit zu Stande bringen und mit Frohlocken und Glückwünschen vor Leo hintreten können.'

„Es ist mein Tod," fährt Herrmann von dem Busche fort zu klagen, „wenn ich sie öffentlich und auf den Kanzeln so waschen und schwatzen höre. Worauf wartet Ihr denn? Auf Kaiser Karls Abschied? Das dünkt vielen zu lange; denn dann werden sich diejenigen in Sicherheit bringen, an denen man sich vor allen Dingen rächen sollte, weil sie am meisten die deutsche Freiheit gekränkt und gegen Luther und Euch am allergehässigsten gewesen. Ich meine die päpstlichen Nuntien. Wenn Ihr die ungerochen aus Deutschland laßt, so bleibt vielen ihre schönste Hoffnung und ihr heißester Wunsch unerfüllt, mein lieber Hutten. Thut, was Ihr könnt, damit sie doch wenigstens nicht ganz ungeschoren durchkommen; man möchte sonst sagen, die Drohungen seien ganz umsonst gewesen.

„Alles in allem, so ist uns bitter leid, daß Ihr Euch bisher um Eure vertrautesten Freunde nicht gekümmert habt."

Und wie aus Worms, so traf auch aus Erfurt fast gleichzeitig ein solches Mahnschreiben bei Hutten auf der Ebernburg ein. Der gefeierte Humanist Eoban Hesse rief in schönen lateinischen Versen Hutten zum Kampfe auf: er möge Luthern und die deutsche Freiheit mit dem Schwerte beschützen, da es mit Schriften und Versen nicht mehr gethan sei. Endlich müsse er die Hoffnungen, die er erregt habe, erfüllen; aus

allen Gauen Deutschlands sei ihm der Beistand der Besten gewiß, sonderlich Franzens von Sickingen.

Aber das war ja eben der wunde Punkt. Das war's ja, was Hutten sich mit Ingrimm bekennen mußte und was ihn noch immer zwang, an sich zu halten: Sickingen dachte jetzt nicht daran, für Luther und die Freiheit des Evangeliums das Schwert zu ziehen.

Zwar blieb Sickingen nach wie vor ein warmer Freund der Lutherschen Reformation. Aber nicht gegen den Kaiser dachte er zu kämpfen, sondern für den Kaiser. Täglich konnte er Befehl erhalten, als Karls Feldhauptmann gegen Frankreich zu ziehen. Und wirklich bekam er bald zu thun. Zwar nicht zum offenen Kriege gegen Frankreich, wohl aber zum Feldzuge gegen Frankreichs Vorposten, den Grafen Robert von der Mark, rief ihn eine kaiserliche Botschaft noch im Juli dieses Jahres. 2000 Reiter und 15000 Mann zu Fuß sollte er in den Kampf führen, und wirklich strömte das Kriegsvolk seiner Glück und Sieg verheißenden Fahne zu, als er es zu den Waffen rief. Anfang August sammelte er das Heer im Luxenburgischen. Und so lange er nun im Felde lag, war er für die Pläne Huttens und seiner Genossen verloren.

So mußte Hutten, der feurige, leidenschaftliche Mann, den Eifer der Freunde beschwichtigen und zur Geduld mahnen. Es mag ihm sauer genug geworden sein.

Eines nur konnte er thun, und das that er. In des Kaisers Dienst wollte er nicht mehr stehen, nachdem derselbe über Luther und seine Sache den Stab gebrochen hatte. Und so verzichtete er auf das Jahrgeld von zweihundert Gulden, welches ihm jüngst erst von Kaiser Karl überwiesen worden war (Seite 125): „da der Kaiser beschlossen hätte, Luthern zu verfolgen und er (Hutten) ihn verteidigen wolle um der evangelischen Wahrheit willen, so stünden des Kaisers und sein Wille gänzlich wider einander und könne er nimmer im kaiserlichen Dienste bleiben.“ So erklärte er dem Kaiser am 22. Mai.

Das war offen und ehrlich; aber am Gange der Geschichte wurde dadurch nichts geändert.

Unter den ungeduldigen Stimmen, die Huttens Eifer zum Aufruhr reizten, fehlte Luthers Stimme.

Wäre sein Sinn auf eine Revolution hinausgegangen, wie hätte er da von Worms aus die Leidenschaften der Freunde auf der Ebernburg so trefflich schüren können und müssen! Wie hätte es ihm dann nahe-

gelegen, als er von Worms Abschied nahm, die Ungnade des Kaisers, die Acht des Reiches über seinem Haupte, sich in Sickingens Arme zu werfen, statt in die Stille der Wartburg sich zurückzuziehen! Wie mußte er dann wenigstens von der Wartburg aus drängen und treiben, daß die Freunde der Freiheit eine Gasse bahnten!

Nichts von alledem. Wohl hat er einmal von der Wartburg einen Brief an Franz von Sickingen geschrieben. Aber es war nur ein Widmungsschreiben zu einem Büchlein, das er zum Dank für die ihm bewiesene freundliche Gesinnung dem Ritter zueignete. Darin weist er das Gericht über Rom und die Romanisten Christo zu, „der nicht, wie Luther, mit Brief und Worten, sondern mit der That sie lehren wird."

Je mehr es schien, als könnte Luther die Ritter brauchen, desto kühler wurde sein Verhältnis zu ihnen (vergl. Seite 36 und 95).

Während bei Sickingen und Hutten bisher doch nur von aufrührerischen Plänen geredet werden konnte, so war schon zur Zeit des Wormser Reichstages anderswo ein wirklicher Aufruhr ausgebrochen. Und dieser schien mit durch Luther veranlaßt zu sein.

Der Schauplatz des schlimmen Zwischenfalls war Erfurt.

In den großen Städten bewegte der Geist einer neuen Zeit die Gemüter am meisten. Das merkte selbst ein Hutten, der als Ritter von Haus aus den Städten nicht sonderlich gewogen war, und setzte seine Hoffnung auf die Städter, als seine Standesgenossen ihn zur entscheidenden Stunde im Stiche ließen. So schrieb er am 1. Mai nach Nürnberg an Pirkheimer:

„Erwecket den Mut der Eurigen. Denn ich habe noch einige Hoffnung zu den Städten, wegen der Liebe zur Freiheit, die bei Euch besonders groß ist."

Diese Liebe zur Freiheit war in Erfurt so mächtig, wie in den freien Reichsstädten, obwohl es nicht zu ihnen gehörte. Es stand von Rechts wegen unter der Herrschaft des Erzbischofs von Mainz. Aber die Bürger haßten das geistliche Regiment. Seit mehr als hundert Jahren weigerten sie dem Erzbischof den Gehorsam. Lieber warf man sich dem Hause Sachsen in die Arme, als daß man länger unter dem Krummstabe wohnen wollte.

So schlecht wie die Erfurter mit ihrem rechtmäßigen Oberherrn, dem Mainzer Erzbischof, standen, so schlecht standen sie auch mit der

einheimischen Geistlichkeit. Diese war überreichlich mit Gütern und Freiheiten ausgestattet; dafür führte sie ein schwelgerisches, ärgerliches Leben und behandelte den Gottesdienst als Nebensache und als ein weltliches Ding.

Am übelsten stand es aber um die Stiftsherren von Unserer Lieben Frauen und von Sankt Severi. Das war ein faules Volk, das seine reichen Einkünfte vergnüglich genoß und abseits von der Bürgerschaft ein Leben für sich führte. Dafür rächten sich die Bürger, die vielfach mit hartem Druck zu kämpfen hatten, durch bittern Groll, der wohl einmal gefährlich werden konnte, wenn er zu ungehemmtem Ausbruch kam.

Die Feindschaft gegen die Pfaffen war es, welche den Erfurtern auch an Luther besonders gefiel. Darum beteiligte sich das gesamte Volk so eifrig an dem Empfang, welchen die Universität in den Tagen vom 6. bis 8. April dem Reformator bereitete, als ihn die Reise nach Worms durch Erfurt führte (Seite 106 ff).

Luther predigte dort über die Worte Jesu: ‚Friede sei mit euch.‘ Aber kaum hatte er die Stadt verlassen, so brach ein wüster Aufstand gegen die Pfaffen los.

Nicht ohne daß von diesen Veranlassung gegeben worden war. Es hatten die Mitglieder jener beiden Stifter sich an den zu Luthers Ehren veranstalteten Feierlichkeiten nicht beteiligt. Nur zwei Humanisten, die auch zum Severistift gehörten, hatten sich das nicht nehmen lassen: Johannes Drakonites und Justus Jonas. Justus Jonas geleitete sogar Luthern nach Worms.

Das war sein Glück. Denn seine Genossen vom Stift beschlossen, die beiden pflichtvergessenen Brüder um ihres Verkehrs mit dem Ketzer willen zu exkommunizieren. Und als am 9. April, am Tage nach Luthers Abreise, Johannes Drakonites zur gewohnten Stunde im Chor der Stiftskirche erschien, um an der gemeinsamen Andacht teilzunehmen, wurde er als ein Ketzer zur Kirche hinausgewiesen.

Das geschah ganz und gar im Gehorsam gegen die päpstliche Bannbulle, welche jeden, der mit Luther umging, mit dem Bann bedrohte.

Der gemaßregelte Bruder wandte sich mit Klagen an die Universität, der er auch angehörte. Die Professoren, Lutherisch gesinnt, wie sie waren, empfanden großen Unwillen über die Schmach, die ihrem Genossen angethan worden. Die größte Erbitterung aber erregte der Vorfall

bei den Studenten. Sie beschlossen, an den Stiftsherren Rache zu nehmen.

Verstärkt durch das unruhige Stadtvolk, brachen sie nach eingetretener Dunkelheit haufenweise in die Wohnungen der verhaßten Pfaffen ein. Sie zerschlugen Thüren und Fenster, zertrümmerten das Hausgerät und warfen, was sie an Speisevorräten fanden, auf die Straße. Die Keller wurden erbrochen und, was man nicht trinken konnte, verschüttet. Man zerschnitt die Betten und ließ die Federn zum Fenster hinausfliegen, „daß es ein Ansehen hatte, als wenn es dick schneiete.“ Kurz, es wurde eine gräuliche Verwüstung angerichtet; die ganze Nacht hindurch bis in den nächsten Tag hinein dauerte der Unfug. Die Stiftsherren selber mußten sich durch die Flucht vor Mißhandlung retten.

Die Obrigkeit sah das alles ruhig mit an, und auch nachträglich zog sie keinen von den Missethätern zur Strafe. So groß und allgemein war der Haß gegen die Pfaffen.

Und das wahre „Pfaffenstürmen“ sollte erst noch kommen. Was den Stiftsherren geschah, war nur ein Vorspiel zu dem, was an der gesamten Geistlichkeit verübt werden sollte. Für diesmal war es ein plötzlicher Ausbruch der Leidenschaften, — das nächste Mal stürmte und verwüstete man nach lange getroffener Verabredung und räumte gründlich auf.

Studenten und Handwerker verschworen sich, und am Abende des 10. Juni ging's los. Ein Pfaffenhaus nach dem andern wurde erbrochen und, was nicht niet- und nagelfest war, zerstört und verwüstet. Nicht plündern und Beute machen wollten die rasenden Haufen, nur das verhaßte Pfaffengut vernichten. Wenn die Geistlichkeit viel gesündigt hatte, so wurde ihr's jetzt schrecklich vergolten. Die Zahl der gestürmten Häuser belief sich auf etliche sechzig.

Zwei Tage lang währte dieser Gräuel der Verwüstung. Zu den Studenten und Handwerkern gesellte sich alles lose Gesindel der Stadt, dazu auch Bauern vom Lande.

Als kein Pfaffenhaus mehr übrig war, zog der Haufe vor das erzbischöfliche Gericht, schlug auch da Fenster und Thüren ein, brach die Wände durch, deckte das Dach ab, zerriß und zerstreute die Zinsregister und was sonst an Akten und Urkunden sich vorfand.

Da endlich ermannte sich der ehrbare Rat und that dem Unwesen Einhalt. Und die Menge gehorchte ohne großes Widerstreben. Warum hatte die Obrigkeit nicht eher ihre Pflicht gethan?

Weil sie herzlich damit einverstanden war, wenn man die verhaßten Pfaffen mürbe machte, und weil sie das Gut nicht schützen wollte, welches keine Abgaben zahlte.

Gegen Ende Juli kam es zu einem neuen Auflauf. Sieben Pfaffenhäuser gingen da in Flammen auf.

Endlich entschlossen sich die beiden Stifter, auf ihre alten Privilegien und Freiheiten zu verzichten, die städtischen Lasten mit zu tragen und außerdem noch ein Schutzgeld von zehntausend Gulden an den Rat zu zahlen.

Von dem Augenblicke an wurde Ruhe. Der Rat wußte nun auf einmal die Ordnung aufrechtzuerhalten.

Man sieht, es handelte sich bei dem Erfurter Pfaffenstürmen um ganz andere Dinge, als um das Evangelium und Luthers Lehre. Der Kampf ging mehr um eine Steuer- und Verfassungsfrage, als um den Glauben. Es wäre aber auch nicht die rechte Art gewesen, um den Glauben zu streiten.

Gleichwohl schmückten sich die Aufrührer vielfach mit Luthers Namen, und ebenso schoben die Gegner die Schuld an all dem Gräuel vielfach Luthern zu.

Luther hörte von diesen Vorgängen mit großer Bekümmernis. Er hielt etwas auf Erfurt. War's doch die Stadt seiner Jugend. War doch die Universität je länger je mehr gut Wittenbergisch geworden. Und so wenig der glänzende Empfang, den sie ihm bei seinem gefährlichen Gange nach Worms bereitet hatten, nach seinen Wünschen war, gefreut hatte ihn doch die warme Begeisterung, die man der guten Sache der Reformation damit bewiesen hatte.

Und nun solch ein Nachspiel!

Erst auf der Wartburg hörte Luther davon. „Ich höre," schrieb er darüber im Mai an Melanchthon, „daß man zu Erfurt die Häuser der Priester stürmt, und ich muß mich wundern, daß der Rat das zuläßt oder nicht sehen will, auch daß unser Lang dazu schweigt. Denn ob es wohl gut ist, daß jene unverbesserlichen Bösewichter (die Pfaffen) im Zaume gehalten werden, so bereitet doch ein solches Verfahren unserm Evangelium Schande und gerechte Vorwürfe. Ich möchte an Lang schreiben; aber ich kann jetzt noch nicht. Denn dergleichen Gunst der Menschen gegen uns ist mir arg zuwider. Daraus wir deutlich sehen, daß wir vor Gott noch keine würdigen Diener seines Wortes sind und daß der Teufel über unsere Arbeit lacht und spottet.

„O, wie fürchte ich, daß hier das Gleichnis vom Feigenbaum zutrifft, der vor dem Tage des Gerichts — wie Matthäus am Einundzwanzigsten geschrieben steht — nur Blätter treibt, aber es nicht zu Früchten bringt: zwar die Wahrheit haben wir; aber noch sind's nur Worte und Blätter, solange wir nicht thun, wie wir lehren."

So klagte Luther schon nach den Unruhen im April. Als dann der größere Sturm in den Junitagen ihm zu Ohren kam, da schrieb er an Spalatin:

„Zu Erfurt hat der Satan mit allem Eifer uns nachgestellt, damit er den Unsern Schmach und Schande anhänge. Aber es wird ihm nichts nutzen. Das sind nicht die Unsern, die solches thun. Aber weil er der Wahrheit nicht widerstehen kann, so gedenkt er sie durch den thörichten Eifer der Thoren für uns in Schande zu bringen. Ich wundre mich nur, daß dergleichen vom Rate dieser Stadt geduldet wird!"

So fern war Luther davon, ein Aufrührer zu sein, daß es ihm vielmehr den größten Kummer machte, wenn falsche Freunde den Namen der Freiheit oder des Evangeliums oder gar seinen eigenen Namen zu aufrührerischem Treiben mißbrauchten.

Die Gährung und Aufregung war freilich damals groß im deutschen Volke. Und zumal in Folge des Wormser Reichstages und des Verdikts, welches er über Luther ausgesprochen hatte.

Was zu Worms vorging, das erfuhr bald der Bürgersmann in der entferntesten Stadt und der Bauer im kleinsten Dorfe. Flugblätter trugen die neue Zeitung von Ort zu Ort. Die einen berichteten kurz und schlicht, was mit Luther auf dem Reichstage geschehen war, die andern bedachten reichlich die Parteien, die dort aneinandergerieten, mit Liebe und Haß.

Das Volk stand trotz Bann und Acht im Ganzen zu Luther. Das leuchtete dem einfachen Manne ein, wie tapfer Luther dort vor Kaiser und Reich auf seiner Meinung bestanden hatte. Und auch das verstand er wohl: man hatte Luthern zwar vorgeladen und befragt, aber nicht gründlich verhört, geschweige denn seines Irrtums überwiesen, wie er doch ohne Aufhören verlangt hatte. Und so war dem Rechte zu Worms kein Genüge geschehen.

Die Acht des Reichs war ein Machtspruch, wie zuvor der Bann

des Papstes. Ein solcher Machtspruch aber konnte den Leuten die Ahnung nicht aus dem Herzen reißen, daß **Luthers Lehre Gottes Wort** sei.

Wie weit man eben in jener Zeit der Verfolgung Luthers in seiner Verehrung ging, davon soll ein Flugblatt Kunde geben, das unmittelbar nach dem Wormser Reichstage dem Volke ins rechte Licht setzen wollte, was dort vorgegangen war. Es vergleicht Luthers Schicksal in Worms mit dem Leiden Jesu Christi und schmückt die wahren Begebenheiten mit allerhand erdachten Zügen aus, damit Luthers Geschichte bis ins Einzelne der Geschichte Christi ähnlich werde. Manche Anspielung, die uns heute nicht mehr verständlich ist, haben die Leute damals gleich verstanden.

Die Schrift mag hier unverkürzt folgen. Es ist merkwürdig, wie schlecht Kurfürst Friedrich von Sachsen darin wegkommt. Offenbar ist sie von einem Lutheraner verfaßt, dem Kurfürst Friedrich viel zu wenig für Luther in's Zeug ging.

Doktor Martin Luthers Passion.

Es ist der Luther ausgegangen mit seinen Jüngern über den Rhein und eingegangen gen Worms, da der Kaiser einen Reichstag hätt'.

Als aber die Fürsten der Priester (Hohenpriester) und die Gleißner (Pharisäer) erfuhren, daß er gekommen war, haben sie sich versammelt in dem Hofe des Mainzischen Bischofs, der genannt ist Kaiphas, und sind zu Rat gegangen mit den Gesetzweisen (Schriftgelehrten), daß **ihm das frei sicher Geleit nicht sollte gehalten werden**, und daß sie ihn mit Listen fingen und verbrennten. Denn sie sprachen: „Er ist ein Ketzer, ihm kann nicht frei Geleit gegeben werden. Er soll gefangen werden und getötet, aber nicht an dem Reichstag, damit nicht ein Aufruhr werde im Volk.“

Da aber Luther in dem Hause der Johanniter war, haben zu ihm geschickt die Diener des Papstes, Caracciolo genannt Pedico (d. i. Lauskerl) und Aleander Jud (es ging die Fabel, Aleander sei ein ungetaufter Jude), die ihn unter dem Frieden des Kaisers verraten wollten. Aber Luther wußte alle Dinge, die über ihn kommen würden, und ist herfürgangen, sagend: „Wen suchet ihr?“

Haben sie geantwortet: „Den Doktor Luther.“

Sagt Luther: „Ich bin's.“

Als aber Luther sagt: „Ich bin's,“ haben sie gesagt, ob er wolle

zu Caracciolo und Aleander Jud gehen, oder sie würden selbst zu ihm kommen. (Wahrscheinlich eine Anspielung auf die Verhandlungen, die Glapio anzuknüpfen versuchte, woran aber die päpstlichen Nuntien unschuldig waren: Seite 119 und 129.)

Luther antwortete ihnen: „Ich hab' täglich im Tempel gelehrt, und sie haben mich nie gesucht, aber jetzt will ich nicht mit ihnen reden, sie wollen denn in offener Disputation mit mir streiten."

Da die das hörten, sind sie hinter sich gegangen (zurückgetreten, vor Schreck) und auf die Erde gefallen.

Da ist einer vom Sal des Richters, der genannt war Capra (d. i. Bock; muß wohl auf Emser gehen, obwohl der nicht mit in Worms war), zu den Hohenpriestern und Päpstischen gegangen und sagt zu ihnen: „Was wollt ihr mir geben, so will ich ihn euch übergeben." Und sie haben ihm eine große Summe Dukaten bestimmt mitsamt andern großen Pfründen und Würden für seinen Enkel. Der hat ihn auch übergeben.

Aber um die dritte Stund' sind zum Luther seine Jünger gekommen, sprechend: „Zu welcher Stund' sollen wir dir das Mahl bereiten?"

Sprach Luther: „Zur fünften Stund'."

Und die Jünger haben gethan, als ihnen Luther bestellt hat, und haben das Nachtmahl zugerichtet.

Als aber Abend ward, saß Luther mit seinen Jüngern und Freunden zu Tisch. Und als sie aßen, hat er gesagt:

„Fürwahr ich sage euch, es sind viel in dieser Stadt, die mich um Geld verraten werden, und viele von euch werden sich ärgern an mir. Denn es ist geschrieben: Ich werde den Hirten schlagen und die Schafe der Herde werden zerstreuet."

Aber einer antwortete und sagte: „Und so sie sich alle an dir ärgern, so wird doch der Sachs (Kurfürst Friedrich) nimmer von dir weichen."

Sagt zu ihm Luther: „Fürwahr ich sage Euch: vor zween Tagen wird er dreimal mein verleugnen."

Und Luther hat ihnen gesagt: „Ihr werdet bei mir sein in meiner Betrübnis bis zum Kreuz."

Aber am andern Tag um die vierte Stund', als er mit seinen Jüngern redete, nehmt wahr! da ist der Herr von Pappenheim kommen (Seite 133) und mit ihm eine große Schar mit Schwertern und Kolben.

gesandt von dem Richter und Fürsten des Reichs, und haben den Luther geführt auf das Gerichtshaus. Und die Päpstischen (die Nuntien) sind nicht auf das Gerichtshaus gangen, daß Luther keine Ursach' (Gelegenheit) hätte, mit ihnen zu disputieren, sondern daß er ohne redliche Ursache verurteilt werde.

Da war denn Hannas von Gurck (Gurck ein Bistum in Kärnthen), ein Kardinal, auch der Mainzische Kardinal. Aber es war der Hannas, der einen Rat hat gegeben: „Es ist nutz, daß ein Mensch sterbe für die Päpstischen, daß ihre Büberei nicht offenbar werde und die römische Schalkheit nicht abnehme."

Aber der Sachs folgte langsam hinten nach und ist kommen ins Gerichtshaus. Und als er hinein ist gangen, saß er mit den andern, daß er das Ende sähe.

Aber die Hohenpriester und Päpstischen suchten falsche Zeugnisse wider Luther, daß sie ihn zum Feuer verurteilten, und sie haben keine gefunden. Da gingen viele falsche Zeugen hinzu, aber am letzten die zween Lügenträger Johannes Sabula (Kochläus?) und Johannes von Eck, trierscher Offizial, und sagten:

„Der hat gesagt, das Konzilium zu Konstanz hab' geirrt, und der Papst sei ein Endchrist, der doch nicht sündigen kann."

Da ist Kaiphas, der Bischof von Mainz, aufgestanden und hat zu ihm gesagt: „Was antwortest du zu diesen Dingen, die sie wider dich reden? Ich beschwör' dich bei dem lebendigen Gott, bekenn', ob die Ding' wahr sein!"

Aber Luther hat unerschrocken geantwortet: „Du hast's gesagt. Aber ich sag' euch fürwahr: ich kann mit dem heiligen Evangelio bewähren, was von mir in meinen Büchern geschrieben ist, und es sei denn, daß ich mit der heiligen Schrift oder lauterer Ursach' überwunden werd', will ich nicht widerrufen. Habe ich übel geredet, so mögen sie Zeugnis geben vom Übel. Lehren sie Besseres — ich bin bereit, meine Bücher ins Feuer zu werfen. Hab' ich aber Recht, warum schlagen sie mich? Warum hören sie nicht? Warum antworten sie nicht?"

Da ward der Mainzische Kaiphas erzürnet und sprach: „Er hat gelästert. Was bedürfen wir noch Zeugen? Seht, ihr habt jetzt gehört die Gotteslästerung. Was bedünkt euch?"

Und sie alle mit einander haben geantwortet: „Er ist des Todes schuldig."

Da haben sie auf die Erde gespien und wollten ihn nicht mehr hören: denn sie konnten ihm nicht widersprechen. Aber etliche schrien: „Er hat einen Teufel."

Und der Sachs saß bei den andern, und der Bischof von Lüttich ist zu ihm gegangen und hat gesagt: „Und du bist ein Lutherischer."

Aber er leugnete vor jedermann und sprach: „Ich weiß nicht, was du sagst."

Als er aber für die Thür hinausging, sah ihn der Kardinal von Wallis (von Sitten) und sprach zu denen, die da waren: „Und der ernährt den Luther in seinem Vaterland."

Und er leugnete vor jedermann und sprach: „Ich kenn' den Menschen nicht."

Und über eine Weile gingen hinzu, die da stunden, und sagten dem Sachsen: „Wahrlich du bist auch ein Lutherischer, denn deine Worte offenbaren dich oft."

Da fing er an zu beschwören, er hätt' allweg andere Geschäfte gehabt, denn daß er des Menschen hätt' Acht genommen.

Und von Stund an ist Abend und Morgen der andere Tag geworden, und der Sachs hat an das Wort gedacht, das er (Luther) vor zween Tagen hat gesagt: „Er wird mein dreimal verleugnen." Und ist hinausgegangen, sagend, er wolle ihn wider alle Menschen beschirmen.

Als nun Morgen ward, sind alle Hohenpriester zu Rat gegangen und die Päpstischen auch, wider den Luther, daß sie ihn dem Feuer übergeben. Und haben ihn herzugeführt und dem Bischof von Trier gegeben (der spielt nun die Rolle des Pilatus). Und Luther stund vor dem Richter, und der Bischof fragt ihn: „Du bist ein Lehrer des Evangeliums und der Wahrheit?"

Und Luther hat gesagt: „Sagst du das von dir selbst, oder haben dir's die Römer von mir gesagt?"

Antwortet' der Bischof: „Bin ich denn ein Römer? Die, so nicht mögen leiden die evangelische Wahrheit und die Worte Pauli, haben dich mir übergeben. Was hast du gethan?"

Luther hat aber christlich geantwortet: „Meine Schriften sind nicht von dieser Welt, sondern aus Gott. Wenn die Päpstischen betrachteten die evangelische Wahrheit und die Sprüche Sankt Pauls, wäre ich dir durch sie nicht übergeben worden."

Antwortet' der trierische Bischof: „Darum bist du ein Lehrer der evangelischen Wahrheit und Sankt Pauls?"

Antwortete Lutherus: „Du sagst's. Denn ich bin dazu geboren und in die Welt kommen, daß ich die Worte des Evangeliums und Sankt Pauls zu dem alten und wahren Verständnis erneuern soll, welche durch die Päpstischen zu ihrem Nutz und zu Gunsten des römischen Hofes bis hierher gebogen und gekrümmt sind zu großem Nachteil und Schaden der deutschen Nation. Denn so die deutsche Nation meine Worte wird hören und behalten, wird sie erlöst aus dem Rachen der Römer und kurtisanischen Hurenkinder."

Und da er angeklagt ward von den Hohenpriestern und Römerbuben, hat er nichts denn christlich geantwortet.

Da sagt zu ihm der Trierer: „Willst du nicht deine Schriften dem Urteile des Kaisers übergeben? (Seite 153 f. 157.)"

Aber Luther gab also bescheidentlich Antwort auf alle Fragen, daß sich der Richter verwunderte und sprach zu Luther: „Was ist Bosheit der römischen Buben und Päpstischen!"

Und als er das gesagt hatte, suchte er, wie er ihn möchte erledigen; denn er wußte, daß ihn die Hohenpriester und Päpstischen durch Neid dargegeben hatten. Und da sprach der Bischof von Trier:

„Ich find' keine Ursach' des Todes an ihm. Wollt ihr, so will ich ihn lassen!"

Und sie schrien: „Nein! So der wird davongelassen, so wird der ganze römische Hof mit den Päpstischen und Kurtisanen zu Armut kommen."

Als aber der Richter zu Gericht saß, ist zu ihm kommen sein Weib, das ist die deutsche Nation, sprechend:

„Habe nichts gemein mit diesem Gerechten. Denn in dieser Nacht habe ich viel um seinetwegen erlitten, und würd' er verbrannt, so würde das ganze deutsche Land von seinetwegen leiden müssen."

Aber die Hohenpriester und Päpstischen rieten dem Richter, daß er den Luther umbrächte.

Hat der Richter gesagt: „Was soll ich mit dem recht frommen Christen thun, der da lehrt die rechte evangelische Lehr', der da will die deutsche Nation erledigen von den Stricken und Netzen der römischen Buben und Kurtisanen?"

Sagen sie all': „Er werd' verbrannt!"

Sagt der Richter: „Was hat er doch Böses gethan?"

Aber sie schreien nur mehr: „Er werde verbrannt! Er werde verbrannt! Merk' du: lässest du den ledig, so bist du nicht ein Freund des römischen Bischofs. Er wird dir Hilf' thun wider Frankreich. Weiter haben wir ein Gesetz, und nach dem Gesetz muß er sterben; denn er hat geschrieben von den Bosheiten des römischen Antichrists und aller Kurtisanen."

Sagt zu ihnen der Richter: „So nehmt ihn hin und nach eurem Gesetz verbrennt ihn!"

Die aber haben geantwortet: „Uns ziemt im deutschen Reich niemand zu richten. Hätten wir ihn zu Rom, möchten wir ihn leicht vergiften."

Da nun der Richter sah, daß er nichts schaffte, sondern mehr Aufgelaufe im Volk wurde, das ist von den römischen Buben, die viel Geld ausgegeben hatten, Pröbsten und andern Würdigkeiten, nahm er ein Wasser und wusch seine Hände vor dem Volk, sprechend: „Ich bin unschuldig an dem Blute des recht frommen Christen. Ihr werdet aufsehen (wie ihr das verantworten könnt)."

Da hat die ganze Pfaffheit und die römischen Buben geantwortet „Sein Blut über uns und unsere Kurtisanen!"

Da gab ihnen der Richter die Bücher des Luther, daß sie verbrannt würden. Aber die Priester nahmen die. Und da alle Fürsten hinweggegangen waren und das Volk, haben sie einen großen Haufen Holz gemacht vor des Bischofs Hof, da sie die Bücher verbrannt haben, und über das Haupt des Bildnisses Luthers die Ursach' geschrieben: „Das ist Martinus Luther, ein Lehrer des Evangeliums." Und das hat ein Predigermönch gethan von der Sekte derer von Bern (einer vom Dominikanerorden, welcher zu Bern vor etlichen Jahren zu arger Schande gekommen war).

Und mit ihm sind noch zween Doktores verbrannt, der Hutten und Karlstadt, einer zu der Rechten, der andere zu der Linken.

Aber das Bildnis Luthers mochte nicht verbrennen, bis die Schergen es gelegt haben in ein gepichtes Faß; da ist es von dem Feuer verzehrt und ist zu Aschen geworden.

Aber ein Graf, da er diese Dinge sah, die da geschehen, hat er sich sehr verwundert und gesagt: „Fürwahr, das ist ein Christ." Und alle

Schar, die dabeiwar, da sie sahen die Dinge, die geschahen, kehrten sie heim und schlugen an ihre Herzen.

Aber am andern Tag kamen die Hohenpriester und die Gleißner mit den römischen Buben zusammen zum Gerichtshaus und sprachen: „Herr, wir haben gedacht, daß der Verführer gesagt hat, er wolle hernach größere Dinge schreiben. Darum laß durch das ganze Land das Gebot ausgehen, daß seine Bücher nicht feilgehalten werden, daß nicht der letzte Schaden größer werde, als der erste."

Sagt zu ihnen der Richter: „Habt Hut! Geht hin und verbietet's, wie ihr's wißt, durch eure falsche Bull' und Bann!"

Aber sie gingen hin, ließen grausame Gebote ausgehn unter dem Namen des Papstes und des Kaisers, die sie selbst gemacht haben nach ihrem Gefallen, welchen bis auf den heutigen Tag nicht Folge gethan wird. Sie werden sehen, in welchen sie gestochen haben.

Solche Flugschriften wirkten im Volke mehr, als das kaiserliche Edikt, welches die Acht über Luther verhängte. War Luther vor seinem Gange nach Worms schon recht ein Mann nach dem Herzen des Volkes gewesen, so war er es durch die üble Behandlung, die er von Seiten des Reichstages erfahren hatte, nur noch mehr.

Aber weil die rechtmäßige Obrigkeit des Reiches ihn verurteilt hatte, so sah das Volk keinen klaren Ausweg, wie die gute Sache Luthers auf friedlichem Wege möchte zu ihrem Rechte kommen. Dazu nun das geheime Dunkel, das über Luthers Verschwinden ruhte.

Kein Wunder, daß eine dumpfe Gährung sich des Volkes bemächtigte und mancher fragte: Was will das werden?





Zweites Kapitel.

Junker Jörg auf der Wartburg.

Je unruhiger es draußen in der Welt wurde, desto stiller war es um Luther geworden. Es war ein seltsamer Wechsel für ihn: aus der unermeßlichen Arbeit seiner Wittenberger Zeit und aus der Aufregung der Wormser Tage so plötzlich in die Einsamkeit der Wartburg versetzt!

Wartburg! Du Kleinod des Thüringerwaldes, ein Wallfahrtsort für die jetzigen und für die künftigen Geschlechter!

Was macht dich so groß unter all den Burgen des deutschen Vaterlandes, daß du auch vor den stolzesten dich nicht zu bücken brauchst?

Ist's, daß du so lieblich zwischen den waldigen Bergen thronst, zu deinen Füßen das freundliche Eisenach — weit schweift der Blick von deiner Zinne über die Thäler und Höhen, und wo man hinschaut, da klingt's einem entgegen wie Mährchen und Sagen?

Wohl brauchst du dich nicht zu schämen des weiten, herrlichen Gewandes, mit dem der Schöpfer dich umkleidet. Aber ich kenne Berge und ich kenne Burgen, die sind so schön wie du. Land und Luft und Giebel und Zinnen, das macht deinen eigenen Zauber nicht!

Hat vielleicht darum dein Name so hellen Klang, weil einst mit heller Stimme Deutschlands größte Minnesänger in deinem glänzenden Saale um die Wette gesungen haben, dem freigebigen Landgrafen zu Ehren? Noch zeugen deine Mauern davon, daß hier Herren gesessen, die Pracht und Kunst liebhatten, und unverklungen ist der Sängerkrieg auf der Wartburg.

Aber ob von einem edlen deutschen Maler die Geschichte auf der Wand des Burgsaales in herrlichem Bilde ist verewigt worden — die Gelehrten wollen's nicht Wort haben, daß es eine wahre Geschichte sei! Auch das thut's nicht!

Oder loben wir dich, Wartburg, weil einst die heilige Elisabeth in deinen Räumen waltete, die fromme, mildthätige Fürstin, die, nachdem sie viel Gutes gethan, als betrübte Witwe mit ihren beiden Kindern aus deinem Schutze vertrieben ward zur Winterszeit?

Ehre dem Andenken der frommen, ernsten Frau; aber nicht ihr zu Liebe wallfahren wir, Wartburg, zu dir.

Nein, sag' es selber: das Wunderbarste hast du erlebt, als ein Totgeglaubter in dir auferstand und ein Mönch in dir zum Ritter ward und ein Gebannter und Geächteter zum freien Edelmann. Und fern vom Leben draußen hat er sich ganz hineinversenkt in das wahre Leben, das in Christo den Menschen erschienen ist, und hat das Wort des Lebens erst recht lebendig werden lassen für seine guten Deutschen, da er die Apostel und den Herrn Jesum selber, die unter dem Papsttum nur lateinisch reden durften zu den Leuten, deutsch reden lehrte, daß jedermann sie verstand, auch der Ärmste und Ungelehrteste. Und war nicht gerade zu denen der Heiland gekommen?

Das soll dir vor allem unvergessen bleiben, daß du unserm Martin Luther in schwerer Zeit eine Zufluchtsstätte gewesen bist und ihm den Frieden gewährt hast, darin er sein gesegnetes Werk hat fortsetzen, ja erst recht tief gründen und festigen können. Und darum wallfahren wir Protestanten zu dir hinauf — nicht dort einen Heiligen um seine Fürbitte anzurufen, nein: dort in der Lutherstube mit Augen des Geistes das Bild unsers Ritters Georg zu schauen und Gott dafür zu loben, daß er uns durch ihn von dem Lindwurm des Aberglaubens befreiet hat.

Und das andre? die Burg in ihrem verjüngten Glanze, die herrliche Sicht in die Berge und Wälder hinein und auf die freundliche Stadt da unten im Thal, die Sagen vom Sängerkriege und von der heiligen Elisabeth? Das alles lassen wir uns gerne gefallen; aber es ist uns, als ob es mit huldigen müßte dem großen Geisteshelden, der einst hier gehaust, und am liebsten bist und bleibst du uns, Wartburg, als Martin Luthers Burg.

„Ich bin aus der Öffentlichkeit gewichen auf meiner Freunde Rat, wiewohl ungern und ohne zu wissen, ob ich's Gotte zu Willen thäte. Für mich dachte ich, ich müßte den Hals dem gemeinen Grimm preisgeben. Sie haben aber nicht gewollt, sondern Reiter bestellt, die mich durch verstellten Überfall unterwegs aufhoben und an den sichern Ort brachten, wo ich jetzt auf's freundlichste beherbergt werde."

So schrieb Luther am 1. November, also gerade ein halbes Jahr nach seinem Einzuge auf der Wartburg, an einen Straßburger Freund. Wir dürfen's ihm wohl glauben, daß er mit sehr gemischten Gefühlen in jener Mainacht über die Fallbrücke in die Burg eingeritten ist.

Gleich in den ersten Briefen, die er aus seinem Zufluchtsorte an die Genossen in der Heimat schrieb, stellt er ähnliche Betrachtungen an: „Ich bin ein wunderlicher Gefangener, muß hier sitzen, ob ich nun wollen mag oder nicht. Ich will's ja gerne, weil der Herr es so will; aber ich will's auch wieder nicht, weil ich lieber draußen in der Welt für das Wort Gottes einstehen möchte: aber noch bin ich dazu nicht würdig genug."

Nun er mußte sich drein finden. Und äußerlich angesehen, schien das so schwer nicht.

Denn es ging ihm gut auf der Wartburg. Er spielte da die Rolle eines Ritters, der in ehrenhaftem und mildem Gewahrsam gehalten wurde. „Junker Georg" hießen ihn die Leute, die im Schlosse waren. Er trug Ritterkleider, ein Schwert an der Seite und eine goldene Kette um den Hals. So mußte er auch lernen, in Sitten und Geberden sich nach der Adeligen Weise zu benehmen, die Waffen recht zu führen und sich den Bart zu streichen.

Aber woher hatte er denn plötzlich einen Bart? Nun, den mußte er sich erst wachsen lassen.

„Da bin ich nun," schreibt er am 14. Mai dem Spalatin, „hab' meine Kleider ausgezogen und eines Ritters Gewand angelegt, pflege Haar und Bart — Du würdest mich schwerlich kennen, wie ich ja selber mich schon längst nicht mehr kenne."

Wie denn der Bart gewachsen und die Platte auf dem Haupte, die den Mönch verriet, auch ein wenig zugedeckt war, da durfte Luther auch ausreiten in das Waldgebirge hinein oder auch einmal zu Thale nach seiner lieben Stadt Eisenach. Da knüpfte er wieder Verkehr an mit seinen alten Freunden im Franziskanerkloster am Fuße der Wartburg, die sich des Mannes nicht schämten, den sie als Knaben gern bei sich

esehen hatten (Band 1 Seite 11). Wie mögen sie sich gewundert haben, als er plötzlich wieder ihr Nachbar geworden war, und unter diesen Umständen!

Aber auch weiter ist er geritten, bis Gotha und Reinhardsbrunn — das sind schon etliche Meilen.

Immer geleitete ihn bei solchen Fahrten ein vertrauter Knecht; der mußte drauf achten, daß Junker Jörg nichts that, was für einen Junker sich nicht schickte. So kam's wohl, daß der Knecht manchmal unbefohlen das Pferd vorführte, wenn sein Ritter anfing, eifrig mit den Leuten zu disputieren oder wenn er nach einem Buche griff. Denn das war nicht adlig.

Sonst blieb Luther wohl meist in der Nähe der Burg. Er durchstreifte den Wald, Erdbeeren suchend. Er nahm auch an der Jagd teil, einstmals zwei Tage hintereinander. Aber dabei merkte er, daß er kein Junker war: an dieser ritterlichen Lust fand er kein Vergnügen. Da er dem Spalatin — am 15. August — davon erzählt, weiß er nicht, ob er mehr spotten soll über das sauersüße Vergnügen der müssigen Helden oder trauern vor Mitleid mit den armen gehetzten Thieren:

„Jüngst war ich zwei Tage lang mit auf der Jagd, um jenes sauersüße Vergnügen der Helden mit anzusehen: wir fingen zwei Hasen und etliche arme Rebhühner. Es ist fürwahr die rechte Beschäftigung für Müssiggänger.

„Auch trieb ich dort unter den Netzen und Hunden ein wenig Theologie, und so viel Freude mir's da machte, von alledem, was ich da erlebte, den tiefen Sinn zu fassen, so viel Mitleiden und Schmerz mischte mir das Geheimnis drein, das ich darunter verborgen fand. Denn was bedeutete das Gleichnis anders, als daß der Teufel durch seine gottlosen Treiber und Hunde, nämlich die Bischöfe und Theologen, die unschuldigen Thierlein listig jaget und fänget? Gar zu sehr hafteten meine Gedanken an diesem traurigen Gleichnis von den einfältigen, gläubigen Seelen.

„Dazu eine andere Geschichte, die noch Schrecklicheres bedeutete. Auf mein Bemühen hatten wir ein Häslein lebendig behalten und ich versteckte es in den Ärmel meines Rockes. Da ich nun ein wenig abseits ging, fanden inzwischen die Hunde den armen Hasen, zerbissen ihm durch den Rock hindurch das rechte Hinterbein und zerwürgten ihm die Kehle, so daß wir ihn tot fanden. Ja, so wütet der Papst und der

Satan, daß er auch die schon geretteten Seelen verderbet und mein Bemühen nichts achtet."

So wenig hatte Luther mit der Mönchskutte den Theologen ausgezogen. Und wie er beim Ausreiten wohl einen Psalter in der Tasche mit sich führte und am Orte der Rast in einem unbewachten Augenblicke darin las, so war ihm am wohlsten in seinem Stübchen auf der Wartburg bei seinen Büchern.

In der Vorburg, im sogenannten Ritterhause, hatte der Schloßhauptmann ihm Quartier gemacht.

Heute noch ist sie dort zu sehen, die Lutherstube; das ist kein glänzendes Gemach, es ist ja auch viel gealtert in den dreihundertundsechzig Jahren zeither, aber ein gutes Gemach zum Studierer. Und da steht noch der Drehstuhl, auf dem er gesessen, der alte Tisch, die alte Bettstelle, der alte Ofen. Allerhand Andenken an Luther, Bilder von ihm und seinen Eltern haben dankbare Hände in dem Stübchen aufbewahrt. Und hier ist auch noch das alte Fenster mit den vielen kleinen runden Scheiben, und wenn man's öffnet, hat man einen entzückenden Blick ins tiefe Thal und auf die weiten Höhenzüge, und alles war damals gewiß noch mehr als jetzt Ein großer Tannenwald.

Wie manchmal mag Luther sinnend und betend dort am Fenster gestanden haben! Sonderlich des Abends, wenn dort drüben die Sonne unterging und der Himmel in tausend Farben strahlte.

So freute er sich auch herzlich, wenn die Vögel ihm zum Fenster hereinsangen — es war ja Frühling, als er auf der Wartburg einzog. Und so schrieb er wohl gerne unter die Briefe, die er aus seinem Versteck an die Freunde sandte: „Aus dem Lande der Vögel," oder ausführlicher: „Unter den Vögeln, die lieblich von den Zweigen singen und loben Gott mit allen ihren Kräften Tag und Nacht."

Ja es ging ihm gut, äußerlich angesehen. Der Schloßhauptmann, Herr Hans von Berlepsch, ließ es an nichts fehlen. Wiederholt lobt Luther die reichliche Bewirtung — so war er noch nie verwöhnt worden mit Speise und Trank. „Mein Hauswirt hier traktiert mich viel besser, als ich es wert bin," schreibt er. Und ernstliche Sorgen kommen ihm, ob nicht der Mann das alles aus seiner Tasche bestreiten müsse — in dem Falle könnte er es nicht annehmen. Spalatin muß ihn beruhigen, daß der Kurfürst für ihn aufkomme; dem zur Last zu fallen; will Luther sich kein Gewissen machen; er schreibt darüber an seinen Freund bei Hofe:

„Wenn ich nur den Leuten hier nicht lästig und beschwerlich werde, so soll alles gut sein. Denn ich möchte nicht, daß jemand durch mich gedrückt werde. Ich bin aber durchaus des Glaubens, daß ich auf Zehrung und Kosten unsers Fürsten hier lebe. Sonst würde ich auch nicht eine Stunde hier bleiben, wenn ich erführe, daß ich diesem Manne (dem Schloßhauptmann) sein Gut verzehren hülfe, so freundlich und willig er mir auch alles reichet."

Es war auch der Ritter Berlepsch sein eifriger Zuhörer, wenn er vor der kleinen Wartburggemeinde Gottes Wort verkündigte.

Aber so gut Luther in seinem Gewahrsam gehalten wurde wie hätte es anders sein können, als daß er sich in das neue Leben nicht so leicht zu finden vermochte?

Die aufreibende Thätigkeit in Wittenberg, der Stand inmitten der Weltbegebenheiten, wie er ihn zu Worms innehatte, der Verkehr mit den Freunden, das alles fehlte ihm.

Zwar war er nicht ganz abgeschnitten von den Freunden. Er schrieb Briefe und empfing Briefe. Aber langsam genug liefen die Boten hin und wieder, und um der Sicherheit willen auf Umwegen.

Nicht gleich in den ersten Tagen wagte Luther zu schreiben. Die ersten Briefe, die wir aus seiner Wartburgzeit haben, sind drei Briefe vom 12. Mai, an Melanchthon, Amsdorf und Agricola gerichtet. Amsdorf allein von allen Wittenbergern war in das Geheimnis von Luthers Gefangennahme im voraus eingeweiht gewesen, wie er sie denn selbst mit erlebt hatte (Seite 172). Durch ihn kannte auch Melanchthon das Schicksal seines Freundes, aber es blieb lange das Geheimnis der beiden.

Leichter als mit Wittenberg konnte Luther mit dem Hofe, d. h. insonderheit mit Spalatin verkehren. Denn natürlich hatte der kurfürstliche Amtmann, dem die Burg anvertraut war, sichere Verbindung mit dem Hoflager des Kurfürsten. So ging auch der Briefwechsel zwischen Luther und den Wittenberger Freunden in der Regel durch Spalatins Hand.

Noch aber weilte Spalatin mit Kurfürst Friedrich bis zum 23. Mai in Worms und konnte darum für die erste Zeit den Verkehr zwischen der Wartburg und Wittenberg nicht vermitteln. Wie unbequem und gefährlich es da für Luther war, mit den Wittenbergern Freunden

Briefe zu wechseln, darüber belehrt uns das Bruchstück eines Briefes von ihm aus den Maitagen, das sich gerade erhalten hat und so anhebt:

„Kaum kann ich's erreichen, Dir diese Zeilen zuzuschicken; so sehr muß man fürchten, daß dadurch irgendwie verraten wird, wo ich bin. Deshalb tragt auch Ihr (Melanchthon und Amsdorf) Sorge — wenn Ihr glaubt, daß das zur Ehre Christi geschehe — daß man darüber im Zweifel bleibe oder zweifelhaft werde, ob es Freunde oder Feinde sind, die mich gefangen halten, und schweigt. Überhaupt ist es ja nicht notwendig, daß außer Dir und Amsdorf sonst noch jemand etwas erfährt, als etwa dies allein, daß ich noch lebe."

Um seinerseits das Geheimnis zu wahren, datiert Luther nicht etwa seine Briefe „von der Wartburg", sondern etwa, wie schon erwähnt, „aus dem Lande der Vögel", oder häufiger noch „aus der Wüste", „aus meiner Einsamkeit", „aus dem Orte meiner Verbannung", „aus meinem Patmos". Letzteres war eine Anspielung auf die Insel, wo der Apostel Johannes seine „Offenbarung" schaute, der Sage nach vom Kaiser Domitian dahin verbannt.

Gern horchte er auch, wenn er ausritt, oder ließ sich berichten, was die Leute über sein Verschwinden sich erzählten, und teilt gleich in seinem ersten Briefe an Spalatin dem Freunde mit, daß in Eisenach das Gerede gehe, er sei von befreundeten Rittern aus dem Fränkischen aufgehoben worden.

Das Geheimnis blieb wirklich lange wohl gewahrt. Es war auch von den Urhebern des ganzen Planes so streng gehandhabt, daß nicht einmal der Herzog Johann, des Kurfürsten Bruder, Luthers besonderer Gönner, eingeweiht war. Erst im September erfuhr er es, als er zufällig einmal die Wartburg besuchte. Luther erzählt davon am 9. September dem Spalatin:

„Herzog Johann weiß nun endlich, wo ich mich aufhalte; bisher war es ihm noch immer verborgen. Mein Hauswirt hat es ihm heimlich anvertraut, aber er wird zu schweigen verstehen."

Gerüchte liefen freilich bald um, die das Rechte trafen. Ein Schreiber vom Hofe schrieb es an seine Frau nach Torgau: Luther sei auf der Wartburg. Daß die Nachricht aus dem Hoflager kam, machte sie recht glaubhaft. Luther war unwillig über den Streich, aber schließlich errieten und erfuhren doch immer mehr Leute den Sachverhalt. Da konnte es auch nichts helfen, daß Luther einmal eine List anwenden

wollte, die Leute irrezuführen; listig zu sein, war seine starke Seite nicht. Er schickte im Juli zwei Briefe an Spalatin: der eine war nur für ihn bestimmt, der andre — für die Leute. Spalatin sollte ihn wie von ungefähr verlieren, und die ihn dann fanden und lasen, sollten auf falsche Fährte geleitet werden. Dieser Scheinbrief fing an:

„Ich höre, daß das Gerede geht, mein Spalatin, der Luther halte sich auf der Wartburg bei Eisenach auf, und auf diese Vermutung kommen die Leute, weil ich im dortigen Walde bin gefangen genommen worden. Aber indessen die Leute solches wähnen, liege ich hier in meinem sichern Versteck“ u. s. w.

Spalatin hat von diesem Zettel keinen Gebrauch gemacht; die Täuschung würde schwerlich geglückt sein.

Übrigens ließen auch die Gegner Luthers ihn gerne in Ruhe, als sie den Versteck je länger je mehr witterten. Daß Luther verschwunden war, half nicht allein Friedrich dem Weisen aus aller Verlegenheit, sondern auch denen, welche ihn geächtet hatten. Denn wenn sie Hand an ihn legten, so war es doch gar nicht so unmöglich, daß es eine schlimme Empörung gab im Volk.

Schon da er verschwand und manche glaubten, er sei meuchlerisch bei Seite geschafft worden, nahmen die Leute vielerorts eine drohende Haltung an, sonderlich gegen die Mönche und Pfaffen, als gegen des Papstes eifrigste Diener. „Priester und Mönche,“ schreibt Luther noch im Mai an Melanchthon, „die erst wie toll waren, als ich noch in Freiheit lebte, die geraten nun in Furcht und Schrecken über meine Gefangennahme. Sie können die Masse des drohenden Volkes nicht ertragen und wissen nicht, wie sie sich aus der Schlinge ziehen sollen.

„Es hat auch ein Römling dem Mainzer mit dem roten Hute (dem Kardinal Albrecht) geschrieben: ‚Wir sind nun, wie wir wünschten, den Luther los; aber das Volk ist so aufgeregt, daß ich argwöhne, wir werden uns kaum das Leben erkaufen können, wenn wir nicht mit angezündeten Fackeln ihn suchen und wiederbringen.‘ Das ist ein Scherz,“ fügt Luther hinzu, „aber wie, wenn aus Scherz Ernst würde?“

Einstweilen aber blieb das ein Scherz. In Wahrheit waren Kaiser und Fürsten aus einer Verlegenheit befreit, da Luther gerade in dem Augenblicke, wo sich sein Schicksal entscheiden mußte, vom Schauplatze verschwand. Und niemand von ihnen bemühte sich ernstlich, das Dunkel, das über seinem Verschwinden lag, zu lichten. Und so blieb er unbehelligt, auch als die Welt immer mehr dahinterkam, wie sich die Sache verhielt.

Es geht aber aus jenen Äußerungen Luthers hervor, wie gut er in seiner Abgeschiedenheit von dem unterrichtet war, was draußen in der Welt vorging. Jene Nachrichten hatte er von Spalatin. Der berichtete ihm treulich von Worms aus, was man nach seinem Abschiede vorgenommen. Später, als er mit Kurfürst Friedrich nach Sachsen zurückgekehrt war, hatte er es noch bequemer, mit Luther Briefe zu wechseln; der Hof nahm zunächst auf der Koburg seinen Aufenthalt, also nur ein par Meilen von der Wartburg. Dann, Anfang Juli, siedelte das Hoflager nach Wittenberg über — wie günstig war das für den Austausch Luthers mit den Wittenbergern. Briefe und Bücher gingen herüber und hinüber.

Manchmal wollte ihm doch das alles nicht genügen. Es fehlte ihm an Büchern. Es fehlte ihm seine öffentliche Wirksamkeit. Es fehlte ihm der mündliche Austausch mit den Freunden.

„Das ist ein unglückliches Disputieren mit Briefen," klagt er am 9. September, „denn der eine schreibt weitläufig von Sachen, die der andere zum Überfluß kennt, und schweigt von dem, was der andere gerade am meisten wissen möchte."

Und am 1. November seufzt er, nachdem er dem Spalatin eine kurze Nachricht gegeben hat: „Sonst habe ich nichts zu schreiben. An Euch, die Ihr im Leben drinsteht, ist es, mir zu schreiben, der ich nun erst wirklich und eigentlich ein Mönch geworden bin (in des Wortes ursprünglicher Bedeutung: ein Einsamer). Und doch bin ich kein Mönch (kein Einsamer); denn viele schlimme und tückische Teufel sind hier, die mir, wie man zu sagen pflegt, die Zeit vertreiben, aber auf eine recht lästige Art. Du bitte für mich, daß mich Christus nicht verlasse bis an's Ende!"

Dieser Ausbruch aus schwer beladener Seele läßt uns ahnen, daß Luther auch in der Stille der Wartburg nicht verschont blieb von heißen Kämpfen, und deren Grund und Ursach' müssen wir wohl näher ergründen.

Es waren vor allen Dingen körperliche Leiden, die ihm arg zu schaffen machten.

Schon mehr als einmal haben wir erfahren, daß Luthers Gesundheit keine eisenfeste gewesen ist. Er hatte ihr wohl selbst geschadet, als er einst im Kloster mit Wachen, Fasten und Kasteien seinen Leib peinigte. Doch bekam ihm später das arbeitsvolle Leben zu Wittenberg wohl;

da hören wir ihn über nichts klagen. Aber wenn er seine regelmäßigen Lebensgewohnheiten unterbrechen mußte, zumal wenn er auf Reisen ging, stellten sich große Beschwerden und Schmerzen ein. So auf dem Wege nach Augsburg (Band 1 Seite 330), so jüngst auf der Fahrt nach Worms (Band 2 Seite 117).

Luther litt damals und nun noch heftiger auf der Wartburg an Hartleibigkeit. Diese Krankheit, die ihn oft tagelang quälte und arbeitsunfähig machte, war der Vorbote eines Leidens, das ihm bis ins Alter hart zusetzen sollte, eines Steinleidens.

Oft beschreibt er in seinen Briefen den Freunden seinen bedauernswerten Zustand. Im Juli ging er allen Ernstes mit dem Gedanken um, die schützende Burg zu verlassen und bei den Ärzten von Erfurt Heilung zu suchen. Doch empfing er in eben jenen Tagen durch Spalatin eine Sendung Pillen, die der kurfürstliche Leibarzt verordnete und die ihm wirklich Erleichterung verschafften. Bis in den Oktober hinein mußte er immer wieder mit Arzneien seinem kranken Leibe aufhelfen.

„Nun brauche ich keine Medizin mehr," schreibt er am 7. Oktober an Spalatin, „bin wieder ganz gesund wie früher — Gott sei Dank!"

Aber ob der eine Teufel ihn nun in Ruhe ließ, so plagten ihn dafür noch andere. So heißt es in einem Briefe an Lang vom 18. Dezember:

„Ich bin Gott Lob! am Leibe gesund, werde aber von Sünden und Versuchungen hart verfolgt."

Auch von Seelenleiden, die Luther zu schaffen machten, haben wir schon mehrmals gehört. Nicht nur, was er da als Mönch durchgemacht hat, ehe er den Frieden mit Gott fand, wird in eines jeden Erinnerung sein — auch in Wittenberg, zur Zeit wo er am kühnsten für das Wort Gottes stritt, kamen schwere Gedanken über ihn und mußten in heißem Beten und Ringen drin im Kämmerlein überwunden werden (Band 1 Seite 330. 771). Auf der Wartburg kehrten diese schweren Zufälle mit verstärkter Macht wieder.

So klagt er am 26. Mai dem Melanchthon, daß die Bekümmernis seiner Seele und die Schwachheit seines Glaubens noch nicht von ihm gewichen sei; dann am 13. Juli, daß er zu wenig bete und flehe für die Kirche Gottes, und dasselbe bekennt er wieder am 9. September dem Spalatin:

„Noch bin ich so schläfrig und faul zum Widerstehen, daß ich mir gründlich mißfalle und zur Last bin; vielleicht ist meine Einsamkeit die

Ursache und daß ihr mir nicht helft. Ach laßt uns beten und wachen, daß wir nicht in Anfechtung fallen!"

Auch gegen Männer, die ihm nicht so nahe standen, wie Melanchthon und Spalatin, machte er kein Hehl aus seinen Seelennöten. So schreibt er am 1. November an den Straßburger Rechtsgelehrten Gerbel, nachdem er ihm von der guten Behandlung berichtet hat, die er in seiner Gefangenschaft genieße:

„Aber glaubt mir: tausend Teufeln bin ich in dieser müssigen Einsamkeit vorgeworfen. Und es ist so viel leichter, gegen den fleischgewordenen Teufel zu kämpfen, d. i. gegen Menschen, als gegen die bösen Geister unter dem Himmel (Eph. 2, 2). Oftmals falle ich; aber die Rechte des Höchsten hält mich wieder aufrecht."

Wie reimt sich das zu dem Bilde, das wir sonst von Luther haben? Ist dies der glaubensstarke, unbeugsame Held, den wir zu Worms so wacker bestehen sahen? Der so trefflich beten, streiten und trösten konnte?

Feinde Luthers und des Evangeliums haben bis auf unsere Tage solche Bekenntnisse mit Freuden ans Licht gezogen und allerhand schwere Anklagen daraus geschmiedet: Seht, das ist euer Luther! Ein von Gewissensbissen gemarterter, vom Teufel besessener Mensch! Seine Glaubenszuversicht, die er nach außen zur Schau trug, war eitel Schein; drinnen im Herzen hatte er dafür Pein zu leiden von der Hand des gerechten Gottes.

Gemach! Luther erzählt uns von Anfechtungen — aber er hat sie siegreich überwunden; er hat sich von Gott eine Weile verlassen gefühlt — aber er hat ihn gesucht und gefunden. Daß ein Mensch kämpft, das macht ihn nicht zum Sünder; vielmehr keine Gerechtigkeit auf Erden ohne Kampf, und auch der Friede, den wir als Christen im Glauben an Gottes Gnade erlangt haben, muß immer von neuem erobert werden.

Luther hat nicht blos gekämpft und gerungen, er hat die finstern Mächte, die ihn bei seinem Werke irremachen wollten, besiegt und bezwungen. Versucht worden ist auch Jesus Christus.

Wollte aber jemand fragen: ja, was waren denn das für finstre Mächte? was quälte ihn denn so? — den müssen wir zum Ersten darauf verweisen, daß Luthers Seelenleiden vielfach wird zusammengehangen haben mit der Krankheit seines Leibes.

Zum Andern aber soll doch niemand sich das so leicht vorstellen, ein Reformator zu sein. Nur mit Schmerzen wird eine neue Zeit

geboren. Wie Christus durch viel Leiden die Kirche gegründet hat, so können auch seine Jünger nur unter viel Leiden die Kirche bauen.

Zum Glück wissen wir ganz genau, was für Gedanken Luthern damals auf der Wartburg immer wieder zu schaffen machten. Er verrät sie uns in einem Mahn- und Trostbriefe, den er am 25. November seinen Klosterbrüdern, den Augustinern zu Wittenberg, geschrieben hat. Die hatten auch etwas Großes unternommen, nämlich die Messe abgeschafft. Das war eine Neuerung, die viel Ärgernis erregen mußte. Es wird später noch davon die Rede sein. Luther war im Grunde des Herzens damit einverstanden; aber ihm bangte: werden die Brüder auch in all den Anfechtungen, die deshalb über sie hereinbrechen werden, bestehen? wissen sie, was sie thun? Und in diesem Sinne schrieb er ihnen, wie folgt:

„Es ist mir mündlich und schriftlich kund worden, lieben Brüder, daß Ihr vor allen die ersten seid, die in ihrer Versammlung den Mißbrauch der Messe haben angefangen abzuthun. Und wiewohl mich's hoch erfreuet hat, als ein Werk, daran ich spüre, daß das Wort Christi in Euch wirket und Ihr es nicht umsonst empfangen habt — so habe ich doch daneben aus christlicher Liebe, die nichts unterläßt, große Sorge, daß Ihr nicht alle in gleicher Beständigkeit und mit gleich gutem Gewissen ein solch großes, merkliches Ding habt angefangen.

„Ich will schweigen, wie die Bischöfe und Baalspfaffen die Gewissen der im Glauben Schwachen täglich erschrecken, jetzt mit päpstlichen Bullen, jetzt mit Ablaß, jetzt mit Bruderschaften; der fahet die ehelichen Priester, der thut dies, der andere das Wunder und jeglicher das Ärgste, was er kann.

„Was wird aber geschehen, so Ihr in der ganzen Welt von allen Menschen, auch von den frommen, klugen, heiligen und weisen, alle Hohn, Schmach, Lästerung und Unehre leiden werdet und als Gotteslästerer geachtet werden, darum, daß Ihr allein, und Eurer so wenige, Euch unterstanden habt, alle geistliche und menschliche Ordnung wider aller Menschen Vernunft zu verändern? Denn es ist gar ein merklich großes Ding, einer langen Gewohnheit und aller Menschen Sinn zu widerstreben, ihre Scheltworte, Urteile und Verdammen geduldiglich zu leiden und solchen Sturmwinden und Wellen unbeweglich stille zu stehn. Ich weiß wohl: so Ihr auf den Fels gebauet seid, daß Euch kein Ungestüm der Wasser und Winde schaden kann; so Ihr aber auf

dem Sande stehet, wird Euch ein geschwinder, großer Fall begegnen.

„Ich empfinde täglich bei mir, wie gar schwer es ist, langwährige Gewissen, und mit menschlichen Satzungen gefangen, abzulegen. O mit wie viel großer Mühe und Arbeit, auch durch gegründete heilige Schrift, hab' ich mein eigen Gewissen kaum können rechtfertigen, daß ich einer allein wider den Papst hab' dürfen auftreten, ihn für den Antichrist halten und die Bischöfe für des Antichrists Apostel. Wie oft hat mein Herz gezappelt, mich gestraft und mir vorgeworfen ihr (der Papisten) einiges, stärkstes Argument (Einwurf, Beweis): ‚Du bist allein klug? Sollten die andern alle irren und so eine lange Zeit geirret haben? Wie, wenn du irrest und so viele Leute in Irrtum verführest, daß sie alle ewiglich verdammet würden?‘ — so lange, bis daß mich Christus mit seinem einigen, gewissen Wort befestiget und bestätiget hat, daß mein Herz nicht mehr zappelt, sondern sich wieder diese Argumente der Papisten als ein steinern Ufer wider die Wellen auflehnt und ihr Dräuen und Stürmen verlachet.

„Und darum, weil ich dies in mir empfunden und bedacht, hab' ich Euch diesen meinen Brief wollen zuschreiben zu Trost und Stärkung der Schwachen, die solchen Sturm und Gewalt des Widerteils und der verzagten Gewissen nicht tragen können. Denn es muß mit solchem Gewissen, Glauben und Vertrauen gehandelt werden, daß wir nicht allein die Urteile der ganzen Welt als Streu und Spreu achten, sondern daß wir im Tode wider den Teufel und all seine Macht, auch gegen das Gericht Gottes (d. h. die Furcht des Gerichts) zu streiten geschickt seien und mit Jakob Gott durch einen solchen starken Glauben überwinden. Es können wohl die im Glauben Schwachen der Welt Hohn und Spott verachten und thun, gleich als ob sie es nicht höreten — wer kann aber oder mag sich vor dem Teufel und dem ernsten Gericht Gottes bewahren, daß er die nicht empfinde?

„Die Welt kann nichts mehr, denn uns Ketzer und Ungläubige schelten; zu Ketzern kann sie uns nicht machen. Unsere Gewissen werden uns auf mancherlei Weise vor Gott zu Sündern machen und ewig verdammen, es sei denn, daß sie mit dem heiligen, starken und wahrhaftigen Wort Gottes allenthalben wohl verwahret und beschirmet sind. Das ist: ‚auf den einigen Fels gebauet‘! Und wer das thut,

der ist der Sachen gewiß und kann nicht fehlen noch wanken, auch nicht betrogen werden. Solche gewisse, unbetrügliche Festung suchen und begehren wir."

Bei Luther war alles Erfahrung. Die Anfechtung war Erfahrung und der Trost auch.

Und kein Wunder, daß er gerade in der Einsamkeit bei einem verhältnismäßig stillen und ruhigen Leben mehr als sonst mit schweren Gedanken zu kämpfen hatte. Wem er sie aber verdankte, darüber war er nicht im Zweifel: es war der leidige Satan selbst. Der wollte es nicht leiden, daß Christus in ihm mächtig geworden, und suchte ihn mit allerhand Listen und Tücken zu berücken. Oft erzählte Luther in seinen alten Tagen den Freunden davon, was er mit dem Teufel alles erlebt habe:

„Ich hab' ihn wohl versucht, was er für ein Gesell ist. Er hat mir oft so hart zugesetzet, daß ich nicht gewußt habe, ob ich tot oder lebendig sei. Er hat mich auch wohl in Verzweiflung gebracht, daß ich nicht wußte, ob auch ein Gott wäre, und an unserm lieben Herrn Gott ganz und gar verzagte. Aber mit Gottes Wort habe ich mich seiner erwehrt. Es ist sonst auch keine Hilfe noch Rat, denn daß Gott — mit einem Wörtlein, durch einen Menschen gesprochen, oder das einer sonst ergreift — einem hilft. Hat man aber Gottes Wort nicht, so ist's bald um uns geschehen, denn da kann er die Leute nach seinem Willen reiten und treiben."

Ein ander mal sagte er — und derlei mag ihm auch auf der Wartburg durch die Seele gegangen sein:

„Dies ist die höchste, größte und schwerste Anfechtung des Teufels, daß er sagt: ‚Gott ist den Sündern feind; du aber bist ein Sünder; darum ist dir Gott feind.' Von dieser Rede soll man den ersten Spruch stracks verneinen und kurz sagen: Es ist falsch, daß Gott den Sündern feind sei; denn Christus spricht rund und klar aus den Befehl des Vaters: ‚Ich bin kommen, die Sünder selig zu machen' (Matth. 9, 13). Wenn aber der Satan dir hier fürhält Sodom und andere Exempel von Gottes Zorn, so halt' du ihm Christum für, der Mensch ist worden und um unsertwillen in unser armes Fleisch und Blut gekrochen, doch ohne Sünde. Denn da Gott den Sündern feind wäre, so hätte er wahrlich seinen eingebornen Sohn nicht für sie gegeben. Das sollen wir wohl lernen; denn es ist uns nütz und gut und ist nicht, wie man sich dünken läßt, verloren und vergebens. Ein jeglicher, der ein recht-

schaffener Christ sein will, der gedenke, daß er Christum ohne Anfechtung nicht lernen kann."

Wir merken: wenn Luther den Teufel wohl zu kennen meinte, so kannte er noch viel besser den, der gekommen ist, die Werke des Teufels zu zerstören (1. Joh. 3, 8).

Es steckte aber in Luthers Teufelsglauben ein gut Stück Aberglauben.

Hören wir nur die eine Geschichte, die er auch nach vielen Jahren erzählt hat als ein Erlebnis aus seiner Wartburgszeit:

„Als ich Anno 1521 von Worms abreiste und bei Eisenach gefangen ward und auf dem Schloß Wartburg in Patmos saß (Seite 227), da wohnte ich fern von Leuten in einer Stuben, und durfte niemand zu mir kommen, denn zween edle Knaben, so mir des Tages zweimal Essen und Trinken brachten. Nun hatten sie mir einen Sack mit Haselnüssen gekauft, die ich zu Zeiten aß, und hatte denselbigen in einen Kasten verschlossen. Als ich des Nachts zu Bette ging, zog ich mich in der Stuben aus, that das Licht auch aus, ging in die Kammer und legte mich zu Bette.

„Da kommt mir's über die Haselnüsse, hebt an und wirft eine nach der andern mächtig hart an die Balken, rumpelt mir am Bette — aber ich fragte nichts nach.

„Wie ich nun ein wenig einschlief, da hebt's an der Treppen ein solch Gepolter an, als würfe man ein Schock Fässer die Treppen hinab, so ich doch wohl wußte, daß die Treppe mit Ketten und Eisen wohl verwahret war, daß niemand hinaufkonnte; doch fielen so viel Fässer hinunter. Ich stehe auf, gehe auf die Treppe, will sehen, was da sei. Da war die Treppe zu.

„Da sprach ich: ‚Bist du es, so sei es!‘ und befahl mich dem Herrn Christo, von dem geschrieben stehet: ‚Alles hast du unter seine Füße gethan‘ (Psalm 8, 7), und legte mich wieder nieder ins Bette.

„Aber das ist die beste Kunst, den Teufel zu vertreiben, wenn man Christum anrufet und den Teufel verachtet; das kann er nicht leiden."

Und wer kennt nicht die andere Geschichte, wie Luther des Nachts über der Bibel saß und erschien ihm der Teufel leibhaftig — da warf er schnell entschlossen das Tintenfaß nach ihm und der Spuk verschwand. Aber verschwunden ist bis heute noch nicht der Tintenfleck an der Wand der Lutherstube.

Diese Geschichte hat nur den einen Fehler, daß sie weder von Luther.

noch von einem Genossen seines Lebens uns berichtet wird. Es ist eine späte Sage, der man kein Zutrauen schenken kann. Auch auf Koburg und in Wittenberg wurden solche Tintenkeckse gezeigt, die bei ähnlichem Anlaß durch Luther sollten verursacht sein, aber sie sind noch früher verschwunden als der Fleck auf der Wartburg, den die Kunst der Nachkommen lange frisch zu erhalten wußte.

Dagegen beruht wohl auf Luthers eigener Erzählung die Geschichte, daß Luther einmal, als er müde sein Bett aufsuchte, darin einen großen schwarzen Hund fand. Den faßte er furchtlos und warf ihn zum Fenster hinaus. Es war aber von niemandem etwas über den Hund zu erfahren, und so mußte es wohl der Teufel gewesen sein.

Da wird nun mancher aufgeklärte Geist über unsern Luther die Nase rümpfen wollen. Aber das ganze deutsche Volk steckte damals voll von Teufelsspuk und Hexenzauber, und all den Aberglauben hatte Luther mit der Muttermilch eingesogen. Es war das alles bei ihm doch nur Beiwerk und Nebensache. Was will dieser Aberglaube, der freilich tief wurzelte im deutschen Volksgemüt, ein Erbteil noch aus heidnischer Zeit, was will der bedeuten gegen den Aberglauben, der in der Kirche herrschte?

Den zu brechen war Luthers Kampf, und auch als Junker Jörg auf der Wartburg hat er ihn wacker weitergeführt.





Drittes Kapitel.

Lebenszeichen für Freund und Feind.

Das währte nicht lange, so sollte die Welt jeden Zweifels darüber enthoben sein, ob Luther noch lebe. An den Schriften, die er aus seinem Versteck ausgehen ließ, sollten's Freund und Feind spüren, daß er noch auf dem Plan war.

Von mancherlei hat das vorige Kapitel erzählt, aber Ein Zug fehlt noch im Bilde unsers Ritters: wie er dort bei den Büchern gesessen, studiert und geschrieben hat.

Zwar er selber klagt immer wieder den Freunden, wie müssig und faul er sei; aber in Einem Atem erzählt er ihnen von reichlicher, überreichlicher Arbeit, in der er drinstak. So am 14. Mai an Spalatin:

„Ich sitze hier den ganzen Tag müssig und trunken, lese die griechische und hebräische Bibel. Ich will einen deutschen Sermon von der Ohrenbeichte schreiben, auch die Auslegung des Psalters fortführen und die Postille, sowie ich aus Wittenberg werde empfangen haben, was ich dazu brauche; darunter ich auch das angefangene Magnifikat erwarte."

Am 10. Juni schickt er demselben Spalatin schon das vollendete Magnifikat, die Schrift von der Beichte, die ihm aus einem Sermon zu einem Buche geworden war, hat auch noch eine Auslegung des 68. und des 119. Psalms fertig. Dazu schreibt er:

„Ich bin hier sehr müssig und doch auch wieder sehr fleißig: lerne Hebräisch und Griechisch und schreibe ohne Aufhören."

Und am 1. November kann er einem Anhänger, der seine Bücher

haben will, schon eine ganze Reihe von Schriften angeben, die er während seiner Wartburgzeit geschrieben und die teils bereits gedruckt sind, teils sich noch unter der Presse befinden.

Was er Müssiggang nannte, das war nur die stille und ungestörte Art der Beschäftigung, die er freilich in Wittenberg nicht kannte, wo es immer vom Schreibtisch aufs Katheder, vom Katheder auf die Kanzel, von der Kanzel wieder an den Schreibtisch ging. Und eben dieses stille Sitzen war ihm bei der kräftigen Ritterkost, die er jetzt genoß, nicht zuträglich: daher mit seine Leibesbeschwerden; und wenn er's gar übertrieb und bis in die Nacht hinein arbeitete, so mochten auch die Teufelserscheinungen ihm gar leicht vor die aufgeregte, überreizte Seele treten. Da hatte sein wackerer Hauswirt, der Herr von Berlepsch, Recht, daß er ihn ausreiten hieß oder ihn mit auf die Jagd nahm oder ihn zur Beerensuche antrieb, damit der Gefangene sich doch etwas Bewegung mache. Auch predigte Luther ab und zu vor der Burggemeinde.

Und was war denn das für Arbeit, die Luther jetzt in seiner Einsamkeit vornehmlich trieb?

Da wird mancher schnell antworten: die Bibel hat er übersetzt! Denn so stellen sich das die meisten vor, daß Luther, auf die Wartburg gebracht, nichts Eiligeres zu thun gehabt habe, als die Bibel zu übersetzen.

Aber das hat länger als ein halbes Jahr gedauert, ehe Luther an diese berühmte und gesegnete Arbeit gegangen ist.

Freilich mit der Bibel hat er sich alsbald insonderheit zu thun gemacht. Er hatte zunächst gar keine andern Bücher in den Händen, als das Neue Testament und den Psalter. Und war ihm ganz recht so. Denn die Schrift zu treiben dünkte ihm ja die einige und echte Aufgabe eines Theologen. Darum ließ er sich auch nachher, als der Verkehr mit Spalatin und den Wittenbergern das zuließ, nur die allernotwendigsten Hilfsmittel zu seinen Arbeiten auf die Wartburg kommen.

Aber blos zu lesen und zu studieren, das war Luthers Art nicht. Kaum saß er ruhig in seinem Gemach im Ritterhause, da nahm er schon die Feder in die Hand und schrieb für seine Freunde eine Schriftauslegung nieder. Und zwar verfiel er da auf den 68. Psalm; den erklärte er ausführlich Vers für Vers auf deutsch. Es wurden Stücke aus diesem Psalm zu Himmelfahrt und zu Pfingsten in der Kirche gesungen, und die beiden Feste brachte Luther schon auf der Wartburg zu: so wollte er mit seiner Erstlingsarbeit dort dem Volke bei seinem Gottesdienste dienen.

Dann erklärte er vollends den Lobgesang Mariä für Prinz Johann Friedrich, in dessen Bearbeitung ihn die Reise nach Worms unterbrochen hatte (Seite 95 f). Es blieb nach wie vor ein friedlich und erbaulich Büchlein.

Ferner setzte er seine lateinische Psalmenerklärung fort und gab in der Auslegung des 22. Psalms ein schweres und gewichtiges Stück theologischer Arbeit. Dann hat er dieses Werk nicht weitergeführt.

Seine Lieblingsarbeit wurde für die erste Zeit seines Wartburgfriedens die deutsche Postille. Damit unternahm er etwas ganz Neues und ganz besonders Wohlthätiges.

Aber haben wir ihn denn nicht schon an einer Postille arbeiten sehen? Gewiß, an einer lateinischen, und war der erste Teil derselben glücklich im Buchhandel (Seite 95). Hatte auch Anklang gefunden, so großen, daß man die lateinischen Predigten sogar alsbald verdeutschte und so ohne Wissen und Willen Luthers ins Volk ausgehen ließ.

Da war es doch besser, Luther entschloß sich, selber ein deutsches Predigtbuch herauszugeben. Er schrieb jetzt am liebsten in seiner Muttersprache. Mit sichtlichem Vergnügen berichtet er den Freunden, daß er lauter deutsche Bücher schreibe: „Für meine Deutschen bin ich geboren, denen will ich dienen.“

Es war also eine Auslegung der an den Sonntagen im Gottesdienste öffentlich, und zwar auch unter dem Papsttum in deutscher Sprache vorgelesenen Bibelstücke, der sogenannten „Perikopen“, wie wir sie in den meisten deutschen Landeskirchen heute noch haben, ob auch etwa verändert oder vermehrt. Es fallen nach der alten Perikopenordnung auf jeden Sonntag oder Feiertag zwei Schriftstellen, eine „Epistel“ und ein „Evangelium“, d. h. eine Stelle aus den Briefen und eine aus den Evangelien des Neuen Testaments. Zu einer vollständigen Auslegung dieser Perikopen gehörte also, daß Luther für jeden Sonntag zwei Predigten schrieb, eine „Epistelpredigt“ und eine „Evangelienpredigt.“

Die Postille mußte ein dickes Buch werden, zumal da Luther sehr lange Sermone niederschrieb. Darum brachte er nicht gleich die ganze Sammlung zu Stande. Im Mai fing er an, daran zu arbeiten, im August schickte er schon den 2. Bogen in die Druckerei, im September hatte er die Predigten vom 1. Advent bis zum Epiphanienfeste fertig. Damit war der erste Band vollendet, welcher die Hälfte der Winterpostille umfaßte. Der Druck verzog sich bis ins Jahr 1522; am

13. Februar kam das Buch auf den Markt. Die Freunde lernten es doch schon früher bogenweise kennen.

Wir müssen es auch noch näher kennen lernen, nennt doch Luther selber es ein par Jahre später (1527) „sein allerbestes Buch, das er je gemacht habe, welches auch die Papisten gerne haben“, und steckt fürwahr ein großer Schatz drin, der seinen Wert behalten hat bis auf den heutigen Tag. Es heißt diese Postille die „Kirchenpostille“ im Unterschiede von der „Hauspostille“, die später entstanden ist. Und sie trägt den Namen mit Recht, weil sie vor allen Dingen für die Pfarrherrn und Prediger bestimmt war, die nicht recht zu predigen wußten — die sollten deutsche Predigten haben, dem Volke in der Kirche vorzulesen. So ist es auch in vielen Kirchen geschehen. Aber bald ist dieses Predigtbuch auch den Laien in der Gemeinde ein lieber Hausfreund geworden.

Im nächsten Kapitel sollen dem Leser zwei Stücke aus dem ersten Teile der Kirchenpostille dargeboten sein, daraus ein jeder selber sehen mag, wie Luther in dem Wartburgstübchen für seine lieben Deutschen schaffte.

Das waren Lebenszeichen für Luthers Freunde, gar freudig von ihnen bewillkommt. Sie schöpften neue Zuversicht, wenn sie das Wehen seines starken Geistes noch bei sich spürten.

Aber auch seine Feinde mußten's wohl merken, daß er noch auf dem Plane war. Unbeirrt durch sein Schicksal in Worms fuhr er fort, auch in scharfen Streitschriften seine Sache zu vertreten.

Der Erste, der seinen Zorn zu fühlen bekam, war ein Professor zu Löwen, Latomus, der im Sinne und Namen seiner Genossen inzwischen gegen ihn aufgetreten war. Zu Löwen hatte man ja von Anfang die feindlichste Stellung gegen Luther eingenommen (Band 1 Seite 493). Um so weniger brachte es Luther über's Herz, auf den Angriff zu schweigen. Zwar wollte er das erst; aber damit die Papisten nicht zu frech würden, wenn er sie ungestört streiten und schreiben ließe, verfaßte er doch binnen vierzehn Tagen eine gewichtige Erwiderung.

„Ungern antworte ich dem Latomus,“ so schrieb er an Melanchthon, „weil ich meinen Geist schon ganz friedlichen Arbeiten zugewandt habe (da meint er vor allen Dingen die Postille); aber ich sehe doch ein, daß es notwendig ist, daß ich selber eine Antwort gebe.“

Die Antwort fiel so grob aus, daß Latomus sie sich nicht hinter den Spiegel gesteckt haben wird. Aber zugleich ist es eine Schrift von großem wissenschaftlichen Werte geworden.

Auch Emsern bedachte Luther wieder einmal mit einer Streitschrift, da dieser unterdessen auch mit neuen Beweisen gegen ihn aufgetreten war.

Gleichzeitig aber schrieb Luther eine Schrift, die ist es wert, daß wir sie uns näher ansehen. Sie war mehr als jene beiden für den gemeinen Mann berechnet und wollte allen Anhängern des Evangeliums in schwerer Gewissensbedrängnis zu Hilfe kommen. Das war die Schrift „Von der Beichte, ob die der Papst Macht habe zu gebieten."

Schon einmal hatte Luther über diesen Gegenstand sich äußern müssen, vor seiner Reise nach Worms (Seite 100 f). Nichts war natürlicher, als daß die päpstlich gesinnten Priester, deren es doch im deutschen Lande noch genug gab, die Beichte benutzten, um die Leute von ihren Lutherischen Irrtümern zu bekehren. Es stand ja damals in der ganzen Kirche, wie jetzt noch in der römisch-katholischen, die Ohrenbeichte im Brauch. Die war und ist aber ein unübertreffliches Mittel für die Priester, die Gewissen zu ängstigen und damit über die Gläubigen eine große Macht auszuüben. Ist doch nach römischer Lehre jeder Christ um seiner Seelen Seligkeit willen verpflichtet, wenigstens einmal im Jahre, d. i. zu Ostern, seinem zuständigen Priester alle seine Sünden zu beichten, und zwar nicht nur so ins allgemeine, sondern mit Aufzählung jeder einzelnen. So erfährt der römische Priester alles Thun und Lassen der frommen Christen und hat nun Macht, die einzelnen Sünden zu strafen.

Diese Macht ist aber zu allen Zeiten von den Priestern der römischen Kirche mißbraucht warden, indem sie manche Sünde hart straften, welche vor Gott keine Sünde war, und andere ungestraft durchließen, welche nach göttlichem Gebote die größten Sünden waren. So gab es in jener Zeit in den Augen der papistischen Priester keine größere Sünde, als wenn einer den Luther für keinen Ketzer hielt, diese oder jene seiner Lehren billigte oder wohl gar eine Schrift von ihm besaß und gerne las. Und wo sie eine Seele fanden, die sich in der Beichte zu solcher Ketzerei bekannte, da weigerten sie die Absolution und drohten mit Bann und Hölle.

Was sollten nun die armen Christen thun? Sollten sie ganz verzichten auf die tröstliche Absolution, die Zusage der Sündenvergebung

durch den Priester? D. h. sollten sie gar nicht mehr beichten und damit einem strengen Gebote der Kirche trotzen?

Oder sollten sie dem Evangelium, von Luther gepredigt, absagen, das sie doch in ihrem Gewissen für wahr erkannt hatten?

Da giebt ihnen nun Luther seinen Rat. Und wie der ausfallen wird, kann sich jeder schon denken. Seine Schrift bekämpft gänzlich die Ohrenbeichte bei dem Priester und empfiehlt statt dessen eine andere „heimliche Beichte", nämlich daß ein jeder sündenbeschwerte Christ seinem Bruder sein Herz ausschütten soll, welchem er will, er sei ein Priester oder ein Laie.

Die Schrift ist von einem so unbändigen Freiheitssinn erfüllt, daß mancher wohl meinen mag: ja, soll denn gar keine kirchliche Ordnung mehr gelten? Aber Luther verwirft nicht jede Ordnung und jedes Gesetz, sondern nur solche, die in Glaubenssachen die Freiheit des Gewissens knechten wollen. Denn der Glaube, und also die Beichte als eine That des Glaubens, ist ein frei Ding.

Die Schrift ist Franz von Sickingen gewidmet und lautet mit der Widmung folgendermaßen.

„Dem gestrengen und festen Franzisko von Sickingen, meinem besondern Herrn und Patron, Martin Luther.

„Gottes Gnade und Fried' in Christo unserm Herrn.

„Wir lesen, gestrenger Herr, in dem Buch Josua, da Gott das Volk Israel in das versprochene Land Kanaan führte und alles Volk darinnen erschlug, nämlich einunddreißig Könige mit allen ihren Städten, daß keine Stadt so demütig war, die da hätte Frieden begehret, ausgenommen das einige Gibeon, so doch Israel Befehl von Gott hatte, Frieden anzubieten und anzunehmen, sondern waren alle in Vermessenheit verstockt, zu streiten wider Israel, daß von ihnen dasselbe Buch (11, 19. 20) sagt also: ‚Es war keine Stadt, die sich mit Fried' ergab dem Volke Israel, ausgenommen Gibeon, sondern sind alle mit Streit erobert. Denn es war von Gott also geschickt, daß sie trotzig und mutig waren, wider Israel zu streiten, auf daß sie dadurch verstöret und ihnen keine Gnad' erzeiget würde' u. s. w.

„Diese Historie siehet mich an, als wollte sie ein Exempel werden unsern Päpsten, Bischöfen, hochgelehrten und andern geistlichen Tyrannen, die da öffentlich sehen und greifen, daß man ihres Dings kundig und überdrüssig wird und das helle Licht ihre Schande

mannigfaltig an allen Orten aufdeckt, daß ihnen die Decke zu kur. und schmal wird; dennoch demütigen sie sich nicht, suchen nicht Frieden, ja lassen denselben auch vergeblich sich anbieten, ermutigen sich selbst, nehmen vor mit Gewalt das Licht zu dämpfen und in ihrem Wesen zu bleiben, meinen, sie sitzen so fest im Sattel, es möge niemand sie ausheben — daß ich sorge, es geschehe auch von Gott, daß sie, verstockt, noch an keine Demut denken, nach keinem Frieden trachten, auf daß sie auch zuletzt ohne alle Barmherzigkeit untergehen müssen.

„Sie geben mir die Schuld und wissen doch wohl, wie sie den armen Menschen so hochmütig verachtet haben bisher. Ich hab' oft Frieden angeboten, geschrien und gelaufen, zu Antwort mich erboten, hab' disputiert, bin nun auf zwei Reichstagen erschienen. Es hat mir nichts geholfen; da ist kein Recht, sondern eitel Frevel und Gewalt mir begegnet, nicht mehr denn zu widerrufen auferlegt und alles Unglück gedräuet.

„Wohlan, kommt ihnen die Stunde, daß sie auch umsonst nach Frieden rufen werden, so hoff' ich, daß sie ihres jetzigen Verdiensts werden eingedenk sein.

„Ich kann nichts mehr thun, bin nun von dem Plan geschupft — sie haben nun Zeit zu wandeln (zu ändern), was man von ihnen nicht leiden kann, noch soll, noch will. Wandeln sie nicht, so wird ein andrer ohn' ihren Dank wandeln (ändern, reformieren), der nicht wie Luther mit Brief und Worten, sondern mit der That sie lehren wird (Christus; vergl. Seite 95). Es ist, Gott Lob und Dank, die Furcht vor dem Hanfpotzen (der Vogelscheuche) zu Rom einmal weniger geworden, und will sein Vorgeben nicht mehr die Leute bezaubern; die Welt kann itzt den Segen auch sprechen.

„Doch daß ich dieweil in dieser Wüste und auf meinem Patmos (Seite 227) nicht müssig sei, hab' ich mir auch eine ‚Offenbarung' geschrieben, will sie mitteilen allen, die ihrer begehren. Die überschick' ich allhie Eurer Gestrengheit, mein williges Gemüt und Dankbarkeit zu erzeigen, auf Euer vielfältiges Tröster und Erbieten, mir Unwürdigem geschehen.

„Es ist eine Predigt von der Beichte, aus folgender Ursache gemacht.

„In den letzten Fasten ließ ich einen sanften Unterricht

ausgehen für die Beichtkinder, mit der Bitte an unsere geistlichen Herren und Tyrannen, daß sie die einfältigen Gewissen meiner Bücher halben in Frieden ließen. Daneben zeigt' ich an, wie ihre Tyrannei des Beichthörens nicht Grund habe. Aber sie mit dem Kopf hindurch — da ist kein Hören, noch Bedenken!

„Wohlan, ich hab' auch mehr Wasserblasen gesehen, und einmal einen so frevlen Rauch, der sich unterstund, die Sonne zu dämpfen — aber der Rauch ist nimmer, die Sonne leuchtet noch. Ich will auch fortfahren, die Wahrheit auszuputzen und herfürzubringen und meine ungnädigen Herren so wenig fürchten, so viel sie mich verachten. Wir sind noch beide nicht über den Berg; ich hab' aber einen Vorteil: ich gehe ledig. Gott geb', daß die Wahrheit den Sieg behalte!

„Hiermit Gott befohlen! Herrn Ulrich von Hutten und Martin Butzer lass' ich Euer Gnaden empfohlen sein.

„Gegeben in meinem Patmos, am 1. Juni 1521."

Von der Beichte, ob die der Papst Macht habe zu gebieten.

(Im Auszuge.)

Der erste Teil. Von Menschenlehren und Menschengesetzen.

Der heilige König und Prophet David hat einen Psalmen gemacht, 176 Verse lang, und ist der allerlängste und größte Psalm unter allen, und des ganzen Psalmen (nämlich des 119.) Meinung steht in den zweien Stücken: 1. daß Gott uns wolle führen, lehren, weisen und behalten in seinen Wegen, Geboten und Gesetzen, 2. daß er uns wolle behüten vor Menschen-Lehre und -Gebot.

Warum hat der Prophet das gethan? Er antwortet selbst, nämlich, daß er je eine fleißige Warnung thäte, die wir täglich vor Augen hätten, uns zu hüten und zu fliehen vor Menschengesetzen und -Geboten als vor dem größten Unheil auf dieser Erde, da nichts hübscher gleißet und nichts gräulicher reißet. Darum hat's eine gute Ursach' gehabt, daß dieser Psalm vor andern täglich wird gelesen, wiewohl es nichts geholfen hat und doch die Christenheit voll Menschengesetz geworden, auch dieser Psalm selbst wider seine eigene Meinung mit Menschengesetzen angebunden ist: alle Geistlichen lesen ihn alle Tage. Aber sie wissen gar nicht, was sie darinnen lesen.

Wiewohl nun dieser Psalm allein genug wäre, uns abzuschrecken

von Menschengesetzen, so ist doch das Unheil so tief und weit eingerissen und alle Welt kräftiglich in die irrige Meinung gebracht, daß jedermann meinet: solche Sprüche dieses Psalmen und dergleichen streiten nur wider öffentliche, böse Übertretungen (göttlicher Gebote durch menschliche), nicht wider des Papsts oder der Geistlichen Gesetze; und haben damit dem Schwert die Schneide widerlegt, ja ein Horn drüber gezogen, daß es nicht mehr schneiden kann, so daß jetzt nicht die Schrift, sondern allein päpstliche Gesetze in der Welt regieren.

Darum ist's vonnöten, wider solchen hart gewohnten und eingewurzelten Irrtum mit stark streitenden und durchschneidenden Sprüchen der Schrift zu stürmen. Wollen versuchen, ob wir sie mögen vom Plan schlagen und anzeigen ihr ungegründetes Fürnehmen und unbillige Tyrannei, daß wir wiederum lehren und erkennen: was Gott nicht geboten hat, sei zu meiden, wie des Teufels Gift und Tod, es sei von Papst oder Bischof, Engel oder Teufel gesetzt.

Zum Ersten spricht Moses (5. Mos. 4, 2. 12, 32): „Ihr sollt nichts zuthun zu dem Wort, das ich rede, und auch nichts davonthun." Was ist aber ‚zuthun' anders, denn mehr lehren, und ‚abthun' weniger lehren, als die Schrift lehret? Ist das nicht ein klarer Spruch wider alle Menschengesetze? Was sind nun des Papstes Gesetze, denn eitel Zusätze? Darum wird die päpstliche Sekte vor diesem Spruch nicht bestehen; es liegt ihr Gesetz hier darnieder.

Zum Andern. Jeremias hat ein ganz Kapitel von den falschen Propheten geschrieben (Kap. 23). Unter andern Worten sagt er also (Vers 16): „So spricht Gott, der Herr der Heerscharen: Ihr sollt nicht hören auf der Propheten Wort, die euch predigen! Sie betrügen euch und predigen ihres eigenen Herzens Gesicht oder Dünken, und nicht aus dem Munde Gottes." Siehe da! Alle Propheten, die nicht aus dem Mund Gottes predigen, die betrügen, und Gott gebeut, man soll sie nicht hören! Ist der Spruch nicht klar?

O Papst, Bischöfe, Pfaffen, Mönche, Theologen, wie wollt ihr hier vorüber? Meinet ihr, daß ein gering Ding sei, wenn die hohe Majestäs Gottes verbeut, was nicht aus Gottes Mund gehet und etwas andrer denn Gottes Wort ist? Es hat solches nicht ein Drescher oder ein Hirt gesagt.

Wenn du von deinem Herrn zu dir sagen hörtest: ‚Wer hat dich das geheißen? Das hab' ich dir nicht befohlen' — ich acht', du würdest

daraus so viel vernehmen, du solltest es nicht gethan, sondern als Verbot gemieden haben. Was sollen wir denn thun, wenn die hohe Majestät Gottes sagt: ‚Höret nicht zu; es ist nicht mein Wort!‘ — sollen wir nicht billig dem Papst nur das Widerspiel halten in allen seinen tollen Gesetzen, von denen er selbst bekennen muß, daß es nur seine Worte sind aus seinem Herzen, nicht Gottes Wort, aus Gottes Mund gegangen? Und Gottes Wort ist so zart, daß es auch keinen Zusatz mag leiden; es will allein sein oder gar nichts sein.

Aber daß wir Jeremiam enden, so spricht Gott weiter (23, 30—32): „Schau zu, ich will über die Propheten kommen, die meine Worte stehlen einer dem andern — d. i. heucheln, ihre Menschenlehre sei Gottes Wort, daß das Volk nicht gewahr wird, wie ihm Gottes Wort entzogen, und Menschenwort für Gotteswort annimmt — schau zu, ich will über die Propheten kommen, die ihre eigene Zunge aufwerfen und sprechen doch: Gott hat das gesagt. Schau zu, ich will über die Propheten kommen, die sich eitel Lügen träumen lassen und predigen dieselben und verführen mein Volk mit ihren Lügen und Geschwätz. Ich hab' sie nicht gesandt und ihnen nicht befohlen; haben dem Volk wollen nütze sein und sind ihm doch nicht nütze gewesen, spricht Gott.“

Bewegen solche Worte nicht, da Gott selbst anzeigt, daß nichts sei, wo nicht sein Wort sei, so sind wir ja Stein und Holz. —

Wollen in das Neue Testament kommen und zum Ersten hören, was der Herr selbst dazu sagt. Matth. 15 spricht Christus zu den Juden, die ihr Menschengesetz hielten und straften seine Jünger, daß sie es nicht hielten: „O ihr Gleißner! Es hat Jesaias (29, 13) wohl von euch verkündigt: ‚Dies Volk ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist fern von mir, aber vergeblich dienen sie mir mit Menschengeboten, die sie lehren‘“ (Matth. 15, 7—9). Sag' mir hier: was ist ‚vergeblich Gott dienen‘? Bedarf der Text auch einer Auslegung?

Christus that auch selbst dawider, hieß und ließ seine Jünger auch dawider thun, lehrte und predigte auch dawider. Was er alles ohne Zweifel nicht gethan hätte, wenn Gott nicht Menschenlehre verwürfe und verböte, da er in allen Stücken Gott gehorsam gewesen ist. Darum ist seinem Exempel in allen Stücken zu folgen, ohne Zweifel auch in Verachtung menschlicher Gebote, wollen wir anders rechte Christen sein.

Zum Andern. Es sagt Sankt Paulus Galater 1 zweimal (Vers

8 und 9): „So auch wir selbst oder ein Engel vom Himmel euch etwas anderes predigt, denn ihr's empfangen habt, das sei vermaledeiet.“ Das ist doch ein hart Wort von solchem Apostel. Nun ist aber Menschenlehre etwas anderes als das Evangelium, so muß sie gewißlich vermaledeiet sein. Drum ist dieser Spruch Pauli ein rechter Donnerschlag, schlägt den Papst mit allen seinen Traumlehren und tollen Gesetzen zu Pulver in die Erden.

Und daß wir zu End' kommen, giebt Paulus den Menschengesetzen einen alten Schlappen, Titus am Ersten (Vers 13 f) und befiehlt ihm also: „Straf' sie hart, daß sie im Glauben gesund seien und nichts geben auf die jüdischen Fabeln und Menschengesetze, welche nicht mehr thun denn abwenden von der Wahrheit.“ Welch eine Ehre menschlicher Gesetze, daß sie von der Wahrheit abführen und kehren!

Daraus leichtlich zu ermessen ist, was der Apostel Sankt Paulus vom Papste hält und wes Statthalter er ihn schätzt, nämlich des Luzifer in der Höllen! Der ist ein Vater aller Lügen (Joh. 8, 44) und hat seinen Apostel zu Rom aufgeworfen, die ganze Welt unter dem Namen Christi zu verführen und zu verderben, wie es denn jetzt gehet. Hierher gehört das Sprichwort: „Wo man Gott eine Kirche baut, da macht der Teufel eine Kapelle daneben,“ und „Wo eine Kirchweih ist, da will auch ein Wirtshaus und Jahrmarkt sein.“ —

Wie aber, wenn sie fürhalten die Konzilia, darinnen viel gesetzt ist zu halten, das doch nicht in der Schrift gefunden wird?

Antwort: Es sind in etlichen Konzilien Artikel des Glaubens aufgestellt, durch die Schrift erläutert, als das Nicänum (das sog. nicänische Glaubensbekenntnis, das von dem Konzil zu Nicäa im Jahre 325 den Namen hat) gewesen ist, und etliche Gesetze, aus der Schrift gezogen und durch die Schrift begründet. Daß man dieselben halte, ist ebensoviel, als Gottes Wort halten. Aber was menschlich darinnen ist (das der mehrere Teil ist und fast alle Konzilsgesetze) halten sie selbst nicht, die da hoch rühmen die Konzilia; sind auch oft wider einander. Und ist ein solch verwirrtes, weitläufiges Ding mit den Konzilien geworden, daß sie hinfort nichts mehr aus der Schrift, sondern nur aus ihren eigenen Köpfen festsetzen, in großer, frevler Vermessenheit, der heilige Geist sei bei ihnen und lasse sie nicht irren; darum sie ohne Furcht, ohne Andacht, ohne Verstand in den Konzilien thun, was sie wollen, auch ihren Glauben verwahrlosen. Es ist wohl so ein großes Meer solcher Konzilssatzungen mit der Zeit zu-

sammengekommen; aber wie es Menschenthat gewesen ist, so ist's auch mit der Zeit verschwunden, ohne die Stücke, die den heiligen römischen Stuhl halten — die sind allein in Diamant gegraben und tausendmal fester behalten, denn das Evangelium Christi. Aus was für Geist das geschehe, mag jedermann wohl greifen!

Darum Konzilia hin, Konzilia her! Sind es Menschenlehren, so gelten sie nichts mehr. So sind es nicht Konzilia, sondern Wirtshäuser und Judenschulen. Ich glaub' Christo, ja auch Sankt Paulo, seinem Apostel, mehr denn allen Konzilien, wenn ihrer auch so viel wären als Sand am Meer und Sterne am Himmel, der (nämlich Paulus) sich selbst und alle Engel will vermaledeiet haben, wenn sie nicht das Wort Gottes fürtragen. Sie werden's noch lange nicht beweisen, daß ein Konzil den heiligen Geist habe und sie an Statt der ganzen Christenheit sitzen, wie sie plärren und vorgeben — es sei denn, daß sie die Schrift und Gottes Wort führen. Und daß ich's sage: es ist der größten Unglück' eines in der Christenheit der schändliche, verdammte Wahn, daß man die Konzilien achtet, sie haben den heiligen Geist, da unter zwanzigen kaum eines ist, das die Schrift brauchet und den Geist beweiset. Und soll man ihnen nicht glauben ihr eigen Rühmen und Gezeugnis. „Eigenlob stinkt," sagt Salomo (Sprüche 27, 2).

Möchte aber jemand sagen, wie mir etliche schuldgeben: ‚Soll kein Menschengesetz sein, so darf auch kein weltlich Regiment sein. Willst du denn alle Obrigkeit unterdrücken?'

Antwort' ich: Was geht die Sache weltlich Regiment an? Wir wissen wohl, daß Paulus und Petrus haben geboten, weltlich Schwert und Gesetz zu halten: Röm. 13, 1; Tit. 3, 1; 1. Petri 2, 13 (vgl. Band 1 Seite 595. 600 ff). Aber weltlich Regiment untersteht sich nicht die Gewissen zu regieren, sondern handelt nur in zeitlichen Gütern. Ein Steinmetz muß ein Gesetz haben, daß er nicht eine Elle lang für eine halbe nehme; ein Schuster hat sein Gesetz, daß er einem Kinde keinen Männerschuh macht; ja Mörder haben ihr Gesetz, daß die Ausbeute gleich geteilet werde. Was gehen solche Gesetze den Geist und das Gewissen an? Also, weltliche Obrigkeit giebt Gesetze, daß einer dem andern an Gut, Ehr' und Leib nicht schade, spricht aber nicht, daß dadurch das Gewissen vor Gott wohl regieret sei.

Aber der Papst und die geistlichen Gesetzmacher, die fahren mit Luzifer über den Himmel, geben vor, ihr Ding sei göttlich und mache vor Gott fromm, regiere und führe die Gewissen zurecht. Das kann Gott nicht leiden; da ist er ein Eiferer. Denn in den Gewissen will er allein sein und sein Wort allein regieren lassen, da soll Freiheit sein von allen Menschengesetzen.

Wenn nun der Papst, wie der Kaiser, die Gewissen fahren ließe und strafte nicht weiter, denn der Kaiser, so hätte es keine Not. Aber er will die Gewissen gefangen haben, und soll sein Wort Gottes Wort gleich sein, und erdichtet eine ewige Strafe und ewigen Lohn seiner Gebote — das thut kein Kaiser! Darum ist er der Antichrist.

Wer mag erzählen die Gewissen, die er mit seinen Geboten also verrückt, erwürgt und schändet in aller Welt!

Das sei genug gesagt von Menschenlehren; hoff', es sei fest genug gegründet mit der heiligen Schrift, wie sie zu meiden seien als das größte Unglück auf Erden.

Nun wollen wir fortfahren und das angreifen, um des willen diese Vorrede geschehen ist, nämlich die heimliche Beichte (Ohrenbeichte), über die sich alle Welt, und billig, beklagt.

Der andere Teil.

Von der falschen heimlichen Beichte (Ohrenbeichte).

Wollen zum Ersten sehen, ob sie Gott oder Mensch geboten hat, und alsdann uns recht unterrichten.

Wir fragen allhie den Papst und alle die Seinen: woher sie Macht haben, allen Christen die Beichte aufzulegen, und wo Gott das geboten habe?

Tretet herfür, ihr lieben Freunde, zeigt Brief und Siegel eures Amts und gebt Rechenschaft, wie Sankt Peter euch geboten hat, da er sagt (1. Br. 3, 15): „Ihr sollt bereit sein, Ursach' zu zeigen eures Glaubens."

Sie bringen auf zum Ersten den Spruch Christi (Matth. 8, 4), da er den Aussätzigen reinigte und sprach: „Gehe hin, zeige dich dem Priester und gieb dein Opfer, wie Moses geboten hat." ‚Hier,' sprechen sie, ‚hat Christus befohlen, dem Priester sich zu zeigen, d. i. er soll heimlich beichten seine Sünd'!' Und wiewohl das so eine närrische

Auslegung ist, daß sie billiger verlacht, denn widerlegt würde, wollen wir doch ihnen dienen und ihren Irrtum von ihnen nehmen.

Sie sollen aber nicht unwillig sein, daß die Schafe anheben, die Hirten zu lehren, die Schüler den Meister, die Unterthanen ihre Obersten. Die Verkehrung ist ihre Schuld. Sintemal sie gar und ganz widersinnig und verkehret sind. Wenn ein Blinder sehend würde und der blinde Leiter bliebe blind, so hoff' ich, sollte billig der Blindenleiter auf seine Ehre und Meisterschaft verzichten und dem Sehenden folgen, oder man müßte ihn gehen lassen als einen unsinnigen Narren. Es ist auch die Verkehrung nicht neu. David spricht (Psalm 119, 98 ff): „Du hast mich durch dein Gebot weiser gemacht als alle meine Feinde, darum daß ich immer daran bin. Ich bin klüger, denn alle meine Meister, darum daß ich mit deinen Zeugnissen zu thun habe. Ich bin verständiger, denn die Alten, darum daß ich deine Satzung behüte."

Es ist kein Wunder, daß die Narren klug werden, die sich an Gottes Wort halten, und die Weisen Narren werden, die sich an Menschenlehre halten. Darum: daß wir auch mehr wissen, als Papst, Bischöfe, Kardinäle, Pfaffen und Mönche, das macht: sie lassen Gottes Wort liegen, das Licht aller Kreaturen, und kriechen dem Teufel nach in Menschenlehren — das sind eitel Finsternis.

Ist das aber redlich, geschweige christlich gethan, daß man auf solchen losen Grund solchen Jammer in die Welt bauet? Warum dringt ihr uns denn mit diesem Spruch (Matth. 8, 4 vom Aussätzigen) zur Beichte, da kein Wort von der Beichte, kein Wort von den Sünden drinnensteht, sondern allein: der Gereinigte soll sich dem Priester zeigen?

Siehe, auf solchen Pelzärmeln steht die Beichte und das ganze Papsttum! Und doch wollen sie niemand die Schrift wissen lassen, denn sie selbst allein, meinen, ihr Ding stehe auf stärkeren Säulen denn der Himmel. Aber sie thun's darum, daß niemand soll hinter die groben Lügen und Trügerei kommen. Lüge mag das Licht nicht leiden; darum will sie allein reden und rechthaben.

Ein andrer Spruch, den sie einführen, ist Jakobi des Apostels (Jak. 5, 16) und lautet also: „Bekennet einer dem andern eure Sünde und bittet für einander, daß ihr selig werdet." Und fürwahr, hier wird die Beichte und Sünde berühret, da er spricht: „bekennet eure Sünd'." Aber er setzt einen seltsamen Beichtvater, der heißet: „einer dem andern." Der gefällt dem Papst und den Papisten gar nicht. Daraus

denn folget, daß wir allesamt, einer dem andern und untereinander sollen beichten und daß auch die Beichtväter sollen den Beichtkindern beichten. Und sind sie darnach nicht allein Pfaffen, Bischöfe und Papst, sondern ein jeglicher Christ wäre Papst, Bischof, Pfaff, und der Papst muß ihm beichten. Ehe sie das zugeben, lassen sie viel lieber den Spruch fahren und bekennen, er rede nichts von der heimlichen Beichte! Das ist auch wahr, wiewohl sie ihn am ersten geführet haben.

Denn Jakobus meint das: Ein jeglicher soll sich gegen seinen Nächsten demütigen, so er ihn zuvor beleidigt hat, seine Sünde bekennen, sich nicht frech entschuldigen. Denn damit wird kein Friede und eitel Hindernis des Gebets. Wie das Vaterunser auch lehret: „Vergieb uns, wie wir vergeben.“ Nun könnt ihr nicht vergeben, einer bekenne denn dem andern seine Schuld, wie er ihn beleidiget hat; also muß ein jeglicher bereit sein, sich selbst Unrecht zu geben, auf daß ja Friede bleib' und das Gebet nicht verhindert werde. Also lehret auch Christus (Matth. 5, 23 f) sich zum Ersten mit dem Nächsten zu versühnen, ehe man das Opfer zum Altar bringt.

Ihr Hauptspruch ist aber Joh. 20, 22. 23, da Christus seine Jünger anblies und sprach: „Nehmet hin den heiligen Geist; welchen ihr die Sünden vergebet, denen sind sie vergeben, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“ Hier, hire haben sie gewonnen! Hier spricht man: ‚Ja, sollen wir die Sünde vergeben, so müssen wir sie wissen. Wie können wir sie aber wissen, wenn sie uns nicht gesagt werden?‘

Hier laßt uns sehen, in welchen Jammer und Schweiß sie sich führen mit diesem Spruch. Ist ein Spruch in der Bibel wider die heimliche Beichte, so ist es dieser.

Dieser Spruch sagt nichts von der heimlichen Beichte, ja auch nichts von der öffentlichen Beichte. Und wo er zwänge heimlich zu beichten, so zwänge er auch öffentlich zu beichten alle Sünde. Dringt aber der Spruch nicht auf die öffentliche Beichte, so dringt er auch nicht auf die heimliche Beichte.

Möcht' hier der Papst sagen: ‚Soll ich vergeben, so mußt du bekennen.‘ Also stünd unser Beichten gebunden an sein Vergeben, und wo er wollte vergeben, da müßte auch die Beichte von selber folgen. Aber es ist nicht wahr, daß die Beichte an ihr Vergeben gebunden sei; sondern kehre das Blatt um, so findest du es.

Das Veraeben ist an die Beichte gebunden, und die Ver-

gebung soll folgen und sich lenken nach der Beichte! Will ich heimlich beichten, so bist du mir schuldig, heimlich zu vergeben. Will ich öffentlich beichten, so bist du schuldig, öffentlich zu vergeben. Meine Beichte steht nicht in deiner, sondern in meiner Willkür. Dazu die Absolution steht in meinem und nicht in deinem Recht. Ich hab' Recht und Freiheit, sie zu fordern; du hast nicht Recht, sie zu versagen, sondern bist schuldig und pflichtig, sie zu vergeben.

So hat Christus seine Obersten zu Knechten gemacht; du aber kehrest es um und willst mich zum Knechte machen, behältst dir Recht und Gewalt über meine Beichte und Absolution. Siehe, das ist verkehrtes Ding!

Siehe nun, ob nicht das der Text giebt. Er spricht nicht: „Kommt und beichtet!“ oder „Gehet hin; heißt sie beichten ihre Sünd'!“ sondern: „Welchen ihr die Sünden vergebet, denen sollen sie vergeben sein.“ Nicht mehr dringt das Wort, denn daß du (Priester) schuldig bist, die Sünde zu vergeben jedem, der es begehrt, und bist ein Knecht dazu gesetzt. Aber dem Beichtkind ist Willkür gelassen und die Vergebung so zugesagt, daß es ihrer mag brauchen, wann, wie und wo es will. Will es nicht, so hast du es nicht zu treiben; denn niemand kann noch soll jemandem geben ohne seinen (des Empfängers) Dank und Willen. Absolution ist aber eine große Gabe Gottes.

Gleichwie zu dem Glauben kann und soll man niemand zwingen, sondern jedermann vorhalten das Evangelium und vermahnen zum Glauben, doch den freien Willen lassen, zu folgen oder nicht zu folgen. Es sollen alle Sakramente frei sein für jedermann. Wer nicht getauft sein will, der lass' es anstehen. Wer nicht will das Sakrament (des h. Abendmahls) empfahen, hat dessen wohl Macht. Also: wer nicht beichten will, hat des auch Macht vor Gott.

Siehe, so haben sie den Spruch auf die Beichte genötigt, da er eben der ist, der die Beichte frei macht! Wiederum haben sie die Vergebung in ihre freie Willkür gesetzt, da eben dieser Spruch sie nötigt, zu absolvieren. Was muß nicht für Jammer aus solchem frevlen Verkehren der Schrift Gottes folgen, da man mit Lügen und Menschengedicht die Welt närret und verführet?

Ist's aber nicht eine Schande, daß eine solche Bürde aller Welt auferlegt wird und doch zu solchem großen Wesen nicht ein einziger klarer Spruch mag aufgebracht werden? Müssen sich mit solchen Angstsprüchen und Notreden so lausig und bettelhaft behelfen, da doch Christus

die Taufe, das Sakrament und alles, was er hat haben wollen, so viel, und klärlich ausgedrückt hat — aber dies Wesen der heimlichen Beicht', fast das allergrößeste in der Christenheit, soll nicht einen einzigen Spruch haben!

Auch ist es nicht allein falsch, sondern auch gar eine närrische Rede, daß sie sagen: ‚Die Sünden können nicht vergeben werden, sie müssen sie erst wissen.‘ Denn das käme auf ein unmögliches Ding heraus, sintemal kein Mensch all seine Sünden kann erkennen und der mehrere Teil allein Gott vorbehalten, der wenigere Teil erkannt wird, wie denn Psalm 19 sagt: „Wer kann merken, wie oft er fehlet?“

Möcht' aber jemand sagen: ‚Ja ob das Lösen nicht steht in des Priesters Willkür, sondern er ist schuldig zu lösen, wo er darum ersucht wird — was sagest du aber zum Binden? Das wird doch wohl nicht in des Sünders Willkür stehen; er wolle oder nicht, so kann ihn der Priester bannen.‘

Antwort: Hab' ich doch früher gesagt, daß alle die Worte vom Binden und Lösen nicht weiter bringen, denn zu den öffentlichen Binden und Lösen, welches jetzt der Bann heißt. In den öffentlichen Sünden ist's wahr, daß die Macht ist bei der Gemeinde, oder bei dem Pfarrer an Statt der Gemeinde, den Sünder zu binden auch ohne seinen Willen, und soll man ihn dann wieder lösen, wenn er es begehrt. Aber daraus folget, daß die Sünde zuvor muß offenbar und bekannt sein.

Ich streit' nur darob, daß Beichte oder Bekenntnis nicht zu fordern, sondern aufzunehmen sei. Die Schlüssel sollen mit den Sünden zu thun haben, nicht mit dem Herzen oder Gewissen, und sollen nicht Herzen oder Gewissen zuschließen und aufschließen, sondern den Himmel. Sie heißen nicht Herzensschlüssel oder Gewissensschlüssel, sondern Himmelsschlüssel.

Und was bedarf's da viel Worte? Wenn Lösen und Binden dermaßen in ihrer Gewalt wären, daß keine Sünde vergeben würde ohne ihr Lösen — wo wollen die bleiben, die sie mit Unrecht binden, die vor Gott gewißlich los sind. Wiederum: was hilft es denen, die vor Gott gebunden sind, daß sie ihre Sünden nicht binden noch binden wollen, ja öffentlich auflösen? Sollte der Spruch Johannis zwingen, daß alles los sei, was sie lösen und alles gebunden, was sie binden, wie sich der Papst und Bischof vielmal vermessen? So narren sie daher und müssen's doch bekennen, daß sie oft lösen, das nicht los ist, binden, das nicht gebunden ist.

Darum lassen wir's dabei, daß zwei Weisen sind, die Sünde bekanntzumachen.

Eine, so man durch Zeugen öffentlich vor der Gemeinde überwunden wird, wie Christus lehret (Matth. 18, 15 ff.). Diese ist not und ist auch genug für die Schlüssel und geistliche Gewalt.

Die andere heimliche geschieht williglich, frei, unverklagt und ungezwungen, die ist die beste und ganz heilsam. Drum will sie auch ungetrieben und unerzwungen in eines jeglichen freier Willkür stehen und von Menschengesetzen ungefangen sein. Darum soll man die nicht verdammen, die ihre heimliche Sünde allein Gott, seinen Heiligen oder wem sie wollen, beichten, so sie sonst in rechter Reu', Treu und Glauben das thun.

Glaub' du sicherlich, wenn sie (der Papst und seine Leute) so viel zur Beichte müßten geben, als sie davon nehmen, sie würden dich wohl ungedrungen lassen, ja mit Gewalt davon abstoßen. (Wie Luther in einem Brief vom 17. September sagt, der auch gedruckt wurde: „Wenn wir nun fragen, warum denn sie so gern Beichte hören und die Beichte also preisen, die wir scheuen? — so findt sich die redliche Ursach': der heilige Beichtpfennig, der große Nothelfer. Wenn sie nicht für den Bauch fürchteten, er möchte verschmachten, solltest du wohl sehen, daß das Beichten weder not noch Gebot wäre.")

Aber was will hier noch werden? Christus, ehe er Befehl thut, die Sünde zu vergeben und zu binden, bläset er ihnen ein und spricht: „Nehmt den heiligen Geist." Hier ist's beschlossen, daß niemand die Sünde vergeben kann, er habe denn den heiligen Geist. Denn die Worte liegen klar da und weichen nicht.

Es hilft nicht, daß man plärret, das sei ein Artikel des Johann Hus oder Wiklif und zu Konstanz verdammt. Es ist nicht genug am Verdammen, es heißt Antwortgeben!

Wo bleiben nun des Papstes Schlüssel? Ich acht', es muß hier kund werden, daß er sie mit seinem Frevel allein führet in seinem Schild (Wappen), da hier klar stehet: es hab' die Schlüssel nicht, wer den heiligen Geist nicht hat. Darum sollt' man dem Papst in sein Schild, ich weiß wohl was, malen und die Schlüssel herausreißen! Das Wappen ist eines andern Mannes, denn der Papst ist.

Doch wiederum: sollt' ich denn nicht eher Vergebung meiner Sünde haben, der Beichtvater hätte denn den heiligen Geist, und niemand mag doch von dem andern gewiß sein, ob er den heiligen Geist habe — wenn

würd' ich da meiner Absolution gewiß und überkäme ein ruhig Gewissen? So wäre es wie vorhin.

Antwort: Das hab' ich angezogen (die Stelle Joh. 20, 22 f hab' ich herbeigezogen), daß man dieses Dings (der Absolution und des ruhigen Gewissens) einen rechten Grund habe. Da ist kein Zweifel dran, daß niemand Sünde bindet oder vergiebt, denn allein, der so gewiß den heiligen Geist hat, daß du und ich es wissen. Das ist aber niemand, denn die christliche Kirche d. i. die Gemeinde aller gläubigen Christen; die hat allein diese Schlüssel, da sollst du nicht dran zweifeln. Und wer sich sonst die Schlüssel zueignet, der ist ein rechter abgefeimter Kirchenräuber, es sei der Papst oder wer da wolle.

Von derselbigen Kirche ist jedermann gewiß, daß sie den heiligen Geist habe, wie das Paulus nach Christo und alle Schrift reichlich beweiset und auf's kürzeste verfaßt ist im ‚Glauben', da wir sagen: „Ich glaub', daß da sei eine heilige christliche Kirche." Heilig ist sie um des heiligen Geistes willen, den sie gewißlich hat.

Und ist unser Glaube so geordnet, daß der Artikel „Vergebung der Sünden" muß stehen nach dem Artikel „eine heilige christliche Kirche" und vor beiden: „Ich glaub' an den heiligen Geist". Auf daß erkennet würde, wie ohne den heiligen Geist keine heilige Kirche ist und ohne heilige Kirche keine Vergebung der Sünden.

Also ist nicht wahr, daß der Papst die Schlüssel habe, sondern allein die Kirche, und nicht er, sondern sie allein bindet und absolviert, darinnen er ihr dienet und alle Priester. Das sei genug von dem Spruch gesagt.

Der dritte Teil.

Von der rechten heimlichen Beichte.

Die heimliche Beichte acht' ich ein sehr köstlich, heilsam Ding. O es sollt allen Christen gar sehr leid sein, wenn die heimliche Beichte nicht wäre, und sollten Gott von Herzen danken, daß sie uns erlaubt und gegeben ist.

Aber das ist verdrießlich vom Papst, daß er ein Gebot daraus macht. Seine Art ist nicht anders, denn daß er alles, was Gott geboten hat, verachtet und läßet es gehen; was aber Gott nicht geboten oder nur geraten hat, das macht er zu Geboten, setzt sich über Gott, fordert mehr denn Gott, wie er denn der Endchrist ist.

Und mag er nicht entschuldigt werden, daß er nichts dazu könnte,

daß andere Leute böse sind. Kann er sein Gebot treiben, warum kann er nicht auch Gottes Gebot treiben? Oder: lässet er Gottes Gebot fahren, warum lässet er seine nicht auch fahren? Ja, seine Gebote bringen Geld, Ehre und Lust; Gottes Gebote bringen Armut, Schmach und Kreuz.

Ist's ihm aber zu viel, in alle Welt Gottes Wort zu treiben, warum untersteht er sich's dann und will's andere auch nicht lassen thun? Ja warum treibt er es nicht auch an seinem Hof bei den Seinen? Ach es ist Lügen und Trügen alles, was am Papst und Papsttum ist, von dem Scheitel bis auf die Fersen.

Daß wir aber den Handel recht begründen, so ist zu merken der Unterschied, daß Gottes Wort' sind dreierlei:

Der erste Teil sind Gebote, die da fordern, was wir thun sollen und müssen, sollen wir selig werden.

Der andere Teil sind treue Räte und gute Fürschläge, die wir nicht thun müssen, sollen wir selig werden, sondern es steht in unserm freien Willen. Zum Beispiel: Wer da begehrt ein Bischof zu sein, d. i. ein Prediger des Wortes Gottes und will sein Leben dran setzen.

Der dritte Teil sind göttliche Zusagungen und Verheißungen, darinnen er nichts fordert, sondern nur darbeut seine Hand, gnädige Hilfe und Trost.

Diese drei Stücke und Unterschied müssen wir merken: Gebot, Rat und Verheißung.

Nun sieh, obwohl Gott sein Gebot will gehalten haben und fordert es von einem jeglichen, dennoch mag und will er die nicht, die sie mit Unwillen, aus Zwang, Furcht und Pein und nicht aus freiem Willen halten, wie der erste Psalm sagt (Vers 2): „Selig ist der Mensch, des Wille in Gottes Gesetzen steht". Spricht nicht: „Selig ist er, daß sein Hand', Fuß, Mund drinnen sei" — denn das mag alles ohne Herz und Willen geschehen.

So er nun sein Gebot will nicht mit Unwillen und Zwang gehalten haben, wie vielmehr wird's ihm gar nicht gefallen, so man jemand zwingt zu seinem Rat und Verheißungen, die er nicht fordert?

Des nimm ein Gleichnis. Wenn ein reicher Mann verspräche, allen Dürftigen zu geben ein gutes Kleid, welches niemandem denn einem jeglichen dürfte nütze sein — sie (die Dürftigen) wollten aber nicht, und du Narr, aus deiner guten Meinung, meintest der Sachen zu helfen, drängest und zwängest sie dahin, daß sie es müßten empfahen, und

und wüßtest doch, daß sie es nicht werden behalten, sondern in den Winkel werfen: was meinst du elender Klügler, daß du für einen Dienst thätest dem reichen Manne, dem du sein Gut so närrisch wolltest helfen verthun? Er würde dich für unsinnig oder für seinen größten Feind halten. Denn das Sprichwort ist wahr: „Man kann niemandem ohne seinen Willen geben, man kann ihm aber wohl ohne seinen Dank nehmen.“

Siehe, also thust du unsinniger wütender Papst mit deiner Sekte auch, ihr ärgsten Gottesfeinde! Denn die heimliche Beichte ist ein aufgethaner Gnadenschatz, darinnen Gott vorhält und anbeut seine Barmherzigkeit und Vergebung aller Sünden, und ist eine selige, reiche Zusagung Gottes, welche niemanden zwingt noch dringt, sondern jedermann lockt und ruft.

O welchen Mißbrauch der edlen, teuren Güter richtest du an, du elender Papst, daß man darf sagen: es ist kein sündlicherer, verdammlicherer Tag im Jahre, denn der Ostertag (mit seinem Beichtzwange); und wenn das ganze Jahr eitel Fastnacht wäre und alle Tage getanzt und getrunken würde, geschähe doch nicht so viel und große Sünde, als jetzt geschieht in der allerheiligsten Zeit der Fasten, vornehmlich in der Marterwoche und am Osterfest.

Denn alle, die ungern beichten und zum Sakrament gehen und nicht von Herzen begehren, denen wäre besser, sie gingen nicht hin. Sie unehren Gottes Gnade und machen einen Spott draus. Nun sind ihrer gar wenig, die hinzugehen aus eigener Andacht und Begierde; sondern der unsinnige Teufelsapostel, der Papst, zwingt solches mit seinem Gebot. Heißt du aber, lieber Mensch, das für Frommwerden, wenn unwillige Menschen gezwungen werden, zu Gottes Sakramenten zu gehen?

Wenn man alle Welt könnte zwingen, sollt' man doch nicht vor einem Menschen die göttlichen Sakramente also verschütten. Ja, wenn Frömmigkeit bestünde im Gange zum Altar, möchtest du wohl auch eine Sau und einen Hund fromm machen.

Fürwahr, wer willig und lustig dazu ist, bedarf keines Gebotes; wer unwillig und unlustig dazu ist, dem hilft kein Gebot noch Zwang, ja macht's nur ärger.

Also soll die Beichte frei bleiben jedermann und ihr Nutz neben der Sünden Unglück gepredigt werden. Wer dann käme, der käme; wer nicht käme, der bleibe außen. Gleichwie ich wollte predigen den

Glauben und die Taufe, aber niemanden dazu zwingen, sondern aufnehmen alle, die da freiwillig dazukämen. Item, ich wollt' predigen die Gnade des heiligen Abendmahls, aber es doch freilassen, niemanden dazu zwingen (Vgl. S. 252). So haben die Apostel gethan und die alten Väter. Glaub' sicherlich: welche du hiermit nicht herzubringst, die wirst du mit Geboten und Nötigen nicht seliglich herzubringen.

Ich will die Ursach' groblich anzeigen. Die göttliche Gnade sucht und fordert ledige, hungrige, begierige, durstige, verlangende Herzen, wie Maria singet (Lukas 1, 53); „Er hat gesättigt mit Gütern die Hungrigen“. Darum mag der nicht ohne Schaden beichten, der rein aus Gebot und Not und — wie sie sagen — aus Gehorsam der Kirche, nicht aus Begierd' und Sehnen nach der Gnade hinzugeht.

Derhalben mein treuer Rat ist: ein jeglicher prüfe sich zuvor, warum er beichten wolle. Thut er's nur um Gebotes willen und sein Herz ringet und seufzet nicht nach der Hilfe göttlicher Gnade, so bleib' er nur davon frei, lasse den Papst mit seinem Gebot sich nicht irren, bis daß er sich fühle hungrig und begierig nach göttlicher Hilfe und von Herzensgrund der Sünde feind werde. Gott hat's gerne, daß man sich zu ihm füge (zu ihm komme). Er hat's auch ungerne und straft gräulich. Gern hat er's, so man von Herzen Hilf' und Gnade begehrt; ungern, wenn es aus Not, Gebot und ohne Begierde nach Hilfe geschieht.

Derhalben ist hier weiter mein treuer Rat, daß ein Christenmensch auf die Fasten und Ostern nicht beichte und denk' also: ‚Siehe da, dieweil das ein Mensch, der Papst, geboten hat, so will ich's eben darum nicht thun, und wenn er's nicht geboten hätte, so wollt' ich's thun; will's aber auf ein andermal thun, da er's nicht geboten hat, wann und wie mich meine freie Lust und Andacht rühret. Und will's darum thun, daß ich mich nicht an Menschengebot gewöhne und mich vor ihm fürchte und auf solche Werke lerne verlassen und tröften, womit mein Glaube und Trauen auf Gottes Gnade verletzt würd'.‘

Willst du aber doch beichten und Sakrament empfahen zu der Zeit, (auf die Fasten und Ostern) so beding' ja bei dir selbst, daß du es nicht aus Zwang päpstlicher Gesetze und Nötigung deines Gewissens dadurch, sondern aus freiem Willen deiner Seele zu Gut und Heil thun wollest und sein (des Papstes) Gebot nicht höher ansehen, denn den Kot vor dir auf der Gassen.

Ich sag' bei meiner Seelen: wer nicht sein Gewissen also frei macht von dem höllischen Tyrannen, dem Papst, der mag nicht ohne Versehung seines Glaubens solch toll Gebot halten. Ich wehre sie nicht zu halten; aber mit freiem Gewissen will ich sie halten, daß ich nicht vermeine, dadurch fromm und unfromm zu werden. —

Sprichst du: ‚Wie will man den Sünden wehren (ohne Beichtzwang)?‘

Antwort: Wie wehret man jetzt? Was hilft das Beichten jetzt? Siehe, wie viele sich bessern nach den Ostern, und dennoch müssen alle Beichten. Es ist nur noch solch beichten ein Vorgeben und Schein, da nichts nachfolget, und wie Salomo sagt (Sprüche 25, 14): „Groß Wind und Wolken, da kein Regen nachfolgt.“

Man hat zwei Weisen, den Sünden zu wehren. Die erste durchs Schwert. Da hat man Galgen, Rad, Feuer und was dazu gehört, daß man Frieden schaff' vor öffentlichen Übelthätern.

Die andere ist geistlich. Die hat Christus (Matth. 18, 15 ff.) eingesetzt und lautet also: „Wenn dein Bruder gegen dich sündiget, so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein. Hört er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen. Hört er dich nicht, so nimm zu dir einen oder zween, auf daß alle Sache bestehe in zweier oder dreier Zeugen Mund. Höret er sie nicht, so sag' es der Gemeinde. Höret er die Gemeinde nicht, so halt' ihn wie einen Zöllner und Heiden. Denn ich sage euch: Was ihr bindet auf Erden, soll gebunden sein im Himmel, und was ihr löset auf Erden, soll los sein im Himmel. Weiter sage ich euch: Wo zween unter euch auf Erden eins sind, worüber sie bitten wollen, das wird ihnen gegeben werden von meinem Vater, der im Himmel ist. Denn wo zween oder dreie versammelt sind in meinem Namen, da bin ich in ihrer Mitte.“

O daß dieser Spruch nicht wäre im Evangelio, das wäre wohl für den Papst. Denn hier giebt Christus die Schlüssel der ganzen Gemeinde und nicht Petro. In diesem 18. Kapitel legt der Herr seine eigenen Worte aus, nämlich wem er die Schlüssel hab' im vergangenen 16. Kapitel (16, 18 f.) gegeben in der Person Sankt Petri. Sie sind allen Christen gegeben, nicht Sankt Petri Person.

Damit hat Christus die christliche Ordnung zu strafen eingesetzt, so daß dazu des Papstes Gesetz kein not noch nütze ist.

Dieser Ordnung nach soll es nun zugehen, daß in einer jeglichen Pfarre (Parochie) oder Gemeinde, wo jemand öffentlich sündigt, er von

seinem Nächsten brüderlich gestraft würde, darnach ordentlich mit mehr Zeugen gestraft, zuletzt öffentlich in der Kirche unter der Messe (in dem Hauptgottesdienst) nach dem Evangelio vor dem Pfarrer und der ganzen Gemeinde hervorgezogen, verklagt und überzeugt. Wollt' er sich dann bessern, so soll die Gemeinde einträchtiglich für ihn bitten, wie hier der Herr lehret und Erhörung zusagt. Wollt' er nicht, so soll man ihn von der Gemeinde thun und niemand soll mit ihm zu schaffen haben; das heißt hier der Herr „gebunden werden". Und das ist auch recht in den Bann gethan.

Solche Weise haben die Apostel und nach ihnen eine zeitlang die Bischöfe gebraucht, bis der Gräuel zu Rom sich erhoben und solches alles samt dem ganzen Evangelio mit Füßen getreten hat.

Siehe, wo diese christliche Ordnung wäre, da würde der heimlichen Beichte keine oder wenig not sein. Aber laßt uns nun von der heimlichen Beichte handeln und lehren, daß wir dieselbe seliglich gebrauchen.

Und zum allerersten, wie gesagt ist, wenn du nicht aus freiem Herzen die heimliche Sünde beichten willst, so laß nur anstehen. Du bist dazu unverbunden von des Papstes Gesetzen — bis dich die Andacht ankommt. Du läufst sonst zu gräulicher Versehrung deiner Seelen zum Sakrament, das du so ohne deinen Willen nicht fähig bist zu empfangen. Beichte aber deinem Gott mit David (Psalm 32, 5): „Ich sprach: ich will meine Ungerechtigkeit bekennen meinem Gott; und du hast mir vergeben die Untugend meiner Sünde. Ich hab' meine Sünde dir geöffnet und meine Missethat habe ich dir nicht verborgen."

Auf diese Weise haben alle Heiligen müssen beichten im alten Bunde und hernach, bis auf des Papstes Gesetz. So nun die Heiligen durch heimliche Beichte, vor Gott gethan, sind selig worden, ohne Offenbarung gegen ihre Priester — warum sollte denn jetzt jemand so frech sein und den Himmel absagen dem, der nicht seinem Pfarrer hätt' alle heimlichen Stücke gebeicht?

Daß wir aber williglich und gerne beichten (nämlich vor Menschen), dazu sollen uns zwo Ursachen reizen.

Die erste: das heilige Kreuz, das ist die Schande und Scham, daß ein Mensch sich williglich entblößet vor einem andern Menschen und sich selbst verklaget und verhöhnet. Das ist ein köstlich Stück von dem heiligen Kreuz. Es ist kein Fasten, kein Beten, kein Ablaß, kein Wallen, kein Leiden so gut, als diese willige Scham und Schande, darin der Mensch recht gründlich zunichte und demütig, d. i. für die Gnade em=

pfänglich wird. Ich weiß auch nicht, ob der einen rechten lebendigen Glauben habe, der nicht so viel leiden will, daß er vor einem Menschen zu Schanden werde, und ein solch klein Stück von dem heiligen Kreuz nicht tragen will; sintemal ein jeglicher Christ ein Kreuz tragen muß, soll er selig und sein Glaube bewährt werden.

Denn daß ich des Papstes Gesetz von der Beichte verwerf', thu' ich um derer willen, die solch Kreuz nicht tragen wollen; dieselben sollt' er ungedrungen lassen und nicht weiter zu sündigen treiben. Denn es sind eitel linke Schächer und leiden vergeblich, ja sündigen nur noch mehr darinnen, wie der linke Schächer auch thät (Luk. 23, 39 f.). Man soll nur reizen, nicht treiben; locken, nicht zwingen; stärken, nicht dräuen; trösten, nicht schrecken mit der Beichte und allen andern Leiden. Frei, frei, willig und gerne beichten soll man lehren; kann man das nicht thun, so lasse man Gebot und Treiben auch anstehen.

Die andere Ursach' und Reizung zur willigen Beichte ist die teure und edle Verheißung Gottes in den vier Sprüchen Matth. 16, 19: „Was du wirst lösen, soll los sein," Matth. 18, 18: „Was ihr werdet lösen, soll los sein," Joh. 20, 23: „Welchen ihr die Sünde vergebet, denen soll sie vergeben sein," Matth. 18, 19 f.: „Wo zween mit einander eins sind auf Erden, es sei worin es wolle, das sie begehren, das soll ihnen geschehen von meinen Vater, der im Himmel ist. Denn wo zween oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich in ihrer Mitte." Wen solch liebliche und tröstliche Worte nicht bewegen, der muß freilich einen kalten Glauben haben und ein böser Christ sein. Denn obwohl ein jeglicher bei sich selbst Gott beichten mag und sich mit Gott heimlich versöhnen, so hat er doch niemanden, der ihm ein Urteil sprech', darauf er sich zufriedenstelle und sein Gewissen stille — muß sorgen, er hab' Gott nicht genuggethan. Aber gar fein und sicher ist's, daß er Gott ergreife bei seinen eigenen Worten und Zusagen, daß er einen starken Rückhalt und Trotz auf die göttliche Wahrheit überkomme, damit er möge frei und kecklich gleich Gott selbst dringen mit seiner eigenen Wahrheit und sprechen:

‚Nu lieber Gott, ich hab' meinem Nächsten vor dir meine Sünde geklagt und offenbart und in deinem Namen mit ihm mich vereinigt und Gnade begehrt. So hast du aus großer Gnade zugesagt: Was gelöset wird, soll los sein und soll geschehen von deinem Vater, was wir einträchtiglich begehren — so halt' ich mich an deine Zusagung, zweifle an deiner Wahrheit nicht, sondern glaube fest: wie mich [mein Nächster in

deinem Namen entbunden hat, so sei ich entbunden und mir geschehe, wie wir begehret haben.‘

Siehe, einen solchen Trotz und Sicherheit können wir haben bei unserm Nächsten vor der Thür im Haus und wollen davon nichts wissen. Achten sie so gering, daß wir uns nicht ein klein wenig schämen wollen vor einem einzigen Menschen, um sie zu empfahen. Ei, es ist ein schändlicher Unglaub' und eine undankbare Verachtung solcher gnädiger Zusagung und göttlicher Gnaden und Trostes.

Und Summa Summarum: wer ein rechter Christ ist, der danke Gott, daß er eine solche Beichte haben kann, und brauch' ihrer mit Freuden und Lust, wenn und wie oft er will und bedarf. —

Doch die Schwachgläubigen, welche der heilige Apostel gebeut nicht zu verachten, sondern uns ihrer anzunehmen (Röm. 14, 1. 15, 1 f) wollen wir allhier noch weiter trösten und dieser Beichte Freiheit weiter anzeigen.

Der Papst hat in seinem Gaukelgesetz das Ding so enge gespannt, daß er gebeut, alle Sünden zu beichten und nur dem Pfarrer. Das brauchst du nicht zu thun, du wollest denn gern, und merk' hier zwei deiner Freiheiten.

Die erste, daß du dir nicht vornehmest alle Sünden zu beichten sondern nur, die dich im Gewissen beißen und drücken, und daneben insgemein die andern im ganzen Leben anklagest, damit die Beichte kurz sei. Nämlich also: ‚Siehe Herr, das hab' ich gethan und das daneben auch viel mehr Sünden, die jetzt nicht not zu erzählen. Dies sind aber die größesten: bitt' um einen guten Trost und Rat.‘

Die andere Freiheit: Wo du nicht möchtest einem Pfaffen oder Mönch beichten, so nimm vor dich einen Mann, er sei Lai' oder Priester, zu dem du dich Gutes versiehst, und thu' nicht anders, denn als wolltest du treuen Rat und Trost für deine Seele holen und warten, was Gott dir durch ihn sagen wollt'. Und wie dir der sagt in Gottes Namen, so folge, und laß dir's eine Absolution sein, und bleibe drauf, such' keine andere Absolution.

Es sollten wohl die Priester solche Leute sein, zu denen jedermann sich Trost und Rats versehe in solchen Sachen. Aber nun kitzelt sie die Gewalt so sehr, daß sich niemand des zu ihnen versieht und nur aus Furcht vor des Papstes Gesetz ihnen beichtet. Solche Ungunst verschulden sie selbst mit ihrer Tyrannei, daß sie nicht Diener sondern Herren

sein wollen in der Christenheit. Ei, so muß man ihre Herrschaft lassen sitzen und sie einmal ihres Dienstamtes erinnern und sie sehen lassen, daß sie nicht Junker, sondern Knechte sind, wie ihnen Christus hat auferlegt.

Nun, daß ich solches nicht aus meinem Kopf rede, so laßt uns Christum selbst hören, da er in obberührten Worten (Matth. 18, 15) sagt: „Sündigt dein Bruder gegen dich, so gehe hin und straf' ihn zwischen dir und ihm allein.“ Merke, Christus spricht nicht zu Petro oder jemand allein, sondern insgemein zu jedermann: „Gehe hin und straf' deinen Bruder.“ Darum so ist ein jeglicher Christenmensch ein Beichtvater der heimlichen Beichte; welches an sich gerissen hat der Papst, wie er auch die Schlüssel, Bistümer und alles andere an sich hat gerissen, der große Räuber! Der läßt sich nicht genügen, daran Christus selbst Genüge hat, vertilget solch christliche heimliche Beichte und richtet auf eine päpstliche, menschliche heimliche Beicht', ohn' allen Grund und Ursach'.

Das ist auch stark und noch stärker, daß Christus sagt: „Wenn zween unter euch mit einander eins sind auf Erden, worüber es sei, das sie bitten, das soll ihnen geschehen von meinem Vater, der im Himmel ist.“ Das heißt dem Papst ins Maul gegriffen und sein spinngewebisch Gesetz in Stücken zerissen! Er sagt insgemein: „Wenn zween unter euch,“ spricht nicht: „Wenn der Papst und ein Laie, Priester und Bürger, Mönch und Bauer,“ sondern „zween“, wer sie seien, wenn sie nur „unter euch“, d. i. Christen sind. Und „worin sie eins werden.“ Da redet er frei, nimmt nichts aus, begreift ohn' allen Zweifel auch die Sünden, so zwischen Bruder und Bruder gehandelt werden, und kurzum alle Ding'.

Nun höre den Beschluß: „es soll ihnen geschehen von meinem Vater im Himmel.“ Siehe da, was willst du mehr und Stärkeres haben? Christus ist da; der Vater erhöret.

Darum laßt uns nur frisch und fröhlich seine klaren Worte erwägen und einer dem andern beichten, raten, helfen und bitten, was uns immer heimlich anliegt, es sei Sünd' oder Pein, und ja nicht zweifeln an solcher lichten, hellen Zusagung Gottes, frei und fröhlich drauf zum Sakrament gehen und sterben, viel sicherer und gewisser, denn auf des Papstes heimliche Beichte, dieweil dieselbe keinen G[illegible]und hat — hier ist aber ein starker Grund.

Wir haben Gottes Wort und Gnade nicht dankbar angenommen; darum hat er uns den Papst gegeben zur Strafe, der uns seine Lügen und Irrtümer verkauft um all' unser Gut, Leib und Leben, bis daß er Seele, Leib und Gut verschlungen hat und noch täglich verschlinget. Laßt uns einträchtiglich beten wider denselben Teufelsstank und Gräuel, der alle Welt vergiftet, daß Gott wiederum sein Wort erhebe und dieses sündlichen, verderblichen Menschen Gesetz vertilge.

Dazu helf' uns Christus, unser Herr, gebenedeiet in Ewigkeit. Amen.





Viertes Kapitel.

Zwei Predigten aus der Kirchenpostille.

Am 17. September 1521 ließ Luther eine einzelne Predigt aus seiner Kirchenpostille in die Welt ausgehen. Es war die Predigt über das Evangelium des vierzehnten Sonntags nach Trinitatis, von den zehn Aussätzigen. (Luk. 17, 11—19).

Die Veröffentlichung eines Stückes aus seiner Predigtsammlung ganz außer der Reihe mußte ihre besonderen Gründe haben. Und so war es. Sie zeigt uns, wie brennend die Frage, ob der Papst und die Priester Macht hätten, von den Christen die Ohrenbeichte zu fordern, damals war. Die Predigt sollte der papistischen Auslegung des Evangeliums entgegentreten, welche behauptete, Christus habe die Aussätzigen zu den Priestern Beichtens halber geschickt (vgl. S. 249 f.) So versicherten selbst Leute am kurfürstlichen Hofe, und diesen bibelfesten Romanisten das Maul zu stopfen, gab Luther seine Erklärung jenes Evangeliums heraus. Das war freilich nicht die helle, klare Schrift, womit er von seinen Gegnern belehrt sein wollte — er brauchte nur den einfachen Verstand der Worte zu beleuchten, so verschwand der Nebel, den jene um die Geschichte breiten wollten, ihrem „heiligen Beichtpfennig" zu Liebe.

In der Widmung selbiger Predigt an drei Herren vom kursächsischen Hofe heißt es zum Schluß:

„Darum hab' ich das Evangelium (nämlich von den zehn Aussätzigen) zuvor lassen ausgehen (vor der Postille), daß sie (die Papisten, greifen mögen, wie fein sie die Evangelia bisher uns gepredigt und die

Beichte gegründet haben. Auch will ich hiermit meinen lieben Deutschen die Postille kredenzen mitten aus dem Faß, wiewohl ich sie jetzt (am 17. September) nicht weiter, denn vom Advent bis auf Epiphania gebracht habe und mitten in der Arbeit, um der Lästerer willen, die Ordnung brechen muß; doch da liegt nichts dran, es kommt wohl wieder zurecht."

So will ich nun auch dem lieben Leser die Postille kredenzen mitten aus dem Faß und zwei Predigten zum Besten geben, die Luther damals auf der Wartburg noch im Sommer 1521 für die Gemeinde verfaßt hat. Aber nicht die Predigt von den zehn Aussätzigen soll eine von den zweien sein, denn wider die Ohrenbeichte ist es genug an der Schrift, die das vorige Kapitel gebracht hat, sondern zwei Betrachtungen für die Weihnachtszeit will ich auswählen, eine Epistelpredigt für den vierten Advent, die wird unverkürzt und unverkümmert zum Abdruck kommen, und eine Evangelienpredigt für den ersten Christtag oder die Christmeß', die soll auch zum allergrößten Teile mitgeteilt werden.

Und mag den beiden Predigten ein kurzer Unterricht Luthers vorausgehen, wie man die heilige Schrift recht lesen und gebrauchen soll, insonderheit was das Evangelium sei. Die hat er selber als eine Einleitung dem ersten Bande der Kirchenpostille mitgegeben, samt einem Briefe an Graf Albrecht von Mansfeld, seinen gnädigen „Landesherrn", dem er ihn widmete.

Ein kleiner Unterricht,

was man in den Evangelien suchen und erwarten solle.

Es ist eine starke Gewohnheit, daß man die Evangelien zählet und nennet nach den Büchern und spricht: „Es sind vier Evangelien, daher ist's kommen, daß man nicht weiß, was Sankt Paulus und Petrus in ihren Episteln sagen (man fragt eben nur nach den vier Evangelien), und wird ihre Lehre geachtet, gleich als Zusätze zur Lehre der Evangelien.

Darnach ist noch eine ärgere Gewohnheit, daß man die Evangelien und Episteln achtet gleichwie Gesetzbücher, darinnen gelehrt ist, was wir thun sollen, und die Werke Christi nicht anders, denn als Exempel uns vorgebildet werden.

Wo nun diese zwei irrigen Meinungen im Herzen bleiben, da mag weder Evangelium noch Epistel nützlich und christlich gelesen werden; bleiben eitel Heiden wie vorhin.

Darum soll man wissen, daß nur Ein Evangelium ist, aber durch viel Apostel beschrieben.

Eine jegliche Epistel Pauli und Petri, dazu die Apostelgeschichte des Lukas, ist ein Evangelium, ob sie wohl nicht alle Werke und Worte Christi erzählen, sondern einer sich kürzer fasset, als der andere. Ist doch auch der großen vier Evangelien keines, das alle Worte und Werke Christi begreift; ist auch nicht not.

Evangelium ist und soll nichts anderes sein, denn eine Rede oder Historia von Christo. Gleichwie unter den Menschen geschieht, daß man ein Buch schreibt von einem Könige oder Fürsten, was er gethan und geredet und erlitten hat in seinen Tagen, welches man auch mancherleiweise mag beschreiben, einer in der Länge, der andere in der Kürze. Also soll und ist das Evangelium nichts anderes, denn eine Chronika, Historia, Legende von Christo: wer der sei, was er gethan, geredet und gelitten habe, welches einer kurz, der andere lang, der eine so, der andere sonstwie beschrieben hat. Denn aufs kürzlichste ist das Evangelium eine Rede von Christo, daß er Gottes Sohn sei und für uns Mensch worden, gestorben und auferstanden, ein Herr über alle Dinge gesetzt.

So viel nimmt Sankt Paulus sich vor in seinen Episteln und streicht das heraus, läßt anstehen Wunder und Wandel, die in den vier Evangelien geschrieben sind, und begreift doch genugsam und voll das ganze, volle Evangelium. Wie das im Gruß an die Römer klärlich und fein zu sehen ist, da er sagt, was das Evangelium sei, und spricht: „Paulus, ein Knecht Jesu Christi, berufener Apostel, verordnet, zu predigen das Evangelium Gottes, welches er zuvor versprochen hat durch seine Propheten in der heiligen Schrift, von seinem Sohn, der ihm geboren ist aus dem Samen David nach dem Fleisch, der da verkläret ist ein Sohn Gottes in der Kraft, nach dem Geist der Heiligung aus der Auferstehung von den Toten, der da ist Jesus Christus, unser Herr (Röm. 1, 1—4).“

Da siehest du, daß das Evangelium eine Historia ist von Christo, Gottes und Davids Sohn, gestorben und auferstanden und zum Herrn gesetzt, welches da ist Summa Summarum das Evangelii. Wie

nun nicht mehr denn Ein Christus ist, so ist und kann nicht mehr, denn Ein Evangelium sein.

Weil auch Sankt Paulus und Petrus nichts anderes denn Christum lehren auf vorgesagte Weise, so können ihre Episteln nichts anderes denn das Evangelium sein. Ja, auch die Propheten, dieweil sie das Evangelium verkündiget und von Christo gesagt haben, wie hier Sankt Paulus meldet und jedermann wohl weiß, so ist ihre Lehre an demselben Ort, da sie von Christo reden, nichts anderes, denn das wahre, lautere, rechte Evangelium, als hätt's Lukas oder Matthäus geschrieben. Zum Exempel, da Jesaias 53 saget, wie Christus für uns sterben und unsere Sünde tragen sollte, hat er das lautere Evangelium geschrieben.

Und ich sage fürwahr: so nicht jemand diesen Wahn (dieses Verständnis) vom Evangelio fasset, der wird nimmer können in der Schrift erleuchtet werden, noch den rechten Grund finden. —

Zum Andern, daß du nicht aus Christo einen Mosen machest, als thu' er nicht mehr, denn lehren und Exempel geben, wie die anderen Heiligen thun, als wäre das Evangelium ein Lehr- und Gesetzbuch. Darum sollst du Christum, sein Wort, Werk und Leiden zweierleiweise fassen:

Einmal, als ein Exempel, dir fürgetragen, daß du ihm folgen sollst und auch also thun. Wie Sankt Petrus sagt (1. Pet. 2, 21). „Christus hat für uns gelitten und uns ein Exempel gelassen.“ Also, wie du siehest, daß er betet, fastet, den Leuten hilft und Liebe erzeiget, so sollst du auch thun, dir und deinem Nächsten.

Aber das ist das Geringste vom Evangelio, davon es noch nicht Evangelium heißen mag (d. i. fröhliche Botschaft) Denn damit ist Christus dir nichts mehr nütze, denn ein unterer Heiliger. Sein Leben bleibt bei ihm und hilft dir doch nichts. Und kurzum, die Weise macht keinen Christen; sie macht nur Gleißner. Es muß noch gar viel höher mit dir kommen. Wiewohl jetzt lange Zeit dies die allerbeste Weise gewesen ist zu predigen, und noch selten genug.

Das Hauptstück und der Kern des Evangelii ist, daß du Christum zuvor, ehe du ihn zum Exempel fassest, aufnehmest und erkennest als eine Gabe und Geschenk, das dir von Gott gegeben und dein eigen sei, also daß du, wenn du ihm zusiehst oder hörest, wie er etwas thut oder leidet, nicht zweifelst, er selbst, Christus, mit solchem Thun und Leiden, sei dein, darauf du

dich nicht weniger hättest mögen verlassen, denn als hättest du es gethan, als wärest du derselbige Christus.

Siehe, das heißt das Evangelium recht erkennet, nämlich die überschwängliche Güte Gottes, die kein Prophet, kein Apostel, kein Engel hat je können ausreden, kein Herz je genugsam kann verwundern und begreifen. Das ist das große Feuer der Liebe Gottes zu uns; davon wird das Herz und Gewissen froh, sicher und zufrieden; das heißt, den christlichen Glauben predigen. Davon heißt solche Predigt ‚Evangelium' das lautet auf Deutsch so viel als eine fröhliche, gute, tröstliche Botschaft, von welcher Botschaft die Apostel genannt werden zwölf Boten.

Davon sagt Jesaias (9, 6): „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns gegeben." Ist er uns gegeben, so muß er unser sein, so müssen wir uns auch sein annehmen, als des unseren. Und Paulus (Röm. 8, 32): „Wie hat er uns nicht alle Dinge sollen geben mit seinem Sohn?" Siehe, wenn du also Christum fassest als eine Gabe, dir zu eigen gegeben, und zweifelst nicht daran, so bist du ein Christ; der Glaube erlöset dich von Sünden, Tod und Hölle, macht, daß du alle Dinge überwindest. Ach, davon kann niemand genug reden! Da ist die Klage, daß solche Predigt in der Welt verschwiegen ist!

Wenn du nun Christum also hast zum Grund und Hauptgut deiner Seligkeit, dann folget das andere Stück, daß du auch ihn zum Exempel fassest, ergebest dich also, deinem Nächsten zu dienen, wie du siehest, daß er sich dir ergeben hat. Siehe, da gehet dann Glaube und Liebe im Schwang, ist Gottes Gebot erfüllet, der Mensch fröhlich und unerschrocken, zu thun und zu leiden alle Ding'.

Darum siehe eben darauf: Christus, als eine Gabe, nähret deinen Glauben und macht dich zum Christen. Aber Christus, als ein Exempel, übet deine Werke; die machen dich nicht zum Christen, sondern sie gehen von dir aus, der du schon zuvor ein Christ worden. Wiefern nun Gabe und Exempel sich scheiden, sofern scheiden sich auch Glaube und Werk. Der Glaube hat nichts Eigenes, sondern nur Christi Werk und Leben. Die Werke haben etwas Eigenes von dir, sollen aber auch nicht dein eigen, sondern des Nächsten sein. —

Darum siehst du: Evangelium ist eigentlich nicht ein Buch der Gesetze und der Gebote, das von uns fordere unser Thun, sondern ein

Buch der göttlichen Verheißungen, darin er uns verheißet, anbeut und giebt alle seine Güter und Wohlthaten in Christo.

Daß aber Christus und die Apostel viel gute Lehre geben und das Gesetz auslegen, ist zu rechnen unter die Wohlthat, wie ein ander Werk Christi; denn recht lehren ist nicht die geringste Wohlthat. Darum sehen wir auch, daß er nicht gräulich dringt und treibt, wie Moses thut in seinem Buch und des Gebots Art ist, sondern lieblich und freundlich lehret; sagt nur, was zu thun und zu lassen sei, was den Übelthätern und Gutthätern begegnen wird, treibt und zwingt niemanden. Ja, auch so sanft lehrt er, daß er mehr reizet, denn gebeut, hebt an und sagt: „Selig sind die Armen; selig sind die Sanftmütigen" u. s. w. Und die Apostel brauchen auch gemeiniglich die Worte: „Ich vermahne, ich bitte, ich flehe" u. s. w. Aber Moses, der spricht: „Ich gebiete, ich verbiete", dräuet und schreckt daneben mit gräulichen Strafen und Bußen. —

Nach diesem Unterricht kannst du nützlich die Evangelien lesen und hören.

Wenn du nun das Evangelienbuch aufthust, liesest oder hörest, wie Christus hier oder dahin kommt, oder jemand zu ihm gebracht wird, sollst du dadurch vernehmen die Predigt oder das Evangelium, daß er zu dir kommt, oder du zu ihm gebracht wirst. Denn Evangelium predigen ist nichts anderes, denn Christum zu uns oder uns zu ihm bringen. Wenn du aber siehest, wie er wirkt und hilft jedermann, zu dem er kommt und der zu ihm gebracht wird, sollst du wissen, daß solches der Glaube in dir wirkt und er deiner Seele eben dieselbige Hilfe und Güte anbeut durch's Evangelium. Hälst du still und lässest dir gut thun, d. i. glaubest du, daß es dir wohlthue und helfe, so hast du es gewiß, so ist Christus dein und dir zur Gabe geschenkt.

Darnach ist's not, daß du ein Exempel daraus machest und deinem Nächsten auch also helfest und thuest, seist auch ihm zur Gabe und zum Exempel gegeben. Davon sagt Jesaias (40, 1 f): „Seid getrost, seid getrost, mein liebes Volk! spricht euer Herr Gott. Saget Jerusalem und prediget ihr: ihr ist vergeben ihre Sünde, ein Ende hat ihre Missethat, sie hat zwiefach Gut empfangen von der Hand Gottes für alle ihre Sünde." Diese zwiefachen Güter sind die zwei Stücke in Christo: Gabe und Exempel.

Es ist eine Sünde und Schande, daß es mit uns Christen dahin

gekommen ist und wir so unfleißig im Evangelio gewesen sind, daß wir's nicht allein nicht verstehen, sondern bedürfen erst noch, daß man uns mit andern Büchern und Auslegungen zeige, was drinnen zu suchen und zu gewarten sei. Sintemal die Evangelien und Episteln darum geschrieben sind, daß sie selber solche Zeiger sein wollen und uns weisen in die Schrift der Propheten und Mosens in das Alte Testament, daß wir allda selbst lesen und sehen sollen, wie Christus in die Windeltücher gewickelt und in die Krippe gelegt sei, d. i. wie er in der Schrift der Propheten befasset sei. Da sollt' unser Studieren und Lesen sich üben und sehen, was Christus sei, wozu er gegeben sei, wie er versprochen sei und wie sich alle Schrift auf ihn ziehe, als er selbst sagt (Joh. 5, 46): „Wenn ihr Mosen gläubetet, so gläubetet ihr auch mir, denn von mir hat geschrieben." Item (5,39): „Forschet und suchet in der Schrift, denn selbige ist's, die von mir Zeugnis giebt."

Das meinet Sankt Paulus zu den Römern am Ersten, da er vornan im Gruße spricht: das Evangelium sei von Gott versprochen durch die Propheten in der heiligen Schrift. Daher geschieht's, daß die Evangelisten immerdar uns in die Schrift weisen und sprechen: „Also ist's geschrieben," item: „Das ist geschehen, daß die Schriften der Propheten erfüllet würden" u. s. w. Darum spricht auch Lukas (24, 27), daß Christus habe den Aposteln den Verstand aufgethan, daß sie die Schrift verstunden. Und Christus (Joh. 10, 9) sagt: er sei die Thür, durch ihn müsse man eingehen; und wer durch ihn eingehet, dem thut auf der Thürwärter — der heilige Geist —, daß er findet Weide und Seligkeit. Also, daß endlich wahr ist, daß das Evangelium selbst Zeiger und Unterrichter ist in die Schrift, gleichwie ich mit dieser Vorrede gerne das Evangelium zeigen und davon Unterricht geben wollt'.

Aber siehe zu, wie feine, zarte, fromme Kinder wir sind! Auf daß wir nicht dürften in der Schrift studieren und Christum daselbst lernen, halten wir das ganze Alte Testament für nichts, als das nun aussei und nichts mehr gelte, so es doch allein den Namen hat, daß es ‚heilige Schrift' heißt, und Evangelium eigentlich nicht Schrift, sondern mündlich Wort sein sollt', das die Schrift herfürtrüge, wie Christus und die Apostel gethan haben. Darum auch Christus selbst nichts geschrieben, sondern nur geredet hat und seine Lehre nicht Schrift, sondern Evangelium, d. i. eine gute Botschaft oder Verkündigung,

genannt hat, das nicht mit der Feder, sondern mit dem Munde soll getrieben werden.

So fahren wir zu, machen aus dem Evangelio ein Gesetzbuch, eine Gebotlehre, aus Christo einen Mosen, aus dem Helfer nur einen Lehrer. Was sollt' nicht Gott verhängen über solch dummes, verkehrtes Volk? Es ist billig, daß er uns in des Papstes Lehre und Menschenlügen hat fahren lassen, weil wir seine Schrift ließen fahren, und mußten nun anstatt heiliger Schrift eines lügenhaftigen Narren und bösen Schalks Gebote lernen.

O wollte Gott, daß bei den Christen doch das lautere Evangelium bekannt wäre und diese meine Arbeit nur auf's schierste (schnellste) kein nütze und not würde — so wäre gewiß Hoffnung, daß auch die heilige Schrift wieder herfürkäme in ihre Würdigkeit.

Das sei genug zur Vorrede und Unterricht aufs kürzeste gesagt; in der Auslegung wollen wir mehr davon sagen.

Predigt
über die Epistel am vierten Sonntage des Advents: Philipper 4, 4—7.

(Es möge hier der Text folgen, wie ihn Luther für die erste Ausgabe der Postille übersetzt hat; die Bibelübersetzung, die wir jetzt in der Hand haben, gab es damals noch nicht; daher kommen die Abweichungen von dem Wortlaut, den wir jetzt gewohnt sind.)

„Freuet euch in dem Herrn allezeit, und abermal sage ich: Freuet euch. Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen. Der Herr ist nahe. Seid nicht sorgfältig d. h. sorget nichts), sondern in allen Dingen lasset eure Bitte im Gebet und Flehen mit Danksagung bei Gott kund werden. Und der Friede Gottes, welcher überschwebt über allen Sinn, der verwahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu."

Eine kurze Epistel ist das, aber eine wichtige und reiche Lehre des christlichen Lebens. Zum Ersten lehret sie, wie man sich gegen Gott halten soll; darnach: gegen den Nächsten, und spricht:

„Freuet euch in dem Herrn allezeit!"

Diese Freude ist eine Frucht und Folge des Glaubens, wie Sankt Paulus (Gal. 5, 22) sagt: „Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Güte, Freundlichkeit, Trauen, Sanftmut, Mäßigkeit." Denn es ist nicht möglich, daß sich ein Herz sollte in Got

freuen, das nicht zuvor an ihn glaubt. Wo nicht Glaube ist, da ist eitel Furcht, Flucht, Scheuen und Traurigkeit, wo nur Gottes gedacht und sein Name genannt wird; ja Haß und Feindschaft wider Gott ist in solchem Herzen.

Das macht die Ursach': das Herz findet sich schuldig in seinem Gewissen und hat nicht die Zuversicht, daß ihm Gott gnädig und günstig sei, dieweil es weiß, daß Gott der Sünde feind ist und sie gräulich strafet. Solange nun die zwei im Herzen sind, Gewissen (d. i. Bewußtsein von) der Sünde und Erkenntnis von Gottes Strafe, muß es immer betrübt, verzagt und erschrocken sein, hat alle Augenblicke Sorge, Gott stehe hinter ihm mit der Keule. Wie Salomo sagt (Sprüche 28, 1): „Der Gottlose fleucht, und niemand jagt ihn." Und Mose (5. Mos. 28, 65): „Gott wird dir ein verzagt Herz geben." Daß man diesen Herzen viel wollte sagen von Freuden in Gott, das ist eben, als wenn ich das Wasser bereden wollte, es sollt' brennen. Es gehet ihnen gar nicht ein; denn sie fühlen, wie sie die Hand Gottes drückt, in ihrem Gewissen.

Darum spricht auch der Prophet (Psalm 32, 11): „Freuet euch in dem Herrn, ihr Gerechten, und seid fröhlich, ihr Herzrichtigen (Frommen)." Es müssen Gerechte und Richtige sein, die sich in dem Herrn freuen sollen. Darum ist diese Epistel (Sankt Pauli an die Philipper, woraus der Text entnommen) nicht den Sündern geschrieben, sondern den „Heiligen" (vergl. die Adresse Phil. 1, 1). Den Sündern muß man zuvor sagen, wie sie die Sünde loswerden und einen gnädigen Gott überkommen; so folget die Freude von ihr selbst, wenn sie das böse Gewissen los sind.

Wie wird man aber das böse Gewissen los und überkommt einen gnädigen Gott?

Antwort: Das ist genugsam gesagt in vorigen Predigten und wird hernach vielmal gesagt werden: wer ein gut Gewissen haben und einen gnädigen Gott finden will, der muß das nicht mit Werken anfangen, wie die Verführer thun, und martern die Herzen noch mehr und machen den Haß Gottes größer; sondern er muß an sich verzagen in allen Werken und Gott in Christo ergreifen, das Evangelium fassen und demselbigen gläuben, was es zusagt.

Was sagt aber das Evangelium zu, denn daß Christus uns gegeben sei, daß er unsere Sünde auf sich trage, er unser Bischof, Mittler, Fürsprecher vor Gott sei, und also allein durch Christum und

Christi Werk die Sünde vergeben, Gott versühnet und das Gewissen erledigt und aufgerichtet werde?

Wenn dieser Glaube des Evangelii recht im Herzen ist, so ist Gott süße und lieblich; denn das Herz findet eitel Gunst und Gnade bei ihm in aller Zuversicht und fürchtet sich nicht vor seiner Strafe, ist sicher und gutes Muts, daß ihm Gott so überschwängliche Gnade und Gutes in Christo gethan hat. Darum muß aus solchem Glauben folgen Liebe, Freude, Friede, Singen, Danken, Loben, und muß der Mensch an Gott ein ganz herzlich Wohlgefallen haben als an seinem allerliebsten und gnädigsten Vater, der so väterlich mit ihm handelt und ohn' alles Verdienst so reichlich seine Güter über ihn ausgießt.

Siehe, von solcher Freude redet hier Sankt Paulus. Da ist keine Sünde, keine Furcht des Todes noch der Hölle, sondern eine fröhliche, allmächtige Zuversicht gegen Gott und seine Huld.

Darum heißt es eine Freude „in dem Herrn"; nicht in Silber und Gold, nicht in Fressen und Saufen, nicht in Lust noch Singen, nicht in Stärke noch Gesundheit, nicht in Kunst noch Weisheit, nicht in Gewalt noch Ehren, nicht in Freundschaft noch Gunst, ja auch nicht in guten Werken und Heiligkeit; denn das sind eitel betrügliche, falsche Freuden, die nimmer des Herzens Grund rühren, davon man wohl sagen mag: „Der freuet sich, und sein Herz erfährt es nicht."

Aber sich in dem Herrn freuen, das ist: sich verlassen, rühmen, trotzen und pochen auf den Herrn als auf einen gnädigen Vater. Solche Freude verachtet alles, was nicht der Herr ist, auch die eigene Heiligkeit. Davon spricht Jeremias (9, 23f): „Es rühme sich nicht der Starke in seiner Stärke, noch der Reiche in seinem Reichtum, noch der Weise in seiner Weisheit; sondern, wer sich rühmen will, der rühme sich des, daß er mich erkennet und weiß." Item Paulus (1. Kor. 1, 31): „Wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn."

Er spricht auch, die Freude soll „alle Zeit" sein. Da trifft er die, so sich freuen in Gott, loben und danken ihm zu halber Zeit, das ist wenn's ihnen wohl gehet; wenn's ihnen aber übel gehet, so ist die Freude aus. Davon Psalm 48: „Er wird dich loben, wenn du ihm wohlthust." Aber nicht also David (Psalm 34, 2): „Ich will den Herrn benedeien allezeit, und soll auch sein Lob allewege in meinem Munde sein."

Des hat er auch gut Ursach'. Denn wer einen gnädigen Gott hat, wer will dem wehe oder leide thun? Die Sünde thut ihm nichts,

der Tod auch nicht, die Hölle auch nicht. Wie David singet (Ps. 23): „Und ob ich schon wandeln müßte mitten im finstern Thal des Todes, so will ich mich nicht fürchten, denn Du bist bei mir." Und Paulus (Röm. 8, 35. 38 f): „Wer will uns scheiden von der Liebe Christi? Soll es Widerwärtigkeit thun oder Angst oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Verfolgung oder Schwert? Ich bin's gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Fürstentum noch Kräfte, weder Gegenwärtiges, noch Zukünftiges, weder Stärke, noch Höhe, noch Tiefe, noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist."

„Und abermals sage ich: Freuet euch!"

Das Wiederholen des Apostels stärkt seine Vermahnung. Das ist auch wohl not. Denn sintemal wir mitten unter Sünden und Übeln leben, die uns alle beide zur Traurigkeit treiben, will der Apostel, daß wir uns dagegen aufrichten, und ob wir gleich zuweilen in Sünde fielen, daß wir doch die Freude in Gott lassen stärker sein, denn die Traurigkeit in den Sünden.

Es ist ja wahr, daß Sünde natürlich Traurigkeit mit sich bringet und Zagen des Gewissens und daß wir nicht können allezeit ohne Sünde sein. So sollen wir doch die Freude lassen regieren und Christum größer sein lassen, denn unsere Sünde. Wie Johannes sagt (1. Joh, 2, 1 f): „So jemand sündiget, so haben wir einen Fürsprecher bei Gott, Jesum Christum, den Gerechten, welcher ist die Versühnung unserer Sünde," und (1. Joh. 3, 20): „So uns unser Herz strafet, so ist Gott größer denn unser Herz und weiß alle Ding'."

„Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen."

So nun Sankt Paulus uns unterwiesen, wie wir uns gegen Gott sollen halten, daß wir ihm mit fröhlichem Herzen sollen dienen, folget er und begreift kürzlich, wie wir uns gegen die Menschen halten sollen und spricht: „Eure Lindigkeit laßt kund sein allen Menschen."

Das ist so viel gesagt: Vor Gott seid fröhlich allezeit, aber vor den Leuten seid gelinde und richtet euer Leben also, daß ihr alles thut und leidet, was sich immer leiden will, ohne Verbruch an Gottes Geboten, daß ihr allen Menschen behaglich seid: nicht allein niemand beleidiget, sondern auch zu gute haltet und zum besten wendet alles, was andere thun. So müssen die Leute öffentlich sehen, daß ihr die seid, denen alle Dinge gleich sind, daß ihr's euch gefallen lasset, was

euch zu- und abgehet, und an keinem Dinge klebet, darüber ihr mit jemand zu Werk und Uneinigkeit kommen möchtet. Seid mit den Reichen reich, mit den Armen arm, mit den Fröhlichen fröhlich, mit den Weinenden weinend. Und endlich, seid allerlei mit jedermann, daß jedermann müsse bekennen, ihr seid niemandem verdrießlich, sondern jedermann gemäß, gleich, eben und gemein.

Eine solche Meinung hat das Wörtlein, welches der Apostel hier braucht, daß ich auf Deutsch nicht anders weiß zu geben, denn durch das Wort Gelindigkeit. Das ist die Tugend, daß sich einer lenkt und schickt, gemäß und eben macht einem andern und ist einem wie dem andern und jedermann gleich, der nicht sich selbst zum Leisten und zur Regel macht, noch will, daß sich jedermann nach ihm lenken, schicken und mäßigen soll. Daher man auch das Recht teilet in streng und gelind Recht, und was zu streng ist, lindert man; das ist Billigkeit, Lindigkeit des Rechts. Der lateinische Dolmetscher hat's modestiam „Mäßigkeit" verdolmetscht und wäre wohl fein, wenn Mäßigkeit nicht würde gemeiniglich von Essen, Trinken und Kleidern verstanden. Dies aber soll eine Mäßigkeit des Lebens sein, die sich lindert, anmaßet (anpaßt) und lenket noch eines andern Vermögen und Schicklichkeit, daß sie nachlasse, zu gute halte, folge, weiche, thue, lasse, leide, wie sie siehet, daß dem Nächsten zukommen kann, ob sie gleich darob Schaden oder Verlust der Güter, Ehre und Leibes tragen müsse.

Das müssen wir mit Exempeln beweisen, auf daß es klärlicher verstanden werde.

Paulus (1. Kor. 9, 29 ff): „Ich bin mit den Juden ein Jude, mit den Heiden ein Heide worden, und mit denen, die unter dem Gesetz waren, unter das Gesetz gethan, wiewohl ich nicht unter dem Gesetz war, und mit denen, die nicht unter dem Gesetz waren, bin ich nicht unter dem Gesetz gewesen, wiewohl ich nicht ohne das Gesetz Christi war. Ich bin jedermann allerlei worden, auf daß ich sie alle gewönne." Das ist so viel: er aß, trank und geberdete sich mit den Juden nach dem Gesetz, wiewohl es ihm nicht not war; und mit den Heiden aß, trank und geberdete er sich ohne Gesetz, wie die Heiden, sintemal allein der Glaube und die Liebe nötig sind, das andere alles frei ist, zu lassen und zu halten. Darum kann man das alles einem zu Willen halten, dem andern zu Willen lassen und also sich einem jeglichen eben machen.

Wo nun hier ein Blinder und Eigensinniger aufträte, wollte deren

eins gelassen oder gehalten haben, wie etliche Juden thaten, als müßt' es so sein, und jedermann sollt' sich nach ihm lenken und er nach niemand — da wäre uns die Gleichheit, ja auch die christliche Freiheit und der Glaube verstöret; demselben soll man nicht weichen, wie Sankt Paulus that (Gal. 2, 3—5), auf daß die Freiheit und Wahrheit bleibe.

Item, Christus ließ seine Jünger den Sabbat brechen (Matth. 12. Mark. 2), und brach ihn selbst oft, wo es not war. Wo es nicht not war, hielt er ihn und gab des Ursach' und sprach: „Des Menschen Sohn ist ein Herr auch des Sabbats," d. i. der Sabbat ist frei; man mag ihn zu Lieb' und Dienst eines andern brechen, wiederum dem andern zu Liebe halten.

Also beschneidet Sankt Paulus Timotheum um der Juden willen (Apostelg. 16, 3), aber Titum wollt' er nicht beschneiden lassen, darum, daß sie darauf drangen und wollten die Beschneidung nicht freilassen (Gal. 2, 3 ff.). Er wollt' es beiderlei Macht haben zu thun, zu Dienst den andern, aber keines nicht genötiget haben um des Werkes an ihm selbst willen, als müßte es sein.

Also, daß wir auf Unseres kommen: Wenn der Papst gebeut, zu beichten, Sakrament zu empfahen, zu fasten, Fisch zu essen und alle seine andern Gebote und will darauf dringen, man müsse es thun aus Gehorsam gegen die Kirche — so soll man nur frisch mit Füßen drein treten und eben darum, daß er's geboten hat, das Widerspiel thun, auf daß die Freiheit bleibe. Wenn er's aber nicht geböte, so soll man ihm zu Willen das halten, mit denen, die es halten, und wiederum lassen mit denen, die es lassen, und sagen, wie Christus sagt: „Des Menschen Sohn ist ein Herr auch des Sabbats," geschweige denn solcher Menschengesetze!

Denn aus solcher Freiheit halten, schadet nichts, weder am Glauben, noch am Evangelio; aber aus Not und Gehorsam halten, vertilget Glauben und Evangelium.

Also, der Klöster Gelübde, Regel und Statut soll man halten aus Liebe und Freiheit, zu Willen den andern, bei denen man ist, daß man sich mit ihnen reime und füge. Wenn sie aber dringen, man müsse und soll es uns Gehorsam halten, als nötig zur Seligkeit, da soll man Kloster, Platte, Kutte, Gelübde, Regel und Statut alles lassen und das Widerspiel thun, zu beweisen, daß nichts not ist einem Christen, denn nur Glaube und Liebe; das andere alles ist der Liebe

freigelassen zu halten und zu lassen, nachdem es die Gesellschaft fordert. Denn aus Liebe und Freiheit solches halten, schadet nichts; aber aus Not und Gehorsam halten, ist verdammlich.

Das soll auch in den gestifteten Messen, Gesängen, Gebeten und allen andern Ordnungen der Stiftskirchen (wie z. B. der Stifter von Allerheiligen in Wittenberg, Sankt Sever und Unserer Lieben Frauen in Erfurt) verstanden werden: solange man solches aus Liebe und Freiheit thut, nur zu Dienst und Willen der Gesellschaft, die da ist, soll man's halten, wo es sonst an sich selbst kein böses Werk ist. Wenn man aber darauf dringet, es müsse also sein, alsobald soll man ablassen und dawiderthun, um die Freiheit des Glaubens zu erhalten.

Und hierin siehst du, welch' teuflisch Ding es sei um Stifter, Klöster und das ganze Papsttum, daß es eitel Not und Gehorsam machet aus der Freiheit und Liebe, womit das Evangelium samt dem Glauben verstört wird.

Ich schweig' des Jammers, daß der gemeine Haufe solches thut um des Bauchs willen. Denn wie viele gehen jetzt zu Chor und beten ihre Horen (Stundengebete) um Gottes willen? Eine gemeine Verstörung aller Stifter und Klöster wäre hierin die beste Reformation; denn sie sind der Christenheit doch kein nütze, und man ihrer wohl entbehren kann. Und ehe man solche Freiheit in ein Stift oder Kloster bringen kann, sind dieweil in den andern allzuviel hunderttausend Seelen verloren. Darum, was nicht nütze noch not ist und doch so unsäglichen Schaden thut und nicht mag gebessert werden, wäre viel besser ganz und gar vertilget.

Item weiter: Wenn die weltliche Obrigkeit ihre Gesetze gebeut und ihren Schoß fordert, soll man ihnen freiwillig Dienst leisten, ob sie es gleich zwingen; denn hier ist keine Fährlichkeit für die Freiheit noch für den Glauben, sintemal sie nicht sagen, es se not zur Seligkeit, zu halten ihre Gesetze, sondern allein zur zeitlichen Herrschaft, Schutz und Regiment. Darum so bleibet hier das Gewissen frei und schadet dem Glauben nicht, daß man solches thue. Was aber uns nicht schadet am Glauben und den andern nütz' ist, da sollen wir uns drein schicken, gleich und eben finden lassen. Wenn sie aber drängten, es wäre not zur Seligkeit, ihre Gesetze zu halten, sollt' man eben thun, wie jetzt von des Papstes und der Klöster Gesetz gesagt ist.

Diesen Exempeln nach soll nun ein jeglicher auch in allen anderen

Sachen, wie Sankt Paulus hier sagt, allen Menschen eben und gleich oder willfährig sein, daß niemand ansehe und folge seinem Rechte, sondern dem Willen oder Nutzen des andern. Denn Sankt Paulus hat hier mit Einem Wort alle Rechte aufgehoben. Hast du Recht und dein Nächster bedürfte wohl, daß du ihm das nachließest, so thust du wider die Liebe und diese Gleichheit (Billigkeit), so du es suchest und forderst. Sintemal dir kein Schaden an deinem Glauben damit geschieht und du deinem Nächsten einen Dienst daran thust, so bist du es schuldig; denn du wolltest dir solches auch gethan haben, wie das natürliche Gesetz saget.

Ja, hierin wird begriffen, so dir jemand Unrecht thut oder dich beschädiget, daß du ihm das zu gute haltest, auf's beste wendest und denkest, wie jener heilige Märtyrer. Als dem all' sein Gut genommen ward, sprach er: „Sie werden mir ja Christum nicht nehmen.“ Also sage ich auch: Es thut mir ja keinen Schaden an meinem Glauben, warum sollt' ich's ihm denn nicht zu gute halten und ihm weichen und mich nach ihm lenken?

Ich könnte dieses Stück nicht besser vorbilden, denn durch zween gute Freunde. Wie du siehest, daß sich die gegen einander halten, so sollen wir uns gegen alle Menschen halten. Was thun die aber? Es thut ein jeglicher, was dem andern gefällt; ein jeglicher läßt nach, weicht, leidet, thut, läßt, was dem andern nützlich oder gefällig ist, und doch alles frei, ungezwungen. Also lenket und schicket sich ein jeglicher nach dem andern, und keiner zwingt den andern zu seinem Fürnehmen, und so einer dem andern in sein Gut griffe, hielt' es der andere ihm fein zu gute. Und kurzum: da ist kein Gesetz, kein Recht, kein Zwang, keine Not, sondern eitel Freiheit und Gunst, und geschehen doch alle Dinge so reichlich, daß man sonst mit keinem Gesetz noch Zwang den hundertsten Teil möchte fordern.

Die Störrigen aber und Ungelinden, die niemandem nichts zu gute halten, sondern alles nach ihrem Kopfe lenken und ausführen wollen, die machen alle Welt irre und sind Ursach' alles Kriegs und Jammers auf Erden, sprechen darnach, sie haben's gethan um des Rechtes willen, daß wohl auch der Heide gesagt hat: „Das höchste Recht ist das höchste Unrecht.“ Item Salomo (Pred. 7, 16): „Sei nicht zu viel gerecht und nicht zu viel klug.“ Denn wie das höchste Recht das höchste Unrecht ist, so ist auch die höchste Weisheit die höchste

Thorheit. Das will auch das Sprichwort: „Wenn die Weisen narren, so narren sie gröblich.“

Wenn Gott wollte das gestrenge Recht vollführen allezeit, so würden wir keinen Augenblick leben. Nun aber preiset Sankt Paulus in Christo solche Lindigkeit und spricht (2. Kor. 10, 1): „Ich ermahne euch bei der Sanftmut und Lindigkeit Christi,“ daß wir auch sollen unseres Sinnes, Rechtens, unserer Weisheit und Klugheit ein Maß halten und uns lindern nach der andern Gelegenheit in allen Stücken.

Siehe aber die Worte an, wie fein sie gesetzt sind: „Eure Lindigkeit lasset allen Menschen kund sein.“

Möchtest du sagen: Wie kann ein Mensch allen Menschen kund werden? Item, sollen wir denn unsere Lindigkeit rühmen und ausrichten vor den Menschen?

Da sei Gott vor! Er spricht nicht: „Rühmet und schreiet sie aus,“ sondern „Laßt sie kund sein oder erfahren sein allen Menschen,“ d. i. übet sie mit der That aus vor den Menschen, daß ihr nicht davon gedenkt oder redet, sondern mit dem Leben und Werk beweiset, daß sie jedermann sehen, greifen und erfahren müsse, daß niemand etwas andres könnte von euch sagen, denn daß ihr gelinde seid, überwunden von der öffentlichen Erfahrung, ob er gleich gerne anders wollte von euch sagen, daß ihm das Maul gestopft sei mit jedermanns Kundschaft von eurer Lindigkeit. Wie auch Christus sagt (Matth. 5, 16): „Also laßt leuchten euer Licht vor den Leuten, daß sie sehen eure guten Werke und preisen euren Vater im Himmel.“ Und Petrus (1. Pet. 2, 12): „Führet einen guten Wandel unter den Heiden, auf daß die, so von euch afterreden als von Übelthätern, eure guten Werke sehen und Gott preisen, wenn's nun an den Tag kommen wird.“ Denn es ist nicht in unserer Gewalt, daß unsere Lindigkeit allen Menschen gefalle. Aber daran thun wir genug, daß wir sie jedermann erzeigen und erfahren lassen an unserm Leben.

„Alle Menschen,“ darunter sind hier nicht zu verstehen alle Leut' auf Erden, sondern allerlei Menschen, beide, Freunde und Feinde, Große und Kleine, Herren und Knechte, Reich und Arm, Heimische und Unheimische, Eigene und Fremde.

Denn man findet wohl, die sich gegen Fremde aufs allerfreundlichste und gelindeste halten, aber gegen die Ihren oder Heimischen, deren sie gewohnt sind, ist eitel störrig und knörrig Wesen an ihnen. Wie viele sind ihrer auch, die den Großen und Reichen alles zu

gute halten, auf's beste deuten, wenden und kehren, was die thun und sagen, aber gegen die Knechte oder die Armen und Geringen sind sie streng und hart oder wenden alle ihre Dinge zum Ärgsten.

Item, den Kindern, Eltern, Freunden und Blutsfreunden ist jedermann geeignet, alle Dinge auf's beste zu deuten und zu vertragen. Wie oft lobet ein Freund den andern, verschonet, das ein öffentlich Laster ist, und lenket sich auf's allerfeinste nach ihm. Aber seinem Feinde und Widerpart thut er das Widerspiel; da kann er kein Gutes finden, da ist kein Vertragen noch Wohldeuten, sondern wie es liegt im Ansehen (dem Ansehen nach), so tadelt er's.

Wider solche ungleiche und stückliche Lindigkeit redet hier Sankt Paulus und will, daß eine christliche Lindigkeit sei rund und ganz, gegen einen gleich wie gegen den andern, er sei Freund oder Feind; jedermann verträgt sie und hält ihm zu gut, ohn' alles Sehen auf die Person oder die Verdienste. Denn sie ist aus dem Grund gut und ungemacht, natürlich linde.

Gleichwie das Gold bleibt Gold, es kriege es ein Frommer oder Böser. Denn das Silber ward nicht Asche, da es Judas der Verräter überkam. Also alle Kreatur was von Gott ist, das ist wahrhaftig und bleibet gleich gegen jedermann. Also auch die Lindigkeit, im Geist erlanget, bleibet linde, es komme vor Freund oder Feind, Reich oder Arm. Aber die tückische Natur thut gleich, als wenn das Gold in Sankt Peters Hand Gold bliebe und würde in Judas Hand Asche.

Also ist die vernünftige und natürliche Lindigkeit linde gegen die Reichen, Großen, Fremden und nicht gegen alle Menschen. Darum ist sie falsch, eitel, erlogen, lauter Gleißnerei und Tückerei und ein Gaukelwerk vor Gott.

Darum siehe zu, wie unmöglich es der Natur sei, diese runde und geistliche Lindigkeit zu halten, und wie wenig Leute solches Gebrechens gewahr werden vor der schönen und feinen Gelindigkeit, die sie gegen etliche Menschen haben und lassen sich dünken, sie thun wohl und recht, daß sie etlichen Menschen ungelinde sind. Denn also lehret die trotzige, unflätige Natur mit ihrer hübschen Vernunft, die allezeit wider den Geist und was des Geistes ist, örtert und handelt. Wie Paulus (Röm. 8, 5) sagt: „Der Dünkel des Fleisches hält von dem, was dem Fleische eben ist.“

So hat nun Paulus in diesen kurzen Worten begriffen den

ganzen ehrlichen Wandel gegen den Nächsten. Denn wer gelinde ist, der thut jedermann wohl an Leib und Seele, mit Worten und Werken, verträgt auch jedermanns Übel und Bosheit — das ist dann nicht anders, denn Liebe, Friede, Geduld, Sanftmut, Langmut, Gütigkeit, Mildigkeit und alles, was die Frucht des Geistes lehret. (Gal. 5, 22).

So sprichst du denn: Ja wer wollte denn sicher sein, einen Bissen Brots zu behalten vor bösen Leuten, die solcher unsrer Lindigkeit würden mißbrauchen, alles nehmen, was wir hätten, dazu uns auf der Erden nicht lassen?

Da höre Sankt Paulum, wie reichlich er antwortet, bis an's Ende der Epistel. Zum Ersten spricht er:

„Der Herr ist nahe."

Wenn kein Gott wäre, so möchtest du dich billig vor den Bösen also fürchten. Aber nun ist nicht allein ein Gott, sondern er ist nahe; er wird dein nicht vergessen, noch dich lassen. Sei nur du gelinde gegen alle Menschen und laß ihn für dich sorgen, wie er dich ernähre und schütze.

Hat er dir Christum gegeben, das ewige Gut, wie sollt' er dir nicht auch geben des Bauches Notdurft? Er hat noch viel mehr, denn man dir nehmen kann; du hast auch schon mehr, denn aller Welt Gut, weil du Christum hast. Davon sagt David (Psalm 55, 23): „Wirf dein Anliegen auf den Herrn, so wird er dich beschicken (versorgen)." Und Petrus (1. Pet. 5, 7): „Werft alle Sorge auf ihn, denn er sorget für euch." Und Christus (Matth. 6,26): „Sehet an die Lilien auf dem Felde und die Vögel des Himmels" u. s. w.

Das ist alles so viel gesagt: „Der Herr ist nahe." Und nun folget:

„Seid nicht sorgfältig (Sorget nichts)."

Nicht eine Sorge habt für euch; laßt ihn sorgen. Er kann sorgen, den ihr nun erkannt habt. Heiden sorgen, die nicht wissen, daß sie einen Gott haben. Wie Christus auch sagt (Matth. 6, 31 f): „Sorget nicht für eure Seele, was ihr essen oder trinken sollt, noch für euren Leib, was ihr anthun sollt. Denn solches alles suchen die Heiden. Aber euer Vater im Himmel weiß, daß ihr solches bedürft."

Darum laßt nehmen und Unrecht thun die ganze Welt — du wirst genug haben und nicht eher Hungers sterben und erfrieren, man habe dir denn deinen Gott genommen, der für

dich sorget. Wer will dir aber den nehmen, wo du ihn selbst nicht fahren lässest?

Darum haben wir keine Ursache zu sorgen, weil wir den zum Vater und Schaffner haben, der alle Dinge in seiner Hand hat, auch die, so uns nehmen und beschädigen, samt all' ihrem Gut; sondern haben Ursach' immer fröhlich über ihn und gegen alle Menschen gelinde zu sein, dieweil wir gewiß sind, daß wir an Leib und Seele genug haben werden, und allermeist, daß wir einen gnädigen Gott haben: welche den nicht haben, die müssen wohl sorgen.

Unsere Sorge soll sein, daß wir ja nicht sorgen und nur gegen Gott fröhlich und gegen die Menschen gelinde seien. Davon sagt auch der 37. Psalm (Vers 25): „Ich bin jung gewesen und alt worden und hab' nie gesehen den Gerechten verlassen, noch seine Kinder nach Brot gehen.“ Und Psalm 40 (Vers 18): „Der Herr sorget für mich.“

„Sondern in allen Dingen lasset eure Bitte in Gebet und Flehen mit Danksagung bei Gott kund werden.“

Hier lehret Sankt Paulus, wie unsere Sorge auf Gott soll geworfen werden, und ist die Meinung: Sorget nur nichts; kommt aber etwas, das euch Sorge machen will wie es denn sein muß, daß ihr viel Anstöße haben müsset auf Erden — so stellet euch also: unterwindet euch fein gar nicht mit eurer Sorge, es sei, welcherlei es wolle, sondern laßt die Sorge und kehret euch mit Gebet und Flehen zu Gott und bittet ihn um alles, das ihr wolltet mit Sorgen haben ausgerichtet, daß er's ausrichte. Und thut das mit Danke, daß ihr einen solchen Gott habt, der für euch sorget und dem ihr alle eure Anliegen mögt kühnlich heimstellen.

Wer sich aber so nicht stellet, wenn ihm etwas kommt, sondern will's zuvor mit Vernunft messen und mit eigenem Rat regieren und nimmt sich der Sorgen an — der menget sich selbst in viel Jammer, verlieret Freud' und Frieden in Gott und schaffet doch nichts, sondern gräbet nur den Sand und senket sich wieder hinein, wie wir denn täglich in unserer eigenen und anderer Erfahrung lernen.

Und das wird gesagt, daß nicht jemand sich vornehme, er wolle alle Dinge also fahren lassen und auf Gott stellen, daß er nichts dazu thue, ganz müßig sein und auch nicht dafür beten – denn der wird bald umgestoßen werden und in Sorge fallen — sondern es muß gestritten [illegible]

Und eben darum fällt viel auf uns, das uns Sorgen macht, daß wir dadurch von der Sorge zum Gebet getrieben werden. Und hat der Apostel nicht umsonst gegen einander gesetzt: „Sorget nichts," und „In allen Dingen fliehet zu Gott." Nichts und alles ist wider einander: damit er genugsam zeiget, daß viel Dings sei, das uns zur Sorge treibe; aber in dem allen sollen wir nichts sorgen, sondern an das Gebet uns halten und das Gotte befehlen und bitten, was uns fehlet.

Hier müssen wir nun sehen, wie das Gebet soll gestaltet sein und welches eine gute Weise zu beten sei.

Viererlei giebt der Apostel dem Gebet, nämlich: das Gebet, das Flehen, den Dank und die Bitte.

Das Gebet ist nichts anderes, denn die Worte oder das Gespräch, als da ist das Vaterunser, die Psalmen und dergleichen, in welchem zuweilen (auch) etwas anderes gesagt wird, denn das, darum man bittet.

Das Flehen ist, wenn man das Gebet treibet und stärkt durch etwas anders. Z. B. wenn ich einen Menschen bitte um seines Vaters willen oder um etwas, was er lieb hat und hoch hält. Also, wenn wir Gott bitten um seiner Barmherzigkeit willen, um seines Sohnes, um seiner Heiligen, um seiner Verheißungen, um seines Namens willen. Wie Salomo thut (Psalm 132, 1): „Gedenke, Herr, an David und alle seine Sanftmütigkeit." Also thut auch Paulus (Röm. 12, 1): „Ich ermahne euch durch die Barmherzigkeit Gottes." Und 2. Kor. 10, 1 „Ich bitte euch durch die Sanftmütigkeit und Lindigkeit Christi."

Die Bitte ist, wenn man das nennet, das einem anliegt und das man begehret mit dem Gebet und Flehen. Als im Vaterunser, da ist ein Gebet und sind sieben Bitten drinnen. Wie Christus spricht (Matth. 7, 7 f): „Bittet, so werdet ihr nehmen. Suchet, so werdet ihr finden. Klopfet an, so wird euch aufgethan. Denn wer da bittet, der nimmt; wer da suchet, der findet; wer da anklopft, dem wird aufgethan."

Der Dank ist, daß man die empfangenen Wohlthaten erzähle und dadurch die Zuversicht stärke, des auch zu warten, das man bittet.

Also wird das Gebet stark, und dringet (dränget) durch's Flehen, wird aber süß und angenehm durch den Dank, und also samt der Stärke und Süßigkeit überwindet es und empfahet, was es bittet.

Und solche Weise zu beten sehen wir im Brauch der Kirche und

aller heiligen Väter im Alten Testament, die allezeit flehen und Dank beten. Also auch das Vaterunser hebt an am Lobe, danket und bekennet Gott für einen Vater und bringet zu ihm durch die väterliche und kindliche Liebe; das Flehen hat nicht seines Gleichen. Drum ist's auch das höchste, edelste Gebet unter der Sonne.

Und mit diesen Worten hat Sankt Paulus fein vergeistet das gülbene Rauchfaß und sein Geheimnis offenbart, davon im Alten Testament Moses viel geschrieben hat, wie der Priester sollt' räuchern im Tempel. Denn wir sind allzumal Priester und unser Gebet ist das Rauchfaß.

Da ist zuerst das güldene Gefäße: das bedeutet die Worte des Gebets, die sind köstlich und theuer; als da sind die Worte des Vaterunsers, der Psalmen und anderer Gebete. Denn in der ganzen Schrift wird das Gefäß genommen für die Worte, darum daß in und mit den Worten der Sinn verfasset, gegeben und genommen wird, gleichwie mit dem Gefäße Wein, Wasser, Kohlen und was es denn ist, das man fasset. Also wird auch unter dem güldenen Kelch zu Babylon (Offenb. Joh. 17, 4) die Menschenlehre verstanden und unter dem Kelch, da Christi Blut innen ist, das Evangelium.

Die Feuerkohlen aber (im Rauchfaß) sind die Danksagung und Erzählung der Wohlthaten im Gebet. Denn daß die Kohlen bedeuten Wohlthaten, bezeuget Paulus (Röm. 12, 20), da er den Spruch Salomonis führet (Sprüche 25, 22): „Hungert deinen Feind, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das thust, so wirst du Feuerkohlen auf sein Haupt laden." Es sind aber Feuer- und brennende Kohlen, weil die Wohlthaten mit Gewalt das Herz anzünden und überwinden. (Vergleiche über diese ganze Deutung der Kohlen und des Rauchfasses die Bemerkungen gegen den Schluß des laufenden Kapitels.)

Aber im Gesetz war geboten, daß man die Feuerkohlen (in das Rauchfaß) nur allein vom Altar nehmen sollte. Das ist: im Gebet sollen wir nicht unsere Werke und Verdienste anziehen, wie der Pharisäer im Evangelium (Luk. 18, 11), sondern die Wohlthaten, die wir in Christo empfangen haben. Der ist unser Altar, auf dem wir geopfert sind, für die Wohlthat müssen wir danken und darinnen beten, wie Sankt Paulus saget (Kol. 3, 17): „Thut alles in dem Namen unseres Herrn Jesu Christi und danket Gott dem Vater durch ihn." Denn Gott kann sonst nichts leiden, wie er das beweiset, da er die Söhne

Aarons, Nadab und Abihu, mit Feuer verzehret vor dem Altar, darum, daß sie Kohlen ins Rauchfaß nahmen anderswoher, denn von dem Altar (3. Mos. 10, 1 f).

Die Bitte ist das Räucherwerk, als der Weihrauch oder Thymian, der darauf gelegt wird. Sie vollendet das Gebet. Und daß Sankt Paulus hier spricht: „Lasset eure Bitte kund werden bei Gott," da hat er gleich den Rauch vom Rauchfaß angesehen und gedeutet. Als sollt' er sagen: Wenn ihr wollt räuchern, das vor Gott wohl riecht und süße sei, so laßt eure Bitte kund werden durch Flehen und Dank; das ist der feine süße Rauch, der kund wird und aufsteiget vor Gott wie ein Kerzlein und eine stracke Rute, gleichwie der natürliche Rauch vom Rauchfaß aufsteiget. Solches Gebet dringt durch den Himmel. Denn der Dank und die Wohlthat macht das Bitten kühn und stark, dazu auch leichte, lüstig und süße, wie die Feuerkohlen den Rauch stark machen, sonst ist das Gebet kalt, faul und schwer, wenn das Herz nicht zuvor entzündet ist mit Kohlen der Wohlthat.

Wie wird aber das Gebet kund vor Gott, da es nicht allein vor ihm kund ist, ehe wir anfahen, sondern er selbst kommt auch zuvor und giebt uns ein zu bitten?

Antwort: Sankt Paulus saget solches, zu lehren, wie ein rechtschaffen Gebet sein soll, nämlich, daß es nicht in den Wind fahre und auf Abenteuer gebetet werde, wie die thun, die nicht achten, ob's Gott erhöre oder nicht, bleiben ungemäß, ja achten vielmehr, sie werden nicht erhöret. Das ist aber nicht beten noch bitten, sondern Gott versuchen und seiner spotten. Denn so mich jemand um einen Pfennig bäte und glaubte nicht, daß ich ihm geben würde, den möcht' ich nicht hören; ich dächte, er spottet' meiner und wäre nicht sein Ernst. Wie vielmehr wird Gott solch' Plärren nicht hören?

Denn: ein Gebet soll vor Gott kund werden, das ist: wir sollen nicht zweifeln, Gott höre uns und es komme vor ihn, daß wir's gewißlich werden erlangen. Denn wo wir nicht glauben, daß Gott höre oder das Gebet vor Gott komme, so kommt's auch gewißlich nicht vor ihn. Wie wir glauben, so geht es.

Darum ist der aufsteigende Rauch nichts anderes, denn der Glaube im Gebet, daß wir glauben, unser Gebet komme vor ihn und werde erhöret. Und trifft hier mit Sankt Paulus das Wort, das oft im Psalter wird angezogen (Psalm 18, 7): „Mein Gebet ist gegangen

in seine Ohren." Item (Psalm 141, 1): „Laß mein Gebet vor dich kommen" und dergleichen.

Davon saget Christus (Matth. 21, 22. Mark. 11, 24): „Alles, was ihr bittet im Gebet, das glaubet, daß ihr's empfahen werdet, so wird's geschehen." Und Jakobus (1, 6): „Bittet aber mit Glauben und zweifelt nicht; denn wer da zweifelt, der denke nur nicht, daß er etwas werde von Gott empfahen."

Darum ist's leichtlich zu merken, daß in aller Welt das Plärren in Stiftern und Klöstern lauter Spotten und Versuchen Gottes ist. Denn solch Gebet wird wohl kund vor den Leuten — sie schreien, plärren und blöken ja sehr — aber Gott weiß nichts darum, kommt keins vor ihn, darum, daß sie selbst nicht glauben, noch gewiß sind, daß es vor ihn komme. Wie sie glauben, so gehet es; daß wohl Zeit wäre, daß man einmal Gottes Spott und Versuchen weniger machte und vertilgete solche Spotthäuser, wie sie Amos am Siebenten nennet.

O wenn wir solche Weise hielten mit Beten — was sollt's sein, das wir nicht vermöchten? Nun aber beten wir viel und haben nichts; denn unser Beten erfähret Gott nimmer: Wehe dem Unglauben und Mißtrauen! —

> „Und der Friede Gottes, welcher überschwebt über allen Sinn, der verwahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu!"

Siehe, wie ordentlich und fein Sankt Paulus einen Christen lehret. Zum Ersten soll er durch den Glauben in Gott fröhlich sein, darnach gegen die Menschen gelind und gütig. So er aber spräche: ‚Wie kann ich?' antwortet der Apostel: „Der Herr ist nahe." ‚Wie aber, wenn ich verfolget würde und jedermann mich beraubete?' So spricht er: „Sorge nicht, bitte Gott und laß ihn sorgen." ‚Ja, ich werde dieweil müde und wüste?' „Mit nichten; der Friede Gottes wird dich verwahren." Davon laßt uns nun reden.

Dieser Friede Gottes ist nicht zu verstehen von dem Frieden, damit Gott bei sich selbst stille und zufrieden ist, sondern, den er uns giebt ins Herz, daß wir zufrieden sind — gleichwie das ‚Wort Gottes' heißt, daß wir aus ihm reden, hören und glauben. Es ist Gottes Gabe, darum heißt's sein Friede, auch darum, daß er mit Gott Frieden mache, ob wir bei den Menschen Unfrieden haben.

Derselbige Friede überschwebt über alle Sinne, Vernunft und Verständnis.

Das mußt du nicht also verstehen, daß ihn niemand fühlen, noch empfinden möge. Denn sollen wir mit Gott Frieden haben, so müssen wir's ja fühlen im Herzen und Gewissen; wie könnt' sonst unser Herz und Sinn bewahret werden durch ihn?

Sondern also sollst du es verstehen. Wenn Trübsal und Widerwärtigkeit kommt über die, so nicht wissen, mit Gebet zu Gott zu fliehen und sorgfältig sind (d. h. sich sorgen), so fahren sie zu und suchen auch Frieden — aber nur den, den die Vernunft begreifet und erlanget. Die Vernunft aber weiß von keinem Frieden, den von dem, wenn das Übel aufhöret. Dieser Friede schwebt nicht über die Vernunft, sondern ist ihr gemäß. Darum toben und streben sie auch der Vernunft nach, bis daß sie denselbigen Frieden durch Abthun des Übels erlangen, es sei mit Gewalt oder mit List. Also: wer eine Wunde hat, der verstehet und suchet die Gesundheit.

Aber die in Gott sich freuen, lassen sich begnügen, daß sie mit Gott Frieden haben, bleiben männlich in der Trübsal, begehren nicht den Frieden, den die Vernunft begehret, nämlich des Übels Aufhören; sondern stehen fest und warten der inwendigen Stärke durch den Glauben; fragen nichts darnach, ob das Übel kurz, lang, zeitlich oder ewig sei und bleibe; denken und sorgen auch nicht, wie das Ende werden wolle, lassen's Gott walten immerhin, wollen nicht wissen, wenn, wie, wo und durch welchen (Gott dem Übel ein Ende machen werde).

Darum thut ihnen auch Gott wieder die Gnade und schaffet ihrem Übel ein solch Ende, mit so großem Vorteil, das kein Mensch hätte können gedenken noch wünschen.

Siehe, das heißt der Friede des Kreuzes, der Friede Gottes, der Friede des Gewissens, der christliche Friede. Der machet, daß der Mensch auch auswendig stille und mit jedermann zufrieden ist und niemanden beunruhiget. Denn das begreifet, thuet (wirket) keine Vernunft, daß ein Mensch sollte unter dem Kreuze Lust, unter dem Unfrieden Frieden haben.

Es ist ein Gotteswerk, das niemandem bekannt ist, denn dem, der es erfahren hat, davon auch droben gesagt ist in der Epistel am andern Sonntag (des Advents): „Gott der Hoffnung erfülle euch mit aller Freude und Friede im Glauben (Röm. 15, 13).“ Was der Apostel da nennet Frieden im Glauben, das nennet er hier Frieden Gottes.

So zeigt Sankt Paulus damit an, daß, wer sich in Gott freuen und lindiglich leben will, dem wird der Teufel ein Kreuz auftreiben, daß er ihn von der Meinung jage und wende sein Herz um. Darum muß er dagegen gerüstet sein und seinen Frieden dahin stellen, da ihn der Teufel nicht erlangen kann, nämlich in Gott und muß nicht denken, wie er das loswerde, was der Teufel auf ihn treibt (nämlich das Kreuz); sondern muß ihn lassen seinen Mutwillen üben, so lange bis Gott selbst komme und mach' des ein Ende. So wird sein Herz, Sinn und Meinung bewahrt und erhalten im Frieden. Denn auch die Geduld (die natürliche) möchte nicht die Länge bestehen, wo das Herz nicht über sich selbst im höhern Frieden bestünde und ließe sich begnügen, daß es mit Gott Frieden hat.

„Herz und Sinn" soll hier nicht verstanden werden von natürlichem Willen und Verständnis, sondern wie sie Paulus selbst deutet: „Herz und Sinn in Christo Jesu," d. i. der Wille und Verstand, den man in Christo und von Christo und unter Christo hat und führet.

Das ist der Glaube und die Liebe mit all ihrem Wesen, wie der (nämlich ein Mensch, der Glauben und Liebe hat) gesinnet und geneigt ist gegen Gott und die Menschen. Das ist nichts anderes, denn daß er von Herzen Gott trauet und liebet und geneiget ist mit Herz und Sinn, zu thun Gott und dem Nächsten, was er kann und mehr, denn er kann.

Solchen Sinn und Herz suchet der Teufel mit Furcht, Schrecken, Tod und allem Unglück abzuwenden und Menschendinge aufzurichten, daß der Mensch Trost und Hilfe bei sich selbst und bei den Menschen suche — da ist er dann von Gott auf seine eigene Sorge gefallen.

So ist nun diese Epistel auf's allerkürzeste der Unterricht eines christlichen Lebens gegen Gott und die Menschen. Nämlich, daß ein Christ lasse Gott ihm allerlei sein und er (der Christ) sei auch also allen Menschen allerlei; daß er den Menschen ein solcher sei, welcherlei Gott ihm ist: empfahe von Gott und gebe den Menschen — das ist, Summa Summarum, Glaube und Liebe.

Predigt über das Evangelium in der Christmeß: Lukas 2, 1—14.

(Im Auszuge.)

Von der Historie.

Es ist geschrieben Haggai 2 (7. 8), daß Gott spricht: „Ich will bewegen Himmel und Erden, wenn da kommen wird, des alle Leute begehren."

Das ist heute erfüllet: da haben sich die Himmel bewegt, d. i. die Engel, die im Himmel sind, und haben mit Gesang Gott gelobt, und die Erde hat sich auch bewegt, d. i. die Menschen auf Erden, daß sich jedermann aufgemacht hat, und ist ein Reisen gewesen, da in eine Stadt, hier in eine Stadt, im ganzen Lande, wie das Evangelium sagt. Doch ist's nicht eine schädliche, blutige Empörung gewesen, sondern eine friedliche, welche Gott, der ein Gott des Friedens ist, erregt hat.

Ist auch nicht so zu verstehen, daß alle Lande auf dem ganzen Erdboden sich also bewegt haben, sondern allein, was in der Römer Gewalt war, das römische Reich, welches noch nicht die Hälfte des ganzen Erdbodens unter sich hatte. Dazu war kein Land dermaßen beweget, wie das jüdische Land, welches war ordentlich geteilet in die Geschlechter Israels; wiewohl zu der Zeit das Geschlecht Juda am meisten im Lande war, nachdem die zehn Geschlechter Israel, die in Assyrien geführt worden, außen blieben.

„Diese Schätzung ist die allererste gewesen," spricht Sankt Lukas. Denn im Evangelio Matth. 17 (24) und mehreren Örtern findet man, daß sie hat also gewähret für und für, so daß sie auch von Christo den Zinspfennig forderten, auch ihn mit demselben versuchten (Matth. 22, 17), dazu am Tage seines Leidens darob verklagten, als hätte er verboten, denselbigen Zinspfennig zu geben. Denn die Juden gaben ihn ungerne und mochten solche Schätzung und Kaisers Gebot übel leiden, gaben für, sie wären Gottes Volk und frei vom Kaiser, und hatten große Disputation darüber, ob sie schuldig wären ihm zu geben — mußten doch und konnten sich mit Gewalt nicht schützen. Darum hätten sie Christum gerne in die Disputation gezogen und in der Römer Gewalt gebracht. So ist denn dies Schätzen nichts anders gewesen, denn ein gemeiner Auffsatz in allen Landen, daß man jährlich von einem jeglichen Haupt hat einen Pfennig gegeben, und die Amtleute, die solchen und andern Zoll und Zins einnahmen und erhoben, heißen „Zöllner".

Merk', wie gewiß der Evangelist seine Rede setzt, daß die Geburt Christi sei geschehen zu Kaiser Augustus Zeiten und da Kyrenius Hauptmann des römischen Reichs im Lande Syrien war. Von welchem Syrienland das jüdische Land ein Stück ist, als Österreich ein Stück des deutschen Landes ist.

Und ist geschehen in der allerersten Schätzung, daß dieser Zinspfennig zuvor nie ist gegeben, denn eben da Christus sollte geboren werden. Damit er anzeiget, wie sein Reich nicht sollte weltlich sein, noch über weltliche Herrschaft weltlich regieren, sondern sich und seine Eltern derselbigen unterwirft. Und weil er eben die erste Schätzung trifft, läßt er darüber keinen Zweifel bleiben. Denn hätte er das wollen in einen Zweifel stellen, so hätte er mögen hernach in einer andern Schätzung geboren werden, daß man hätte mögen sagen, es wäre ohngefähr und zufällig, ohne besondere Absicht geschehen.

Auch wo er hätte nicht wollt' unterthan sein, hätte er mögen zuvor außer derselben Schätzung geboren werden. Nun aber alle seine Werke eitel köstliche Lehre sind, läßt sich's hier nichts anders wenden noch lenken, denn daß er aus göttlichem Rate und Vorsatz nicht weltlich regieren, sondern unterthan sein will. Und das ist der erste Puff in des Papstes Regiment und aller der Seinen, das sich mit Christi Regiment reimet, wie Tag und Nacht.

Das Evangelium ist so klar, daß es nicht viel Auslegens bedarf; sondern es will nur wohl betrachtet, angesehen und tief zu Herzen genommen sein. Und wird niemand mehr Nutzen davon bringen, denn die ihr Herz stille halten, mit Fleiß drein sehen und alle andern Dinge sich aus dem Sinne schlagen. Gleichwie die Sonne in einem stillen Wasser gar eben sich sehen läßt und kräftig wärmet, die im rauschenden, laufenden Wasser nicht also gesehen werden mag, auch nicht also wärmen kann.

Darum, willst du hier auch erleuchtet und warm werden, göttliche Gnade und Wunder sehen, daß dein Herz entbrannt, erleuchtet, andächtig und fröhlich werden, so gehe hin, da du stille seist und das Bild dir tief ins Herz fassest — da wirst du finden Wunder über Wunder.

Doch Anfang und Ursache zu geben den Einfältigen, wollen wir einen Teil davon vorbilden (vorführen), mögen darnach noch weiter hineinfahren.

Zum Ersten: Siehe, wie gar schlecht und einfältig die

Dinge zugehen auf Erden und doch so groß gehandelt werden im Himmel. Auf Erden geht es also zu:

Da ist ein arm junges Weiblein, Maria zu Nazareth, gar nichts geachtet und unter den geringsten Bürgerinnen der Stadt gehalten. Da wird niemand gewahr des großen Wunders, das sie träget; sie schweiget auch stille, nimmt sich's nicht an, hält sich für die geringste in der Stadt. Sie machet sich auf mit ihrem Hausherrn Joseph. Haben vielleicht keine Magd noch Knecht, sondern er ist Herr und Knecht, sie Frau und Magd im Haus; haben also das Haus lassen stehen oder andern befohlen.

Nun laß sein, sie haben einen Esel gehabt, darauf Maria gesessen sei; wiewohl das Evangelium nichts davon sagt und glaublich ist, sie sei zu Fuße gegangen mit Joseph. Denk', wie sie unterwegs in den Herbergen verachtet gewesen sei, die doch würdig war, daß man sie mit güldenem Wagen und aller Pracht geführet hätte.

Wie viel Weiber und Töchter der großen Herren sind wohl zu der Zeit gewesen in gutem Gemach und großem Ansehen, dieweil hier diese Gottesmutter mitten im Winter zu Fuße mit schwerem Leibe über Feld reiset? Wie ungleich gehet es zu!

Nun ist's ja mehr als eine Tagereise gewesen von Nazareth in Galiläa bis gen Bethlehem im jüdischen Lande. Sie haben vor Jerusalem über oder durchhin reisen müssen. Denn Bethlehem liegt von Jerusalem gegen dem Mittag, Nazareth gegen Mitternacht.

Da sie nun gen Bethlehem kommen, zeiget der Evangelist, wie sie die allergeringsten und verachtetsten sind gewesen, mit dem Vieh einen gemeinen Tisch, gemeine Kammer und Lager haben müssen annehmen, indes mancher böse Mensch im Gasthaus obenan gesessen, sich hat einen Herrn ehren lassen. Es ist nicht Geld noch Gewalt dagewesen, darum haben sie im Stall bleiben müssen, im Hof desselbigen Hauswirts, der auch nicht würdig ist gewesen, daß er einen solchen Gast hätte recht herbergen und ehren mögen.

Da merket und erkennet niemand, was in dem Stall Gott wirket, läßt die großen Häuser und köstlichen Gemächer leer bleiben, läßt sie essen, trinken und guten Mut haben — aber dieser Trost und Schutz ist vor ihnen verborgen.

O welch eine finstere Nacht ist über dem Bethlehem dasmal gewesen, die eines solchen Lichtes nicht ist innen worden! Wie zeiget Gott an, daß er so gar nichts achte, was die Welt ist, hat und vermag;

wiederum die Welt beweiset auch, wie gar sie nichts erkennet noch achtet, was Gott ist, hat und wirket. O Welt, wie toll, o Mensch, wie blind bist du!

Siehe, das ist das erste Bild (die erste Geschichte), damit Christus die Welt zu Schanden machet, alles ihr Thun, Wissen und Wesen uns als verwerflich anzeiget; daß ihre größte Weisheit sei Narrheit, ihr bestes Thun sei Unrecht, ihr größtes Gut sei nur Unfall. Was hatte Bethlehem, da es Christum nicht hatte? Was haben die jetzt, die zu der Zeit genug hatten? Was gebricht jetzt Maria und Joseph, ob sie zu der Zeit nicht Raum hatten, eine Nacht füglich zu schlafen?

Aber die Geburt ist noch erbärmlicher, daß sich des jungen Weibes niemand hat erbarmet, niemand angesehen, wie sie am fremden Orte nicht hat das Allermindeste, das einer Kindbetterin not ist. Da ist jedermann voll und toll in der Herberg', ein Geschwürme von Gästen aus allen Orten; aber niemand beut ihr einigen Dienst an. Ich achte auch, sie habe sich selbst nicht so balde versehen ihrer Geburt, sie wäre sonst vielleicht zu Nazareth blieben.

Nun denke, was das mögen für Tüchlein gewesen sein, da sie ihn eingewickelt. Vielleicht ihr Schleier, oder was sie hat mögen entbehren an ihrem Leibe. Ist's nun nicht ein ungelegen Ding, daß Christus im kalten Winter, im fremden Land, über Feld, so verächtlich und so ärmlich geboren wird?

Was geschieht aber im Himmel über dieser Geburt? Also verachtet sie ist auf Erden, so hoch und tausendmal mehr ist sie geehret im Himmel. Wenn ein Engel im Himmel dich und dein Werk lobete — ist's nicht wahr, du nähmest es für aller Welt Lob und Ehre, achtetest, du möchtest nicht genug Demut und Verachtung dafür tragen?

Was ist doch das für eine Ehre, daß alle Engel im Himmel vor Freuden sich nicht enthalten mögen, brechen aus, lassen sich auch armen Hirten auf dem Felde hören, predigen, loben, singen und schütten aus ihre Freude unmäßiglich! Was ist alle derer zu Bethlehem Freude und Ehre gewesen, ja aller Könige und Herren auf Erden, gegen diese Freude und Ehre, denn nur ein solcher Unflat und Gräuel, des niemand gerne gedenket, wenn er diese Freude und Ehre ansiehet!

Siehe, wie gar überreichlich ehret Gott, die da von Menschen verachtet und gerne verachtet werden. Da siehest du, wo seine Augen hinsehen! Nur in die Tiefe und Niedrigung, wie geschrieben stehet: „Er sitzet über Cherubim und siehet in die Tiefe (Psalm 99, 1).“

Die Engel konnten auch keine Fürsten noch Gewaltigen finden (ihnen die frohe Botschaft zu verkünden), sondern die ungelehrten Laien und allerniedrigsten Leute auf Erden. Konnten sie nicht die Hohenpriester, die Gelehrten zu Jerusalem ansprechen, die doch viel von Gott und Engeln wissen zu sagen? Nein, es müssen die armen Hirten würdig sein, solche große Gnade und Ehre zu haben im Himmel, die auf Erden nichts waren.

Wie gar verwirft doch Gott, was hoch ist, und wir toben und rasen nur nach eitel Höhe, auf daß wir ja nicht im Himmel zu Ehren kommen: immer und immer treten wir Gott aus seinem Gesicht, daß er uns ja nicht finde in der Tiefe, da er allein hinsiehet.

Das sei genug zur Ursache der Betrachtung für die Einfältigen. Ein jeglicher trachte bei sich selbst weiter. Alle Worte sind eitel Feuer, machen das Herz warm, so jemand nur drein fasset. Wie Gott spricht (Jerem. 23, 29): „Meine Worte sind wie das Feuer."

Und wie wir sehen: die Art göttlicher Worte, daraus wir Gott und seine Werke erkennen lernen, ist nur dahin gerichtet, daß dies Leben nichts sei. Denn wie er (Gott) nicht lebet nach diesem Leben und nicht hat Gut, Ehre und Gewalt zeitlichen Lebens, so achtet er ihrer auch nicht, so redet er auch nicht davon, sondern lehret nur das Widerspiel, wirkt auch widersinnig, siehet auch dahin, davon die Welt sich abkehret, lehret, das sie fleucht, hebt auf, das sie liegen läßt. Und wiewohl wir ungerne solche Worte Gottes leiden und nicht wollen Gut, Ehre und Leben also hergeben, so muß es doch so sein. Denn da wird nichts andres draus. Gott lehret und thut nicht anders. Wir müssen uns nach ihm lenken; er wird sich nach uns nicht lenken. Auch wer sein Wort, solch sein Werk, solch seine Tröstung nicht achtet, hat gewiß kein gut Zeichen der Seligkeit an ihm.

Wie möcht' er lieblicher angezeigt haben, wie gnädig er sei allen Niedrigen, Verachteten auf Erden, denn in dieser armen Geburt, darüber sich die Engel freuen und die er niemandem, als den armen Hirten kundthut?

Lehre vom Glauben.

Nun wollen wir zum Andern auch sehen, was für heimliche Dinge in diesen Historien fürgelegt (vorgetragen) werden. Zwei vornehmlich werden in allen solchen Geschichten (mysteriis) angezeigt: das Evangelium und der Glaube, d. i. was man predigen, was man

glauben soll; wer die Prediger und wer die Zuhörer sein sollen. Das wollen wir hier auch sehen.

Das Erste ist der Glaube, welcher billig in allen Worten Gottes zum ersten erkennet werden soll.

Derselbe Glaube ist nicht allein, daß du glaubest, diese Historie sei wahr, wie sie lautet. Denn das hilft nichts, weil alle Sünder, auch die Verdammten das glauben. Von dem Glauben lehret die Schrift und Gottes Wort nicht; es ist ein natürlich Werk, ohn' Gnade.

Sondern das ist der rechte, gnadenreiche Glaube, den Gottes Wort und Werk fordert, daß du festiglich glaubest: Christus sei dir geboren und daß seine Geburt dein sei, dir zu gut geschehen.

Denn das Evangelium lehret, daß Christus sei um unsertwillen geboren und habe alle Dinge um unsertwillen gethan und gelitten. Wie hier der Engel auch sagt: „Ich verkündige euch eine große Freude, die da haben werden alle Leute. Denn heute ist euch geboren ein Seligmacher, der ist Christus der Herr."

In diesen Worten siehest du klar, daß er uns geboren ist. Er spricht nicht schlechthin: es sei Christus geboren; sondern: „euch, euch ist er geboren." Item, er spricht nicht: „ich verkündige eine große Freude; sondern: „euch, euch verkündige ich eine große Freude." Item: welche Freude nicht in Christo bleiben, sondern allen Leuten widerfahren wird.

Diesen Glauben hat nicht, kann auch nicht haben irgend ein verdammter oder böser Mensch. Denn das ist der rechte Grund aller Seligkeit, welcher Christum und das gläubige Herz also vereiniget, daß alles gemein wird, was sie haben auf beiden Seiten. Was haben sie aber?

Christus hat eine reine, unschuldige, heilige Geburt. Der Mensch hat eine unreine, sündige, verdammte Geburt (Psalm 51,7). Derselben mag nicht geholfen werden, denn durch die reine Geburt Christi. Nun kann die Geburt Christi leiblich nicht ausgeteilet werden, würde auch nichts helfen. Darum wird sie geistlich durch's Wort ausgeteilet jedermann, wie hier der Engel sagt, daß alle, die da festiglich glauben, sie sei ihm also gegeben, denen soll ihre unreine Geburt nicht schaden.

Das ist die Weise und Maße, rein zu werden von unserer elenden Adamsgeburt. Darum hat Christus wollen geboren werden, auf daß

wir durch ihn anderweit geboren würden, wie er sagt Joh. 3,3. Welches geschieht durch solchen Glauben. Wie Jakobus (1,18) sagt: „Er hat uns williglich geboren durch sein Wort der Wahrheit, daß wir anheben, seine neue Kreatur zu sein."

Siehe, also nimmt Christus zu sich unsere Geburt von uns und versenket sie in seiner Geburt und schenkt uns die seine, daß wir darum rein und neu werden, als wäre sie unser eigen, daß ein jeglicher Christ sich dieser Geburt nicht weniger freuen und rühmen mag, denn als wäre er auch, gleichwie Christus, leiblich von Maria (rein und unschuldig) geboren. Wer das nicht glaubt oder zweifelt, der ist kein Christ.

O, das ist die große Freude, davon der Engel sagt. Das ist der Trost und die überschwängliche Güte Gottes, daß der Mensch sich — so er das glaubet — solches Schatzes mag rühmen, daß Maria seine rechte Mutter, Christus sein Bruder, Gott sein Vater sei. Denn die Dinge sind alle wahr und geschehen, so wir sie glauben.

Das ist das Hauptstück und Hauptgut in allen Evangelien (das vom Glauben), ehe man Lehre der guten Werke daraus nimmt. Christus muß vor allen Dingen unser und wir sein werden, ehe wir zu den Werken greifen.

Das geschieht nun nicht, denn durch solchen Glauben. Der lehret die Evangelien recht verstehen, er ergreift sie auch am rechten Ort. Das heißt Christum recht erkannt, davon wird das Gewissen fröhlich, frei und zufrieden, daraus wächst Liebe und Lob gegen Gott, als der solche überschwängliche Güter uns umsonst gegeben hat in Christo. Da folget denn ein recht williger Mut, zu thun, zu lassen und zu leiden alles, was Gott wohlgefällt, es sei im Leben oder Sterben. Wie ich vielmal gesagt habe. Das meinet Jesaias (9,6): „Ein Kind ist uns geboren, und ein Sohn ist uns gegeben." Uns, uns, uns geboren, und uns gegeben!

Darum siehe zu, daß du aus dem Evangelio nicht allein nehmest Lust von der Historien an ihr selbst — denn die bestehet nicht lange; auch nicht allein das Exempel — denn das haftet nicht ohne den Glauben; sondern siehe zu, daß du die Geburt dir zu eigen machest und mit ihm wechselst, daß du deine Geburt loswerdest und seine überkommest. Welches geschieht, so du also glaubest —

so sitzest du gewißlich der Jungfrau Maria im Schoß und bist ihr liebes Kind.

Lehre von guten Werken.

An dem Glauben hast du zu üben und zu bitten, weil du lebest, kannst ihn nimmer genugsam stärken. Das ist unser Grund und Erbgut, darauf dann die guten Werke zu bauen sind.

Denn wenn nun also Christus dein worden ist und du durch ihn in solchem Glauben bist rein worden, hast dein Erb- und Hauptgut empfangen ohn' alles dein Verdienst, wie du siehest, aus lauter Liebe Gottes, der seines Sohnes Gut und Werk dir zu eigen giebt: da folget nun das Exempel guter Werke, daß du deinem Nächsten auch thust, wie du siehest, daß dir Christus gethan hat.

Hier lehren sich nun die guten Werke selbst. Denn sage an: was hat Christus für gute Werke? Ist's nicht wahr, daß sie allzumal darum gut sind, daß sie dir zu gut geschehen sind, um Gottes willen, der ihm befohlen hat, solche Werke dir zu gut zu wirken? Und also ist Christus dem Vater darin gehorsam gewesen, daß er uns geliebet und gedienet hat.

Also, nun du satt und reich bist, hast du kein Gebot mehr, darin du Christus dienest und gehorsam seist, denn daß du alle deine Werke dahin richtest, daß sie deinem Nächsten gut und nützlich sind, gleichwie Christus Werke dir gut und nütze sind. Darum sprach er am Abendessen (beim heiligen Abendmahl): „Das ist mein Gebot, daß ihr euch liebet, wie ich euch geliebet habe (Joh. 13,34)".

Siehest du hier, daß er uns geliebt und alle seine Werke uns gethan, darum daß wir wiederum nicht ihm — denn er bedarf's nicht — sondern unserm Nächsten auch also thun sollen; das ist sein Gebot, das ist unser Gehorsam.

Also macht der Glaube, daß Christus unser ist, und seine Liebe macht, daß wir sein sind. Er liebet, so glauben wir: da wird Ein Kuchen draus. Wiederum, unser Nächster glaubet und wartet unsrer Liebe; so sollen wir auch ihn lieben, und ihn nicht umsonst unsrer begehren noch warten lassen. Es ist gleich eins wie das andere: Christus hilft uns, so helfen wir unserm Nächsten und haben alle genug.

Hieraus merke nun selber, wie fern die von der Straße abgekommen sind, die gute Werke haben gebunden an Stein, Holz, Kleider,

Essen, Trinken. Was hilft's deinem Nächsten, ob du eine Kirche von lauter Golde bauen könntest? Was hilft ihm der großen und vielen Glocken Klang? Was hilft ihm das große Gleißen und Geberden in der Kirche mit Meßgewändern, Heiligtümern (Reliquien), silbernen Bildern und Gefäßen? Was hilft ihm viel Lichtbrennen und Räuchern? Was hilft ihm viel Getöne, Gemurmel, Gesang von Vigilien und Messen?

Meinst du, daß Gott sich mit Glockenklang, Kerzenrauch, Goldgleißen und dergleichen Geschwürm wird lassen zahlen? Er hat dir des keines geboten, sondern: so du deinen Nächsten siehest irren, sündigen, Not leiden an Leib, Gut oder Seele, da, da sollst du zufahren, alles andere lassen fahren und dem helfen mit allem, das du bist und hast; kannst du nicht mehr, daß du doch mit Worten und Geberden helfest. Denn also hat dir Christus gethan und ein Exempel gegeben, dir auch also zu thun. (Vgl. Band 1 Seite 538 f.)

Siehe, das sind die zwei Stücke, darin sich ein Christ üben soll: eines gegen Christo, daß er denselben wohl in sich ziehe und durch den Glauben sich zu eigen mache, kleide sich in Christi Güter und baue kecklich darauf; das andre gegen seinem Nächsten, daß er sich zu dem senke und lasse denselben auch also in seinen Gütern walten, wie er in Christi Gütern waltet. Wer diese zwei Stücke nicht übet, dem hilft's nichts, ob er sich zu Tode fastet', martert', brennen ließe und alle Wunder thät', wie Sankt Paulus lehret 1. Kor. 13,1 ff.

Nun halte ein jeglicher sich selbst gegen das Evangelium und sehe, wie nahe und ferne er von Christo sei, wie es um ihn stehe im Glauben und Lieben!

Viele sind ihrer, die mit träumender Andacht entzündet werden, wenn sie solche Armut hören; zürnen sehr mit den Bürgern zu Bethlehem, strafen ihre Blindheit und Undankbarkeit, meinend: wenn sie da gewesen wären, wollten sie großen Dienst dem Herrn und seiner Mutter erzeiget haben und es nicht so erbärmlich lassen zugehen. Aber sie sehen nicht neben sich, wie viel ihrer Nächsten um sie sind, die wohl bedürften ihrer Hilfe, die sie doch lassen gehen und bleiben, wie sie sind.

Wer ist auf Erden, der nicht arme, elende, kranke, irrige oder sündige Menschen um sich habe? Warum übet er denn hier nicht seine Liebe? Warum thut er denen nicht, wie ihm Christus gethan hat?

Es ist erlogen und falsch, daß du meinest, du wolltest Christo viel Gutes gethan haben, so du es diesem nicht thust. Wenn du zu Bethlehem wärest gewesen, du hättest sein ebensowenig geachtet, als die andern. Ja, weil er nun erkläret ist, wer er sei, so willst du dienen! Wenn er nun käme und legte sich in die Krippe, ließ' dir sagen, er wäre es, von dem du jetzt so viel weißt, so möchtest du was thun; aber zuvor hättest du es nicht gethan. Wer dem reichen Mann im Evangelio auch gesagt hätte, wie groß der arme Lazarus künftig sein würde, daß er's gewiß wäre gewesen — er hätte ihn nicht so lassen liegen und verderben.

Also, wenn dein Nächster das jetzt wäre, das er zukünftig werden soll, und läge dann vor dir, so würdest du sein wohl warten. Aber nun das nicht ist, schlägst du es alles in den Wind und kennest deinen Herrn in deinem Nächsten nicht, thust ihm nicht, wie er dir gethan hat. Darum läßt dich Gott auch blind werden, durch den Papst und falsche Prediger betrügen, daß du an Holz und Stein, Papier und Wachs giebst und verlierest das, damit du deinem Nächsten wohl hättest mögen helfen.

Erklärung des engelischen Gesanges.

Zuletzt müssen wir auch von dem engelischen Gesange handeln, den wir in der Messe täglich haben: Gloria in excelsis Deo (Ehre sei Gott in der Höhe).

Dreierlei ordnen die Engel in diesem Gesang: die Ehre, den Frieden, das Wohlgefallen oder guten Willen. Die Ehre geben sie Gott, den Frieden der Erde, das Wohlgefallen den Menschen. Der gute Wille oder Wohlgefallen könnte verstanden werden von dem göttlichen guten Willen und Wohlgefallen, den Gott hat über den Menschen durch Christum. Aber wir wollen's lassen bleiben bei dem guten Willen, den die Menschen aus dieser Geburt haben.

Das Erste ist die Ehre Gottes.

Da soll man auch anheben, auf daß Gott in allen Dingen der Ruhm und die Ehre gegeben werde, als dem, der alle Dinge thut, giebt und hat, daß niemand sich selbst etwas zuschreibe oder annehme. Denn die Ehre gebühret niemandem, denn allein Gott, läßt sich nicht mit jemand teilen oder gemeinmachen.

Die Ehre hat Adam durch den bösen Geist (Gotte) gestohlen und sich selbst zugeeignet, so daß alle Menschen drob in Ungnade sind mit

ihm (mit Adam bei Gott), und ist auch noch in allen Menschen so tief gewurzelt, daß kein Laster so tief in ihnen ist, als die Ehrsucht. Niemand will nichts sein oder nichts vermögen; jedermann gefällt sich selbst wohl. Daher denn aller Jammer, Unfriede und Krieg auf Erden kommt.

Die Ehre hat Christus Gott wiedergebracht, damit daß er uns gelehret, wie all unser Ding nichts sei, denn eitel Zorn und Ungnade vor Gott, daß wir uns in keinen Weg rühmen, noch uns selbst darinnen wohlgefallen dürfen, sondern müssen uns fürchten und schämen als in der größesten Gefahr und Schande — daß also unsere Ehre und Selbstwohlgefallen zu Boden gestoßen und ganz nichts werde und wir froh werden, daß wir ihr so los werden, daß wir in Christo mögen erfunden und behalten werden. —

Das andere ist der Friede auf Erden.

Denn zugleich wie da muß Unfriede sein, wo Gottes Ehre nicht ist — wie Salomo sagt (Sprüche 13,10): „Unter den Hoffärtigen ist allezeit Hader" — also wiederum: wo Gottes Ehre ist, da muß Friede sein.

Warum sollten die Menschen hadern, wenn sie wissen, daß nichts ihr eigen ist, sondern alles, was sie sind, haben und vermögen, ist Gottes; den lassen sie damit walten und begnügen sich daran, daß sie einen gnädigen Gott haben. Wer da weiß, daß alles sein Ding nichts ist vor Gott, der achtet sein auch nicht sehr, gedenkt auf ein andres, das vor Gott etwas sei, das ist Christus.

Daraus folget, daß, wo wahre Christen sind, da mag kein Streit, Hader, Unfriede unter ihnen sein. Wie Jesaias (11,9) verkündiget und spricht: „Sie werden nicht einer den andern töten, noch beschädigen auf meinem heiligen Berge" — d. i. in der Christenheit. Folget die Ursache: „Denn es ist die Erde voll Erkenntnis Gottes" — d. i. dieweil sie Gott erkennen, daß alles sein ist und unser Ding nichts, so können sie wohl Frieden haben unter einander. Wie auch derselbe Jesaias saget (2,4): „Sie werden ihre Schwerter wandeln in Pflugscharen und ihre Spieße in Sicheln; sie werden hinfort nicht gegen einander das Schwert aufheben, noch zum Streit sich üben."

Darum heißt unser Herr Christus ein König des Friedens, daß er uns Frieden macht inwendig gegen Gott in unserm Gewissen durch den Glauben, auf ihn gebauet, und auswendig gegen die

Menschen in leiblichem Wandel durch die Liebe, daß also durch ihn allenthalben Friede sei auf Erden. —

Das Dritte ist der gute Wille der Menschen.

Hier ist nicht der gute Wille gemeint, der da gute Werke wirket, sondern das Wohlgefallen und friedliche Herz, das sich alles gefallen läßt, was ihm widerfährt, es sei gut oder böse.

Denn die Engel wußten wohl, daß der Friede, davon sie singen, sich nicht weiter strecket, denn unter die, so wahrhaftig an Christum glauben: dieselbigen haben gewißlich unter einander Frieden. Aber die Welt und der Teufel haben keine Ruhe, lassen ihnen auch keinen Frieden, verfolgen sie bis in den Tod, wie Christus (Joh. 16,33) sagt: „In mir sollt ihr Frieden haben, in der Welt werdet ihr Gedräng' haben."

Darum war es den Engeln nicht genug, zu singen den Frieden auf Erden, sondern auch das Wohlgefallen der Menschen, d. i. daß sie alles sich lassen wohlgefallen, loben und danken Gott, dünkt sie recht und gut, wie Gott mit ihnen fähret und fahren läßt, murmeln nicht, stehen fein gelassen und willig in Gottes Willen; ja weil sie wissen, daß Gott alles thut und schaffet, den sie doch durch Christum haben im Glauben zum gnädigen Vater überkommen, so rühmen sie und freuen sich, wenn sie verfolget werden; wie Sankt Paulus saget (Römer 5,3): „Wir rühmen und prangen in den Verfolgungen." Es däucht sie alle das Beste zu sein, was ihnen begegnet, aus Überfluß des fröhlichen Gewissens, das sie in Christo haben.

Siehe, einen solchen guten Willen, Wohlgefallen, Gutdünken in allen Dingen, sie seien gut oder böse, meinen die Engel allhier in ihrem Gesange. Denn wo der gute Wille nicht ist, da bleibt nicht lange Friede. Da legt man alle Dinge auf's ärgste aus, macht allezeit das Übel groß und aus Einem Unfall zween. Darum, wie es Gott mit ihnen macht, so gefällt es ihnen nicht und wollen's anders haben.

So geschieht dann, das Psalm 18,26 stehet: „Herr Gott, mit dem, der alles für auserwählt hält, machst du es auch auserwählt" — das ist: der solch Wohlgefallen hat an allen Dingen, den lässest du wiederum dir und allen gefallen — „aber mit den Verkehrten verkehrest du dich auch" — das ist: wie du und alle dein Thun und Schaffen ihm nicht gefällst, also gefällt er dir und allen den deinen wieder nicht.

Von dem guten Willen sagt Paulus (1. Kor. 10,33): „Thut

Fleiß, daß ihr jedermann gefallet, wie ich jedermann gefalle.“ Wie geschieht das? Wenn du dir alle Dinge lässest gut sein und gefallen, so gefällst du wiederum jedermann. Es ist eine kurze Regel: Willst du niemand gefallen, so laß dir niemand gefallen; willst du jedermann gefallen, so laß dir jedermann gefallen. Jedoch daß du Gottes Wort nicht drob lassest; denn da hört alles Gefallen und Mißfallen auf. Was aber ohne Nachlassung von Gottes Wort mag nachgelassen werden, das laß, auf daß du gefällig seist jedermann und laß dich's gut dünken vor Gott — so hast du diesen guten Willen, davon die Engel singen. —

Aus diesem Gesang können wir lernen, was die Engel für Kreaturen sind.

Laß fahren, was die natürlichen Meister (die Scholastiker) davon träumen. Hier sind sie also abgemalet, daß sie nicht besser mögen abgemalet werden, denn auch ihre Herzen und Gedanken hier erkennet werden.

Zum Ersten in dem, daß sie mit Freuden Gott die Ehre zusingen, zeigen sie an, wie voll Licht und Feuer sie sind, erkennen, wie alle Dinge Gottes allein sind, geben sich selber nichts, sondern mit großer Brunst tragen sie die Ehre allein dem zu, des sie ist. Darum: wie du wolltest denken von einem demütigen, reinen, gehorsamen, Gott lobenden und in Gott fröhlichen Herzen, so denke von den Engeln. Und das ist das Erste, damit sie gegen Gott wandeln.

Das andere ist die Liebe gegen uns, gleichwie wir droben gelehret sind zu thun. Hier siehest du, wie günstige, große Freunde sie uns sind, daß sie nichts weniger uns gönnen, denn sich selber; freuen sich auch unsers Heil so sehr als ihres eigenen, daß sie fürwahr in diesem Gesang uns eine tröstliche Reizung geben, sich des Besten zu ihnen zu versehen, als zu den besten Freunden.

Siehe, das ist recht die Engel nicht nach ihrem Wesen, damit die natürlichen Meister ohn' alle Frucht umgehen, sondern nach ihrem inwendigsten Herz, Mut und Sinn verstanden, daß ich weiß, nicht was sie sind, sondern was ihre höchste Begierde und stetiges Werk ist — da siehet man ihnen

Das sei genug von diesem Evangelio.

Von dieser Weihnachtspredigt, welche hiermit als eine Probe aus Luthers Kirchenpostille einem jeden, den darnach gelüstet, ist dargeboten worden, fehlt ein Stück, wie zuvor angezeigt worden. Nicht nur, damit niemandem die Predigt zu lang würde, sondern vielmehr deshalb, weil die Schriftauslegung, die Luther darin anwendet, uns gar nicht mehr recht schmecken will. Und Luther selbst ist mit den Jahren immer mehr davon abgekommen; es hing ihm da noch etwas an von der im Mittelalter üblichen Weise der Predigt und Schrifterklärung, die gerade anderen mit zu Grabe getragen hat.

Etliche Beispiele mögen hier stehen, zu verdeutlichen, worum es sich handelt.

Luther hat die „Historia", die einfache Erzählung von der Geburt Christi ebenso einfach und schlicht wiedererzählt und seine Gedanken dabei mitgeteilt, er hat auch für Glauben und Leben des Christen mancherlei Lehre daraus gezogen. So ist der Inhalt des heiligen Schriftworts klar und für einen jeden, der sich's annehmen will, heilsam geworden. Die Geschichte von der Geburt Jesu Christi ist in ihrem wahrhaftigen, thatsächlichen Verlaufe merkwürdig und wichtig genug, daß ein jeder Christenmensch genug daran hat, wenn er darüber nachdenkt.

Aber damals gab man sich mit einer solchen einfachen, nüchternen Auslegung noch nicht zufrieden. Man suchte hinter einem jeden Worte der Bibel noch besondere Geheimnisse, und die galt es auch in der Predigt ans Licht zu bringen. — So deutet denn Luther auch in seiner Kirchenpostille nach Weise der Mönchspredigten allerhand einzelne Worte und Wendungen der heiligen Erzählung. Z. B. Judäa heißt auf deutsch „Bekenntnis" oder „Danksagung"; Bethlehem heißt ein „Brothaus". Damit ist bedeutet, daß ohne das Evangelium eitel Wüstenei, Hunger und Mangel ist, auch kein Bekenntnis zu Gott noch Danksagung daselbst zu finden. Wo aber das Evangelium und Christus ist, da ist das kornreiche Bethlehem und das dankbare Judäa; da hat in Christo jedermann genug, und da ist eitel Danksagung göttlicher Gnade.

Oder: daß ein Engel vom Himmel kam, bedeutet, daß das Evangelium eine ganze übernatürliche Predigt ist. Die Mitternacht, darin Christus geboren wird, zeiget an, daß alle Welt finster ist bei seiner Ankunft und keine Vernunft Christum erkennen kann. Das Licht,

welches die Hirten umleuchtet, hat auch die Bedeutung, daß gar ein ander Licht, denn alle Vernunft, hier sein muß.

Weiter: Die Tüchlein, worein das Kind gewickelt ist, sind nichts anderes, denn die heilige Schrift, darinnen die christliche Wahrheit gewickelt liegt. Die Krippe ist nichts anderes, „denn die Versammlung des Christenvolkes in der Kirche zur Predigt. Wir sind die Tiere zu dieser Krippe; da wird uns Christus vorgelegt, davon wir sollen unsere Seelen speisen, d. h. zur Predigt führen. Wer zur Predigt gehet, der gehet zu dieser Krippe. Ja, es müssen aber Predigten sein von Christo! Denn nicht alle Krippen haben Christum; auch nicht alle Predigten lehren den Glauben. Ja, es war nur Eine Krippe zu Bethlehem, da dieser Schatz innen lag, und war dazu eine ledige, verachtete Krippe, da sonst kein Futter innen war. Also, die Predigt des Evangelii ist ledig von allen andern Dingen, hat und lehret nicht mehr denn Christum."

So geht es Seiten lang weiter. Da laufen mancherlei schöne und tiefe Gedanken mit unter — wie könnte das bei Luther anders sein? — aber es ist der blinden Einbildungskraft allzu freie Bahn gelassen und an Stelle des ernsten Forschens in der Schrift, das da überall den nächsten und einfachen Sinn der Worte zu begreifen sucht, ein willkürliches Dichten und Geheimnissen getreten. Statt daß man die Schrift auslegt, legt man etwas in sie hinein, das nicht drin steht.

Diese Gott sei Dank! veraltete und gerade auch durch den Geist der Reformation überwundene Art der Schrifterklärung nennen die Gelehrten die allegorische Auslegung. Allegorisch reden (allegorisieren) das heißt: etwas anderes sagen, als was der klare Wortlaut besagt.

Übrigens ist auch in der Epistelpredigt vom vierten Advent eine Stelle mit zum Abdruck gekommen, worin Luther diese allegorische Schrifterklärung anwendet: nämlich die Stelle, wo er vom Rauchfaß handelt und dasselbe auf das Gebet umdeutet (Seite 285f).

Daß Luther von solcher „geistlichen" Deutung später nichts mehr wissen wollte, sondern überall in der Schrift nur Einen ursprünglichen und eigentlichen Sinn hinter den Buchstaben suchte, das mag er uns mit seinen eigenen Worten sagen, die freilich nicht schon aus seiner Wartburgzeit herstammen:

„Da ich ein Mönch noch war, war ich ein Meister auf geistliche

Deutung, allegorisierte alles. Nun habe ich's fahren lassen und ist meine erste und beste Kunst, die Schrift zu dolmetschen nach ihrem einfachen Sinn; denn der buchstäbliche Sinn, der thut's, da ist Kraft, Lehre und Kunst darin."

Und schon auf der Wartburg ist es Luthern sichtlich die Hauptsache, auf den Grund des einfachen Wortsinnes zu dringen.

Manchmal werden wir auch seiner Erklärung des einfachen Wortsinnes nicht beistimmen können. Es wäre schlimm, wenn wir in 350 Jahren nichts gelernt hätten. So z. B. ist seine Auslegung der Worte „den Menschen ein Wohlgefallen" (Seite 301), so schön sie ist, sicherlich falsch. Aber Luther selbst ist weit entfernt zu verlangen, daß wir uns auf seine Ansicht von einer Schriftstelle unbedingt verlassen und nicht von seiner Auslegung weichen sollen. Vielmehr war es sein Herzenswunsch, daß ein jeder selbst suchen und forschen möchte in der Schrift und seiner Hilfe dabei nicht bedürfen.

Das lehrt uns das Schlußwort, welches er dem ersten Bande seiner Kirchenpostille beigefügt hat. Da giebt er dieses sein Buch willig dem Untergange preis, wenn nur alle Christen so weit wären, daß sie solche Auslegung der Schrift gar nicht mehr brauchten, sondern wären selber mit der Schrift vertraut genug.

Dieses Schlußwort, wie es auf die Evangelienpredigt am Erscheinungsfeste, die letzte im Buche, folgt, lautet also:

„Hier wollen wir eine Weile stillehalten, daß das Buch nicht zu groß werde und überdrüssig zu lesen. Wiewohl ich hoff', es sei in diesen zwölf Episteln und Evangelien ein christlich Leben so reichlich vorgebildet, daß einem Christenmenschen zum Überflusse genug gesagt sei, was ihm zur Seligkeit not ist.

„O daß Gott wollte, mein und aller Lehrer Auslegungen gingen unter und ein jeglicher Christ nähme selbst die bloße Schrift und das lautere Gotteswort vor sich!

„Du siehest ja aus diesem meinem Geschwätz, wie unmeßlich ungleich Gottes Worte sind gegen aller Menschen Worte, wie gar kein Mensch ein einiges Gotteswort genugsam erreichen und erklären kann mit allen seinen Worten. Es ist ein unendlich Wort und will mit stillem Geist gefasset und betrachtet sein, wie der 84. Psalm redet: „Ich will hören, was Gott selbst in mir redet." Es begreift's auch sonst niemand, denn ein solcher stiller, betrachtender Geist. Wer dahin

könnt' ohne Glossieren (Erklären) und Auslegen kommen, dem wäre mein und aller Menschen Glossieren gar kein not, ja nur hinderlich.

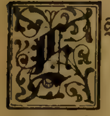
„Darum hinein, hinein, liebe Christen! und laßt mein und aller Lehrer Auslegen nur ein Gerüst sein zum rechten Bau, daß wir das bloße, lautere Gotteswort selbst fassen, schmecken und da bleiben. Denn da wohnet Gott allein in Zion. Amen."





Fünftes Kapitel.

Luthers Briefwechsel mit Melanchthon.



Es ist schon von dem Briefwechsel die Rede gewesen, den Luther von seinem Versteck aus mit den Freunden unterhielt (Seite 226). Am häufigsten und vertraulichsten schrieb er dem Spalatin und dem Melanchthon.

Auf Melanchthon setzte er seine ganze Hoffnung, da er nun wohl oder übel darauf verzichten mußte, nach Wittenberg zu der gewohnten Reformationsarbeit zurückzukehren. Niemand anders als dieser begabteste unter allen seinen Mitarbeitern, dessen Seele sich ganz und gar den Gedanken Luthers erschlossen hatte, konnte berufen sein, draußen im Leben nunmehr der Führer und Leitstern der evangelischen Bewegung zu werden. Und Luther selbst freute sich an der Aussicht, daß Melanchthon durch seine Kraft und Tüchtigkeit ihn völlig ersetzen, ja weit übertreffen werde. Er dachte viel an Wittenberg, aber ohne Sorgen.

Melanchthon freilich fühlte sich der Rolle nicht gewachsen, die ihm durch Luthers Ausbleiben zugefallen war. Angst ergriff ihn, als er erfuhr, daß Luther nicht von Worms heimkehren werde. Zwar beruhigte ihn Amsdorf bald, als der wenigstens zurückkam und ihn ins Geheimnis zog. Er schrieb fröhlich an Link nach Nürnberg: „Unser lieber Vater Luther lebt!“ Aber ihm dünkten die Briefe, die nur zu spärlich von der Wartburg einliefen, eine allzu dürftige Entschädigung für den täglichen Austausch, den er sonst mit Luther pflegen konnte.

Und bald traten in Wittenberg Zustände ein, welche die zarte Hand Melanchthons, des feinsinnigen Gelehrten, nicht bewältigen konnte, sondern

wo Luther allein der Mann war, Ordnung zu schaffen und das Schiff der Reformation wieder ins rechte Fahrwasser zu bringen.

Aber freuen wir uns einstweilen an dem Briefwechsel der beiden Freunde. Zwar besitzen wir leider Melanchthons Briefe an Luther nicht, dafür aber andere Briefe Melanchthons aus jenen Tagen, die uns genug von seinen innersten Gedanken und Empfindungen verraten. Und Luthers Briefe an Melanchthon aus seiner Wartburgzeit sind noch reichlich vorhanden.

Da lautet gleich der erste, geschrieben am 12. Mai:

„Was machst Du inzwischen, mein Philippus? Betest Du auch für mich, daß meine Abgeschiedenheit hier, zu der ich mich nur widerwillig verstanden habe, irgend etwas Großes wirke zur Ehre Gottes?

„Wie sehr verlangt's mich zu wissen, wie ich Dir gefalle. Denn meine Sorge war, es möchte aussehen wie Flucht aus der Schlacht; aber da blieb keine Möglichkeit, denen, die es wollten und rieten, zu widerstehen. Ich habe keinen größeren Wunsch, als der Wut meiner Feinde meinen Hals auszuliefern.

„Da sitze ich nun und stelle mir den ganzen Tag über das Bild der Kirche vor die Seele und bringe das Psalmwort nicht aus dem Sinne: „Warum hast du alle die Menschenkinder so vergeblich geschaffen? (Ps. 89,48.)“ Gott! was für ein schrecklich Schauspiel des göttlichen Zornes ist dieses verfluchte Reich des römischen Antichrists! Ich verwünsche meine Härtigkeit, daß ich nicht ganz in Thränen zerfließe und mit Augen wie Thränenquellen beweine die erschlagenen Söhne meines Volkes (Jerem. 9,1)! Aber da ist niemand, der aufstünde und sich zum Herrn hielte und sich als eine Mauer aufrichtete für das Haus Israel an diesem letzten Tage seines Zornes! Ja, Reich des Papstes, du bist würdig dieser Neige und Hefe der Zeiten. Gott erbarme sich unser!

„So tritt denn Du als Diener des Wortes inzwischen ein und befestige die Mauern und Thürme von Jerusalem, bis sie auch über Dich herfallen. Du erkennst Deinen Beruf und Deine Gaben. Ich bete von ganzem Herzen für Dich — so mein Gebet, wie ich hoffe, etwas vermag. Du thue mir nun den Gegendienst. Wir wollen unsre Last gemeinsam tragen. Wir stehen noch allein im Treffen: nach mir werden sie über Dich kommen.

„Spalatin schreibt (von Worms), es werde ein so grausames Edikt gemacht, daß sie auf Gefahr des Gewissens die Welt nach meinen

Büchern ausfragen wollen. Damit sie ja bald zu Grunde gehen! Es freut sich der Rehabeam von Dresden (Herzog Georg von Sachsen) und brennt darauf, diese Beschlüsse zu vollstrecken. Auch hat man vom Kaiser erlangt, daß er an den König von Dänemark (der eben damals sich der Reformation zuwendete und sogar den Karlstadt nach Kopenhagen rief) geschrieben hat, er solle den Überbleibseln der Lutherischen Ketzerei keine Zuflucht gewähren. Und singen sie das Liedlein: ‚Wann wird er umkommen und sein Name vergehen?‘

„Hartmut von Kronberg (Herr des Städtchens und Schlosses Kronberg bei Frankfurt am Main, ein eifriger Anhänger Luthers) hat auf die 200 Gulden Sold verzichtet, die er vom Kaiser bezog, weil er dem nicht mehr dienen will, der auf diese Gottlosen hört. Ich achte, das Edikt (die Acht) wird nirgends wüten, als unter diesem Rehabeam (Herzog Georg) und unserm andern Nachbar (Kurfürst Joachim von Brandenburg), welche die eitle Ehre plaget. Gott lebt und herrscht von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

„Schreibe mir ja alles, was bei Euch getrieben wird und wie alles steht, und lebe Du mit Deinem Hause wohl.

„Am Sonntage Exaudi, im 1521. Jahr, im Lande der Vögel.“

Nach vierzehn Tagen waren schon die ersten Nachrichten aus Wittenberg eingetroffen, Briefe von Melanchthon und anderen Freunden. Luther, der indessen schon wieder einen Brief an Melanchthon geschrieben und ihn für jede etwaige Gelegenheit, die sich bieten mochte, reisefertig gemacht hatte, antwortete sogleich:

„Mein lieber Philippus, was ich in beifolgendem, längst schon versiegelten Briefe geschrieben habe, weiß ich nicht mehr; doch will ich auf den Deinigen gleich wieder antworten.

„Auf die Schrift des Latomus (die ihm Melanchthon eingeschickt hatte; vgl. Seite 240) antworte ich nicht gern, denn ich habe mich schon ganz friedlichen Arbeiten hingegeben, und doch sehe ich ein, daß ich ihm selber antworten muß. Aber es ekelt mich obendrein, sein weitläufiges und schlecht geschriebenes Buch zu lesen. Ich hatte mir vorgenommen, die Auslegung der Episteln und Evangelien deutsch zu machen, aber nun habt Ihr mir die gedruckte (lateinische) Postille nicht geschickt (Seite 239).

„Ich schicke den Psalm mit, der jetzt zum Feste gesungen wird (den 68.; vgl. Seite 238). Wenn Ihr wollt und die Druckerpressen müssig stehen, dann könnt Ihr ihn drucken lassen und widmen, wem

Ihr wollt; ich habe ihn aus langer Weile bearbeitet, weil ich keine Bücher hatte. Seid Ihr anderer Meinung, so gieb ihn guten Freunden zu lesen, dem Christian Aurifaber (Buchdrucker in Wittenberg) oder dem Amsdorf.

„Dem Doktor Lupinus (Professor der Theologie in Wittenberg) gönne ich sein seliges Abscheiden aus diesem Leben. Wollte Gott, daß auch wir nicht mehr darin leben müßten. So groß ist Gottes Zorn — das erkenne ich in meiner Muße von Tag zu Tage mehr — daß außer den Kindlein fast jedermann diesem Satansreiche verfallen ist: so gar hat uns unser Gott verlassen. Jedoch hat mich sein Hingang nicht wenig bewegt, da ich auf das Wort des Jesaias sah: „Der Gerechte kommt um, und niemand achtet darauf; die Männer der Barmherzigkeit werden weggenommen, und niemand bedenkt es (Jes. 57,1).“

So geht es nun weiter: Neuigkeiten, die Luther mitzuteilen hat, und Bemerkungen über Neuigkeiten, die Melanchthon mitgeteilt hatte, Urteile über Schriften, die mitgekommen waren, Fragen nach dem und jenem — alles bunt durch einander, wie man so Briefe schreibt.

„Ich möchte gern wissen, wer meine Kanzel jetzt innehat, ob Amsdorf noch immer schläft und müssiggeht.“ Das war sein alter Wunsch, daß Amsdorf ihn vor der Gemeinde vertrete (Seite 164).

„Über mich dürft Ihr durchaus nicht in Sorgen sein. Wenn Du nach meinem persönlichen Befinden fragst, so steht ja alles gut, außer daß die Beschwerung meines Gemütes noch nicht gewichen ist und die alte Glaubensschwachheit noch immer meinen Geist gefangen hält. Aber meine Abgeschiedenheit macht mir nichts. Denn das Amt des Wortes habe ich niemals mit meinem Willen betrieben (Band 1 Seite 109); so ist denn mein Herz sehr ruhig darüber, daß ich jetzt davon ausgeschlossen bin. Und so steht es, was mich anbelanget.

„Freilich zur Ehre des Gotteswortes und zu meiner und der anderen wechselseitiger Befestigung wollte ich lieber unter glühenden Kohlen brennen, als so allein, ein Halbtoter — und wollte Gott, nicht ein Toter — langsam hinfaulen. Aber wer weiß, ob Christus nicht auf diesem Wege mehr Frucht schaffen will, wie er in allen Sachen zu thun pflegt? Wir haben so oft vom Glauben geredet und von der Hoffnung der Dinge, die man nicht siehet: wohlan, wir wollen doch diese Lehre einmal wenigstens in etwas erproben, da es durch Gottes Ruf und nicht durch unser Versuchen sich also schickt.

„Wenn es auch mit mir auswäre, so wird es darum für das Evangelium nimmermehr aussein, denn darin übertriffst Du mich jetzt und folgest mir nach, wie Elisa dem Elias, mit zwiefachem Geiste — den verleihe Dir der Herr Jesus in Gnaden. Amen.

„Ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, zu Euch zurückzukehren; doch lasse ich Gott walten, was gut ist in seinen Augen. Wenn der Papst alle angreifen will, die es mit mir halten, dann wird es in Deutschland ohne Unruhen nicht abgehen, und je schneller er das versuchen wird, desto schneller wird er selbst und die Seinen umkommen, und ich werde zurückkehren. Gott erwecket vieler Geist und so sehr auch des Volkes Herzen, daß mir nicht wahrscheinlich ist, diese Sache könne mit Gewalt niedergeschlagen werden; ja wenn man damit den Anfang macht, wird sie zehnfach überhand nehmen. Deutschland hat viele Karsthansen." Diese Stelle wird uns erst später klar werden; sie ist wie eine Weissagung auf den Bauernkrieg.

„Eines glaube ich Dir nicht, nämlich da Du schreibst, Ihr wäret in der Irre, wie Schafe ohne Hirten. Denn das wäre mir am allertraurigsten und bittersten zu hören. Solange Du, Amsdorf und Ihr anderen daseid, seid Ihr ja nicht ohne Hirten. Rede doch nicht so, damit Gott nicht zürne und wir undankbar erfunden werden. Ach hätten doch alle Kirchen, zum wenigsten die Stiftskirchen, den vierten Teil des Gottesworts, das Ihr habt, und von Dienern des Wortes. Danket Gott, der Euch erleuchtet hat."

So schrieb Luther am 26. Mai. Wie wenig Melanchthon sich berufen fühlte, den Freund zu ersetzen, merken wir aus den Worten, die er am 6. Juli dem Spalatin schrieb, um Luthern seiner besonderen Fürsorge zu empfehlen:

„Meine einzige Angst ist um Luthers Gesundheit," heißt es in dem Briefe, „ich fürchte, er verzehrt sich im Schmerze seines Gemüts, nicht um sich, sondern um uns, d. i. um die Kirche. Denn mir ist ganz und gar nicht unbekannt, was er leidet. Du weißt, mit wie großer Sorgfalt man das Gefäß eines so großen Schatzes (vgl. 2. Kor. 4,7) bewahren muß; wenn er uns verloren geht, so werde ich nicht zweifeln, daß der Zorn Gottes unversöhnlich ist. Durch ihn ist die Leuchte in Israel wieder angezündet worden; wenn die ausgelöscht wird, welche Hoffnung bleibt uns dann noch?

„Unterlasse durchaus nichts, zu erkunden, wie da zu raten und zu

helfen sei, nicht nur ihm, sondern auch uns, ja uns allein. Denn ich weiß, wie er für seinen Teil wünschet abzuscheiden und bei Christo zu sein. Ich habe hier die Ärzte befragt. Anbei hast Du ihr Gutachten, soweit sie über den Fernen aus der Ferne haben etwas sagen können. O daß ich mit meinem geringen Leben sein Leben erkaufen könnte; denn die Erde hat nichts Göttlicheres als ihn.

„Thu', was Du kannst, mein Spalatin, daß er erhalten wird."

Und so ähnlich wird Melanchthon damals auch an Luther selber geschrieben haben; denn wes der Mund voll ist, des gehet der Mund über. Aber darüber wurde Luther fast ungehalten.

„Dein Brief hat mir gar nicht gefallen," erwidert er ihm gegen den 13. Juli, „aus einem doppelten Grunde: erstlich, weil ich sehe, daß Du das Kreuz nicht geduldig genug trägst, Deinen Gefühlen zu sehr nachgiebst und kurzum zu weich bist nach Deiner Gewohnheit; zum Andern, weil Du mich allzu hoch erhebst und Dich gewaltig verirrest, indem Du eine solche Meinung von mir hast, als ob ich für Gottes Sache so wacker Sorge trüge.

„Diese Deine treffliche Meinung von mir beschämt und quält mich; denn ich sitze hier ganz unempfindlich und teilnahmslos im Nichtsthun, bete leider viel zu wenig und seufze so gar nicht um die Kirche — vielmehr das Feuer meines ungezähmten Fleisches brennt in mir. Kurz da ich im Geiste entbrennen sollte, entbrenne ich im Fleisch, verzehre mein Leben in Faulheit, Müssiggang, Schlafsucht, und ich weiß nicht, ob Gott sich von mir gewandt hat, weil Ihr nicht für mich betet. Du trittst nun bereits an meine Stelle, reicher und köstlicher ausgerüstet mit Gottes Gaben." —

Eine herzliche Freude war es für Luther, daß er über die Wittenberger Universität nur Gutes hörte. Es traten wichtige Veränderungen im Kreise der Professoren ein. Tod und Wegzug machten einige Stellen frei, und der Kurfürst besetzte sie alle im Sinne der reformatorischen Bewegung. Ein wichtiger Gewinn für Wittenberg war die Berufung des Justus Jonas, des bisherigen Stiftsherrn von Sankt Severi in Erfurt (Seite 106. 129. 210), der seine Rechtswissenschaft an den Nagel hing und ein Theologe wurde. Endlich war auch ein tüchtiger Hebräer gefunden, Aurogallus mit Namen, zu deutsch Goldhahn. Und um dieselbe Zeit begann Johann Bugenhagen Vorlesungen zu halten, bald ein treuer Gehilfe Luthers und Melanchthons.

Als Luther von diesen Berufungen und mancherlei Verbesserungen

auch im Studienplan hörte, schrieb er an Spalatin, der damals auch in Wittenberg weilte:

„Was Du aus Wittenberg schreibst, gefällt mir wohl. Gott sei Dank, daß er für mich andere erweckt hat, so daß ich sehe, man braucht mich schon nicht mehr.“

So auch an Amsdorf:

„Ich wünschte, ich könnte einer von den Schülern im Hebräischen sein (bei Aurogallus), aber auch des Philippus Zuhörer im Kolosserbriefe. Dank sei Christo, daß er mit dem unaussprechlichen Geschenke seines Wortes uns so reich gemacht hat. Ich freue mich so sehr über Euern großen Reichtum, daß ich meine Abwesenheit ganz ergeben trage. Denn ich sehe, daß Ihr mich nicht nötig habt, sondern ich Euch nötig habe.“

Und in jenem gleichzeitigen Briefe an Melanchthon, dessen Anfang wir schon kennen, heißt es weiter:

„Ihr seid schon satt worden, Ihr herrschet ohne uns (1. Kor. 4,8), und ich kann nicht einsehen, warum Ihr Euch nach mir so sehnet oder wozu Euch meine Hilfe notthut. Du scheinst Dir mit Fleiß Gedanken zu machen, da doch Eure Sachen einen glücklicheren Fortgang haben, wo ich ferne bin, denn wo ich bei Euch weilte.

„Du liesest, Amsdorf lieset, Jonas lieset (nämlich vor den Studenten im Kolleg). Ich bitte Euch, wollt Ihr denn, daß Euch allein das Reich Gottes verkündigt werde? Muß man nicht auch anderen das Evangelium predigen? Wird Euer Antiochien nicht einen Silas oder Paulus oder Barnabas hergeben zu einem Werke des Geistes?“

Damit will Luther sagen: in Wittenberg sei nun so gut für die Predigt des Evangeliums gesorgt, daß man wohl auch Prediger aussenden könne in die Städte und Länder, wo es daran noch gebrach. Er selbst gedachte ernstlich daran, sich für die Zukunft als Stätte seiner Wirksamkeit einen anderen Ort als Wittenberg zu ersehen:

„Ich sage Dir,“ versichert er dem Melanchthon, „so gern ich bei Euch bin, wollte ich mich doch nicht weigern, da Ihr schon im Überflusse sitzt, entweder zu Erfurt oder zu Köln oder wo sonst Gott wollte und mich eine Thüre für das Wort finden ließe, zu lehren. Wie ist überall die Ernte so groß und keine Arbeiter — Ihr aber seid alle Arbeiter. Es gilt nicht nur an uns zu denken, sondern an unsere überall zerstreuten Brüder.

„Ich bin bereit, zu gehen, wohin der Herr will, sei's zu Euch, sei's anderswohin." —

In der That konnte die Wittenberger Universität Luthers Abwesenheit am ehesten verschmerzen; sie besaß sonst noch manche tüchtige Kraft.

Und unzweifelhaft war Melanchthon der begabteste unter all den gelehrten Männern, dazu auch der, welcher am tiefsten von Luthers Geiste erfaßt war. Das bewies er eben jetzt, indem er die beste theologische Schrift herausgab, welche er zeitlebens verfaßt hat, seine christliche Glaubenslehre (Loci communes), ein kleines, feines Buch.

Es war und ist für die studierten Leute in lateinischer Sprache geschrieben. Aber die nahmen es auch mit dem größten Beifall auf; siebzehn Ausgaben erlebte es von 1521 bis 1525, und auch ins Deutsche wurde es übertragen.

Am meisten war Luther davon erbaut. Er fand darin seine eigenen Gedanken wieder, aber in eine so klare, durchsichtige, überzeugende Form gebracht, wie Luther bei seiner derberen, stürmischeren Art sie freilich nicht vortragen konnte. Und wie gerne erkannte Luther da wieder die Überlegenheit seines jungen Freundes an!

„Dein Buch ist mir sehr lieb." schreibt er ihm am 9. September. „Ich habe nichts dawider zu erinnern; denn ich bin arm und Du bist ein reicher Mann. Schreite glücklich vorwärts und herrsche!"

Und je älter Luther ward, desto wärmer bekannte er sich zu diesem Buche. 1526 gab er ihm das schöne Zeugnis:

„Es ist ein unbesiegtes kleines Buch, nicht nur der Unsterblichkeit wert, sondern würdig in den kirchlichen Kanon aufgenommen zu werden."

Und in noch späteren Jahren empfahl er es mit den Worten:

„Ihr findet keines unter allen Büchern des Philippus, da die ganze Theologie so fein bei einander ist. Leset alle Kirchenväter und Scholastiker — sie sind nichts dagegen."

Es war das erste wissenschaftliche Lehrbuch der christlichen Glaubenslehre im Geiste der Lutherischen Reformation und ist bis heute noch nicht veraltet. —

Während Melanchthon so mit den Gaben, die ihm Gott verliehen, fleißig und erfolgreich schaffte, wollte ihn Luther noch gerne zu einem Unternehmen bewegen, das weniger seiner Art und seinen Kräften gemäß war. Melanchthon sollte predigen.

Am 9. September legt Luther diesen seinen Wunsch dem Spalatin vor: „Ich möchte gerne, daß Philippus auch dem Volke predigte, irgendwo in der Stadt, an Feiertagen nach dem Frühstück anstatt des Saufens und Spielens.“

Melanchthon sollte also Nachmittagsprediger werden; denn das Frühstück um 10 Uhr war, wie wir schon wissen, damals die Hauptmahlzeit. Da sollte seine Predigt der Unsitte entgegenwirken, daß man die Zeit nach dem Essen mit Zechen und Spielen verdarb. Dem Bedenken, daß Melanchthon gar nicht geweiht war, sondern ein einfacher Laie und obendrein verheiratet, begegnete Luther schon damit, daß er ihn predigen lassen wollte „irgendwo in der Stadt“; es mußte ja nicht gerade in einer Kirche sein. Und er fährt im Hinblick auf diesen mit Sicherheit zu erwartenden Einwurf fort:

„Wenn wir mit allen Menschengeboten gebrochen und das Joch abgeworfen haben, was kümmert es uns noch, ob er ungesalbt ist, keine Platte hat und gar ein Ehemann ist? Er ist dennoch in Wahrheit auch ein Priester und wirkt mit der That als ein Priester; es wäre denn, daß dies nicht Priesters Amt ist, das Wort zu lehren. So wird freilich auch Christus kein Priester sein, der jetzt in der Schule, jetzt im Schiff, jetzt am Ufer und jetzt auf dem Berge lehret.

„Weil er also (nämlich Philippus) von Gott berufen ist und das Amt des Wortes treibt, wie niemand leugnen kann — was liegt daran, wenn er von diesen Tyrannen, den Bischöfen, nicht berufen ist?

„Aber ich kenne des Menschen Sinn: er wird sich an mein Zureden nicht kehren. Darum muß er berufen und genötigt werden durch das Dringen und Treiben der ganzen Kirche. Denn wenn sie selbst es fordert und verlangt, dann kann und darf er es nicht abschlagen.

„Wenn ich dortwäre (in Wittenberg), wollte ich jedenfalls beim Rat und beim Volke darum anhalten, daß sie ihn bäten, er möge doch für sie besonders das Evangelium erklären, wie er das auf lateinisch angefangen hat, damit er so allmählich auch ein deutscher Bischof werde, wie er ein lateinischer worden ist. (Geht darauf, daß Melanchthon für die Studenten erbauliche Vorträge über die Bibel in lateinischer Sprache hielt.)

„Nun ich möchte, daß Du Dich darum bemühest, daß es wird. Denn das Volk bedarf vor allem des Wortes Gottes; weil nun das bei jenem vor andern überflüssig zu haben ist, so siehst Du auch, daß wir, von unserm Gewissen und von Gott genötigt, schuldig sind, ihn zu berufen, damit das Wort nicht um seine Frucht gebracht werde.

„Laß Dich nur nicht schnell durch seine Entschuldigungen bewegen, darum bitte ich Dich. Er wird vortreffliche Gründe der Bescheidenheit vorbringen, wie sich das auch für ihn schickt. Denn er soll freilich sich nicht darum bewerben, sondern von der Kirche berufen und gedrängt, ja gebeten werden, daß er den Dienst übernehme, und dann soll er thun, nicht was ihm, sondern was vielen nützlich ist.

„Ich bitte Dich dringend, dies Eine laß Dir vor allem andern angelegentlichst befohlen sein, und ziehe die Freunde hinzu, daß sie das gemeine Beste fördern helfen."

Gleich am selben Tage schrieb Luther auch dem Amsdorf von diesem Plane. Er hoffte, so auch der freien Weise der Predigt in der ersten christlichen Zeit Eingang zu verschaffen. Als Ort für Melanchthons Predigten schlug er den Hörsal der Universität vor.

Aber Luther kannte seinen Melanchthon wohl, als er voraussah, daß es nicht leicht sein würde, ihn zu diesem Schritt zu überreden. Luthers schöner Plan scheiterte an seinem entschiedenen Widerstande.

Übrigens nimmt es sich seltsam aus, wenn Luther daneben den Melanchthon schilt, weil er sich überanstrenge und so seine Gesundheit gefährde. Schon im Juli machte er ihm deshalb Vorwürfe:

„Ich bin unwillig auf Dich, daß Du Dir so viel Arbeit aufladest und hörst nicht, daß Du Dich schonen sollst: so eigensinnig bist Du. So oft schreie ich das in Dich hinein, aber Du bleibst taub."

Derselbe Vorwurf wird an jenem nämlichen 9. September noch schärfer wiederholt, da Luther am Schlusse seines Briefes an Melanchthon auf die Klagen des Freundes über seine große Arbeitslast antwortet:

„Ich wünschte, Du wärest noch zehnmal mehr überladen; so gar kein Mitleid habe ich mit Dir, da Du so oft ermahnt worden, Dir nicht selbst so viel Lasten aufzuladen, und hörest nicht, verachtest alle guten Ermahnungen. Die Zeit wird kommen, wo Du diesen Deinen thörichten Eifer verwünschen wirst, aber vergebens, weil es zu spät ist. Warum brennst Du darauf, alles allein zu tragen, als ob Du Stahl oder Stein wärest!"

Und am selben Tage schreibt Luther dem Spalatin, Melanchthon soll auch noch Volksprediger werden!

Es ist rührend und erhebend, in den Briefen der beiden großen Männer zu lesen, wie sie für einander besorgt waren, wie sie sich liebhatten, wie sie einer den andern neidlos anerkannten, ja sich gegenseitig

immer wieder die Führerrolle zuerkannten. Freilich, wer der von Gott berufene Führer war, sollte gerade in dieser Zeit ihrer Trennung sich deutlich herausstellen. So glänzend in Luthers Augen die Dinge in Wittenberg lagen, so sehr fehlte doch dort die alles bestimmende Macht seiner Persönlichkeit. Und Melanchthon, der es am meisten bedurfte, sich an Luther anzulehnen, hörte nicht auf, seine Heimkehr herbeizusehnen.

„Noch immer ist unser Elias von uns fern.“ So schreibt er am 30. September einem Freunde, er, den Luther schon als den rechten Elisa, seinen stärkeren Nachfolger begrüßt hatte. „Doch warten und hoffen wir auf ihn. Was soll ich anderes sagen? Mich quält kläglich die Sehnsucht nach ihm.“





Sechstes Kapitel.

Trostschreiben an die Wittenberger Gemeinde.

Die Wittenberger Gemeinde war übler dran als die Universität. Denn an gelehrten Theologen mangelte es nicht, und die Wissenschaften blühten unter dem Schutze des weisen Kurfürsten — aber wer konnte den Prediger Luther ersetzen, wer den Seelsorger, zu dessen Kanzel und Beichtstuhl die Menge der Bürger sich drängte?

Und nun bedurften die Leute um so mehr Zuspruch und Weisung da sie durch Luthers Verurteilung auf dem Reichstage und durch das siegesgewisse Trotzen der Papisten überall sich mannichfach beschwert fühlten. Wenn Wittenberg für die Anhänger des Alten ein Pfuhl der Ketzerei und eine Stätte des Gräuels war, so konnte das den biedern Wittenbergern nicht gleichgiltig sein; sie nahmen bis auf den Geringsten Teil an Luthers Schmach, und mancher mochte unter all den spitzen Reden der Gegner im Gewissen geängstet werden.

Das konnte auch Luther auf seiner Wartburg wohl verstehen, und mag ihm manches darüber berichtet worden sein. Und so beschloß er seiner verwaisten Gemeinde ein „Trostbriefle" zu schreiben.

Das ist in Wahrheit ein sehr trostreicher und herzhafter Brief geworden. Er besteht aber aus drei Teilen: den Kern bildet eine ziemlich umfängliche Erklärung des 37. Psalms, und diese ist mit einer kräftigen Zuschrift eingeleitet und mit einem noch kräftigeren Nachwort beschlossen.

Das Vor- und Nachwort wollen wir ganz, von der Psalmauslegung nur etliche Stücke mitteilen.

Dem armen Häuflein Christi zu Wittenberg
Doktor Martinus Luther.

Gnade und Friede von Gott dem Vater und Jesu Christo, unserm Herrn. Amen.

Sankt Paulus, da er an vielen Orten gepredigет und nun gefangen war zu Rom, ließ er doch nicht sein Sorgen für die, so er bekehret hatte, mit Bitten zu Gott, mit Trösten und Stärken in Schriften, wie das ausweisen seine Episteln.

Demselben Exempel nach, sintemal kein Zweifel bei uns ist, daß wir von Gottes Gnaden das rechte, lautere Evangelium gehöret und erkennet haben, welches Gott gefällig gewesen, eines Teils durch mich armen Menschen Euch zu eröffnen, soll und kann ich auch nicht ohne Sorge sein, daß nicht Wölfe nach mir kommen in den Schafstall. Und wiewohl Ihr, von Gottes Gnaden, an meiner Statt so viele andere habt, daß mir solche Sorge nicht not wäre, fordert doch natürlich des Evangelii Gunst, auch übrige Sorge zu tragen.

Wir sind noch nicht würdig — leider zuvor ich — daß wir etwas leiden möchten um der Wahrheit willen, denn allein Ungunst, Haß, Neid, Lästerworte, Schmach und Schande vor den Papisten: wiewohl, so Gott nicht bisher hätte widerstanden, soviel an den blutdürstigen Seelmördern gelegen, wären wir längst von ihnen, wie David sagt (Psalm 124,3), mit Zähnen zerrissen. Darum ist unser Leiden noch nicht höher gekommen, denn daß sie uns Wikliften, Husiten, Ketzer und aufs allerschändlichste ausschreien; und da sie nicht mehr vermögen wider uns, büßen sie dieweil ihren Mutwillen an unserm Namen und christlicher Ehre.

Aber laß gehen, lieber Mensch, laß gehen! Er ist droben, der es richten wird. Wir mögen uns von Gottes Gnaden rühmen, daß sie sich bisher in ihr Herz müssen schämen, nämlich daß wir das Licht noch nie gescheuet haben, welches sie bisher fürchten wie der böse Geist das Gericht. Sie müssen ohn' ihren Dank bekennen und mit großem Schmerz und Leid hören, daß ich mich nun zu dreien Malen gestellet hab', nicht vor meine Freunde, sondern vor sie selbst, meine Feinde, mit Erbietung, Ursach' und Grund unsers Glaubens zu beweisen.

Nämlich zum Ersten zu Augsburg vor dem Kardinal, gleich vor dem Obersten meiner ärgsten Feinde (der Dominikanermönche), der nichts so sehr floh, als Ursach' meiner Lehre zu hören, und hätte lieber gesehen, ich wäre nicht gekommen.

Zum Andern bin ich zu Leipzig gestanden, wie Ihr wisset, vor denen, die uns nicht wohl sehen mochten, und hat dennoch alle ihr Mutwill' und List ihnen nichts geholfen.

Zum Dritten jetzt zu Worms, da ich mich hoch erboten, daß ich mich kaiserlichen Geleits verzeihen und mein Leben drein ergeben wollt'. O welch einen Spott haben sie da eingelegt! Ich hoffte, es würden mich daselbst Bischöfe und Doktores recht versucht haben — so war die Meinung, ich sollte widerrufen! Gott gab Gnade, daß nicht alle Fürsten und Stände in solchen Vorhalt willigten. Ich hätte mich sonst deutschen Landes zu Tod geschämet, daß es sich die päpstlichen Tyrannen so gar gröblich ließ äffen und narren. Es war alles der Feinde Getrieb, wie jedermann weiß.

Nun sehet, solch dreifache Erbietung und Erscheinung rühm' ich, nicht als von uns geschehen, sondern, daß wir Gottes Gnade erkennen, erheben und uns auf ihn trösten und trotzen, der unsere Feinde so blöde und verzagt macht, daß sie allesamt nicht so keck sind, einen armen Bettler, der mitten unter ihren Händen gegenwärtig ist, zu hören oder zu bestreiten, sondern fliehen das Licht wie die Fledermäuse, und wie die Nachtraben heulen sie „Uhu, Uhu" im Finstern, meinen uns damit zu schrecken . . .

O des elenden, betrübten, verlassenen christlichen Glaubens, der solche schüchterne Fledermäuse und lichthässige, feldflüchtige Beschirmer hat, die nur mit Schreien und Rühmen im Sand hofieren, wo sie allein sind, und wo nur ein einiger widerpartiger Mensch herfürblickt, zu Winkel kriechen wie die Mäuse!

Und so das alles nicht helfen mag, richten sie zu etliche lose Gesellen, die mit Lästerschriften und bösen Büchern uns antasten, in Hoffnung, solche ihre Schand' vor dem gemeinen Mann zu decken und zu schmücken, ob sie wohl wissen, daß dieselben ihre Schreiber zur Sache so geschickt sind, als der Esel zur Harfe.

Weil sie denn, mit Schriften gestoßen (d. h. mit Schriftstellen angefochten), sich untüchtig erkennen, mit Schriften (Schriftstellen) im Lichte zu handeln, ist es hinfort den armen Menschen nicht für übel zu haben, daß sie doch ihre Schande mit viel Schreiben ohne (heilige) Schrift

und mit Fluchen, Lästern und Maledeien trösten. Darum will ich sie sich müde bluten und lästern lassen. Ist genug, daß wir Schrift, sie nicht Schrift haben, wir auf den Plan treten, sie in den Winkel kriechen, welche Ehre wir ihnen, weil sie nicht anders wollen, gerne gönnen.

Und, daß ich wieder auf die Bahn komme, weil Ihr, armer Haufe müsset mit mir die Marter unsers Namens tragen von den hochberühmten und hochgelehrten Hasenmännern, und ihr nicht alle gleich starken Gemütes seid, hab' ich mir vorgenommen ein Tröstbriefle zu schreiben, daß ihr euch vor den Hasenpanierern nicht entsetzet, ob ich nicht bei euch sei.

Aber dieweil ich nicht der Mann bin, der, wie Sankt Paulus, aus eigenen Geistes Reichtum könnte schreiben und trösten, hab' ich mir vorgenommen, die Schrift, die voller Trostes ist, wie Sankt Paulus sagt (Röm. 15,4), nämlich den 37. Psalm zu verdeutschen und mit kurzen Glossen (Erklärungen) euch zu senden, welcher, meines Bedünkens, sehr eben zu dieser Sache sich reimet, denn er zumal lieblich und mütterlich schweiget und stillet die Bewegung des Zorns gegen die Lästerer und mutwilligen Frevler. Sintemal es natürlich wehethut, so die Übelthäter nicht allein lästern nach alle ihrem Mutwillen, sondern auch rechthaben und Ehre davontragen wollen, dazu eine Zeit lang schleunig sind (das eifrig betreiben), bis daß ihr Tag kommt.

Es soll aber niemand daran zweifeln, daß unsere Widersacher der Art sind, wie sie in diesem Psalmen gescholten, und wir die, so darinnen getröstet werden. Denn wir stehen von Gottes Gnaden bei der Schrift und haben ihren Verstand, vor welchem jene sich fürchten, scheuen, fliehen und doch mutwillig die Wahrheit lästern.

Laß sie nur fahren! Wären sie die gewesen, die der Wahrheit würdig wären, sie hätten aus so viel meinen Schriften sich längst bekehret. Ich lehre sie — so lästern sie mich. Ich bitte sie — so spotten sie mein. Ich schelte sie — so zürnen sie. Ich bitte für sie — so verwerfen sie es. Ich vergebe ihnen ihre Übelthat — so wollen sie es nicht. Ich bin bereit, mich selbst für sie zu geben — so vermaledeien sie es. Was soll ich mehr thun, als Christus, der da sagt (Psalm 109,17): „Er wollte des Segens nicht, so wird er auch ferne von ihm bleiben; er wollte den Fluch haben, der wird ihm auch kommen."

Was nicht gen Himmel gehöret, das bringt niemand

hinein, wenn man es auf Stücken zerrisse. Was aber hinein soll, das muß hinein, wenn sich alle Teufel dran hingen und sich drob auch zerrissen.

Sankt Paulus sagt (Tit. 3,10 f): einen solchen eigensinnigen Menschen soll man meiden nach zweimal geschehener Vermahnung, darum daß er gewißlich verkehret und sein Urteil schon über ihn ergangen ist. Doch für den armen Haufen, der noch unwissend durch sie verführet wird, sollen wir nicht aufhören zu bitten und für ihn thun, was wir vermögen, auf daß wir sie aus dem Rachen des Seelenmörders zu Rom und seiner Apostel reißen mögen.

Hiermit Gott befohlen, der euren Glauben und Verstand in Christo gnädiglich behüte. Amen.

Der siebenunddreißigste Psalm des königlichen Propheten David, den Zorn und Unmut zu stillen in der Anfechtung der Gleißner und Mutwilligen.

1. Erzürn' dich nicht über den Bösen, laß dich nicht verdrießen die Übelthäter."

Wie der Prophet gleich zugreift und des Herzens Sorge in dieser Anfechtung trifft und hebet auf alle Ursache derselben und spricht zum Ersten: „O Mensch, du bist zornig, hast auch Ursach', wie dich dünkt; denn ich bekenne, es sind böse Menschen und thun dir Unrecht und viel Übels und gehet ihnen dennoch wohl, daß die Natur achtet, hier sei redliche Ursache des Zorns. Aber nicht also, liebes Kind, laß Gnade und nicht Natur hier regieren; brich den Zorn und stille dich eine kleine Zeit; laß sie böse sein, laß sie übel thun: höre mich, es soll dir nicht schaden."

So spricht dann der Mensch: ‚Ja, wenn wird's denn aufhören? Wer mag's die Länge aushalten?‘

Antwortet er:

2. „Denn wie das Gras werden sie eilend abgeschnitten werden, und wie das grüne Kraut werden sie verwelken."

Ein fein Gleichnis ist das, schrecklich den Gleißnern und tröstlich den Leidenden. Wie fein hebt er uns aus unserm Gesicht und setzt uns Gottes Gesicht vor.

Vor unserm Gesicht grünet, blühet und wehret sich der Gleißner Haufe und bedeckt alle Welt ganz, daß sie allein etwas scheinen; wie das grüne Gras die Erde deckt und schmückt. Aber vor Gottes Gesicht,

was sind sie da? Heu, das man schier machen soll; und je höher das Gras wächst, je näher ihm die Sensen und Heugabeln sind — also: je höher, weiter, stärker die Bösen grünen und obenschweben, je näher ihr Unterliegen ist. Warum wolltest du denn zürnen, so ihrer so ein kurz Wesen ist?

So sprichst du denn: ‚Was soll ich dieweil thun? Woran soll ich mich halten, bis daß solches geschehen?‘

Hör' zu, große Zusagung:

3. „Setz' deine Hoffnung in Gott und thue Gutes, bleib' im Land und nähre dich im Glauben."

Da nimmt er alle Sorge ganz dahin und setzt das Herz zu Ruhe. Als sollte er sagen: „Liebes Kind, laß dein Sorgen fahren; denk nicht, wie du dich rühmen willst — es sind menschliche und böse Gedanken. Setz' deine Hoffnung auf Gott; warte, was er draus machen will. Geh' du für dich, unterlaß um niemandes willen Gutes zu thun, wie du angefangen, wo und welchem du kannst, und gieb ihm nicht Böses um Böses, sondern Gutes um Böses.

So du aber auch dächtest, du wolltest fliehen und an einen andern Ort ziehen, daß du ihrer los würdest und von ihnen kämest — nicht, nicht also; bleib' im Land, wohne, wo du bist, wechsle oder wandle um ihretwillen nicht deine Wohnung oder Land, sondern nähre dich im Glauben, treib' deine Arbeit und Handel, wie vorhin. Hindern oder beschädigen sie dich und geben dir Ursach' zu fliehen, so laß fahren! Bleib' im Glauben und zweifle nicht: Gott wird dich nicht lassen.

4. „Und hab deine Lust an Gott, so wird er dir geben deines Herzens Begierde."

Das ist: laß dich es nicht verdrießen, daß Gott so mit dir fähret; laß dir solchen seinen Willen wohlgefallen, ja erluste dich drinnen, als in dem allerbesten und göttlichen Willen. Siehe, so hast du diese tröstliche Zusagung: er wird dir geben alles, was dein Herz begehret. Was willst du mehr haben?

Siehe nur zu, daß du, anstatt des Verdrießens, das du daraus schöpfest, übest diese Lust und Wohlgefallen am göttlichen Willen; so werden sie dir nicht allein keinen Schaden thun, sondern dein Herz wird auch voll Friedens sein und fröhlich warten dieser Zusagung Gottes.

5. „Befiehl Gott Deine Wege und hoff' auf ihn, so wird er's wohl machen."

Nicht daß du müssig solltest gehen; sondern deine Wege, Werke,

Wort' und Wandel befiehl Gott: richte dich selbst nicht. Denn es muß nicht Gott also befohlen werden, daß wir nichts thun. Sondern, was wir thun, ob's von den Gleißnern versprochen, verschmähet, gelästert oder verhindert wird, soll man drum nicht weich werden und ablassen, sondern immer fortfahren und sie lassen ihren Mutwillen üben, Gott die Sache befehlen — der wird's wohl machen, auf beiden Seiten, was recht ist.

6. „Und wird deine Gerechtigkeit herfürbringen, als das Licht, und dein Recht, wie den Mittag."

Das ist die größte Sorge der Weichlinge, daß sie sorgen, ihre Sach' werd' verdrückt und verfinstert, weil sie sehen der Widerpart Wüten so hoch fahren und oben schweben. Darum tröstet er und spricht: „Laß sein, liebes Kind, daß sie dich und deine Sache mit Wolken und Platzregen verdrücken und im Ansehen vor der Welt gar zunichtemachen und in Finsternis begraben, daß ihre Sache emporschwebe und leuchte, wie die Sonne. Befiehlst du Gott deinen Handel, hoffest und wartest auf ihn, so sei gewiß: dein Recht und Gerechtigkeit wird nicht im Finstern bleiben, sie muß herfür und jedermann so öffentlich bekannt werden, als der helle Mittag, daß alle die zu Schanden werden, die dich unterdrückt und verdunkelt haben."

Es ist nur ums Warten zu thun, daß du Gott in solchem Fürnehmen durch dein Zürnen, Unmut und Verdrießen nicht hinderst. Darum vermahnet er abermal:

7. „Halt' Gotte still und laß ihn mit dir machen. Erzürn' dich nicht über den Mann, dem sein Thun glücklich geht und thuet nach seinem Mutwillen."

Als sollt' er sagen: Es will dich verdrießen, daß du in rechter Sache Unglück erfähreſt, und will nicht, wie du gerne wolltest, von Statten gehen — und du siehst doch, daß es dem Unrechten nach allen seinem Mutwillen gehet, daß ein Sprichwort hieraus geflossen ist: „Je größer Schalk, je besser Glück."

Aber sei weise, liebes Kind, laß dich das nicht bewegen, halt' auf Gott! Deines Herzens Begierde wird auch kommen, gar reichlich. Es ist aber noch nicht Zeit, es muß des Schalkes Glück vorgehen und seine Zeit haben, bis es vorübergeht. Indes mußt du es Gott befehlen, in ihm dich belustigen, seinen Willen dir gefallen lassen, auf daß du sein Werk an dir und an deinem Feind nicht hinderst, wie die thun.

die nicht aufhören zu wüten, sie haben denn ihre Ding' entweder mit dem Kopf hindurch, oder zu Trümmern bracht.

8. „Stille deinen Zorn und laß deinen Grimm; erzürne dich nicht, daß du auch übel thuest."

Siehe, wie fleißig warnet er, daß wir ja nicht Böses mit Bösem vergelten, wie die Natur pflegt zu treiben.

Und was hilft solcher Zorn? Er macht die Sache nicht besser, ja führet sie nur tiefer in den Schlamm. Und ob's schon auf's allerbeste geriete, daß du oben lägest und gewönnest — was hast du gewonnen? Gott hast du verhindert, hast damit seine Gnade und Gunst verloren, und den bösen Übelthätern bist du gleich worden und wirst gleich wie sie verderben, wie folget:

9. „Denn alle, die so übel thun, werden ausgerottet; die aber auf Gott warten, werden das Land besitzen."

Es hilft dir nicht, daß du nicht angefangen hast oder gereizet bist. Denn es ist ein schlecht, frei Urteil: „Wer übel thut, gereizt oder ungereizt, der wird ausgerottet werden." Das siehet man auch vor Augen in aller Welt, in allen Historien.

Aber wer auf Gott wartet, der bleibt, daß neben ihm untergehe der Übelthäter. Wer nur so lange harren könnte! Die bösen Menschen sind so gar reif, daß, ob sie niemand vertreibet, so mögen sie sich selbst nicht halten; sie richten ein mutwillig Unglück an über ihren Hals, das sie zusehends vertilget.

10. „Es ist noch um ein Kleines, so ist der Gottlose nimmer, so wirst du auf seine Stätte merken, und sie ist nicht mehr da."

Das verkläret, was droben (Vers 2) gesagt ist, das sie sind wie das Gras, das schnell abgehauen wird, damit unsere Sorge gestillet werde, welche sich fürchtet, die Gottlosen bleiben zu lange.

Möchtest aber sagen: „Ja, ich sehe wohl, daß die Unrechten gemeiniglich lange bleiben, auch mit Ehren zu Grabe kommen"?

Antwort: Das geschieht gewißlich darum, daß der andere Part (der Gerechte) sich nicht nach diesem Psalm gehalten hat, sondern die Sache mit Zorn, Grimm, Wüten, Klagen und Schreien verhindert und verderbet hat. Darum weil niemand ist dagewesen, der seine Sache Gott befohlen hätte und seines Werkes gewartet, so ist das Urteil des nächstvorigen Verses über beide Parten gegangen und sind vertilget allesamt, die da übel gethan haben. Wäre aber eine

Part zu Gott gekehrt gewesen, so wäre der andere Teil gewißlich und eilend allein untergegangen, wie dieser Vers sagt.

Darum sehen wir jetzt dieses Psalms Exempel in der Welt nicht. Denn ein jeglicher läßt Gott fahren und untersteht sich, mit Rechten und Fechten sich selbst zu schützen. Damit wird Gott an solchem Werke verhindert, das dieser Psalm von ihm preiset.

Es sagt auch wohl Salomo (Weisheit 4), daß der Gerechte wird oft schnell von hinnen genommen, daß er nicht verführet werde, und die Ungerechten lange bleiben in ihren Sünden; doch davon ist mehr zu sagen, denn es jetzt Zeit giebt.

11. „Aber die Sanftmütigen werden besitzen das Land und sich erlustigen an der Menge des Friedens."

Nicht, daß sie ewig auf Erden bleiben, sondern daß ihre Sache mit Ehren zum End' und zum Frieden kommt, auch auf Erden; welchen Frieden sie mit Sanftmütigkeit und innerlichem Frieden verdienet haben.

12. „Der Gottlose wütet wider den Gerechten und knirschet mit seinen Zähnen über ihn."

Das ist wider zum Trost den Weichlingen gesagt, die sich besorgen und beklagen, wie wütend und böswillig ihre Widerpart sind.

Ein Gottloser ist, der auf Gott nicht trauet, der aus sich selbst und seinem freien Willen, noch in der Natur lebt; als denn sonderlich sind die Gleißner, die Gelehrten und scheinenden Heiligen, als zu unsern Zeiten sind Papst, Bischöfe, Pfaffen, Mönche, Doktores und desgleichen Volk, welche von Natur müssen wüten gegen das heilige Evangelium, wie wir sehen, daß sie auch weidlich thun.

Aber was hilft ihnen ihr Wüten und Toben? Hör', was da folget.

13. „Aber Gott lachet sein; denn er siehet, daß sein Tag kommet."

Wie möcht' uns ein stärkerer Trost gegeben werden, daß die wütenden Feinde des Evangeliums alle ihre Macht und Bosheit vorwenden, meinen mit ganzem Ernst, den Gerechten, d. i. den an Gott Gläubigen, mit Zähnen zu zerreißen — und Gott sie so gar verachtet, daß er ihrer lachet, darum daß er ansiehet, wie kurz sie wüten werden und ihr Tag nicht ferne ist.

Nicht, daß Gott wie ein Mensch lache; sondern daß es lächerlich anzusehen ist in der Wahrheit, daß die tollen Menschen so sehr wüten und große Dinge vornehmen, davon sie nicht ein Haar breit mögen

ausrichten. Gleichwie das ein lächerlicher Narr wäre, der einen langen Spieß und kurzen Degen nähme — als wir von einem unter ihnen neulich gesehen (von Emser; vgl. Seite 91 f) — und wollte die Sonne vom Himmel herabstechen und jauchzet' einmal drauf, als hätt' er einen redlichen Stich gethan.

Und der Geist, der nach diesem Psalm gerichtet ist, lachet ihrer mit Gott und siehet auf ihr Ende . . . . .

16. „Es ist besser dem Gerechten, wenig haben, denn alle Haufen Güter vieler Gottlosen."

Das ist der Natur auch verdrießlich, daß die Gottlosen reich sind und ihrer viel und mächtig, aber der Gerechte ist arm und allein. Darum tröstete der heilige Geist sein liebes Kind und spricht: Laß dich's nicht verdrießen, daß du wenig hast, sie viel haben. Laß sie hier reich und satt sein: es ist dir besser, daß du ein wenig habest mit Gottes Gunst, als wenn du große Haufen Güter nicht allein eines, sondern vieler und aller Gottlosen hättest — mit Gottes Ungunst, wie sie haben . . . . .

18. „Gott erkennet die Tage der Unschuldigen, und ihr Erbe wird ewig sein."

Die Unschuldigen pflegt Sankt Paulus zu nennen, die eines gesunden Glaubens sind, d. i. die nicht mit Flickwerk umgehen in Werken und Menschengesetzen, sondern einen aufrichtigen, festen Glauben haben, der sie lehret, daß sie nichts bedürfen, denn solchen Glauben, davon sie voll, gesund und reich sind.

Gott erkennet ihre Tage, ihre Zeit, ihre Gelegenheit: d. i. dieweil sie ihm frei glauben und nicht wissen wollen, wenn und wie ihnen zu helfen sei, so nimmt sich Gott ihrer an, und ob's vor den Gottlosen scheinet, als hab' ihrer Gott vergessen, so ist's doch nicht also: Gott weiß wohl, wenn ihre Zeit ist, ihnen zu helfen. Wie auch Psalm 9,10: „Gott ist ein Helfer zu rechter Zeit," und Psalm 31,16: „In deinen Händen sind meine Zeiten."

Dazu so wird ihr Erbe ewig sein, nicht allein in jener Welt, sondern auch in dieser Welt. Denn sie werden und müssen immer genug haben, ob sie wohl nicht überflüssig Vorrat haben, wie die Gottlosen. Gott ist ihr Vorrat und Kornboden, Weinkeller und all ihr Gut. Darum auch folget:

19. „Sie werden nicht mit Schanden bestehen in der bösen Zeit, und in der theuren Zeit werden sie genug haben."

Wenn Krieg oder theure Zeit kommt, so werden die alle zu Schanden, die ihren Trost haben auf ihren Kornboden und Weinkeller oder Gut gestellet, denn es ist bald verschlungen und umgebracht. So stehen sie dann übel da und mit Schanden, die zuvor so mutig und stolz gewesen sind.

Aber die Gerechten, weil Gott ihr Trost und Vorrat ist, können nicht Mangel haben, es müßten eher alle Engel vom Himmel kommen und sie speisen. Denn der Vorrat, dem sie trauen, läßt sie nicht mangeln, weder zeitlich noch ewiglich.

Wie aber die Gottlosen? Hör' zu!

20. „Denn die Gottlosen werden untergehen und die Feinde Gottes, wenn sie gleich sind wie eine köstliche Aue, werden sie doch allewerden, ja allewerden wie der Rauch!"

Ei, das ist doch zu nahe geredet und verächtlich geurteilt von den großen, mächtigen, reichen Junkern. Er spricht: „ob sie gleich wären die allerreichste und köstlichste Aue", da übrig genug drinnen wächst: wie sie denn auch sind, denn sie haben genug. Sie sind die goldene, reiche Aue in der Welt; dennoch müssen sie untergehen, ja vergehen und allewerden, wie der Rauch.

Wo sind sie, die zuvor gewesen und groß Gut gehabt? Es ist ihrer keiner im Gedächtnis. Aber die Gerechten sind in gutem Gedächtnis und aller Ehre. Drum, liebes Kind, laß sie reich sein, wie sie wollen. Siehe auf's Ende, so wirst Du finden, wie alles ihr Ding ein Rauch ist, darum daß sie Gottes Feinde sind und ihm nicht vertrauen . . . . .

28. „Denn Gott hat lieb das Recht und verläßset seine Heiligen nicht; ewiglich werden sie behalten, und die Kinder der Gottlosen werden ausgerottet."

Darfst nicht sorgen, daß dein Recht untergeht. Es ist nicht möglich. Denn Gott hat Recht lieb; drum muß es erhalten und der Gerechte nicht verlassen werden. Wenn er ein Abgott wäre, der Unrecht lieb hätte oder dem Rechten feind wäre, wie die gottlosen Menschen, so hättest du Ursach', zu sorgen und zu fürchten. Aber nun du weißt, daß er das Recht lieb hat — was sorgest du? Was fürchtest du? Was zweifelst du? Ewiglich, nicht zeitlich werden seine Heiligen erhalten und die Gottlosen mit Kind und allem dem Ihren ausgerottet.

Die Heiligen heißen hier nicht, die im Himmel sind. Von denen redet die Schrift selten, sondern gemeiniglich von denen, die auf Erden

leben, die da glauben an Gott und durch denselben Glauben Gottes Gnade und Geist haben, davon sie heilig genennet werden. Solche sind wir alle, so wir glauben wahrhaftig . . . . .

30. 31. „Der Mund des Gerechten dichtet Weisheit und seine Zunge redet das Rechte. Das Gesetz Gottes ist in seinem Herzen und seine Tritte werden nicht schlüpfern."

Darum redet er recht und dichtet Weisheit, weil Gottes Gesetz nicht in dem Buch, nicht in den Ohren, nicht auf der Zunge, sondern in seinem Herzen ist. Gottes Gesetz kann niemand verstehen, es sei ihm, denn im Herzen, daß er's liebhabe und lebe darnach. Das thut der Glaube an Gott.

Darum, ob die Gottlosen wohl viel Worte machen von Gott und seinem Gesetze, rühmen sich der Schrift Lehrer und Erfahrene, so reden sie doch nimmer recht noch weislich. Denn sie haben's nicht im Herzen; darum verstehen sie es nicht, es betrügt sie der Schein, daß sie die Worte und Schriften führen und darob wüten und verfolgen die Gerechten.

Item, des Gerechten Tritte schlüpfern nicht, sondern gehen gewiß, frei einher, in gutem Gewissen, darum daß er der Sache im Glauben gewiß ist und kann nicht verführet werden durch der Menschen Gesetz und Beilehren.

Aber die Gottlosen fallen und schlüpfern allzeit hin und her, haben keinen gewissen Tritt, darum daß sie Gottes Gesetz ohne den Glauben nicht recht verstehen. Und also fahren Sie hin und her, wie sie ihr Dünken führet und Menschengesetz lehret: itzt das Werk, itzt dies Werk; itzt lehret man sie sonst, itzt also — und schlüpfern hin, wo man sie hinführt mit der Nase, ein Blinder den andern.

32. „Der Gottlose siehet auf den Gerechten und sucht, wie er ihn töte."

Es verdreußt ihn und kann's nicht leiden, daß man seine Lehre und Leben strafe als ein unrecht, unweislich Wesen. Darum denkt er auf nichts mehr, denn wie er seine Sache befestige. Nun kann er vor dem Gerechten nicht, welcher sein Unrecht nicht ungestraft lässet. Darum treibt ihn sein falsches Wesen dahin, daß er den Gerechten los werde, ihn umbringe, damit sein Wesen recht und ungestraft bleibe. Wie der Papst und die Seinen allzeit und noch thun, die, wie wir wohl sehen, Gottes Gesetz auch schier nicht in den Büchern haben, geschweige denn im Herzen; dennoch wollen sie die sein, die da Weisheit dichten

und recht lehren, wüten und rasen darüber wie die tollen Hunde, ohne Aufhören.

33. „Gott aber verläſſet ihn nicht in ſeine Hände und verdammt ihn nicht, ob er verurteilet wird.“

Gott läßt den Gerechten wohl in ihre Hand kommen, er verläſſet ihn aber nicht drinnen: ſie können ihn nicht dämpfen, wenn ſie ihn gleich töten. Dazu hilft ihr Urteil nicht, ob ſie gleich rühmen, ſie thun s an Gottes Statt und in Gottes Namen; denn Gott richtet das egenurteil.

Das ſehen wir auch zu unſern Zeiten. Der Papſt mit den Seinen haben Johann Hus verdammt. Noch hilft ihnen kein Verdammen, kein Schreien, kein Plärren, kein Wüten, kein Toben, keine Bulle, kein Blei, kein Siegel, kein Bann — er iſt herfürblieben und gerühmet allezeit; da hat kein Biſchof, keine Univerſität, kein König, kein Fürſt etwas dawider vermocht. Welches noch nie von keinem Ketzer gehört iſt. Der einige tote Mann, der unſchuldige Abel, macht den lebendigen Kain, den Papſt, mit allem ſeinem Anhang zu Ketzern, Abtrünnigen, Mördern, Gotteslästerern, ſollten ſie ſich drob zerreißen und berſten.

Er bracht hier ein fein Wörtlein, das wohl zur Sache dienet: „und verdammt ihn nicht, ob er verurteilet wird.“ Das iſt, ob ſie ihn als einen Ketzer, Abtrünnigen, Aufrühreriſchen verurteilen, wie jetzt der Brauch iſt des päpſtlichen Stuhls und ſeiner Sekte, der Papiſten — ſo achtet's Gott nicht, er verdammet ihn nicht nach dem Urteil.

Wie ganz trifft der Prophet der Papiſten Gericht und Urteil in dieſem Vers, als hätt' er nur von ihnen geredet, denn ſie können nicht mehr denn: Ketzer! Ketzer! ſchreien. Wenn ſie aber ſollen auf den Plan treten und ſolches beweiſen, ſo erwiſchen ſie das Haſenpanier und halten ſich zu der Mäuſe Wagenburg . . . . .

35. 36. „Ich hab' geſehen einen Gottloſen, der war gräulich, und hat ſich herausgemacht, wie ein grünender Lorbeerbaum. Ich ging vorüber, und ſiehe zu, da war er dahin; ich fragte nach ihm, er ward nirgends gefunden.“

Solch Exempel hat David an dem Saul, Ahitophel, Abſalom und dergleichen wohl geſehen, welche furchtbar waren in ihrem gottloſen Weſen, und ehe man ſich umſah, waren ſie dahin, daß man fragen und ſagen mochte: Wo ſind ſie hin?

Iſt's nicht wahr: zu unſern Zeiten iſt der Papſt Julius auch ein ſolcher Mann geweſen? (Band 1 Seite 77 ff.) Welch ein gräulicher

Herr war das! Ist er aber nicht verschwunden, ehe man sich's versah? Wo ist er nun? Wo ist sein Trotzen und Prachten?

Also sollen wir nun stillehalten: sie werden alle also verschwinden, die jetzt wüten und wollen den Himmel zerstören und Felsen umstoßen. Laßt uns nur ein wenig schweigen und vorübergehen — wir werden uns schier umsehen und ihrer keinen sehen, so wir nur Gott trauen.

39. 40. „Das Heil der Gerechten ist von Gott, der ist ihre Stärke in der Zeit ihres Gedrängs. Und Gott wird ihnen helfen und wird sie erretten, er wird sie erretten von den Gottlosen und wird sie selig machen; denn sie haben auf ihn vertrauet."

Siehe, siehe, welch eine reiche Zusagung, großer Trost und überflüssige Ermahnung ist das, so wir nun trauen und glauben. Also spricht Gott auch Psalm 91 (14 16): „Darum daß er auf mich vertraute, so will ich ihn erretten und beschirmen. Denn er erkennet meinen Namen, er hat mich angerufen, drum will ich ihn erhören. Ich will bei ihm sein in seinem Übel und will ihn herausreißen und will ihn zu Ehren setzen und ihn füllen mit Länge der Tage und ihm offenbaren mein Heil."

O der schändlichen Untreu', Mißtreu' und verdammten Unglaubens, daß wir solchen reichen, mächtigen, tröstlichen Zusagungen Gottes nicht glauben und zappeln gar so leichtlich in geringen Anstößen, so wir nur böse Worte von den Gottlosen hören!

Hilf Gott, daß wir einmal rechten Glauben erlangen, den wir sehen in aller Schrift gefordert! Amen.

Diesen Psalm will ich euch, lieben Freunde, zur Tröstung und Vermahnung gesandt haben, nach der Lehre Sankt Pauli, da er spricht (Eph. 5,19)): „Ihr sollt mit euch reden in den Psalmen und Lobsängen und geistlichen Liedern, singen und klingen in euren Herzen. Gott dem Vater danken allzeit, über allen Dingen, im Namen unsers Herrn Jesu Christi" u. s. w. Welches ich doch thue nur um der Weichlinge willen. Denn den Starken, die unter euch sind — von Gottes Gnaden — wollt' ich selber lieber hören und von ihnen lernen.

Darum seid getrost und bleibt in der Lehre, die ihr gehöret habt

und noch höret. Lasset euch die Gottlosen mit ihrem Toben nicht erschrecken. Denn wir haben sie, Gott Lob! so fern geschlagen, daß sie nicht mehr konnten als toben und erfunden sind als die da gar nichts verstehen in christlichen Sachen. Und je mehr und je länger sie schreien, schreiten und wüten, je blinder sie werden und je größere Thorheit sie beweisen.

Das mögt ihr merken an den Löwenern (Seite 240), an den Parisern (die endlich auch Luthers Lehre verworfen hatten, aber schon von Melanchton gründlich abgefertigt worden waren), an den Römern, auch an unsern Nachbarn, den Leipziger Sophisten (Afterweisen). Sehet, wie närrisch Ding sie fürgeben, daß sich ein Stein über sie erbarmen möchte!

Neulich hat ihrer ein (Emser) mir einen Spruch aus der Schrift anführen sollen und beweisen, daß die Leute, die man gemeiniglich Priester heißt, in der Schrift Priester genennet würden; wenn er das thäte, so sollte er gewonnen haben. Hab' ihm, Papst und allen Papisten Trotz geboten, biet' ihnen auch noch Trotz.

Aber was thut der arme Mensch? Mit großem Wüten, Lästern und Schreien tobet er und beweiset, daß er so gar stockblind und steintaub ist, daß er nicht einmal verstehet, was ich frag' und was er antwortet.

Ich fordere Schrift von ihm — so antwortet er mit der Lehrer Spruch. Ich frag' nach der Sonnen — so weiset er mir seine Latern'. Ich frag': wo ist die Schrift? — so spricht er: ‚Tritt herfür, Ambrosius! tritt herfür, Cyrillus!' und dergleichen. Sehet da, ist das nicht ein Spiel der Bauleute zu Babel (1. Mos. 11,9), die da Holz bringen, wenn man Wasser ruft, und schreien dennoch, als hätten sie es sehr wohl getroffen?

Wer kann sich noch vor so groben Köpfen fürchten?

Item, das ist noch viel spöttischer. Christus spricht (Matth. 5,13): „Ihr seid das Salz der Erden.“ Den Spruch heißt er auch herfürtreten, und soll damit bewiesen sein, daß sie Priester in der heiligen Schrift heißen. So denn die Leute so toll sind, daß bei ihnen „Salz der Erden“ so viel heißet als: „ihr seid Priester“ — was soll man machen, denn sie nun toben und wüten lassen und verachten? Ich hoff' wird er mehr schreiben, so wird er noch sagen, daß der Sprengwedel und das Rauchfaß in der Schrift heiße auch Priester. Des Narrenwerks sind alle seine Bücher voll.

Darum fürchtet euch nicht und seid getrost: den Vorteil habt ihr, daß der Papst und seine Papisten nichts können in der Schrift. Das hat genugsam bewiesen, zum Ersten Sylvester von Rom, nach ihm Johannes Eck, darnach Rhadinus (Seite 89), darnach Katharinus (Seite 94), darnach Köln und Löwen, darnach der Papst mit seiner Bulle, jetzt beweiset es auch Paris und Latomus von Löwen, und zuletzt trollen auch einher die zween Papierschänder zu Leipzig (Emser und ein Unbekannter). Ihrer keiner will an die Schrift. Menschenlehre und ihre Träume bringen sie herfür und singen ihren Siegetanz: „Tritt herfür, tritt herfür," bleiben doch immer dahinten.

Wenn euch aber jemand von ihnen antastet und spricht: „Man muß der Väter Auslegen haben, die Schrift ist dunkel" (eine Rede, welche die Römischen heute wie damals im Munde führen und damit schwache Gemüter irremachen) — sollt ihr antworten: „Das ist nicht wahr." Es ist auf Erden kein klareres Buch geschrieben, denn die heilige Schrift; die ist gegen andere Bücher, gleichwie die Sonne gegen alle Lichter. Sie reden solche Dinge nur darum, daß sie uns aus der Schrift führe und sich selbst zu Meistern über uns erheben, daß wir ihre Traumpredigten glauben sollen.

Es ist eine gräuliche, große Schmach und Lästerung wider die heilige Schrift und alle Christenheit, so man sagt, daß die heilige Schrift finster sei und nicht so klar, daß sie jedermann verstehen kann, seinen Glauben zu lernen und zu beweisen.

Das merk' daran: sollt's nicht eine große Schande sein, daß ich oder du ein Christ genennet wären und wüßten nicht, was wir glauben? Weiß ich aber, was ich glaube, so weiß ich, was in der Schrift stehet, weil die Schrift nicht mehr denn Christum und den christlichen Glauben in sich hat. Darum, wenn der Glaube die Schrift nur höret, so ist sie ihm so klar und licht, daß er ohn' aller Väter und Lehrer Glossen (Auslegung) spricht: „Das ist recht, das glaube ich auch."

Denn wo ist doch klarer geschrieben, daß Gott Himmel und Erde geschaffen hat', Christus geboren von Marien, gelitten, gestorben, auferstanden, und alles, was wir glauben, denn in der Bibel? Wer ist je so grob gewesen, der solches gelesen und nicht verstanden habe? Der Väter Bücher und der Papisten Lehre sind zehnmal finsterer, wo sie ohne die Schrift davon geredet haben.

Das ist wohl wahr: etliche Sprüche der Schrift sind dunkel; aber in denselben ist nichts anderes, denn eben was an andern

Stellen, in den klaren, offenen Sprüchen steht. (Das ist ein guter Grundsatz; darum soll sich jeder an die klaren und verständlichen Sprüche der Bibel halten!) Und da kommen die Ketzer her, daß sie die dunkeln Sprüche fassen nach ihrem eigenen Verstand und fechten damit wider die klaren Sprüche und Gründe des Glaubens. Da haben denn die Väter wider sie gestritten durch die klaren Sprüche, damit erleuchtet die dunklen Sprüche und bewiesen, daß eben das im Dunkeln gesagt sei, das im Lichten. Das ist auch das rechte Studieren in der Schrift.

Darum, wenn sie mit den Vätern dringen und geben vor, man soll ihnen glauben, sollt ihr diese zwo Regeln halten.

Die erste: ihr sollt fragen, ob die Väter auch je geirret haben? Haben sie aber geirret, wie sie bekennen müssen, so gelten ihre Sprüche schon nichts — sie müssen eine höhere Beweisung haben, das ist: einen klaren Spruch aus der Schrift. Wo nicht, soll man sie mit den Vätern fahren lassen.

Also mögt ihr sie dringen zur Schrift. Das werden sie ungern thun; da werdet ihr sehen daß sie dastehen werden wie die Pfeifer, die den Tanz verderbet haben. Werden sie aber Schrift führen, so wird's der Art sein, wie der schreibt, der da sagt: „Ihr seid das Salz der Erde" heißet „Ihr seid Priester". Item Psalm 150,1: „Lobet Gott in seinen Heiligen" das heißt: „Der Papst hat Macht, Heilige zu erheben".

Denn das ist die Ursach', daß sie so fest am Hasenpanier halten und mögen mich nicht hören, wollen auch nicht erscheinen oder mich erscheinen lassen. Sie fühlen wohl, wo sie der Schuh drückt: der Köcher ist leer, das Schwert ist hölzern, der Harnisch ist von Papier und Mohnblättern.

Die andere Regel: ihr sollt sagen, daß die Väter nicht haben wollen, daß jemand ihnen glaube, wo sie nicht klare Schrift führen, und die Papisten thun den lieben Vätern Unrecht, daß sie alle ihre Sprüche wollen gehalten haben. Sie suchen auch der Väter Ehre damit, sondern ihre eigene Tyrannei, daß sie uns mögen aus der Schrift führen, den Glauben verdunkeln, sich selbst über die Eier setzen und unser Abgott werden.

Diese Regel ist wohl zu merken. Denn also spricht Sankt Augustin: „Ich will für meine Bücher solche Leser haben, wie ich bin über andere Bücher, frei und unbefangen." Item, schreibt er an Sankt

Hieronymus: „Ich achte nicht, daß du wollest deine Bücher gehalten haben, als wären's Propheten- und Apostelbücher. Denn ich nur der heiligen Schrift glaube, daß sie nicht irre. Die andern lese ich dermaßen, daß ich nicht glaube, es sei darum wahr, weil sie also gesagt haben — sie beweisen mir's denn mit heller Vernunft oder aus der heiligen Schrift." Sehet da, das merkt wohl: Augustinus will Schrift haben in in seinen eigenen und allen anderen Büchern.

Item, Sankt Hieronymus, da er viel Meinungen seiner Vorfahren hergezählet, giebt er ein Urteil und spricht: „Aber dies hat keinen Grund aus der Schrift, darum wird es ebenso leicht verachtet als angenommen."

Dermaßen saget Sankt Hilarius: „Das ist der beste Lehrer, der seine Meinung nicht in die Schrift, sondern aus der Schrift bringt. Es ist nicht billig, etwas zu lehren, weiter denn die Schrift giebt; wer aber sich des vermisset, der versteht gewißlich nicht, was er gelehret, oder die ihn hören, verstehn es nicht." So dieser.

Und wenn sie das schon nicht hätten gesagt, so wäre Sankt Paulus genug, der da von allen Lehrern saget: „Versucht es alles, und was gut ist, das behaltet (1. Thess. 5,21)". Da hat er ohn' Zweifel gewollt, daß mau nicht schlechthin glaube den Singetänzern, die da sagen: „Tritt herfür, Ambrosius! Tritt herfür, Cyrillus!" und dergleichen.

Sehet, hiermit könnet ihr aller Papisten Schriften leichtlich widerlegen, wenngleich ein jeglicher unter ihnen hunderttausend Bücher schriebe. Denn, wie ich gesagt: sie sind allesamt schriftlose, nackende, ungelehrte Schreiber, welche viel besser Badeknechte wären, denn Kriegsleut'.

Laßt euch nur nicht von und aus der Schrift führen, wie großen Fleiß sie daran kehren. Denn wo ihr da heraustretet, so seid ihr verloren; so führen sie euch, wie sie wollen. Bleibet ihr aber drinnen, so habt ihr gewonnen und werdet ihr Toben nicht anders achten, denn wie der Fels die Wellen des Meeres achtet.

Es ist eitel Wellen und Weben, was sie schreiben. Seid nur gewiß und ohne Zweifel, daß nichts Helleres ist denn die Sonne, d. i. die Schrift; ist aber eine Wolke davor getreten, so ist doch nichts anderes dahinter, denn dieselbe helle Sonne. Also: ist ein dunkler Spruch in der Schrift, so zweifelt nur nicht: es ist gewiß dieselbe Wahrheit dahinter, die am andern Orte klar ist, und wer das Dunkle nicht verstehen kann, der bleibe bei dem Lichte.

Hiermit befehle ich euch Gott. Und sehet zu, daß ihr untereinander den Glauben auch übet und unser Ding nicht allein in Worten schweben lasset. Wer da hat, der lasse den andern nicht (im Stich); wer aber nicht hat, der verlasse sich auf Gott, wie dieser Psalm saget.

Ich befehl' euch alle, die euch das Wort Gottes vorlegen (die Prediger); denn „die sind zweierlei Ehre wert“, spricht Sankt Paulus (1. Tim. 5,17).

Bittet auch für mich, daß ich einmal fromm werde. (Sonst bittet nichts für mich, denn es thut mir nichts weiter not.) Denn daß ich muß von euch fernsein — wollt ich nicht den Papisten zu Liebe und unserm Herrn Christo zu Leid thun, daß ich mich drum ein Haar breit bekümmern wollte. Ich bin von Gottes Gnaden, noch so mutig und trotzig, als ich je gewesen bin.

Am Leib habe ich ein kleines Gebrechlein überkommen (Seite 230), aber es schadet nicht. Es sollte billig mich besser beißen, wo mir Recht geschehen sollte.

Seid getrost und fürchtet niemand. Gottes Gnade sei mit euch! Amen.





Siebentes Kapitel.

Kühne Neuerungen in Wittenberg.

Daß die Wittenberger Bürgerschaft die Schmach des Luther'schen Namens mittragen mußte, war bald das Schlimmste nicht. Darüber konnte Luther sie wohl mit solch kerniger Zuschrift trösten.

Aber eben im Laufe des Sommers 1521 begannen schwierige und gefährliche Fragen in Wittenberg aufzutauchen, die zwar zunächst bei der Universität und im Augustinerkloster verhandelt wurden, die aber auch das Volk mit aufregen mußten, denn es waren durchaus praktische Fragen.

Es handelt sich im Grunde darum: Soll jetzt, nachdem das Evangelium wieder an's Licht gebracht ist, im Leben und in den Ordnungen der Christenheit alles beim Alten bleiben? Oder soll nun, was doch einmal für rechtlich und christlich erkannt ist, auch allein gelten, und was für falsch und unchristlich erkannt ist, streng und unerbittlich abgethan werden?

Luther selbst mußte doch, wenn ihm sein ganzes Predigen, Schreiben und Bekennen überhaupt ernst war, darauf ausgehen, seine Sätze auch in's Leben einzuführen und den ganzen Zustand der Christenheit zu erneuern. Er mußte einsehen, daß man nicht reformieren könne allein mit Reden, sondern daß man sich auch zu neuen Einrichtungen entschließen müsse. Blieben die alten Ordnungen, Gewalten, Gesetze, so war auch kein Raum für das Evangelium. Ganz klar bekennt er sich zu dieser Einsicht, wenn er an Spalatin schreibt:

„Soll man beständig nur disputieren mit Gottes Wort, der That aber immer sich enthalten?“

Das war auch dem blödesten Auge klar geworden durch Bann und Acht: von oben durfte man nichts erwarten. Papst und Kaiser hatten kein Ohr und kein Herz für die Forderung einer gründlichen evangelischen Reformation. Auch die Fürsten und Stände im Reich machten keine Anstalten. Friedrich der Weise schützte zwar seinen Doktor Luther, aber er dachte nicht daran, die notwendigen Neuerungen selbst durchzuführen.

So mußte die gute Sache von unten her sich Bahn brechen. Die Gemeinde, die einzelnen Christen mußten zeigen, daß es ihnen um das Evangelium und seine Forderungen heiliger Ernst war.

Und warum nicht? Ein Christenmensch ist ja ein freier Herr aller Dinge, ein Priester von Gottes Gnaden — nichts zieht ihm Schranken, als die Liebe (Band 1 Seite 721 ff).

Wäre Luther von Worms nach Wittenberg zurückgekehrt, so hätte er sich der Aufgabe nicht entziehen können, nun selbst auf praktische Reformen, auf eine Erneuerung des Gottesdienstes und des christlichen Lebens nach Maßgabe des Evangeliums zu denken und darin mit Rat und That voranzugehen. Und da wären wohl die Anfänge eines neuen Kirchenwesens ruhiger und besonnener ins Werk gesetzt worden als nun ohne ihn, während er für die Augen der Welt verschwunden war.

Schnell genug fanden sich unter seinen Anhängern Leute, die mit aller Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit daran gingen, von der neuen Freiheit Gebrauch zu machen und aus Luthers Predigt die praktischen Folgerungen zu ziehen. Es waren Berufene und Unberufene, die kühn mit einschneidenden Neuerungen vorangingen, und was sie thaten, davon geschah etliches mit Luthers Zustimmung, anderes wider seinen Rat und Willen aus eigenem Sinn und Mißverstand seiner Meinung.

Da müssen wir denn bei den folgenden Ereignissen darauf achten, wofür Luther verantwortlich zu machen ist und wofür nicht, was an den Neuerungen im Lichte des Evangeliums berechtigt war und was nicht, ja, was wir für notwendig erkennen müssen zur Durchführung der Reformation und was auch wir von unserm evangelisch-protestantischen Standpunkte nicht anders beurteilen können, denn als eine unchristliche Revolution.

Drei Dinge ereigneten sich noch im Sommer und Herbst 1521 zu Wittenberg, die Aufsehen machten in der ganzen Christenheit. Priester heirateten, Mönche verließen ihr Kloster, und die heilige Messe wurde abgeschafft.

Zwar nicht in Wittenberg geschah es zum ersten Male, daß ein geweihter Priester in die Ehe trat. Im Meißnischen, in Herzog Georgs Lande, heiratete der Prediger Jakob Seidler zu Glashütte bei Pirna seine Köchin, noch zur Zeit des Wormser Reichstages. Dasselbe that der Pfarrer von Vatterrode im Mansfeldischen.

Die Strafe für so unerhörte That ereilte die beiden schnell. Sie wurden gefangen gesetzt, der Mansfelder in Halle durch Erzbischof Albrecht von Mainz, der andere durch Bischof Johann von Meißen auf der Feste Stolpen, seiner Residenz. Da konnten sie nun über das Recht der Priesterehe nachdenken.

Merkwürdige Zustände in der damaligen Christenheit! Tausende von Priestern lebten zusammen mit ihren Köchinnen und Haushälterinnen, und kein Bischof, kein Bann strafte sie; ja, ihr Verhältnis wurde von den geistlichen Vorgesetzten sogar gutgeheißen, indem sie dafür eine Abgabe von ihnen erhoben. Aber als dort einer im Mansfeldischen und hier einer im Meißnischen zu dem Entschlusse kam: ich will lieber ein ehrlich Eheweib nehmen — da waren die Bischöfe flugs dabei und steckten die Frevler ein. Ja, hat denn Gott die Ehe nicht selbst gestiftet und geheiligt?

In Wahrheit thaten die zwei nur, was Luther offen geraten hatte, wie das ein jeder in der Schrift an den christlichen Adel selber lesen kann (Band 1 Seite 637—641). Und in Wahrheit thaten sie nur, was bis auf Gregor VII. bei den Priestern der christlichen Kirche Herkommen war und was jener unerbittlich durchgreifende Papst nur mit Mühe gegen den Widerstand der Priester und der Gemeinden abgeschafft hat. Aber freilich, seit dem bestand der Cölibat, die Ehelosigkeit der Priester in der Kirche zu Recht, und kein Wunder, daß die ersten, die sich davon zu entbinden gedachten, dafür büßen mußten.

Vergebens machten für Seidler drei Wittenberger Professoren, Melanchthon, Karlstadt und Agrikola, dem Bischof Johann entschiedene Vorstellungen; dieser erklärte die geschlossene Ehe für null und nichtig, und Seidler fügte sich, wie es scheint, seinem Urteil.

Übrigens standen diese zwei Priester nicht rein genug da, um rechte Vorkämpfer des neuen gutchristlichen Grundsatzes zu sein. Sie machten

durch ihre Eheschließung nur ehrlich, was zuvor unehrlich gewesen war. Anders wirkte es, als ein geachteter Prediger zu Wittenberg, dem niemand etwas nachsagen konnte, sich vermählte.

Das war Bartholomäus Bernhardi aus Feldkirch, oder, wie man ihn kurz zu nennen pflegte, Feldkirch. Wir kennen ihn schon als einen treuen Schüler Luthers (Band 1 Seite 203). Er hatte es inzwischen zum Lizentiaten bei der Universität Wittenberg und zum Propst von dem benachbarten Städtchen Kemberg gebracht. Ihm fiel es zunächst zu, für den abwesenden Luther in der Stadtkirche zu predigen (Seite 164).

Er that den Schritt in den ersten Tagen des Mai. Auch gegen ihn wollte Kardinal Albrecht einschreiten. Aber als er deshalb den Kurfürsten Friedrich anging, lieferte dieser den Schuldigen nicht aus, sondern schickte dem Kardinal eine Schutzschrift für Feldkirch, welche, von Melanchthon verfaßt, die Schriftwidrigkeit des priesterlichen Cölibats nachwies.

Die ersten Briefe aus Wittenberg, die Luther auf der Wartburg erhielt, brachten ihm die Neuigkeit von der Eheschließung seines Schülers. Er war, wie das nicht anders sein konnte, mit diesem Schritte im tiefsten Grunde einverstanden. Er bewunderte Feldkirchs Mut, daß er unter so bedenklichen Zeitverhältnissen es gewagt habe, einen Hausstand zu gründen. So schrieb er am 26. Mai an Melanchthon:

„Der junge Ehemann von Kemberg erregt meine Bewunderung, daß er so furchtlos ist und in der gegenwärtigen unruhigen Zeit so bald dazu geschritten. Der Herr leite ihn und mische ihm ein wenig Süßigkeit in seine bittern Kräuter — ja, das wird Er auch ohne mein Bitten thun.“

Und gleich darauf heißt es noch in demselben Briefe: „Für den Propst in Kemberg fürchte ich, daß er möchte verjagt werden und dann für zwei Magen Mangel leiden, geschweige, wenn er nun gar Familie haben wird. Aber wenn er nur Glauben hat, so lebt der Herr aller Hirten, der auch die Vögel nicht hungern läßt.“

Den Spalatin warnt er doch freundschaftlich: „Hüte Dich, daß Du nicht ein Weib nehmest, damit Du nicht in leibliche Trübsale geratest (1. Kor. 7, 28)“ — er meint damit eben wieder die schweren irdischen Sorgen, die einem Pfarrer mit Familie in unabsehbarer Menge drohten; denn daß man den Ehestand an sich fliehen solle um

der Sorgen willen, die er mit sich bringe, das war seine Meinung nicht. Wie beglückwünscht er den Rechtsgelehrten Gerbel in Straßburg mit warmen Worten zu seiner Verheiratung:

„Grüßt mir Euer Gemahl wieder. Möge Euch herzliche Liebe mit einander verbinden! Glücklich Ihr, daß Ihr den ledigen Stand mit der Ehe vertauscht habt. Leidet nun geduldig alles, was dieser gottgeordnete Stand mit sich bringt, und seid Eurem Gotte dankbar. Der elende ehelose Stand offenbart mir täglich solche Gräuel, daß in meinem Ohre schon nichts häßlicher klingt, als der Name ‚Nonne‘, ‚Mönch‘, ‚Priester‘, und acht' ich die Ehe, mag sie auch mit Not und Mangel kämpfen, ein Paradies dagegen.“

Aber was Luther am Laien pries, was er am Pfarrer (am Weltpriester) gutheiß, ohne es doch Freunden geradezu zu raten, das schien ihm noch ein bedenkliches Ding bei Mönchen und Nonnen. Ihm selbst kam nicht die geringste Lust, für seine Person auch ehelich zu werden.

Anfang August erhielt er Thesen und eine deutsche Schrift aus Karlstadts Feder, worin dieser nicht nur die Ehelosigkeit der Priester, sondern auch der Mönche und Nonnen scharf und dringend verurteilte. Damit ging er einen Schritt über Luther hinaus, der die Klostergelübde bisher noch geschont hatte, so sehr er innerlich von ihrem Unwert überzeugt war. Luther sprach denn auch am 6. August dem Spalatin seine Unzufriedenheit mit diesen Fortschritt aus:

„Da habe ich durch meinen Hauswirt Karlstadts Schriften empfangen. Guter Gott! werden unsere Wittenberger auch noch den Mönchen Eheweiber geben? Nun, mir sollen sie keine Frau aufdrängen.“

Und in der Kirchenpostille, wo er auch einmal die Klostergelübde gründlich beleuchtet, in der Predigt am Erscheinungsfeste, geht er mit seiner persönlichen Stellung zu der Frage frei heraus. Er hat den Rat gegeben: „Werde und bleibe geistlich (d. i. Mönch oder Nonne), wer da will; wer aber will selig werden, der sehe zu, daß er christlich werde und lass' Geistliche Geistliche sein.“ Das heißt, er stellte es als völlig gleichgültig hin, ob man im Kloster lebe oder draußen; jedenfalls hätten die Gelübde der ‚Geistlichen‘, d. i. der Klosterleute, vor Gott gar keinen Wert, und sei die Hauptsache, daß man von Herzen ein Christ sei, in der Kutte oder im Rock. Und nun fährt er fort:

„Es werden hier vielleicht die keuschen Herzen und heiligen

Gottespriester, denen nichts gefällt, ohne was sie selbst reden und schreiben, das Maul aufwerfen und sagen: ‚O wie drückt den Mönch die Kutte! Wie gern hätt' er ein Weib!' Aber laß sie nur lästern und ihren Mutwillen haben, die keuschen Herzen und großen Heiligen; laß sie steinern und eisern sein, wie sie sich selbst aufwerfen: verleugne du nur nicht, daß du ein Mensch seist, der Fleisch und Blut hat; laß darnach Gott richten zwischen den engelischen, starken Helden und dir krankem, verachteten Sünder.

„Ich hoff', ich sei so weit kommen, daß ich von Gottes Gnaden bleiben werde, wie ich bin (nämlich ledig); wiewohl ich noch nicht über den Berg bin und den keuschen Herzen mich nicht traue zu vergleichen — wäre mir auch leid, und Gott wolle mich gnädiglich davor behüten (nämlich so keusch zu sein, wie die großen Lobredner mönchischer Keuschheit, die Luther gar zu gut von der andern Seite kannte)."

So frei also Luther sich in seinem Gewissen fühlte von allem Zwang der Mönchsgelübde, so wenig dachte er daran, von dieser Freiheit Gebrauch zu machen und seinen Stand zu ändern.

„Was thut's dazu, ob ich eine Kutte oder Platte trage oder ablege? Macht die Kutte oder Platte Mönche?"

Auch in Wittenberg fand Feldkirch mit seiner Heirat zunächst keine Nachfolger und bald beruhigten sich die Gemüter über dieses Ereignis. Mehr Unruhe und Streit erweckten andere Neuerungen, die, hauptsächlich unter Karlstadts Führung im Laufe der nächsten Monate durchgesetzt wurden.

Karlstadt war ein paar Wochen von Wittenberg fern gewesen. König Christian II. von Dänemark hatte ihn nach Kopenhagen berufen, damit er dort auf Katheder und Kanzel für die Sache der Reformation wirke. Nicht als ob König Christian ein so gar gottesfürchtiger und frommer Herr gewesen wäre, daß er aus lauterem, herzlichen Glauben den Wunsch gehabt hätte, dem Evangelium in seinem Lande zum Durchbruch zu helfen. Er war vielmehr ein Tyrann, der soeben in Schweden durch das Stockholmer Blutbad sich die Häupter der herrschenden Kirche zu Todfeinden gemacht hatte und darum gern eine evangelisch-kirchliche Opposition an der Seite haben wollte. Am liebsten hätte er es gesehen, Luther wäre selbst gekommen; allein der besann sich wohl, obschon die Anfrage gerade unter den Bedrängnissen, die er zu Worms

ausstand, ihm recht wie ein Wink des Himmels hätte erscheinen können. Dagegen Karlstadt griff gleich zu und siedelte im Mai nach Kopenhagen über.

Man sah ihn in Wittenberg nicht ungern gehen. Denn er war ein unruhiger, unzuverlässiger Geist, und stand schon seit einiger Zeit sehr kühl und gespannt mit Luther und Melanchthon.

Aber siehe da, im Juni kehrte er schon wieder nach Wittenberg zurück. König Christian hatte zwar den Vorschlägen Karlstadts mit Vergnügen zugestimmt, die darauf hinausliefen, durch Einführung der Priesterehe und Auflösung der Bettelorden die Geistlichkeit Dänemarks von Rom zu trennen und dafür dem Könige ganz ergeben zu machen. Aber Christians Hand war nicht rein genug zu solchem Werke. Die von ihm begangenen Grausamkeiten und Gewaltthaten nötigten ihn, mit Rom Frieden zu suchen. So verlor Karlstadt schnell den Boden unter den Füßen und hielt es für geraten, wieder auf seinen Wittenberger Posten zurückzukehren.

Hier aber kämpfte er nun mit frischem Eifer für durchgreifende Reformen in Leben und Gottesdienst. Und zwar wandte er sich zunächst gegen die Messe und gegen die Klostergelübde.

Da zieht er gegen die Mönche heftig los, die „kein fürtrefflicher Werk thun, denn lang Gebet, ewig Kirchliegen, Messe hören und lesen, deren doch keines vor Gott gut ist.“

Die Messe, wie sie damals gehalten wurde und heute noch in der römischen Kirche, als Privat- oder Winkelmesse, ist ihm ein Dorn im Auge. Daß den Laien der Kelch entzogen werde, erklärt er für unerträglich. „Wer nur das Brot genießt, der thut Sünde, und es wäre besser, er nähme das Sakrament unter keinerlei Gestalt, als nur unter einerlei“ d. h. Karlstadt rät, lieber gar nicht zum Abendmahl zu gehen, als sich durch den stiftungswidrigen Genuß allein des Brotes zu versündigen.

So urteilte Luther nicht. Wir kennen ja dessen Meinung (Band 1 Seite 687—692. 642 f. 594 f.) Ausdrücklich hatte er im Jahre zuvor erklärt, daß es ein Unrecht sei, den Laien den Kelch zu entziehen; aber „darum will ich nicht, daß beiderlei Gestalt mit Gewalt genommen werde, als ob wir notwendig dazu gezwungen wären in Kraft des Gebots (das war Karlstadts Meinung!); sondern ich unterrichte das Gewissen, daß ein jeder die römische Tyrannei dulde (ebendort Seite 690).“

Jetzt schrieb er von der Wartburg an Melanchthon (am 1. August):

„Beiderlei Gestalt im Abendmahl ist nach meinem Dafürhalten nicht aus dem Beispiele Christi herzuleiten (wie Karlstadt that und eben dieses Beispiel für zwingend erklärte), sondern aus dem Worte Christi. Nun hat Christus (in seinen Einsetzungsworten) von denen, die nur einerlei Gestalt empfangen, ganz und gar nicht gesagt, ob sie gesündigt haben oder nicht gesündigt haben. Vielmehr muß das für uns maßgebend sein, daß er keine von beiden Gestalten (weder Brot noch Wein) gefordert hat; gleichwie er auch die Taufe nicht mit Zwang fordert, wenn ein Tyrann oder die Welt das Wasser wehrte. Fromme Herzen freilich können nimmermehr darein willigen, daß ihnen der Kelch verweigert wird; denn daran kann kein Zweifel sein, daß die, welche darein willigen und es billigen, Papisten sind, nicht Christen.

„Also: weil Christus das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nicht mit Zwang fordert und hier ein Tyrann uns daran hindert, so sehe ich nicht, wie so die sündigen, die unter diesen Umständen nur einerlei Gestalt empfangen. Es ist eine Stiftung Christi, aber frei gelassen, darf also weder in ihrer vollkommenen, noch in ihrer verkümmerten Gestalt zwangsweise aufgedrungen werden. Kurzum: weil die Schrift nicht zwingt, daß hier eine Sünde sei, so kann ich es nicht für Sünde erklären.

„Das gefällt mir aber sehr, daß ihr Christi Stiftung wieder aufrichtet. Denn eben dieses gedachte ich vor allen Dingen zu besorgen, wenn ich zu euch heimgekehrt sein würde. Denn wir wissen und kennen nun diese Tyrannei und sind im Stande, ihr zu widerstehen, daß wir nicht ferner gezwungen werden, nur einerlei Gestalt zu empfangen."

Luthers Standpunkt war also der: Wie er das Gebot der Papstkirche, nur einerlei Gestalt zu genießen, als tyrannisch verwarf, so verwarf er auch das Gebot Karlstadts, nur beiderlei Gestalt zu genießen, als unverträglich mit der Freiheit, die Christus den Christen im Gebrauch des Sakraments gelassen habe. Er selbst hatte aber ernstlich daran gedacht, in Wittenberg bei seiner Heimkehr eine stiftungsgemäße Feier des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt einzuführen, ohne irgend jemand zwingen zu wollen. Er hielt die Wittenberger Gemeinde für reif genug, um diese Neuerung, oder vielmehr diese Herstellung des Alten, Echtchristlichen, zu ertragen.

Luther stimmte also in der Sache der Reform zu, nur miß-

billigte er die gesetzliche Begründung, die Karlstadt seiner Forderung gab. —

Ende September, zu Michaelis, wurde das heilige Abendmahl in der Pfarrkirche von Wittenberg zum ersten Male der Einsetzung gemäß unter beiderlei Gestalt gespendet, also auch Laien der Kelch gereicht. Melanchthon und seine Schüler nahmen daran teil. Das war der Anfang einer evangelischen Gottesdienstordnung.

Die Wittenberger waren in der That schon so weit gediehen in der Erkenntnis des Rechten, daß dieser Bruch mit dem zu Recht bestehenden Herkommen keinerlei Unruhe hervorrief. —

Aber damit war die Messe, die Winkelmesse, noch lange nicht abgethan.

Luther stimmte mit seinen Freunden darin überein, daß sie ein Hauptschade in der Kirche, ein wahrer Götzendienst sei. Für sich selber gelobte er in jenem Briefe vom 1. August: „Ich werde in Ewigkeit keine private Messe mehr lesen.“

Auf der Wartburg gab es noch einen Priester, der täglich die Messe las. Das klagte Luther dem Spalatin (am 1. November):

„Es ist auf der Burg ein Pfaff', der täglich die Messe hält, ich fürchte, mit großer Abgötterei. Wollte Gott, ihm und den Winkelpfaffen von seines gleichen würde das Handwerk mindestens ein wenig gelegt, wenn man's nun doch nicht so plötzlich ganz abstellen kann. Das Falsche an der Messe ist, daß sie eine private ist (d. h. daß der Priester allein dabei thätig ist und sie ganz für sich vollzieht), während doch ihr Name bedeutet „Versammlung“ und „Gemeinschaft“ und sie gemäß ihrer Stiftung öffentlich und in versammelter Gemeinde gefeiert werden muß. O Antichrist!“

Damit billigte Luther wiederum grundsätzlich, was inzwischen zu Wittenberg durchgesetzt worden war: die Abschaffung der Messe.

Nicht in der Stadtkirche, sondern im Augustinerkloster war man damit vorangegangen. Unter den Mönchen dort hatte Karlstadt einen begeisterten Gesinnungsgenossen, Gabriel Zwilling. Der predigte in dem Klosterkirchlein von Luthers Kanzel und mit solchem Erfolge, daß man ihn einen neuen Propheten, einen zweiten Luther nannte. Sein leidenschaftlicher Eifer verlieh ihm eine eigenartige Beredtsamkeit. Melanchthon versäumte selten eine seiner Predigten. Und auch die Bürger hörten ihn gerne, obgleich er ein kleiner Mann war und eine schwache Stimme hatte.

Sonntag, den 6. Oktober, griff Magister Gabriel Zwilling die Messe noch schärfer an als bisher. Er stellte in seiner Predigt drei Forderungen auf:

„Erstlich, daß das hochwürdige Sakrament des Altars nicht sollte angebetet werden; denn es sei in dieser Meinung von Christo nicht eingesetzt worden, sondern allein zu seinem Gedächtnis, und es sei Abgötterei, wo man's also gebrauche, daß man's anbete.

„Zum Andern, so könne einer allein dergestalt, wie es bisher geschehen, ohne Sünde nicht Messe halten, sondern alle, die bei der Messe wären, sollten das Sakrament mitgenießen und zwar unter beiderlei Gestalt empfahen.

„Zum Dritten, so erfolgte daraus, daß die Mönche und andere (die Pfarrer) nicht könnten gedrungen werden, daß ein jeder täglich sollte Messe halten, wie sie von ihrem Prior bis dahin gedrungen worden wären. Denn dadurch würde das Sakrament, sofern es ein Gemeindemahl ist, nicht recht gebraucht."

Zwilling forderte sogar, daß immer gerade je zwölf Abendmahlsgäste zu einer rechten Sakramentsfeier gehörten, in allzu peinlicher Befolgung des Wortes, das Luther einmal ausgesprochen hatte: „Die Messe ist um so christlicher, je näher und ähnlicher sie der allerersten Messe ist, die Christus im Nachtmahl vollzogen hat (Band 1 Seite 691)."

Am Sonntage darauf predigte er wieder davon in der dicht gefüllten Klosterkirche, vormittags zwei Stunden lang und nachmittags noch eine Stunde, und zwar so heftig, daß alle Zuhörer tief erschüttert waren.

Seine Klosterbrüder fielen ihm fast alle zu. Nur eine kleine Minderheit, darunter der Prior, namens Helt, widersetzte sich den stürmischen Genossen. Helt konnte aber mit seiner Forderung, daß die tägliche Messe von den Brüdern in der herkömmlichen Weise weiter gelesen werden müsse, nicht durchdringen, und so hielt er es für das beste, die Messe einstweilen in der Klosterkirche ganz einzustellen, damit sie nicht nach der neuen, von Zwilling geforderten Weise abgehalten würde.

Melanchthon stimmte dem Zwilling zu. Karlstadt veranstaltete zur weiteren Aufklärung der Gemüter eine Disputation über die Sache. Auch unter den Professoren war die Partei, welche den Neuerungen Beifall gab, bei weitem die stärkere. Anders stand es im Kapitel der

Allerheiligenkirche (der Schloßkirche; vergl. Band 1 Seite 51 ff); die dortigen Stiftsherren hatten ein zu großes Interesse am Bestande des Alten, denn darin lag für sie die Gewähr ihrer Einkünfte. Darum sahen sie das heftige Treiben Karlstadts und Zwillings mit Sorge und Unwillen. Jedoch der jüngste von ihnen, Justus Jonas (Seite 312), stand mit aller Entschiedenheit auf Seite der Neueren.

Kanzler Brück hatte bereits am 11. über die Vorgänge im Kloster berichtet. Daraufhin ließ Friedrich einen Ausschuß von Universitätsprofessoren zusammentreten, die Frage zu prüfen. Und dieser Ausschuß gab in seinem Gutachten der Zwilling'schen Partei Recht. Kein Wunder; denn es saßen darin Karlstadt, Melanchthon, Amsdorf.

Wir müssen etliche Sätze aus ihrem Schreiben an den Kurfürsten ausziehen. Da heißt es unter anderem:

„Es ist gewiß, daß unter den größten Sünden auf Erden ist der Mißbrauch der Messe. Denn es ist öffentlich, daß alle Messen gestiftet sind als ein gutes Werk, womit wir für unsere und anderer Sünde mögen genugthun, welches nichts anderes ist als eine Verblendung des christlichen Glaubens und des wahrhaftigen Brauchs des heiligen Sakraments. Daher ist es gekommen, daß alle Wochen so viel, vier oder fünf Messen in allen Stiftern, Klöstern oder Kirchen auf eine Person geordnet oder fundiert sind, wodurch die bösen Pfaffen um Geldes willen gerne Messe halten.

„Die Mess' ist nicht ein gut Werk, womit man Gott etwas opfern oder geben möge, für sich oder einen andern genugthun. Die Mess' ist an ihrem vornehmen Teil nichts als eine Manducation (ein Essen, Genießen); alles, was sonst dazu gehöret, ist von Menschen und den Päpsten zugesetzt worden. Und mag kein Laie für den andern das Sakrament genießen, wie denn auch kein Mensch für den andern mag getauft werden. Als Christus selbst sagt: ‚So oft ihr es thut, so thut es, daß ihr mein daran gedenket', d. i. daß ihr gedenket an die Gnad' und Barmherzigkeit, die euch durch meinen Tod gegeben und erzeigt ist.

„Und in dem, daß die Augustiner nicht wollen die Messe mißbrauchen, sondern frei und ungezwungen Messe halten, thun sie recht. Daß sie aber anzeigen, es solle keiner allein kommunizieren, da bleibt noch, daß man die im Glauben schwachen Brüder eine Zeit lang dulde und leide, bis sie besser im Glauben unterweiset werden, wie Paulus uns gelehret hat. (Das war ganz im Sinne Luthers.) Darum soll

man niemand wehren, allein und privatim Messe zu halten, so er sonst die Messe nicht mißbraucht.

„Was aber die Augustiner, beiderlei Gestalt halben belangend, angezeigt haben, können wir nicht verwerfen. Wir können auch nicht die Eine Gestalt allein zu geben oder zu nehmen genugsam entschuldigen; denn Christus hat es geboten und eingesetzt, da er sprach: ‚Ihr sollt alle daraus trinken.‘ (Hier schlug Karlstadts Meinung durch.) Darum wäre vonnöten, daß der erste Gebrauch des Sakraments wiederum in der christlichen Kirche eingesetzt und verneuert würde.

„Darum will Euer Kurfürstlichen Gnaden als einem christlichen Fürsten, unter welchem das heilige Evangelium wieder an den Tag kommen ist, eignen und gebühren, bei seiner Seelen Heil solchen Mißbrauch der Messe in Eurer Kurfürstlichen Gnaden Kirchen abzubringen und wiederum den rechten wahrhaftigen Gebrauch der Messe einzusetzen, wie es Christus und die Apostel gehalten haben; nämlich, daß allweg, wenn das Volk zusammenkommt (in der Kirche), das Wort Gottes gepredigt würde — denn darum kam es zusammen und aus keiner anderen Ursache — und darnach gebenedeiete (segnete) einer das Brot und den Wein und gäbe es allen denen, die es begehrten.

„Derhalben bitten wir in aller Unterthänigkeit, Ew. Kurfürstliche Gnaden wolle als ein christlicher Fürst zu der Sache mit Ernst thun und solchen Mißbrauch der Messe in Ew. Kurf. Gnaden Landen bald abthun und weltliche Schande oder Unehre, daß man Ew. Kurf. Gnaden einen Böhmen oder Ketzer schelten würde, gar nichts achten — denn alle, die um Gottes Worts willen etwas thun, die müssen solche hohe Unehre und Schande dulden und leiden — auf daß Euer Kurfürstlichen Gnaden am jüngsten Tage nicht, wie Kapernaum (Matth. 11, 23) vorgeworfen werde, daß solche große Gnade und Barmherzigkeit in Ew. Kurfürstlichen Gnaden Landen umsonst, ohne unser Zuthun geschehen und das heilige Evangelium darin geoffenbaret ist.“

Diese Männer redeten mit dem Kurfünsten eine starke Sprache. Zum ersten Male wird hier einem Fürsten, der weltlichen Obrigkeit die Pflicht zu Gemüte geführt, daß er hier von Gottes wegen berufen sei, das Werk der Reformation, die Neuordnung des Kirchenwesens in die Hand zu nehmen.

Friedrich der Weise nahm die Zumutung seiner Professoren gnädig

hin, war aber viel zu bedächtig, um ihrer Aufforderung nachzukommen. In dem Antwortschreiben der kurfürstlichen Kanzlei heißt es:

„Wie denn Seine Kurfürstlichen Gnaden allezeit geneigt gewesen, das zu fordern, was dem heiligen, christlichen Glauben zur Stärkung hätte gereichen mögen, so ist Seiner Kurf. Gnaden Gemüt, Wille und Meinung auch noch nicht und soll, ob Gott will, lebenslang nicht sein, sich anders denn als ein christlicher Fürst zu halten und zu zeigen.

„Seiner Kurfürstlichen Gnaden Bedenken (Bescheid) auf euer Schreiben ist aber dies, daß nicht ungut sein sollte, wenn ihr euch in dem nicht übereilet, weil das eine große Sache ist und die ganze Kommun' gemeiner Christenheit betrifft; denn nach Seiner Kurf. Gnaden Meinung möchte solches durch euch als einen kleinen Teil (der Christenheit) schwerlich erhoben (durchgesetzt) werden. Wo auch solches im heiligen Evangelio gegründet ist, so werden ohne Zweifel mehr Leute das auch daraus vermerken und dem anhängig werden, und wenn das geschähe, so möchte die Veränderung mit dem gemeinen Haufen beständiglich und sonder Beschwerung vorgenommen werden.

„Zudem sollt' auch zu bedenken sein, weil die Kirchen und Klöster gemeiniglich auf Messehalten gestiftet sind, was folgen würde, wenn man die Messen fallen ließe. Man würde den Kirchen und Klöstern die Einkommen enthalten und entziehen, und möchte mancherlei Beschwerung erwachsen, wie ihr selbst zu ermessen habt.

„Das hat mein gnädiger Herr euch, gnädiger Meinung nicht verhalten wollen. Und weil ihr in dieser Sache bei ihm als einem Laien, der der Schrift nicht berichtet ist, Ansuchen gethan, so ist Seiner Kurf. Gnaden Begehren, daß ihr samt den andern Gliedern der Universität und des Kapitels (der Stiftsherrn von Allerheiligen) also in die Sache sehet, daß nichts vorgenommen, noch unterstanden wäre, daraus Zwiespaltigkeit, Aufruhr und Beschwerung erfolgen möchte, sondern die Sache wohl bedenket und auf die Wege und Mittel richten helfet, daß sie der heiligen, christlichen Kirche zu Gutem gereicht und Aufruhr und Beschwerung verhütet werde."

Dieser vorsichtige Bescheid Kurfürst Friedrichs konnte die Bewegung nicht dämpfen. Der Rektor der Universität erklärte, eine einträchtige Antwort der Messe halber könne von seiten der Universität nicht gegeben werden, weil die Professoren darüber nicht eins seien. Das Kapitel der Allerheiligen-Stiftskirche beschloß aber, ihre Anschauung von der Sache

„mit einer sonderlichen Schrift“ dem Kurfürsten vorzutragen. „Denn sie haben sich miteinander nicht vergleichen können, wie vielleicht in langer Zeit nicht geschehen mag“; so berichtet Spalatin noch im November seinem Kurfürsten. —

Der Prior Helt vom Augustinerkloster wandte sich auch mit Klagen und Entschuldigung an Friedrich. Er erzählte, wie er habe die Messe ganz abstellen müssen:

„Es wäre unmöglich gewesen, wenn man den alten Gebrauch zugelassen hätte, daß nicht zugleich auch die neue Weise hätte angefangen. Es dünkte mich auch geratener zu sein und leichter zu verantworten vor Euer Kurfürstl. Gnaden und der Gemeinde der Stadt, daß das Alte nicht gehalten werde, denn daß das Neue zugelassen würde, welches gereichen möchte zur Ungeduld Eurer Kurfürstlichen Gnaden, zu Ärgernis des gemeinen Volkes und vielleicht auch, das Gott wende, zu Beschädigung der Landschaft und unsers ganzen Ordens.

„Ich geb' auch Euer Kurf. Gnaden unterthäniglich zu erkennen, daß der meiste Teil jener (Zwilling'schen) Partei Niederländer sind und diesem Ew. Kurf. Gnaden Kloster nicht zugehörig, und allein um der Lernung (des Universitätsstudiums) willen von unsern Obersten hergesandt.

„Dieweil sie sich je wider meinen Willen und ohne Ansuchen unserer Obersten einer solchen Vermessenheit mutwillig unterstanden, so bitte ich, Ew. Kurf. Gnaden wollen es um Gottes willen weder den andern (Augustinerklöstern), noch dem Kloster, hie zu Wittenberg gelegen, entgelten lassen.“

Der arme Prior sollte noch viel schlimmere Erfahrungen machen. Es war kein beneidenswertes Loos, in jenen Tagen zu Wittenberg Klostervorsteher zu sein.

Die Bewegung richtete sich fast gleichzeitig mit derselben Schroffheit, wie gegen die Messe, gegen die Klostergelübde.

Karlstadt lehrte, daß den Mönchen und Nonnen das Heiraten ebenso wie den Weltpriestern freistehe, mit andern Worten, daß die Klosterleute an ihr Gelübde ganz und gar nicht gebunden seien. Denn wenn das Gelübde der Keuschheit (Ehelosigkeit) nichts mehr gelten sollte, so waren die Gelübde der Armut und des Gehorsams auch vollends dahin. Damit hörte die ganze Möncherei einfach auf. (Vergl. über

das Mönchtum Band 1 Seite 21 ff, über die drei Gelübde insonderheit Seite 23. Das Gelöbnis, welches Luther wie jeder Augustiner bei seiner Aufnahme ablegen mußte, steht ebendort Seite 31 f.)

Mit der Begründung seiner Forderung war es bei Karlstadt ziemlich schlecht bestellt. Die Gelübde zu brechen, erklärte er für eine Sünde, aber für eine kleinere Sünde, als die, welche die Klosterleute in ihrem Stande verübten; also solle man lieber die kleinere Sünde thun, denn in der großen verharren.

Luther schüttelte den Kopf, als er solche Predigt vernahm. Dergleichen unklare und zweifelhafte Rede hatte Karlstadt von ihm nicht gelernt.

Aber bei den Augustinern im Wittenberger Kloster fand Karlstadt freudigen Beifall. Wieder war es Zwilling, der auf seine Gedanken mit Leidenschaft einging. Er predigte seinen Brüdern: niemand in dem Kloster halte die Gebote Gottes; kein Mönch werde in der Kutte selig; wer in dem Kloster sei, sei in des Teufels Namen eingegangen; die Gelübde seien wider das Evangelium.

Ja, wenn wir dem Klageschreiben des Priors Helt trauen dürfen, ging er so weit, daß er die Laien aufforderte, die Mönche auf der Straße zu verspotten und zu verhöhnen: „Man soll die Mönche, wo sie auf der Gasse gehen, zupfen und spotten, auf daß sie aus dem Kloster zu gehen verursacht werden; und wo sie, also gespottet, nicht aus wollen gehen, soll man sie mit Gewalt austreiben und das Gebäu der Klöster also zerbrechen und zerstören, daß man nicht merken möge, ob ein Stück von einem Kloster da gestanden habe.“

Und Zwilling predigte auch solches nicht ohne Erfolg.

In den ersten Tagen des Novembers legten dreizehn Brüder die Kutte ab und verließen das Kloster. Etliche mischten sich unter die Studenten, etliche unter die Bürger. Einer, ein Laienbruder und gelernter Tischler, begehrte vom Rate das Bürgerrecht und erhielt es; er ging damit um, sich zu verheiraten.

Die solchen Schritt gethan hatten „wider den Eid, den sie Gott und dem Orden geschworen“, waren damit nach Ordensregel und Kirchengesetz dem Bann verfallen, wovon sie allein der päpstliche Stuhl absolvieren konnte. Wenn sie etwa reuig zurückkehrten, erwartete sie außer allerhand Bußübungen eine Kerkerstrafe von sechs Monaten und der bleibende Verlust des Stimmrechts.

Natürlich verlief diese Trennung gar nicht so ruhig und friedlich.

Zu den heftigen Auftritten, die es im Kloster gab, kam die Aufregung unter den Studenten und Bürgern. Die meisten nahmen für die Austretenden Partei gegen die Zurückbleibenden.

Der Prior Helt kann in einer Bittschrift an den Kurfürsten, die vom 12. November datiert ist, nicht genug schildern, welche Fährlichkeiten er und die treugegliebenen Brüder sich alle Stunden zu versehen hätten. Er bittet um Schutz und Sicherung, wie auch um einen kurfürstlichen Befehl, „daß durch einen ehrbaren Rat solche verführte und ausgelaufene Brüder, die zu Verdammnis ihrer Seele, Schande des Ordens und Aergernis des Volkes in der Stadt das Pflaster treten, wiederum werden in das Kloster geweiset, oder, wo sie solches zu thun weigern würden, die Stadt zu meiden ihnen geboten werde."

Es muß sehr schlimm gewesen sein oder der Prior war ein sehr feiger Mann, daß er in seiner Eingabe zuletzt den Kurfürsten bittet, er wolle um Gottes willen der Universität nicht melden, daß er (Helt) solche Klage bei ihm hab' angebracht. „Es ist die lose Rotte, weil ich das Kommunizieren unter beiderlei Gestalt nicht habe wollen gestatten, also sehr auf mich Armen erzürnt, daß ich nicht darf auf die Gasse gehen."

Wer war berufen, diese ganze Bewegung im Kloster, die jedenfalls bedenklich werden konnte, in den rechten Schranken zu halten? Drei Männer: Kurfürst Friedrich, der Generalvikar der Augustinerkongregation, Link, und Luther.

Das Beste mußte Luther thun. Er hatte schon im September Thesen über die Gelübde aufgestellt und nach Wittenberg geschickt. Dann sagt er seine Meinung darüber in einer Postillenpredigt, der zum Erscheinungsfeste. Und schließlich schrieb er auch noch ein besonderes Büchlein „von den Klostergelübden".

Da faßt nun Luther die ganze Frage so tief an, wie keiner sonst. Das Eine war ihm klar, er hatte es zu Erfurt im Kloster gelernt ‚Gott will die Gelübde *nicht*, welche seinen Himmel stürmen wollen mit guten Werken, er will nur den *Glauben* an seine Gnade durch Christi Blut. Eine *Sünde* wider den Höchsten begeht, wer mit eigenen Werken ihn gewinnen, Gottes freie Gnade fesseln will; also sind die Gelübde, *wie man sie gemeinhin versteht*, Sünde. Sie widersprechen dem ersten Gebote, der Krone aller andern (Band 1 S. 541 ff) — wie also könnten wir sie für geboten achten? Wohl dem, welchem

Gott gegeben hat, in Kindesreinheit durch das Leben zu gehn; aber wehe denen, welche zum Zwang und guten Werke machen wollen, was nur seltene Gottesgabe ist!'

Und diese Schrift hat Luther bedeutsamerweise seinem Vater gewidmet.

Warum heiße ich das bedeutsam?

Das wird niemandem verborgen bleiben, der die Zueignung selber liest. Sie folgt hier, um Weniges nur verkürzt:

„An Hans Luther, seinen lieben Vater, Martinus Luther, sein Sohn.

„Dies Buch, lieber Vater, habe ich Dir darum wollen zuschreiben, nicht daß ich Deinen Namen hoch vor der Welt berühmt machte und also nach dem Fleisch, wider die Lehre des Apostel Pauli, Ehre suchte, sondern daß ich Ursach' hätte durch eine kurze Vorrede die Sach', den Inhalt und ein Exempel dieses Buchs den christlichen Lesern anzuzeigen.

„Und daß ich damit anfange, will ich Dir nicht bergen, daß Dein Sohn so weit nun kommen ist, daß er nun ganz überredet und gewiß ist, daß nichts heiliger, nichts fürnehmer, nichts geistlicher sei zu halten, denn das Gebot und Wort Gottes.

„Aber hier wirst Du sprechen: ‚Hilf Gott der Unseligkeit! Hast Du denn hieran je gezweifelt oder das nun erst gelernt?'

„Ich sage aber, daß ich nicht allein hieran gezweifelt, sondern gar nicht gewußt, daß dieses also wäre. Und das mehr ist, so Du es leidest, bin ich bereit, Dir anzuzeigen, daß Du in solcher Unwissenheit gleich als ich gewesen.

„Es geht jetzt fast in das sechzehnte Jahr meiner Möncherei, darein ich mich ohne Dein Wissen und Willen begeben. Du hattest wohl Sorge und Furcht meiner Schwachheit, darum daß ich war ein jung Blut bei 22 Jahren — das ist, daß ich Augustinus Wort brauch', es war noch eitel heiße Jugend mit mir — und daß Du an vielen Exempeln gelernt, daß Möncherei vielen unseliglich gelungen; Du warst auch wohl willens, mir reich und ehrlich zu freien und (mich) also anzubinden. Und diese Deine Furcht, diese Sorge, dieser Dein Unwill' auf mich war eine Weile unversöhnlich, und war aller Freunde Rat umsonst, die da sagten: ‚so du Gott willst etwas opfern, so sollst du ihm das Liebste und Beste opfern.' Indes aber tönte Dir wohl Gott diesen Vers aus'm Psalm in

Dein Herz: ‚Der Herr weiß die Gedanken der Menschen, daß sie unnütze sind‘ (Ps. 94, 11); aber Du hörtest nichts.

„Dennoch zuletzt bist Du gewichen und hast Deinen Willen Gott anheimgegeben, aber dennoch nicht weggelegt Deine Furcht und Sorge. Denn ich gedenke noch allzuwohl, da es wieder unter uns gut ward und Du mit mir redetest, und da ich Dir sagte, daß ich mit erschrecklicher Erscheinung vom Himmel gerufen wäre. Denn ich ward ja nicht gern oder willig ein Mönch, viel weniger um Mästung oder des Bauchs willen; sondern als ich mit Erschrecken und Angst des Todes eilend umgeben war, gelobt' ich ein gezwungen und gedrungen Gelübde. Und gleich daselbst sagtest Du: ‚Gott geb', daß es nicht ein Betrug und teuflisch Gespenst sei‘. Das Wort, gleich als hätte es Gott durch Deinen Mund geredet, durchdrang und senkte sich bald in den Grund meiner Seele; aber ich verstopfte und versperrte mein Herz, so viel ich konnte, wider Dich und Dein Wort.

„Dazu war noch ein andres: da ich Dir, als ein Sohn sich vermag gegen einen Vater, vorwarf Deinen Zorn, alsbald trafest Du und stießest mich wieder also eben und gleich zu, daß ich mein Leblang kaum von einem Menschen ein Wort gehört hab', das kräftiger mir eingangen und behaftet wäre. Denn dies waren Deine Worte: ‚Ei, hast du nicht auch gehört, daß man Eltern soll gehorsam sein?‘ Aber ich, verstockt in meiner eigen Frömmigkeit, hörte und verachtete Dich ganz als einen Menschen. Aber dennoch von Herzen konnt' ich das Wort nie verachten.

„Hier siehe nun, ob Dir nicht verborgen gewesen, daß man Gottes Gebot müßt' allen andern vorziehen. Denn ist's nicht also? Hättest Du gewußt, daß ich auf die Zeit noch in Deiner Hand war, hättest Du mich nicht aus väterlicher Gewalt aus der Kappen gerissen? Denn wahrlich, wo ich's gewußt (daß ich auf die Zeit noch in Deiner Hand war, d. h. ohne Deine Einwilligung nicht ins Kloster gehen durfte), hätte ich ohne Dein Willen und Wissen solches nicht angefangen, und ob ich auch tausend Tode hätte leiden sollen. Denn eigentlich mein Gelübde war nicht einer Schlehen wert; denn ich zog mich damit aus Gewalt der Eltern, die mir von Gott geboten waren; und noch mehr, es war ganz ungöttlich. Daß es aber nicht aus Gott war, zeigt nicht allein das an, daß es wider Deine Gewalt war, sondern daß es nicht von

Herzen und williglich gethan war. Dazu war mein Gelöbnis auf eitel Menschenlehr' und Geistlichkeit der Gleißner, die Gott nicht geboten hat.

„Aber Gott, des Barmherzigkeit keine Zahl (kein Maß) ist und des Weisheit kein End' ist, hat aus solchen allen Irrtumen und Sünden Wunder viel größere Güter geschafft. Siehe, wolltest Du nun nicht lieber hundert Söhne verloren, denn solch groß Gut nicht gesehen haben?

„Es dünkt mich, daß Satanas von meiner Jugend an zuvor gesehen hab' die Dinge, die er nun leidet. Derhalb hat er mich umzubringen und zu verhindern, geraset und gewütet mit so viel Funden, daß ich mich oft verwundert und gedacht, ob ich's gar allein wäre unter allen Menschen, den er antastet.

„Es hat aber Gott gewollt — wie ich nun sehe — daß ich der hohen Schulen Weisheit und der Klöster Heiligkeit aus eigener und gewisser Erfahrung, das ist, aus vielen Sünden und gottlosen Werken erführe, damit das gottlose Volk nicht wider mich, ihren zukünftigen Widerpart, zu prangen hätt', als der unbekannte Ding verdammet. Darum bin ich ein Mönch gewesen und noch; zwar nicht ohne Sünde, doch ohne Schuld oder Vorwurf. Denn Aberglaube und Gottes Verachtung werden in des Papstes Regiment nicht allein nicht gestraft, sondern auch für große Geistlichkeit geachtet.

„Nun wohlan, was denkest Du aber nun? Willst Du mich noch aus der Möncherei reißen? Denn Du bist ja noch Vater, so bin ich noch Sohn und alle Gelübde sind gewiß nichts: auf Deinem Teil steht göttlich Gebot und Gewalt, auf meinem Teil steht menschlicher Frevel; denn die Möncherei, die die Papisten mit solchen Pausbacken aufblasen, ist nichts ohne Gehorsam des göttlichen Gebots; Möncherei ist nicht geboten, Gehorsam ist geboten. Wiewohl die tollen und närrischen Papisten nicht leiden wollen, etwas der Möncherei oder der Keuschheit zu vergleichen, so ist doch wahr, nicht allein, daß die Ehe geboten ist von Gott, sondern auch, wie ein gemein Sprichwort ist, daß in aller Welt nichts Edleres ist, denn ein fromm Ehweib.

„Lieber Vater, willst Du mich noch aus der Möncherei nehmen?

„Aber damit Du Dich nicht darfst rühmen, ist Dir Gott zuvorgekommen und hat mich selbst herausgenommen. Denn

was thut's dazu, ob ich eine Kappen oder Platten trage oder ablege? Macht die Kappe und Platte Mönche? St. Paulus spricht: ‚Alle Dinge sind euer, ihr aber seid des Herrn Christi' (1. Kor. 3,22 f). Und ich sollt' der Kappen eigen sein und nicht vielmehr die Kappe mein eigen? Mein Gewissen ist frei und erlöset, das denn die höchste und größte vollkommene Freiheit ist.

„Darum bin ich nun ein Mönch und doch nicht Mönch, und eine neue Kreatur nicht des Papstes, sondern Christi. Denn es hat der Papst auch Kreaturen und ist ein Schöpfer, aber eitel Docken und Götzen, das ist seines Gleichen, Larven und Poßmänner. (Vogelscheuchen). Deren ich vor Zeiten einer gewesen, als ich verführt war mit mancherlei Brauch der Worte, dadurch der Weise, als er sagt, in Fährlichkeit gewesen bis an den Tod und erlöset durch die Gnade Gottes.

„Nun schau her, beraub' ich aber mal Dich Deiner Rechte und Gewalt?

„Ich halt', nein; denn Deine Gewalt bleibt gar in mir ganz, so viel es die Möncherei anbetrifft; aber die ist nun bei mir aus und nichts, wie ich gesagt. Aber der mich aus der Möncherei genommen hat, hat mehr Recht's über mich, denn Dein Recht ist. Derselbe hat mich, wie Du siehst, gesetzt nicht in den losen, erdichteten, gleißnerischen Gottesdienst der Möncherei, sondern in einen wahren Gottesdienst; denn daß ich sei im Dienst des Wortes Gottes, kann ja niemand leugnen oder zweifeln.

„Das aber ist der rechte Gottesdienst, dem weichen soll der Eltern Gewalt. ‚Wer da liebt Vater oder Mutter mehr denn mich', sagt Christus (Matth. 10,37), ‚der ist meiner nicht wert'. Nicht daß er der Eltern Gewalt damit aufgehoben — wie der Apostel so oft darauf dringt, daß die Kinder den Eltern gehorsam sein sollen — sondern der Spruch hat Statt, so Christus und der Eltern Gewalt wider einander ist: Christi Gewalt, die soll allein herrschen und vorgehn. Und sieh, das ist, wie ich gesagt, daß weder Du, noch ich selbst zuvor gewußt haben, daß Gottes Gebote allen müßten vorgehen. Aber die ganze Welt liegt gar nahe in diesem Irrtum, dieweil noch herrscht die Kraft des Irrtums unter dem päpstlichen Gräuel, wie auch Paulus zuvor gesagt, daß Menschen werden kommen, den Eltern ungehorsam, welches die Mönche

und Pfaffen fein trifft, sonderlich, die unter dem Schein der Frömmigkeit und im Namen göttlichen Dienstes sich aus der Eltern Gehorsam ziehen, als ob irgend ein anderer Gottesdienst sei, denn seinen Geboten gehorchen, unter welchen ja auch ist der Gehorsam gegen die Eltern.

„Darum schicke ich Dir dies Buch, in welchem Du erkennest, mit was für Zeichen, Kräften und Wunderwerken Christus mich von dem Gelübde der Möncherei erlöset hat und mit so großer Freiheit begnadet, daß ich, wiewohl er mich zu aller Menschen Knecht gemacht, dennoch niemand unterworfen bin, denn allein ihm. Denn er ist, wie sie es nennen, allein ohne Mittel mein Bischof, Abt, Prior, Herr, Vater, Meister; sonst weiß ich keinen mehr.

„Und ich hoff', er hab' Dir also Deinen Sohn genommen, daß er vielen andern seinen Söhnen durch mich jetzt anhebt zu helfen, das Du nicht allein gern haben sollst, sondern auch hoch und groß Dich freuen. Daß Du aber nichts anderes thun werdest, will ich mich ganz zu Dir versehen.

„Ob mich aber der Papst erwürget und verdammet und jenseit der Höllen wirft, wird er mich doch vom Tode nicht können aufwecken, daß er mich mehrmal erwürge. Daß ich aber verbannet und verdammt bin, soll mein Herz und Wille sein, daß er mich nimmermehr absolviere. Denn ich hoff', daß nahe sei der große Tag, da zerbrochen und niedergestoßen wird das Reich der Verdammnis und des Gräuels.

„Und wollte Gott, wir wären's würdig, vom Papste zuvor verbrannt oder erwürgt zu werden, daß unser Blut möchte schreien und sein Gericht drängen, daß sein bald ein End' würde. So wir aber nicht wert, mit dem Blute zu bezeugen, so laßt uns allein ihn anrufen und bitten um die Barmherzigkeit, daß wir mit dem Leben und der Stimme mögen bekennen und zeugen, daß Jesus Christus allein ein Herr ist, unser Gott, gebenedeit in Ewigkeit. Amen.

„Und in demselbigen bis gesegnet, lieber Vater, und die Mutter Dein, Margariten, samt unserm ganzen Geschlecht, grüß' im Herrn Christo.

„Aus der Wüstenung, den 20. November, Anno 1521."



Achtes Kapitel.

Junker Jörgs heimlicher Besuch in Wittenberg.

Immer ernsthafter wurde Luthers Briefwechsel mit Melanchthon und den übrigen Freunden. Die kleinen geschäftlichen Fragen und persönlichen Nachrichten mußten immer mehr wichtigen Auseinandersetzungen über christliche Lehrsätze und Lebenseinrichtungen weichen. Niemand konnte ja inniger teilnehmen an all den Streitigkeiten, welche die Wittenberger bewegten, als Luther. Das Recht weltlicher Obrigkeit, die Sünde wider den heiligen Geist, die Priesterehe, die Mönchsgelübde, die Messe — über das alles mußte schriftlich verhandelt werden. Es läßt sich denken, wie beschwerlich der langweilige Postverkehr beiden Teilen fiel und wie wenig sie darin einen Ersatz fanden für den gewohnten mündlichen Austausch.

„Ich wollte, ich wäre bei Dir," schreibt Luther am 9. September dem Melanchthon, „um die Frage der Mönchsgelübde ins Reine zu zu bringen. Das ist ein elendes Disputieren mit Briefen: da schreibt der eine Seiten lang über Dinge, von denen der andere zum Überfluß Bescheid weiß, und schweigt von dem, was der andere für's Leben gern wissen möchte. So ist's uns bei der Beichtfrage gegangen. Wenn möglich, werde ich an irgend einem Orte für Dich und mich eine heimliche Zusammenkunft veranstalten; denn diese Sache (die Frage nach Recht und Geltung der Mönchsgelübde) beunruhigt mich sehr."

Den Gedanken einer heimlichen Zusammenkunft hatte Luther schon früher. Er faßte Erfurt dafür ins Auge. Aber es wurde nichts draus.

Als nun die Dinge in Wittenberg sich immer mehr zuspitzten und ernstliche Unruhen zu befürchten waren, litt es Luthern nicht auf seiner Wartburg, er mußte selbst einmal nach dem Rechten sehen. Plötzlich, Ende November, faßte er den Entschluß, nach Wittenberg zu reiten, und obwohl sein „Hauswirt“, der Schloßhauptmann von Berlepsch, schwerlich sehr damit wird einverstanden gewesen sein, daß er das kühne Wagnis so ohne Erlaubnis des gnädigen Herrn Kurfürsten unternahm, führte er er seinen Entschluß schnell aus.

Ohne Geleit, nur von einem Knechte begleitet, brach er auf, vermutlich Montag, den 2. Dezember. Der Weg führte ihn durch das Gebiet seines erbitterten Feindes, des „Rehabeam von Dresden“, Herzog Georgs. Er aber vertraute Gott und seinem Bart und Ritterkleid.

Dienstag kam er durch Leipzig und machte dort Mittag. Der Wirt, der ihn beherbergte, ist später gerichtlich darüber vernommen worden und hat ihn beschrieben, wie er bei ihm eingekehrt sei mit seinem Knecht, in grauem Reiterwamms und ein rotes Baretlein unter dem Hute, das er nicht abgenommen habe, sondern fest über den Kopf gezogen: es mochte doch die Platte noch nicht ganz verwachsen sein. Eine Frau, die Luther von früher kannte, merkte trotz alledem, wer der Ritter war; aber ob man ihr nicht geglaubt hat oder wie das ging, Luther kam unbehelligt weiter.

Wie mögen sich die Freunde seiner Ankunft gefreut haben!

An eben dem Tage, wo er durch Leipzig ritt, hatte in Wittenberg ein böser Tumult stattgefunden. Studenten und Bürgersöhne hatten sich mit blanken Messern unter den Röcken in die Pfarrkirche begeben und die Priester, welche dort die Messe lesen wollten, mit Gewalt von den Altären getrieben. Tags darauf rotteten sie sich wieder zusammen und bedrohten das Kloster der verhaßten Barfüßer (Franziskaner), so daß der Rat diesen eine Schutzwache stellte. Mehreren Stiftsherren von der Allerheiligenkirche, die sich den Neuerungen der Karlstadt-Zwilling'schen Partei widersetzten, wurden die Fenster eingeworfen. Es hatte ganz den Anschein, als könnte es ein Pfaffenstürmen geben, wie zu Erfurt. Und wirklich sollen Studenten, die von Erfurt herübergekommen waren, unter den Anstiftern gewesen sein.

So kam Luther eben zur rechten Zeit, um in diesen unruhigen Tagen den Freunden zu geben, was bei ihnen gewiß teuer war: guten Rat.

Mit Bedauern hatte er die Nachrichten von Ausschreitungen der

Wittenberger Studenten schon auf der Wartburg vernommen. So, als sie einem Antoniherrn (einen Mönch von dem reichen und sehr verweltlichten Orden des heiligen Antonius), der in Wittenberg für sein Kloster Almosen sammeln wollte, schlimmen Empfang bereiteten, schrieb er — am 11. November — an Spalatin: „Dem Boten der Antoniter haben sie übel mitgespielt; diese jugendlichen Ausschreitungen gefallen mir nicht — aber wer kann überall und immer allen Zügel anlegen?"

Jetzt wäre er am liebsten mitten unter die unruhige Jugend getreten und hätte den Hitzköpfen gesagt, was sie der evangelischen Wahrheit und dem Rufe Wittenbergs schuldig waren. Aber daran hinderte ihn nun freilich die Heimlichkeit, in der sein Besuch zu Wittenberg bleiben sollte.

Darum lenkte er das Pferd nicht dem Kloster zu, als er über die Elbbrücke in seine liebe Stadt einritt; denn dort wäre das Geheimnis seiner Ankunft schlecht bewahrt gewesen. Bei seinem Freunde Amsdorf nahm er Herberge, der mit seiner Familie eine Wohnung für sich hatte. Und dorthin rief er einen kleinen, auserlesenen Kreis von Freunden. Melanchthon wird der allererste gewesen sein, dem er seine Ankunft melden ließ.

Die besten Freunde erkannten ihn nicht — so fremd war er ihnen in Bart und Ritterkleid. Luther selbst machte sich wohl einen Scherz daraus, daß er sich als einen fremden Junker vorstellen ließ. Dann gab's große Freude, wenn sie ihn erkannten.

So ging es Meister Lukas Kranach, dem Maler. Amsdorf ließ ihm sagen, ein fremder Herr sei da, der wolle von ihm abgemalt sein. Meister Lukas kam und fragte den Ritter höflich, ob er das Konterfei mit Öl- oder Wasserfarbe zurichten sollte. Da nun Junker Jörg antworten mußte, erkannte ihn der Meister an seiner Rede.

Dazu ist es aber doch gekommen, daß Kranach den Junker in Öl gemalt hat, und ist das Bild später in Holz geschnitten und unter das Volk verbreitet worden. Ölgemälde und Holzschnitt haben wir noch, merkwürdige Andenken an die Zeit, wo der Mönch von Wittenberg ein Ritter war.

Nun wissen wir leider von dem, was Luther mit den Seinen dort Ernstes verhandelt hat, so gut wie gar nichts. Drei Tage blieb er, dann kam das Geheimnis doch unter die Leute, und so ritt er wieder davon.

Er hatte im ganzen den Eindruck gewonnen, daß seine Freunde recht gut ohne ihn fertig werden könnten. Gegen die unruhigen Köpfe

wollte er ihnen mit einer Schrift zu Hilfe kommen, die er denn auch alsbald nach seiner Heimkehr auf die Wartburg geschrieben hat und die wir bald kennen lernen wollen: „Eine treue Ermahnung an alle Christen, sich zu hüten vor Aufruhr und Empörung."

Von einem andern, wichtigen Unternehmen haben sie in Amsdorfs Hause auch mit einander geredet: von der Bibelübersetzung. Der Plan, seinen lieben Deutschen die Schrift zu dolmetschen, mochte Luthern schon manchmal eingekommen sein, besonders wenn er an der Postille schrieb. Jetzt setzten ihm die Freunde zu, er möge es doch thun. Zwar auch Lang in Erfurt hatte sich daran gemacht; aber wenn einer der Aufgabe gewachsen war, so allein Luther — das wußten die Wittenberger auch.

Mit diesem Vorhaben ist er denn nach der Wartburg zurückgekehrt und sofort fleißig an die Arbeit gegangen, der deutschen Christenheit zum unermeßlichen Segen.

Mochte Luther sonst zufrieden sein mit dem, was er in Wittenberg gesehen und ausgerichtet hatte, so war ihm ein ganz besonderer Ärger daselbst nicht erspart geblieben.

Wer sollte es denken? Niemand anderes als sein Freund Spalatin war der Schuldige.

Wie Luther nach Wittenberg kommt, fragt er gleich den Melanchthon, ob er die Schriften erhalten habe, die er ihm durch Spalatin zur Durchsicht und Drucklegung zugeschickt hatte. Bekanntlich ging ja der ganze Verkehr zwischen Wartburg und Wittenberg über das kurfürstliche Lager durch die Vermittelung Spalatins.

Die drei Schriften waren die schon erwähnte von den Gelübden, eine zweite von der Messe und die dritte eine Streitschrift gegen Kardinal Albrecht, Erzbischof von Mainz. Ohne Zweifel war es diese letzte Schrift, um derenwillen der treubewährte Spalatin Luthern den geforderten Freundschaftsdienst versagt hatte.

Es war schon in den letzten Wochen zwischen den beiden zu gründlichen Auseinandersetzungen darüber gekommen. Luther fand Ursache, mit dem Kardinal ein ernstes Wort zu reden. Welche, das wird das nächste Kapitel verraten. Spalatin hatte kaum von Luthers Absicht Kunde bekommen, so widerriet und warnte er auf's ernstlichste. Denn wie er die Sache ansehen mochte, ob als Luthers Freund oder als seines Kurfürsten vertrauter Diener, so mußte er es für höchst unklug und un-

vorsichtig erkennen, wenn der gebannte, geächtete, eben nur glücklich vom Schauplatz entfernte Schützling des Kurfürsten den mächtigen Kirchenfürsten reizte.

Wie mochte er darum erschrecken, als ihm Luther am 7. Oktober 1521 schrieb: „Ich werde es nicht übers Herz bringen, den Abgott zu Mainz mit seinem Schandhaus zu Halle (der Residenz des Kardinals) nicht anzugreifen, brieflich und öffentlich."

Drei Wochen später war die Streitschrift auch schon geschrieben, und Spalatins erneute Abmahnungen kamen zu spät. Mit aller Entschiedenheit, deren Spalatin Luthern gegenüber fähig war, bat er ihn, die Schrift zu unterdrücken und eröffnete ihm im Namen des Kurfürsten, derselbe „werde nicht leiden, daß er (Luther) gegen den Kardinal schreibe, werde überhaupt nichts leiden, was den öffentlichen Frieden stören könnte."

Aber Spalatins Vorstellung und Friedrichs Drohung erregten nur Luthers Zorn. Wo er etwas von Gewissens wegen that, da durfte ihm niemand dreinreden.

„Unlieberen Brief als Deinen letzten habe ich kaum noch gelesen," so antwortet er am 11. November dem Freunde. „Darum hatte ich die Antwort nicht nur aufgeschoben, sondern beschlossen, Euch (Dir und dem Kurfürsten) gar nicht zu antworten. Das vertrage ich vor allen Dingen nicht, daß der Kurfürst nicht leiden will, daß ich gegen den Mainzer schreibe, noch was sonst den öffentlichen Frieden stören könnte, lieber verderbe ich's mit Dir samt Deinem Fürsten und der ganzen Welt. Habe ich seinem Schöpfer, dem Papste, widerstanden, so werde ich vor dem Geschöpfe (dem Kardinal) doch nicht weichen müssen?

„Aber gar fein urteilst Du, daß der öffentliche Friede nicht gestört werden dürfe, und lässest es hingehen, daß jener durch seine schändlichen und gottlosen Unternehmungen den ewigen Frieden Gottes stört! Nicht doch, mein Spalatin! Nicht doch, mein Fürst! Vielmehr thut es not, den Schafen Christi zu lieb mit aller Kraft diesem gräulichen Wolfe zu widerstehen, andern zum Exempel.

„Nun denn, so schicke ich das Büchlein gegen ihn, das ich schon fertig hatte, als Dein Brief kam. Er hat mich nicht bestimmen können, daran ein Wort zu ändern. Indessen unterwarf ich es dem Urteile des Philippus; der mag ändern, was ihm gutdünkt.

„Du also nimm Dich in Acht, daß Du das Buch dem Philippus

nicht vorenthältst oder ihm abrätst, es drucken zu lassen: es steht fest, daß auf Dich nicht gehört wird."

Indem Luther dem Freunde diesen heftigen Brief schrieb, gab er ihm zugleich einen Beweis seines unverminderten Vertrauens, damit, daß er ihm die Schrift dennoch zur Besorgung überschickte. Und er zweifelte nicht, daß Spalatin seinem ausdrücklichen Willen gemäß diese Schrift, sowie die beiden andern, dem Melanchthon bestellen würde.

Aber noch ein Brief kam von Spalatin mit Bitten und Vorstellungen. Luther ließ sich dazu herbei, in einen geringen Aufschub der Veröffentlichung seiner Streitschrift zu willigen. Aber das machte er dem Freunde scharf, daß er sie umgehend nach Wittenberg beförderе. Und um seiner Rücksichtnahme und Zaghaftigkeit willen wäscht er ihm gründlich den Kopf.

„Du hast keinen Glauben" schreibt er ihm; „das macht Dein allzu höfischer d. i. allzu kluger und furchtsamer Sinn.

„Denn der Herr lebt noch; aber ihr habt keinen Glauben an ihn; darin seid ihr die richtigen Hofleute. Er möchte sein Werk nach Euren Gedanken thun, damit er ja des Glaubens nicht erst bedürfte. Nichts kränkt mich an diesem Hofe so, als die Ungläubigkeit, die nicht glaubt, daß, was geschieht, allein durch den Ratschluß Gottes geschieht, und nichts gutheißt, was nicht Aussicht hat mit unsern Kräften durchgesetzt zu werden."

Während er also das Buch in den Händen Melanchthons vermuthete, schrieb er am 1. Dezember, am Tage vor seiner Abreise nach Wittenberg, noch einen privaten Brief an den Kardinal Albrecht, den wir auch im nächsten Kapitel kennen lernen werden.

Und nun mußte er in Wittenberg erfahren, daß Spalatin die Aufträge nicht ausgerichtet und alle drei Schriften unterschlagen hatte! Da derselbe nicht zugegen war, sondern beim Kurfürsten in Lochau weilte, setzte ihn Luther sofort in Wittenberg wegen seines eigenmächtigen Verhaltens zur Rede.

„Ich habe Dir mit meinem Briefe drei Schriften zugeschickt: von den Gelübden, von der Messe und wider den Tyrannen von Mainz. Ich hoffte, sie alle bestellt zu finden, wie es sich gehörte. Nun treffe ich's ganz anders. Da kommen mir mancherlei Gedanken. Ich muß fürchten, sie sind unterwegs abgefangen oder etwa vom Boten verloren worden. Wenn ich aber wüßte, daß sie in Deine Hände gelangt sind und bei Dir festgehalten werden,

so würde mich das mehr verdrießen, als zur Zeit irgend etwas sonst; denn sie behandeln Dinge, die ganz und gar keinen Aufschub leiden.

„Wenn Du sie also bei Dir hast, so laß Deine Bedächtigkeit und Klugheit fahren, deren Du mir verdächtig bist. Denn Du schaffst nichts, wenn Du gegen den Strom schwimmst: ich will gedruckt haben, was ich geschrieben habe; wenn nicht in Wittenberg, dann anderswo.

„Sind die Schriften verloren oder behältst Du sie, so wird mein Geist sich so entrüsten, daß ich nun wider diese Sache erst recht heftig losziehen werde. Denn wenn auch die leblosen Papiere vernichtet sind, so wird darum der Geist noch lebendig sein.

„Ich komme nach Wittenberg und finde in dem süßen Genuß des Freundesverkehrs diesen einzigen Tropfen Wermut, daß von meiner Brief- und Büchersendung niemand etwas gehört, noch gesehen hat: urteile selbst, ob ich recht habe, mich darüber zu kränken. Sonst steht alles vortrefflich, was ich sehe und höre. Der Herr stärke den Geist derer, die das Gute wollen. Unterwegs machten mir mancherlei Gerüchte über Ungehörigkeiten zu schaffen, die etliche von den Unsrigen sich haben zu Schulden kommen lassen; da habe ich mir vorgenommen, eine öffentliche Ermahnung ausgehen zu lassen, sobald ich in meine Wüstenei werde zurückgekehrt sein. Das Übrige ein andermal.

„Empfiehl mich dem durchlauchtigen Fürsten, dem ich meine Reise gen Wittenberg und die Rückreise mit Fleiß verheimlichen wollen: weshalb, erkennst Du selbst zur Genüge. Leb wohl.

„Zu Wittenberg bei meinem Philippus im Amsdorfischen Hause, im Jahre 1521.

Martinus Luther.“





Neuntes Kapitel.

Kardinal Albrecht beugt sich vor Luther.

Luthers Unmut über das eigenmächtige Handeln des Freundes war begreiflich. Aber ebensowenig war es dem Spalatin zu verdenken, daß er ihn und seinen Kurfürsten vor neuen Mißhelligkeiten mit dem Kardinal Albrecht behüten wollte.

Ja, was hatte denn dieser gethan, daß er mit einemmale wieder Luthers heftigen Zorn auf sich lud?

Der Ablaßhandel, den in seinem Namen und mit zum Vorteil seiner Kasse Tetzel einst betrieben hatte, war längst eingestellt. Zwar lief die päpstliche Vollmacht dazu erst mit dem 1. April 1523 ab. Aber abgesehen davon, daß der ganze Handel im Verhältnis zu dem, was er kostete, wenig einbrachte, hatte Luther mit seinen fünfundneunzig Thesen den Leuten alle Lust benommen, zu kaufen. Tetzel selbst, der rührigste und gewandteste unter den Ablaßpredigern, war gestorben. Wen hätte nun gelüsten sollen, sein Nachfolger zu werden und so das Erbe von Schmach und Spott, das er hinterlassen hatte, zu übernehmen?

Albrecht war viel zu klug, als daß er die verlorene Sache des Ablaßkrams hätte um jeden Preis halten wollen. War dies fehlgeschlagen, so mußte er andere Mittel und Wege suchen, auf seine Rechnung zu kommen.

Geld brauchte er und immer wieder Geld. Zwar hätte er von seinen Einkünften, von der zwölfmaligen Schatzung, die sein Land sich auferlegen ließ, recht gemächlich leben können; aber der Bau prächtiger

Kirchen, die Ausschmückung seiner Burg in Halle, sein ganzes üppiges Hofleben verschlang unermeßliche Summen. Er war zu Worms unter den vornehmen Kirchenfürsten, die mit den weltlichen Herren um die Wette spielten und praßten (Seite 184), der allerschlimmste.

Da kam er nun in seinen Geldnöten auf den Gedanken, ob er nicht doch von den frommen Leuten noch etwas herausschinden könnte, wenn auch anders, als er es durch Tetzel versucht hatte.

Sein Vorgänger im Erzbistum Magdeburg hatte in seiner Residenz Halle an der Saale die Sankt Moritz- und Magdalenenkirche zu einem besonders gnadenreichen Heiligtum erhoben. Kostbare Reliquien hatte er daselbst gesammelt: den Leib des heiligen Moritz, ein Krug von der Hochzeit zu Kana, das Becken, worin Pilatus seine Hände gewaschen, und dergleichen. Diesen Reliquienschatz beschloß Albrecht auf eine unvergleichliche, noch nie dagewesene Höhe zu bringen, und dann von den frommen Leuten, die zu den heiligen Kleinodien gewallfahrt kämen, eine kräftige Steuer zu erheben.

Indem Albrecht solch eine Reliquiensammlung anlegte, that er nur, was Kurfürst Friedrich der Weise in Wittenberg auch gethan hatte. Seine Moritz- und Magdalenenkirche sollte dasselbe werden, was Friedrichs Allerheiligenkirche, oder, wie wir sie gewöhnlich nennen, seine Schloßkirche, schon länger gewesen war. Ja, es war Albrechts feste Absicht, das Wittenberger Heiligtum durch sein Hallisches völlig in den Schatten zu setzen. Er dachte auch mit der Kirche ein Stift und mit dem Stift eine Universität zu verbinden. Und wenn dann die Studenten nach Halle strömten, statt nach Wittenberg, dann hatte er sich an Wittenberg gerächt, und die Glanzzeit des Luthertums war vorüber!

Das waren freilich zunächst nur kühne Träume. Aber mit allem Eifer betrieb Albrecht die Vermehrung seiner heiligen Sammlung. Und gegen Ende des Jahres 1520 war er so weit, daß er das gläubige und abergläubische Volk zur Pilgrimfahrt nach der neuen Gnadenkirche in Halle offen und feierlich einladen konnte.

Und dazu mußte er nun freilich wieder Ablaß verkündigen; denn nur wenn sie dadurch ihrer Sündenlast ledig wurden, konnte die Wallfahrt für die heilsbegierigen Seelen etwas Verlockendes haben. So erklärte denn der Kardinal:

„Wer (an dem bestimmten Festtage, Sonntag nach Maria Geburt, d. i. zu Anfang September, in der günstigsten Wallfahrtszeit) der Zeigung des Heiligtums (des Reliquienschatzes) mit innigem Herzen bei-

wohnt, sein Gebet zu Gott spricht und zum Stift sein Almosen reicht, der empfängt übertrefflichen (außerordentlich trefflichen) Ablaß zu Erledigung und Abwaschung der Sünde."

Auch in Wittenberg war seiner Zeit an den Besuch der Allerheiligenkirche am Allerheiligentage Ablaß und Auslöschung der Sünden geknüpft gewesen. Aber nie hatte der Kurfürst den Besuchern die Bedingung gestellt, daß zur Erlangung der dargebotenen Gnaden ein Almosen an die Kirche, ein Geldopfer notwendig sei. Und seit den Thesen war es dort vom Ablaß ganz still geworden.

Hier in Halle waren nun freilich auch viel größere Gnaden zu erlangen, als je in Wittenberg. 500 500 Tage Ablaß konnte einer durch die dort in der Allerheiligenkirche ausgestellten 5005 Reliquien erlangen (Band 1 Seite 51 f). Dagegen wußten die Hallenser zu rühmen:

„Summa Summarum alles hochlobwürdigen Heiligtums ist 8933 Partikel und 42 ganze heilige Körper: macht der Ablaß neununddreißig Millionen zweimal hundertfünfundvierzigtausend einhundert und zwanzig Jahre und zweihundert und zwanzig Tage, dazu sechs Millionen fünfhundert vierzig tausend Quadragen Ablaß (eine Quadragen ist eine vierzigtägige Bußfrist) — selig, die sich dessen teilhaftig machen!"

Kein Wunder, daß dieser Wallfahrtsort so heilskräftig war, wie nicht leicht einer seinesgleichen. Denn was gabts da zu verehren!

Neun Dornen aus Christi Krone (während Wittenberg nur einen besaß, den Anfang des ganzen dortigen Heiligtums); ein Stück von Christi Lendentuch, daran sein eigenes, wirkliches Blut noch zu sehen war; ein Stück von dem Tischtuch, das er beim Abendmahl gebraucht, und von dem Brote, das er dabei gebrochen; etwas Erde „von der Stätte, da Christus das Paternoster (Vaterunser) gemacht hat"; ein Splitter von der Krippe, darin er nach seiner Geburt gelegen.

Von Maria, der höchstverehrten Himmelskönigin, gab es nicht nur Garn, das sie gesponnen, nicht nur Haare von ihrem Haupt; nein, sechsmal sogar gab es „Milch unserer lieben Frau", und eine silberne Bildsäule von ihr trug eine damit gefüllte Flasche um den Hals! Aber selbst von ihrem Vater Joachim war ein Stück Schädel, von Sankt Anna, „Christi Großmutter", ein Daumen zu sehen.

Läßt sich denken, wie viel wunderbare, köstliche Sachen nun erst von den Aposteln und Heiligen da aufgesammelt waren, wenn schon vom Heilande und seiner Mutter solche Seltenheiten sich fanden. In der

That war Sankt Peter mit 43 Partikeln vertreten, darunter z. B. vier Glieder der Kette, damit er gebunden gewesen. Von Paulus zeigte man „ein groß Stück Schädel“, von Johannes ein Teil „des Buches, das er auf der Insel Patmos geschrieben“, der Offenbarung, und von dem Altar, darauf er vor der Jungfrau Maria Messe gelesen! Thomas hatte den „ganzen Finger, damit er Jesu an die Seite gegriffen“, hergeben müssen, Johannes der Täufer den Finger, „damit er Jesum gezeigt und gesagt hat: Das ist Gottes Lamm“. Von Lukas war „die ganze Armröhre“ da, womit er das heilige Evangelium geschrieben, von dem greisen Simeon, der das Kind Jesus auf seinen Arm genommen, „ein ganz Gelenk“. Sankt Stephanus war wenigstens durch einen Stein, damit er getötet worden, vertreten.

Aber noch ältere Dinge wies man den Gläubigen, vorsündflutliche Kostbarkeiten: Erde von dem Acker zu Damaskus, „davon Gott den Menschen geschaffen hat“, desgleichen „vom Felde Hebron, da Adam Buße gethan“. Dazu kam ein großes Stück vom Leibe des Patriarchen Isaak, Reste des Manna, das die Juden in der Wüste gegessen, und nicht weniger als fünfundzwanzig Stückchen von dem brennenden Busch Moses!

Und das alles wagte man der deutschen Christenheit zu bieten drei, vier Jahre, nachdem Luther den Ablaßkram zu Schanden gemacht hatte? Solche Finsternis des Aberglaubens konnte sich noch breit machen, wenige Meilen von Wittenberg, wo das helle Licht des Evangeliums über Irrtum und Heuchelei sieghaft triumphierte?

Und der den „Abgott“ zu Halle und sein „Schandhaus“, die Reliquienstätte, aufrichtete, der da aufforderte, dort um ein Almosen sich auf Millionen Jahre vom Fegefeuer loszukaufen — war der Erzbischof von Mainz und Magdeburg, der oberste Kirchenfürst Deutschlands!

Ja, mehr noch, es war ein aufgeklärter Mann, der seiner Bildung sich rühmte und zweifelsohne an den ganzen Schwindel selber nicht glaubte.

Kein Wunder, daß Luther, seit Albrecht Miene machte, dem Aberglauben eine neue Heimat zu bereiten, mit wachsender Entrüstung dem Dinge zugeschaut hat und manchmal schon drauf und dran gewesen ist, dem schändlichen Treiben, das im innersten Kern doch nur eine Fortsetzung des Tetzel'schen Geschäftes war, ein Halt! zuzurufen.

Ende 1520 erging die erste Einladung von Halle: Herbei, ihr Gläubigen zur wundervollen Gnadenstätte! Erst im November 1521

aber kam der Tag der Ausstellung, wie wir wissen, Sonntag nach Maria Geburt. Dazwischen lag der Reichstag von Worms.

Der 8. September des Jahres 1521 ging vorüber, und zum erstenmale konnte sich's zeigen, daß es im deutschen Volke immer noch Christen gab, die da meinten, sie thäten Gott einen Dienst damit, wenn sie vor Knochen und Fetzen knieten und ließen Geld in den Kasten klingen.

Da war Luther nicht im Stande, länger an sich zu halten. Und so schrieb er am 27. Oktober, als er über den Verlauf des Festes in Halle genügenden Bericht mochte erhalten haben, jenes Wort an Spalatin:

„Ich werde es nicht über's Herz bringen, den Abgott von Mainz (d. i. des Mainzer Erzbischofs) nicht anzugreifen, zugleich mit seinem Schandhaus zu Halle, brieflich und öffentlich."

Dem Spalatin schrieb er das, der ihn schon, wenn früher die Rede darauf gekommen war, ernstlich davon abgemahnt hatte. Nicht nur, um Luthern neue Feindschaft und seinem Kurfürsten neue Verlegenheiten zu ersparen. Es hatten zwischen Halle und Wittenberg schon Verhandlungen wegen des von Seiten Luthers dem Kardinal drohenden Angriffs stattgefunden.

Mit oder ohne Luthers Willen erfuhr man am erzbischöflichen Hofe, was Luther gegen den neuen Ablaßunfug in Halle vorhatte. Das machte denn einen nicht geringen Schrecken. So sehr fürchtete man sich vor dem Donnern und Blitzen des gebannten Mönches, daß man alsbald Schritte that, das drohende Gewitter abzuwenden.

Am 30. September erschien Albrechts Hofprediger und vertrauter Rat, Kapito, nebst einem weltlichen Rate desselben in Wittenberg und bat dringend, seinen Herrn zu schonen. Von Wittenberg begaben sie sich nach Lochau an den kurfürstlichen Hof, um auch dort Vorstellungen zu erheben.

Wolfgang Kapito war in Luthers Augen eine sehr zweifelhafte Persönlichkeit. Auf der einen Seite gab er sich für einen Freund der Reformation aus und wechselte Briefe mit den Wittenbergern; auf der andern Seite diente er dem Kardinal Albrecht als Hofkaplan und vertrat dessen Interessen auch gegenüber den Wittenbergern. In diese Doppelstellung konnte Luthers gerader Sinn sich nicht finden.

Kapito hat doch später bewiesen, daß es ihm um die evangelische Wahrheit Ernst war. Er mochte damals sein Amt an Albrechts Hofe in der stillen Hoffnung verwalten, daß es ihm gelingen könnte, diesen mäch-

tigen Kirchenfürsten für die Reformation zu gewinnen. Das hat sich je länger, je deutlicher als ein Irrtum herausgestellt, aber ganz ohne Grund und Anhalt war diese Hoffnung denn doch auch nicht.

Denn Albrecht hatte eine Seite, welche ihn für die Sache der Freiheit günstiger stimmen mußte. Er war Humanist und ein großer, viel gerühmter Gönner der Humanisten. Als solcher schwärmte er für Erasmus und hielt Ulrich von Hutten in seinem Solde, solange es ihm dem Papste gegenüber irgend möglich war. (Band 1 Seite 571, 573. Vergl. ebenda Seite 165 f).

Liebe zur Kunst und Wissenschaften machten den Kardinal freilich noch nicht zu einem Christen. Ihm fehlte es an jeglichem Ernste, an Reinheit und Uneigennützigkeit. Sein Ziel war und blieb, das Leben zu genießen.

Aber wie mancher von den Humanisten hatte doch von einer weltlichen Lebensauffassung die Brücke gefunden hinüber zum Verständnis der Reformation und war sogar deren Mitarbeiter geworden! Kapito selbst hatte seine humanistische Ader! Wie hätte er sich nicht gern der Hoffnung hingeben können, auch Albrecht zu gewinnen, um so mehr als dies, menschlich angesehen, ein Gewinn von unberechenbarem Vorteil zu sein schien.

So wird er also den Wittenbergern wie dem Spalatin vorgestellt haben: man solle ihm doch das Spiel nicht gar verderben und Albrecht vor den Kopf stoßen; wenn man Luthern losbrechen lasse, sei das Schlimmste zu befürchten.

Das leuchtete, wie es scheint, den Freunden ein, sonderlich dem Spalatin. Und nun begreifen wir diesen, wie er erschrak, als Luther ihm die Vollendung seiner Streitschrift gegen Albrecht zu wissen that; nun begreifen wir sein Zögern und Zurückhalten, als ihm Luther die Schrift selbst zuschickte und er auch noch die Hand dazu bieten sollte, sie zum Druck zu befördern.

Während indessen Luther sich darauf verließ, daß Spalatin seiner bestimmt ausgesprochenen Weisung gemäß (Seite 363) die Schrift werde besorgt haben, schrieb er an den Kardinal selbst einen Brief, unmittelbar vor seinem heimlichen Ritt nach Wittenberg.

Wie redet er da eine so ganz andere Sprache, als in jenem ersten Briefe, den er dem Kardinal geschrieben, an jenem denkwürdigen 31. Oktober 1517! Wie haben sich die Zeiten geändert!

Luther hielt Abrechnung mit Albrecht. Das erstemal schrieb er

ihm als ein demütiger Mönch und Professor, der dem berühmten Seelenhirten in aller Bescheidenheit die Not der Seelen vorstellt, die er doch weiden soll (Band 1 Seite 207 ff. 243). Der Erzbischof würdigte ihn keiner Antwort.

Dann hat Luther sich ein zweites Mal an ihn gewendet, als der Riß zwischen ihm und Rom immer größer wurde, und um gerechte Prüfung seiner Sache gebeten. Und diesmal antwortete der Kardinal, aber ohne Verständnis und näheres Eingehen auf Luthers Meinung (Band 1 Seite 514 f).

Seitdem hatten Luther und Albrecht sich von Angesicht zu Angesicht gesehen. Das war in Worms. Zu einer persönlichen Unterredung kam es aber nicht.

Auf dem Reichstage ist Albrecht nicht unter den Todfeinden Luthers gewesen. Der päpstliche Legat Aleander war mehr als einmal unzufrieden mit ihm und beschuldigte ihn großer Feigheit. Als dann die Achtserklärung dank der unermüdlichen Anstrengungen Aleanders und der Politik und Frömmigkeit Karls V. glücklich zustande gekommen war, beeilte sich Albrecht so wenig, wie die andern Fürsten, sie in seinen Landen rechtskräftig zu machen. Herzog Georg von Sachsen war beinahe der einzige, der das Edikt ernstlich zu vollziehen sich anschickte. Nur einigemal schritt Albrecht gegen Lutheraner ein: den Prediger Kaugsdorf in Magdeburg entsetzte er seines Amts, weil er allzu eifrig die neue Lehre verkündete; dann als jener Priester im Mansfeldischen ehelich wurde, steckte er ihn ein (Seite 339), und als sogar ein Wittenberger Probst denselben Schritt that, forderte er von seinem Landesherrn, dem Kurfürsten Friedrich, dessen Auslieferung (Seite 340).

Das war nun aber in Luthers Augen tyrannisch und gottlos genug, um auch darüber ihn zur Rede zu setzen. Und so schrieb er, der gebannte und geächtete Mönch, dem ersten Priester und ersten Fürsten im deutschen Reiche folgenden Brief:

„Meine willigen Dienste seien Ew. Kurf. Gnaden, Hochwürdigster, gnädigster Herr, zuvor.

„Es hat ohn' allen Zweifel Ew. Kurf. Gnaden in gutem, frischem Gedächtnis, wie ich an Ew. Kurf. Gnaden zweimal lateinisch geschrieben, das erst' im Anfang des lügenhaftigen Ablaß, so unter Ew. Kurf. Gnaden Namen ausging, darinnen ich Ew. Kurf. Gnaden treulich warnte und mich aus christlicher Liebe entgegensetzte den wüsten, verführerischen, geldsüchtigen Predigern und den ketze-

rischen, abergläubigen Bücher (Band 1 Seite 208 ff). Und wie wohl ich hätte mögen den ganzen Sturm, wo mir Unbescheidenheit gefallen, auf Ew. Kurf. Gnaden treiben, als auf den, der solches unter seinem Namen und Wissen handhabet, mit ausgedrucktem Titel auf den ketzerischen Büchern geschrieben. habe ich doch Ew. Kurf. G. den und des Hauses zu Brandenburg verschonet, gedacht, Ew. Kurf. Gnaden thät solches aus Unverstand und Unerfahrung, durch andere falsche Ohrenbläser verführet, an welche ich mich allein gehängt, wie mit mancher Mühe und Gefahr, ist Ew. Kurf. Gnaden wohl wissend.

„Es hat aber solche meine treue Vermahnung Spott, und bei Ew. Kurf. Gnaden Undank für Dank erlanget. Habe ich zum andernmal (am 4. Februar 1520) auf's unterthänigste geschrieben, mich erboten, Unterricht von Ew. Kurf. Gnaden zu nehmen: ist mir eine harte, unartige, unbischöfliche und unchristliche Antwort worden, die, mir Unterricht zu thun, auf höhere Gewalt geschoben.

„So denn nun die zwei Schriften nichts geholfen, lasse ich dennoch nicht ab, will dem Evangelio nach auch die dritte Warnung an Ew. Kurf. Gnaden auf deutsch thun, ob's helfen wollt', so überflüssiges unverpflichtetes Warnen und Flehen.

„Es hat jetzt Ew. Kurf. Gnaden zu Halle wieder aufgerichtet den Abgott, der die armen, einfältigen Christen um Geld und Seele bringt, damit frei öffentlich bekannt, wie alle ungeschickte Tadel, durch den Tetzel geschehen, nicht sein (des Tetzels) allein, sondern des Bischofs von Mainz Mutwille gewesen sind, der auch, unangesehen mein Verschonen, sich das allein zumessen will.

„Es denkt vielleicht Ew. Kurf. Gnaden, ich sei nun von dem Plan, will nun vor mir sicher sein, und durch die Kaiserliche Majestät den Mönch wohl dämpfen. Das lasse ich geschehen. Aber noch soll Ew. Kurf. Gnaden wissen, daß ich will thun, was christliche Liebe fordert, nicht angesehen auch die höllischen Pforten, schweige denn Ungelehrte, Päpste, Kardinäle und Bischöfe. Ich will's weder leiden noch schweigen, daß der Bischof von Mainz sollte fürgeben, er wisse nicht, oder ihm gebühre nicht, Unterricht zu thun, wenn's ein armer Mensch von ihm begehrt — und wolle doch wohl darum wissen und frechlich für und für fahren, wenn es ihm Geld tragen soll. Mir nicht des Schimpfs (zum Scherzen), man muß anders davon singen und hören.

„Ist derhalb an Ew. Kurf. Gnaden meine unterthänige Bitte, Ew. Kurf. Gnaden wolle das arme Volk unverführt und unberaubt lassen, sich einen Bischof, nicht einen Wolf erzeigen. Es ist lautbar genug geworden, wie Ablaß lauter Büberei und Trügerei sei, und allein Christus dem Volke soll gepredigt werden, daß Ew. Kurf. Gnaden nicht mag durch Unwissenheit entschuldigt werden.

„Ew. Kurf. Gnaden wollen eingedenk sein des Anfangs, welch ein gräulich Feuer aus dem kleinen verachten Fünklein worden ist, da alle Welt so sicher vor war und meinete, der einige, arme Bettler wäre dem Papste unermeßlich zu geringe und nähme unmöglich Ding für. Noch hat Gott das Urteil gefällt und dem Papst mit all den Seinen übrig genug zu schaffen gegeben, wider und über aller Welt Meinung das Spiel dahin geführt, daß dem Papst schwerlich wiederzubringen ist (was er verloren hat); wird auch täglich ärger mit ihm, daß man Gottes Werke hierin zu greifen vermag. Derselbige Gott lebt noch, da zweifele nur niemand an; kann auch die Kunst, daß er einem Kardinal von Mainz widerstehe, wenngleich auch vier Kaiser ob ihm hielten. Er hat auch sondere Lust, die hohen Zedern zu brechen und die hochmütigen, verstockten Pharaones zu demütigen. Denselbigen, bitte ich, wollt' Ew. Kurf. Gnaden nicht versuchen noch verachten; seiner Kunst und Gewalt ist kein Maß.

„Ew. Kurf. Gnaden denken nur nicht, daß Luther tot sei. Er wird auf den Gott, der den Papst gedemütigt hat, so frei und fröhlich pochen und ein Spiel mit dem Kardinal von Mainz anfangen, des sich nicht viel versehen. Thut, lieben Bischöfe, zusammen — Jungherren möget ihr bleiben; diesen Geist sollt ihr noch nicht schweigen noch täuben. Widerfähret euch aber ein Schimpf daraus, des ihr euch jetzt nicht versehet, so will ich euch hiermit verwarnet haben.

„Darum sei Ew. Kurf. Gnaden endlich und schriftlich angesagt: wo nicht der Abgott wird abgethan, muß ich, göttlicher Lehre und christlicher Seligkeit zu gut, mir das lassen eine nötige, dringende und unvermeidlich' Ursach' sein, Ew. Kurf. Gnaden, wie den Papst, öffentlich anzutasten, solchem Fürnehmen fröhlich einzureden, allen vorigen Gräuel des Tetzels auf den Bischof zu Mainz treiben und aller Welt anzeigen den Unter=

schied zwischen einem Bischof und Wolf. Da mag sich Ew. Kurf. Gnaden nach wissen zu richten und zu halten.

„Werde ich veracht', so wird einer kommen, der den Verächter wider verachte, wie Jesaias sagt (33,1). Ich habe Ew. Kurf. Gnaden genug vermahnet; es ist hinfort Zeit, nach St. Paulus Lehre die öffentlichen Übelthäter vor aller Welt öffentlich zu strafen, daß das Ärgernis werde von dem Reich Gottes getrieben.

„Zum Andern bitte ich, Ew. Kurf. Gnaden wollten sich enthalten und die Priester mit Frieden lassen, die sich, Unkeuschheit zu meiden, in den ehelichen Stand begeben haben oder wollen, nicht sie des berauben, was ihnen Gott gegeben hat; sintemal Ew. Kurf. Gnaden des keinen Fug, Grund, noch Recht mag anzeigen und lauter mutwilliger Frevel einem Bischof nicht geziemet. Was hilft doch euch, Bischöfe, daß ihr so frech mit Gewalt fahret und die Herzen über euch verbittert und wollet noch könnet weder Ursach' noch Recht eures Thuns beweisen? Was laßt ihr euch dünken? Seid ihr eitel Giganten (Riesen) und Nimrode von Babylonien worden (1. Mos. 10,8 ff)? Wisset nicht, ihr armen Leute, daß Frevel, Tyrannerei, dieweil sie nimmer Schein haben und das gemeine Gebet verlieren, nicht mögen lange bestehen? Wie eilet ihr zu eurem Unfall als die Unsinnigen, der euch selbst allzu frühe kommen wird?

„Ew. Kurf. Gnaden sehe darauf! Wird solches nicht abgestellt, wird ein Geschrei sich aus dem Evangelio erheben und sagen, wie fein es den Bischöfen anstände, daß sie ihre Balken zuvor aus ihren Augen rissen und billig wäre, daß die Bischöfe zuvor ihre Huren von sich trieben, ehe sie fromme Eheweiber von ihren Ehemännern scheideten.

„Ich bitte, Ew. Kurf. Gnaden wollten sich selbst behüten, mir Gunst und Raum lassen, zu schweigen. Mir ist nicht Lieb noch Lust an Ew. Kurf. Gnaden Schande und Unehre; aber doch, wo nicht Aufhören ist, Gott zu schänden und seine Wahrheit zu unehren, bin ich und alle Christen schuldig an Gottes Ehre zu halten, ob gleich alle Welt, ich schweig' ein armer Mensch, ein Kardinal darob müßte zu Schanden werden. Schweigen werde ich nicht, und ob mir's nicht würde gelingen, hoffe ich doch, ihr Bischöfe sollt euer Liedlein nicht mit Freuden hinaussingen. Ihr habt sie noch

nicht alle vertilget, die Christus wider eure abgöttische Tyrannei erweckt hat.

„Hierauf bitte und erwarte ich Ew. Kurf. Gnaden richtige, schleunige Antwort, inwendig vierzehn Tagen; denn nach bestimmten vierzehn Tagen wird mein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen, wo nicht kommt eine gemeine Antwort.

„Und ob diese Schrift (dieser Brief) würde durch Ew. Kurf. Gnaden Ratleute unternommen (unterschlagen), daß sie (Ew. Kurf. Gnaden) nicht zu Handen käme, will ich mich das nicht lassen aufhalten. Ratleute sollen treu sein; so soll ein Bischof seinen Hof ordnen, daß für ihn komme, was für ihn kommen soll.

„Gott gebe Ew. Kurf. Gnaden seine Gnade zu rechtem Sinn und Willen.

„Gegeben in meiner Wüstenei Sonntag nach dem Tag Katharinä 1521.

Ew. Kurf. Gnaden williger und unterthäniger
Martin Luther."

Wie wenn er der Bischof wäre und Albrecht sein Untergebener, so redet Luther mit dem Kardinal, stellt ihm, wie einem Verklagten, einen Termin, bis zu welchem er sich zu verantworten habe, und droht ihm andernfalls damit, daß er ihn öffentlich zur Rechenschaft ziehen und seine ganze Schuld ans Licht bringen werde.

Und Albrecht, dem seine Räte das Schreiben nicht vorzuenthalten wagten, wußte wohl, daß er von Luther keine Schonung zu erwarten hatte. Statt daß er aber nun seine ganze Macht aufgeboten hätte, dem frechen Mönch das Maul zu stopfen, hielt er es für das Geratenste, ihm gute Worte zu geben. Albrecht steckte die Strafpredigt ein und beugte sich vor Luther.

Zwar die Frist von vierzehn Tage hielt er nicht ein. Aber unter dem 21. Dezember, also genau drei Wochen später, gab er Luthern folgende Antwort und unterschrieb sie eigenhändig:

„Lieber Herr Doktor.

„Ich hab' Euern Brief, welches Datum steht am Tage Katharinä, empfangen und gelesen und zu Gnaden und allem Guten angenommen; versehe mich aber gänzlich, die Ursach' sei längst abgestellt, so Euch zu solchem Schreiben bewegt hat.

„Und will mich, so Gott will, dergestalt halten und erzeigen, wie es einem frommen, geistlichen und christlichen Fürsten zusteht, so weit mir Gott Gnade, Stärke und Vernunft verleiht. Darum ich auch treulich bitte und bitten lassen will. Denn ich von mir selbst nichts vermag und bekenne mich, daß ich der Gnade Gottes bedarf. Wie ich denn ein armer, sündiger Mensch bin, der sündigen und irren kann und täglich sündiget und irret; das leugne ich nicht. Ich weiß wohl, daß ohne die Gnade Gottes nichts Gutes an mir ist und so wohl ein unnützer, stinkender Kot bin, als irgend ein anderer, wo nicht mehr.

„Das habe ich auf Euer Schreiben (in) gnädiger Wohlmeinung nicht wollen bergen; denn Euch Gnade und Gutes um Christi willen zu erzeigen, bin ich williger als willig.

„Brüderliche und christliche Strafe kann ich wohl leiden; hoffe, der barmherzige, gütige Gott werde hierin fürder Gnade, Stärke und Geduld verleihen, seines Willens in diesem und anderem zu leben.

„Datum Halle, am Tage Thomas, des Apostels, Anno 1521.

Albrecht,
Kardinal, Erzbischof von Mainz."

Und dieser merkwürdige Brief fand richtig seinen Weg aus der erzbischöflichen Residenz in das Versteck des geächteten Mönches.

Eine ganz absonderliche Weihnachtsgabe für Luther! Ob er sich ihrer gefreut haben mag?

Schwerlich. Denn die Heuchelei stand diesem Brief an die Stirne geschrieben. Es war doch zu viel des Guten, wenn der Kardinal sich ihm gegenüber „einen unnützen, stinkenden Kot" nannte, „wo nicht mehr"!

Und doch hätte Luther, der von der Schlauheit höfischer Kunst so gar nichts besaß und darum durch wohlberechnete Redensarten nur zu leicht sich täuschen ließ, beinahe den Versicherungen Albrechts geglaubt — wenn dessen Vertrauter und Hofkaplan, jener Kapito, nicht dem Schreiben des Kardinals einen Brief von sich beigelegt hätte. Der gefiel Luthern ganz und gar nicht.

„Wenn der Brief des Mainzers allein gekommen wäre," schrieb Luther an Melanchthon, „hätte er mich überwunden; so aber, da der

des Kapito beigegeben war, so verriet mir dieser den Trug und die Falschheit. Das mißfällt mir an Kapito sehr."

Kapito schrieb ihm nämlich, auch Albrecht wolle dem Evangelium aufhelfen, Mittel und Wege nur seien verschieden.

Darauf Luther: Giebt es einen andern Weg, das Wort der Wahrheit zum Siege zu bringen, als daß man es frei und rücksichtslos verkündigt?

Weiter stellte Kapito ihm vor: das Evangelium werde mehr Fortschritte machen, wenn man die Fürsten schone, ihre Thaten entschuldige und sich nicht mutwillig Feinde mache.

Darauf Luther: Für die Christen darf kein Ansehen der Person gelten. „Das Christentum ist ein klar und einfach Ding: wie man die Sache glaubt und erkennt, so bekennt man sie auch."

Man kann es dem Briefe, den Luther an Kapito schrieb (am 17. Januar 1522) anmerken, daß er sich Mühe gegeben hat, ruhig und maßvoll zu schreiben; es geriet doch scharf genug. Die Mahnung, die ihm da wieder einmal entgegengetreten war, über dem Eifer für Recht und Wahrheit auch nicht zu vergessen, daß erste Christenpflicht die tragende, duldende Liebe sei, beantwortet er mit einer klaren Scheidung zwischen dem, was die Liebe und was der Glaube fordert, und schließt den inhaltreichen Brief also:

„Da hast Du nun den Luther, wie er immer gewesen ist: Dein gehorsamster Knecht, wenn Du ein Freund der Frömmigkeit warest, hinwieder Dein vornehmlicher Verächter, wenn Du fortfährst, mit Deinem Kardinal in so heiliger Sache zu spielen. Dies sei mein letztes Wort: meine Liebe ist bereit, mit Euch zu sterben; wer aber den Glauben antastet, der tastet den Stern meines Auges an. Die Liebe gebe ich euch preis eurem Spott, wie eurer Ehre; den Glauben und das Wort will ich von euch angebetet haben und für das Allerheiligste gehalten. Von meiner Liebe dürft ihr alles erwarten, aber meinen Glauben sollt ihr nicht aufhören zu fürchten.

„Deinem Kardinal werde ich nicht antworten. Er wird von Dir des Luther Meinung hören. Ich meinerseits werde, sowie ich von seiner Aufrichtigkeit überzeugt worden bin, nicht zögern, mich, wie ich bin, ihm zu Füßen zu werfen."

Der Kardinal ersparte ihm das. Zwar den Priester, den er wegen seiner Heirat gefangen gesetzt hatte, ließ er frei, und den „Abgott" that er ab, so sauer es ihm fallen mochte, auf die gehofften Almosen der

frommen Pilger zu verzichten. Aber den Weg ins Lager der Reformation fand er nicht. Das währte noch ein Jahr und etliche Monate, so sah auch ein Kapito in seinen Hoffnungen sich getäuscht und gab sein Amt bei ihm auf als einen verlorenen Posten.

Die Schrift gegen den „Abgott zu Halle“ blieb ungedruckt.

Dem Spalatin zürnte Luther wohl eine Weile und schalt ihn um seines höfischen Sinnes willen. Für Zurückhaltung und Vorsicht hatte er in seiner Aufrichtigkeit, Geradheit und Entschiedenheit kein Verständnis. Schließlich wurden sie doch wieder gute Freunde.





Zehntes Kapitel.

Luther warnt vor Aufruhr.

Die Mahnung nach oben hatte gewirkt. Aber auch nach unten that es not zu warnen und zu vermahnen.

Der heimliche Ritt gen Wittenberg mochte Luthern unterwegs mannigfache Gelegenheit gegeben haben, unerkannt mit dem Volke zu verkehren und sich von der Stimmung des gemeinen Mannes zu überzeugen. Sie war unruhig genug. Gerade in Herzog Georgs Landen mochten die Wittenbergisch Gesinnten wohl fragen, ob nicht das Volk selber etwas für das Evangelium thun müsse, wenn die Fürsten es unterdrückten.

Dazu nun die Unruhen in Wittenberg selbst. Wie ernstlich wird Luther darüber mit seinen Freunden geredet haben! Und schließlich versprach er, nach seiner Rückkehr auf seine Burg an das Volk eine öffentliche Warnung vor Aufruhr und Gewaltthat zu erlassen, daß sie nicht etwa meinten, sie thäten Gott einen Dienst damit.

Am 19. Januar 1522 hat er die versprochene Schrift geschrieben. Kurz und bündig, klar und faßlich für jedermann sagt er darin seine Meinung. Der Reformator sagt sich von der Revolution los, als deren Anzeichen erst ganz von ferne drohen.

Der kurze Sinn des Büchleins, das wir alsbald abdrucken lassen, wie es Luther geschrieben hat, ist der:

Was wollt ihr mit Gewalt und Empörung ausrichten? Gott hat jenen ein anderes Gericht bestimmt. Nicht Menschenhand, sondern die Stimme des wiederkehrenden Herrn der Kirche, Jesu Christi, wird den

Antichrist stürzen. — Und es war Luthers feste Überzeugung, daß der jüngste Tag vor der Thür stehe. Das kennen wir schon von ihm (Seite 36, 95, 209. Band 1 Seite 772). Sein Wunsch war nur: „Gott geb', es geschehe bald!“ Auf das Jahr 1524 hatten die „Sternmeister“ eine sonderliche Konstellation der Planeten geweissagt — er begrüßte dies als eine gewisse Botschaft vom Ende der gegenwärtigen, verlorenen Welt.

Wenn denn der Herr Christus das Gericht in Bälde besorgen wird, so wird es zu einem allgemeinen Aufruhr der Menschen gegen das Papsttum nicht kommen. Dennoch will Luther die Herzen unterrichten, damit sie wissen, warum Aufruhr unrecht sei. Die Obrigkeit hätte das Recht und die Pflicht, ihre Unterthanen gegen die Tyrannei des Antichrists zu schützen, aber ob sie das thut oder nicht, ist ihre Sache. Der gemeine Mann muß dulden, beten und bekennen.

Ja, das Wort muß es thun! Das bleibt Luthers Losung. Und ist nicht unendlich viel schon ausgerichtet durch das Wort? Mit inniger Genugthuung schaut er zurück auf die wunderbare Wirkung, die seine Predigt bisher gethan hat. Aber seine Person und sein Name soll aus dem Spiel bleiben; Christi Wort war es, das aus seinem Munde ging und den Papst richtete.

So giebt er endlich Anweisung, wie die Anhänger des Evangeliums streiten sollen wider die Verstockten, die Schwachen aber schonen, wie er Ähnliches schon in der Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen vorgetragen hat, sonderlich im Beschluß (Band 1 Seite 751 f).

Eine treue Vermahnung an alle Christen, sich zu hüten vor Aufruhr und Empörung.

Jesus.

Allen Christen, die diesen Brief lesen oder hören, geb' Gott Gnad' und Frieden. Amen.

Es ist von Gottes Gnaden in diesen Jahren das selige Licht der christlichen Wahrheit, durch den Papst und die Seinen zuvor unterdrückt, wieder aufgangen, dadurch ihre mannichfaltige, schädliche und schändliche Verführung, allerlei Missethat und Tyrannei, öffentlich an Tag gebracht und zu Schanden worden ist, daß es sich ansehen läßt, es werde gelangen zu Aufruhr, Pfaffen, Mönche, Bischöfe mit ganzem geistlichen Stand erschlagen und verjagt möchten werden, wo sie nicht

eine ernstliche, merkliche Besserung selbst vorwenden. Denn der gemeine Mann, in Bewegung und Verdruß über seine Beschädigung, am Gut, Leib und Seele erlitten, zu hoch versucht und über alle Maß von ihnen auf's alleruntreulichste beschweret, hinfort solches nimmer leiden möge noch wolle, und dazu redliche Ursache habe, mit Flegeln und Kolben darein zu schlagen, wie der Karsthans (der Bauer, so genannt wegen des Karst, einer Hacke mit zwei Zähnen, die er führte) dräuet.

Wiewohl nun ich nicht ungern höre, daß die Geistlichen in solcher Furcht und Sorge stehen, ob sie dadurch wollten in sich selbst schlagen und ihre wütenden Tyranneien sänftigen — und wollt' Gott, solcher Schrecken und Furcht wäre noch größer — so dünkt mich doch, ich sei des gewiß, bin auch ohn' alle Sorge eines zukünftigen Aufruhrs oder Empörung, sonderlich die da durchdringe und den ganzen Haufen überfalle, aus der Ursach', daß ich nicht kann noch soll zweifeln, Gott werde über seinem Wort halten, und viel eher lassen Himmel und Erde vergehen, ehe ein einziger Titel oder Buchstabe davon verfalle; wie er selbst sagt (Matth. 5, 18 und 24, 35).

Derhalben lasse ich dräuen und schrecken, wer da mag und will, auf daß erfüllet werde die Schrift, die da sagt von solchen geistlichen Übelthätern (Psalm 36, 2): „Ihre Bosheit ist offenbar worden, daß man ihnen feind wird.“ Item (Ps. 14, 5): „Sie fürchten sich, da keine Furcht ist.“ Item (Sprichw. 28, 1): „Die Gottlosen fliehen, ob sie schon niemand jaget.“ Und (3. Mos. 26, 36): „Es soll sie auch ein rauschend Blatt erschrecken.“ Und (5. Mos. 28, 65—67): „Gott wird dir geben ein erschrocken Herz, daß dein Leben wird vor dir wehen (in Todesgefahr schweben). Des Morgens wirst du sagen: Wollt' Gott, ich überlebte den Abend; des Abends wirst du sagen: Wollt' Gott, ich überlebte den Morgen.“

Solch Schrecken und Furcht giebt die Schrift allen Gottesfeinden zum Anfang ihrer Verdammnis. Darum ist billig und gefällt mir wohl, daß solche Plage anfängt in den Papisten, die die göttliche Wahrheit verfolgen und verdammen. Es soll schier noch besser beißen.

Und daß ich mehr sage: Wenn ich zehn Leiber hätte, und möchte bei Gott so viel Gnade erwerben, daß er sie mit diesem Fuchsschwanz des leiblichen Todes oder Aufrührischen kasteite, so wollte ich sie doch alle aus Herzensgrund gerne darstrecken für den elenden Haufen. Ach Herr Gott! es ist nicht eine solche linde Strafe (ein Volksaufruhr) vor der Thür; es ist ein unsäglicher Ernst und Zorn, des kein Ende ist, über

sie schon angegangen (das Weltgericht). Der Himmel ist eisern, die Erde ehern; es hilft kein Bitten mehr; der Zorn ist, wie Sankt Paulus von den Juden sagt (1. Thess. 2, 16), über sie gekommen endlich. Es ist nicht um einen Aufruhr zu thun vor Gott. Wollt' Gott, dieweil dem Haufen nicht zu helfen ist, wir möchten doch etliche heraus reißen und von dem gräulichen Schlund und Rachen erretten.

Die Schrift giebt dem Papst und den Seinen gar viel ein ander Ende, denn leiblichen Tod und Aufruhr. Daniel (8, 25) spricht: „Er soll ohne Hand zerknirscht werden", das ist nicht mit dem Schwert und leiblicher Gewalt. Und Sankt Paulus (2. Thessal. 2, 8) sagt von ihm also: „Unser Herr Jesus wird ihn töten mit dem Geist seines Mundes, und wird ihn verstören durch das Erleuchten seiner Zukunft."

Die Maler malen auch also Christum auf dem Regenbogen, daß ihm eine Rute und Schwert aus dem Munde gehet, welches ist aus Jesaia 11, 4 genommen, da er spricht: „Er wird schlagen die Erde mit der Stangen seines Mundes, und mit dem Geist seiner Lippen wird er töten den Gottlosen." Daß aber die Maler eine blühende Rute malen, ist nicht recht. Es sollte ein Stab oder Stange sein, und beide, Stange und Schwert, allein über die eine Seite gehen, über die Verdammten. Item (Psalm 10, 15): „Zerknirsche den Arm des Gottlosen, suche seine Bosheit, so wird sein gottlos Wesen schon nimmer bestehen."

Aus diesen Sprüchen lernen wir, daß des Papstes endchristisch Regiment mit ihm wird dieser maßen zerstöret werden, nämlich daß durch das Wort Christi, welches ist der Geist, Stang' und Schwert seines Mundes, wird seine Büberei, Trügerei, Schalkheit, Tyrannei, Verführerei aufgedeckt und, vor aller Welt bloß, zu Schanden werden.

Denn die Lügen und Verführerei wird allein damit verstört, wenn sie offenbar und erkannt wird. Sobald die Lüge erkannt wird, bedarf sie schon keines Schlags mehr, fällt und verschwindet von ihr selbst mit allen Schanden. Das meint Psalm 10, 15: „Suche nur seine Bosheit, so ist sein gottlos Wesen schon dahin." Es bedarf nicht mehr, denn suchen und erkennen.

Nun ist des Papstes Wesen mit seinen Stiftern, Klöstern, hohen Schulen, Gesetzen und Lehren eitel Lügen durch eitel Lügen aufgebracht; hat auch die Welt nicht anders, denn mit Schein und guter Gestalt betrogen, verführet, unterdrückt, an Leib, Gut und Seele verderbt. Darum

bedarf's nicht mehr, denn nur erkennen und offenbar machen, so fällt es dahin mit Papst, Pfaffen, Mönchen in aller Schande und Schmach. Denn kein Mensch ist so toll, der da folge und nicht hasse die öffentlichen Lügen und Falschheit.

Wenn nun solche Offenbarung der päpstischen Büberei geschehen ist, und der Geist des Mundes Christi im Schwang geht, daß der Papst mit seinen Lügen nichts mehr gilt und ganz verachtet wird; alsdann wird mit zuplatzen und eintreffen der jüngste Tag, und wie Paulus sagt (2. Thessal. 3, 8), wird Christus den Papst vollends zerstören durch seine Zukunft.

In diesem Handel ist dies das allerfeinste, daß der Papst und die Seinen, verstockt, werden solches nicht glauben, sondern verlachen, auf daß sie erfüllen den Spruch Pauli (1. Thessal. 5, 3): Wenn sie werden sicher sein und sagen: es hat noch keine Not, so wird ihnen kommen schnell ihr Verderben." Auf daß nun die Papisten ja sich nicht bessern und Gnade suchen, sollen sie dies nicht glauben und sagen: ‚Ja, der jüngste Tag ist noch fern', bis daß sie im Augenblick, ehe sie sich versehen, im Grund des höllischen Feuers liegen über einem Haufen.

Als ich nun habe gesagt: dieweil ich gewiß bin aus diesen Sprüchen, daß durch Menschenhand oder Aufruhr das Papsttum und geistlicher Stand nicht wird verstöret, sondern seine Bosheit so gräulich ist, daß ihr keine Strafe genug ist, denn allein der göttliche Zorn selber, ohn' alles Mittel — hab' ich noch nie mich bewegen lassen, denen zu wehren, die mit der Hand und Flegel dräuen. Weiß wohl, daß ihnen nicht wird gelingen. Obgleich etliche würden angetastet, so wird's doch nicht ein allgemein Antasten werden. Sind doch zuvor wohl mehr Pfaffen ohn' allen Rumor und Empörung erschlagen, da man sich noch vor ihrem Bann fürchtete, und der Zorn Gottes noch nicht war angegangen; aber nun er angegangen ist und man sich nicht mehr vor ihm (vor ihrem Banne) fürchtet, sollen sie sich fürchten umsonst; gleichwie sie uns bisher vergeblich mit ihrem falschen Bann haben fürchten gemacht und zu unserer Furcht einen guten, hoffärtigen Willen gehabt. —

Doch obwohl die Hand nicht dazu kommen wird und derselbigen mir nicht not ist zu wehren, so muß ich doch auch die Herzen ein wenig unterrichten.

Und für das Erste lass' ich die weltliche Obrigkeit und Adel jetzt anstehen, welche wohl sollten aus Pflicht ihrer ordentlichen Gewalt

dazuthun, ein jeglicher Fürst und Herr in seinem Land. Denn was durch ordentliche Gewalt geschieht, ist nicht für Aufruhr zu halten. Aber nun lassen sie es alles gehen; einer hindert den andern. Etliche helfen und rechtfertigen dazu des Endchrists Sache. Gott wird sie wohl finden und ihnen geben, nachdem sie ihrer Gewalt und Obrigkeit zu Rettung oder Verderben ihrer Unterthanen an Leib, Gut und Seele gebraucht haben.

Aber dem gemeinen Manne ist sein Gemüt zu stillen und zu sagen, daß er sich enthalte auch der Begierden und Worte, so zum Aufruhr sich lenken, und zur Sache nichts fürnehmen ohne Befehl der Obrigkeit oder Zuthun der Gewalt. Dazu sollen ihn bewegen:

Zum Ersten, daß, wie gesagt, es doch nicht zur That kommen wird und eitel vergebliche Worte und Gedanken sind, was davon geredet und gedacht wird. Denn, wie gehört ist, Gott will und wird selber hier der Strafer sein, und sie solcher Strafe ganz und gar nicht würdig sind.

Auch sehen wir, wie die Fürsten und Herren so uneins und sich gar nicht dazu stellen, als wollten sie den Sachen helfen. Welches alles von Gott verhängt und geschickt wird, auf daß er allein strafe und seinen Zorn über sie ausschütte. Wiewohl Fürsten und Herren, wie gesagt ist, damit nicht entschuldigt sind; sie sollten das Ihre dazu thun und mit dem Schwert, das sie tragen, wehren, so viel sie möchten, ob sie Gottes Zorn zuvorkommen und lindern könnten. Gleichwie Moses (2. Mos. 32, 28) ließ dreitausend vom Volk erschlagen, auf daß Gottes Zorn vom Volk gewendet würde. Wie denn auch vom Elia (1. Kön. 18, 40) und Pinehas (4. Mos. 25, 11) die Schrift sagt. Nicht daß man jetzt sollte die Pfaffen töten, welches ohne Not ist, sondern nur mit Worten verbieten und darob mit Gewalt halten, was sie treiben über und wider das Evangelium. Man kann ihnen mit Worten und Briefen mehr denn genug thun, daß es weder Hauens noch Stechens bedarf.

Zum Andern, ob's gleich möglich wäre, daß ein Aufruhr würde, und Gott sie gnädiglich wollte strafen — so ist doch die Weise kein nütze, bringt auch nimmermehr die Besserung, die man damit sucht. Denn Aufruhr hat keine Vernunft und geht gemeiniglich mehr über die Unschuldigen, denn über die Schuldigen. Darum ist auch kein Aufruhr recht, wie rechte Sache er immer haben mag, und folget allezeit mehr Schaden denn Besserung daraus, damit

erfüllet wird das Sprichwort: „Aus Übel wird Ärgeres.“ Derhalben ist die Obrigkeit und das Schwert eingesetzt, zu strafen die Bösen und zu schützen die Frommen, daß Aufruhr verhütet werde, wie St. Paulus sagt (Röm. 13, 4 und 1. Petr. 2, 13, 14); aber wenn Herr Omnes (das Volk; omnes heißt „alle“) aufstehet, der vermag solch' Unterscheiden der Bösen und Frommen weder zu treffen noch zu halten, schlägt in den Haufen, wie es trifft, und kann nicht ohne groß gräulich Unrecht zugehen.

Darum hab' Acht auf die Obrigkeit. So lange die nicht zugreift und befiehlt, so halt' du stille mit Hand, Mund und Herz und nimm dich nichts an. Kannst du aber die Obrigkeit bewegen, daß sie angreife und befehle, so magst du es thun. Will sie nicht, so sollst du auch nicht wollen. Fährst du aber fort, so bist du schon ungerecht, und viel ärger, denn der andere Teil. Ich halte und will's allezeit halten mit dem Teil, der Aufruhr leidet, wie unrechte Sache er immer habe, und zuwidersein dem Teil der Aufruhr macht, wie rechte Sache er immer habe, darum daß Aufruhr nicht kann ohn' unschuldig Blut oder Schaden ergehen.

Zum Dritten, so ist Aufruhr von Gott verboten, da er sagt durch Mose (5. Mos. 16, 20): „Was recht ist, sollst du mit Recht ausführen.“ Item (5. Mos. 32, 35): „Die Rache ist mein, ich will vergelten.“ Daher kommt das wahre Sprichwort: „Wer wiederschlägt, der ist unrecht.“ Item: „Niemand kann sein eigner Richter sein.“ Nun ist Aufruhr nichts anderes, denn selbst richten und rächen. Das kann Gott nicht leiden; darum ist's nicht möglich, daß Aufruhr nicht sollte die Sache allezeit viel ärger machen, weil sie wider Gott und Gott nicht mit ihr ist.

Zum Vierten ist in dieser Sache der Aufruhr ein sonderlich gewiß Eingeben des Teufels. Denn dieweil er sieht das helle Licht der Wahrheit, welches seine Götzen, Papst und Papisten, aufdeckt in aller Welt, und er ihm in keinem Weg begegnen kann, die Glänze (das Licht) sind ihm in die Augen geschlagen, daß er, geblendet, nicht mehr denn lügen, lästern und das närrischste Ding fürgeben kann, so gar, daß er auch vergißt Schein, Farbe und Gleißen, wie er bisher gewöhnt fürzuwenden — als das ausweisen die Lügenmäuler, Papst, Eck, Emser und ihresgleichen in ihren Bullen und Schriften — fährt er zu und will Unheil anrichten durch die, so sich des Evangelii rühmen, damit er hofft, unsere Lehre zu schimpfieren, als sei sie vom Teufel und nicht

aus Gott, wie etliche schon auf der Kanzel glorieren (rühmen) aus dem Spiel, das er zu Erfurt mit den Pfaffen anfing (Seite 209 ff).

Aber es soll ihm, ob Gott will, nicht gelingen. Wir müssen den Schimpf von ihm leiden; er soll aber dagegen auch etwas leiden, das ihn reichlich bezahle.

Welche meine Lehre recht lesen und verstehen, die machen nicht Aufruhr; sie haben's nicht von mir gelernt. Daß aber etliche solches thun und sich unseres Namens rühmen, was können wir dazu? Wieviel thun die Papisten unter dem Namen Christi, das nicht allein Christus verboten hat, sondern auch Christum verstöret? Sollen wir unsern Chor so rein halten, daß auch Sankt Peter nicht strauchle unter uns, so doch unter den Papisten eitel Judas und Judastücke sind, und wollen dennoch ihre Lehre nicht dem Teufel zugeeignet haben.

Aber, wie ich sage, der Teufel sucht also Ursach', diese Lehre zu schmähen, wie er kann. Könnte er etwas Ärgeres, so thät' er's auch. Er ist matt worden; er muß herhalten, ob Gott will, weil er solch' lahme, lose, faule Anschläge fürnimmt. Es wird und soll ihm zum Aufruhr nicht gedeihen, wie gerne er wollte.

Darum bitt' ich, wer sich des christlichen Namens will rühmen, der halte sich, wie Sankt Paulus sagt (2. Korinth. 6, 3), daß wir den Widersachern nicht Ursache geben, zu lästern unsere Lehre. Denn wir sehen, wie die Papisten geschickt sind, daß sie den Balken in ihren Augen stehen lassen, und mit ganzem Fleiß suchen und scharren, ob sie ein kleines Stöcklein in unsern Augen finden mögen. Wir sollen ihnen nicht aufrücken, daß sie fast nichts Gutes bei sich haben. Aber wo unsereiner nicht eitel Geist und Engel ist, so soll all unser Ding unrecht sein; da freuen sie sich, da hüpfen sie, da singen sie, als hätten sie ganz gewonnen.

Darum sollen wir uns hüten vor Ursach' ihrer Lästerung, deren sie voll, voll, voll stecken. Nicht um ihretwillen; denn sie müssen doch lästern und das Maul übergehen lassen, des das Herz voll ist (Mtth. 12, 34), sollten sie es auch mit Lügen ausrichten, wie wir sehen, daß sie thun; sondern um des heiligen Evangelii willen, daß wir seine Schmach verwahren und ihnen ihr Maul zustopfen, als Sankt Petrus lehrt, daß sie mit keiner Wahrheit uns schänden mögen, so viel uns möglich ist (1. Petr. 3, 16). Denn was sie Böses von uns sagen mögen, ziehen sie sobald auf die Lehre, und muß also das heilige Wort Gottes unsere Schande tragen, davon wir alle Ehre haben. Aber sie

wollen ihre Lehre ungeschändet haben, ob sie eitel Schande wirken, das edle, zarte, rechtfertige Volk.

Sprichst du aber: ‚Was sollen wir denn thun, so die Obrigkeit nicht anfangen will? Sollen wir's noch länger dulden und ihren Mutwillen stärken?‘

Antwort: Nein, du sollst deren keines thun. Dreierlei sollst du dazu thun.

Das Erste: Du sollst erkennen deine Sünde, welche Gottes strenge Gerechtigkeit mit solchem endchristischen Regiment geplagt hat. Wie Sankt Paulus (2. Thess. 2, 11 f) verkündiget: „Gott wird ihnen zusenden irrige Lehre und Regiment, darum, daß sie die Liebe der Wahrheit nicht angenommen haben, damit sie selig würden.“ Es ist eitel unsere Schuld alles, was der Papst mit den Seinen an unserm Gut, Leib und Seele gethan hat. Darum mußt du zuvor die Sünde bekennen und ablegen, ehe du der Straf' und Plage willst los sein; sonst wirst du wider den Spieß treten, und der Stein, den du über dich wirfst gen Himmel, wird dir auf den Kopf fallen.

Das Andere: Du sollst demütiglich bitten wider das päpstische Regiment. Wie da thut und lehret der 10. Psalm (12 ff) und spricht: „Stehe auf, Herr Gott und erhebe deine Hand, vergiß nicht deiner Armen. Warum lästert der Gottlose dich, Herr Gott, und spricht: du fragest nicht danach, du siehest ja und erkennest seine Mühe und Grimm, auf daß du sie übergebest in deine Hände. Der Arme ist dir gelassen, dem Waisen wirst du helfen. Zerknirsche den Arm des Gottlosen, suche seine Bosheit, so wird sein göttlos Wesen nimmer sein u. s. w.“

Das Dritte: Daß du deinen Mund lässest sein einen Mund des Geistes Christi, von dem Sankt Paulus droben saget (2. Thess. 2, 8): „Unser Herr Jesus wird ihn töten mit dem Mund seines Geistes.“

Das thun wir, so wir getrost fortfahren, wie angefangen ist, des Papstes und der Papisten Büberei und Trügerei unter die Leute treiben mit Reden und Schreiben, bis daß er in aller Welt bloß, aufgedeckt, erkannt und zu Schanden werde. Denn mit Worten muß man ihn zuvor töten; der Mund Christi muß es thun; damit wird er aus der Menschen Herzen gerissen und seine Lügen erkannt und verachtet. Wenn er aus dem Herzen ist, daß sein Ding nicht mehr gilt, so ist er schon verstört. Hiermit kann man sich besser raten, denn mit hundert

Aufruhren. Mit Gewalt werden wir ihm nichts abbrechen, ja mehr ihn stärken, wie es bisher vielen ergangen ist. Aber mit dem Licht der Wahrheit, wenn man ihn gegen Christum und seine Lehre gegen das Evangelium hält, da fällt er und wird zunichte ohne alle Mühe und Arbeit.

Sieh mein Thun an: hab' ich nicht dem Papst, Bischöfen, und manchen allein mit dem Mund, ohn' allen Schwertschlag, mehr abgebrochen, denn ihm bisher alle Kaiser und Könige und Fürsten mit all ihrer Gewalt haben abgebrochen? Warum das? Darum, daß Daniel (8, 25) sagt: „Dieser König soll ohne Hand verstöret werden." Und Sankt Paulus (2. Thess. 2, 8): „Er soll mit dem Mund Christi verstöret werden." Nun mag ich und ein jeglicher, der Christi Wort redet, frei sich rühmen, daß sein Mund Christi Mund sei. Ich bin je gewiß, daß mein Wort nicht mein, sondern Christi Wort sei; so muß mein Mund auch dessen sein, des Wort er redet.

Darum darfst du nicht begehren einen leiblichen Aufruhr. Es hat Christus selbst schon einen angefangen mit seinem Mund, der dem Papst allzuschwer wird sein; demselbigen lass' uns folgen und fortfahren.

Es ist nicht unser Werk, das jetzt geht in der Welt. Es ist nicht möglich, daß ein Mensch sollte solch Wesen allein anfangen und führen. Es ist auch ohne mein Bedenken und Ratschlagen so ferne kommen, es soll auch ohne meinen Rat wohl hinausgehen, und die Pforten der Hölle sollen's nicht hindern. Ein anderer Mann ist's, der das Rädle treibt; den sehen die Papisten nicht und geben's uns schuld; sie sollen's aber schier inne werden.

Der Teufel hat sich lange Zeit vor diesen Jahren gefürchtet und den Braten von ferne gerochen, hat auch viel Prophezeiungen dawider lassen ausgehen, die etliche auf mich deuten, daß ich mich oft seiner großen Schalkheit verwundere. Er hätte mich auch oft gar gerne getötet. Jetzt wollte er gerne, daß ein leiblicher Aufruhr würde, damit dieser geistliche Aufruhr zu Schanden und verhindert würde. Es will aber und soll ihm nichts helfen, ob Gott will. Er muß ohne Hand und allein mit dem Munde verstöret werden, da hilft nichts vor.

Siehe nun, treibe und hilf treiben das heilige Evangelium. Lehre, rede, schreibe und predige, wie Menschengesetz' nichts sind. Wehre und rate, daß niemand Pfaff', Mönch, Nonne werde, und

wer drinnen ist, herausgehe. Gieb nicht mehr Geld zu Bullen, Kerzen, Glocken, Tafeln, Kirchen — sondern sage, daß ein christlich Leben stehe im Glauben und Liebe, und laſſ' uns das noch zwei Jahre treiben, so sollst du wohl sehen, wo Papst, Bischof, Kardinal, Pfaff', Mönch, Nonne, Glocken, Turm, Meſſ', Vigilien, Kutten, Kappen, Platten, Regeln, Statuten und das ganze Geschwürm und Gewürm päpstlichen Regimentes bleibe; wie der Rauch soll es verschwinden (Psalm 37, 20).

Lehren wir aber das nicht und bringen solche Wahrheit nicht unter die Leute, daß ihnen solch Ding' aus dem Herzen genommen werde, so wird der Papst wohl vor uns bleiben, wenn wir gleich tausend Aufruhre wider ihn anfingen.

Siehe, was hat's gewirkt allein dies einige Jahre, daß wir haben solche Wahrheit getrieben und geschrieben? Wie ist den Papisten die Decke so kurz und schmal geworden! Die Stationierer (Ablaßprediger) klagen, sie müssen schier Hungers sterben. Was will werden, wo solcher Mund Christi noch zwei Jahre mit seinem Geist dreschen wird? Solch Spiel wollte der Teufel mit leiblichem Aufruhr gerne hindern. Aber laßt uns weise sein, Gott danken für sein heilig Wort und diesem seligen Aufruhr den Mund frisch dargeben.

Es ist offenbar geworden der Papisten Unwissenheit; es ist offenbar geworden ihre Gleißnerei; es ist offenbar geworden ihre falsche Lüge in ihren Gesetzen und Orden; es ist offenbar geworden ihre falsche Tyrannei des Bannes. Kurzum, es ist alles aufgedeckt, womit sie bisher die Welt bezaubert, erschreckt und verführt haben. Man sieht, daß es eitel Gaukelwerk gewesen sei. Nichts mehr ist bei ihnen, das man fürchtet, ohne allein noch ein kleiner Behelf weltlicher Gewalt. Aber dieweil der Schein ab ist, und mit lauter Gewalt sie sich schützen müssen, ist's nicht möglich, daß es lange möge bestehen. Auch was dem Munde Christi überbleibt, das wird seine Zukunft vertilgen, wie Sankt Paulus sagt (2. Thessal. 2, 8).

Darum laßt uns frisch anhalten, das Wort redlich eintreiben, die Menschengesetze austreiben; so tötet Christus durch uns das Papsttum. Es singt schon: ‚Eli, Eli' (Ps. 22, 2); es ist getroffen. Schier wird's heißen: ‚exspiravit (es hat ausgeatmet).' —

Aber hier in diesem Treiben muß ich abermal etliche vermahnen, die dem heiligen Evangelio einen großen Abfall und Nachreden machen. Es sind etliche, so sie ein Blatt oder zwei gelesen oder eine Predigt

gehöret, rips raps auswischen und nichts mehr thun, denn überfahren und versprechen (verreden) die andern mit ihrem Wesen, als die nicht evangelisch seien, unangesehen daß zuweilen schlechte, einfältige Leute sind, die wohl die Wahrheit lernten, so man sie ihnen sagte.

Das habe ich auch niemand gelehrt, und Sankt Paulus hat es hart verboten. Sie thun's nur darum, daß sie wollen etwas Neues wissen und für gut Lutherisch angesehen sein. Aber sie mißbrauchen des heiligen Evangelii zu ihrem Mutwillen. Damit wirst du das Evangelium nimmermehr in die Herzen treiben; du wirst sie vielmehr abschrecken, und mußt eine schwere Antwort geben, daß du sie also von der Wahrheit getrieben hast.

Nicht also, du Narr, höre und laß dir sagen:

Zum Ersten bitt' ich, man wolle meines Namens geschweigen und sich nicht Lutherisch, sondern Christen heißen. Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein. So bin ich auch für niemand gekreuzigt. Sankt Paulus (1. Kor. 3, 4) wollte nicht leiden, daß die Christen sich sollten heißen paulisch oder petersch, sondern Christen. Wie käme denn ich armer, stinkender Madensack dazu, daß man die Kinder Christi sollte mit meinem heillosen Namen nennen? Nicht also, lieben Freunde, laßt uns tilgen die parteiischen Namen und Christen heißen, des Lehre wir haben. Die Papisten haben billig einen parteiischen Namen, dieweil ihnen nicht genügt an Christi Lehre und Namen, wollen auch päpstisch sein, der ihr Meister ist. Ich bin und will keines Meister sein. Ich habe mit der Gemeine die einige gemeine Lehre Christi, der allein unser Meister ist (Matth. 23, 8).

Zum Andern: Wenn du das Evangelium willst christlich handeln, so mußt du Acht auf die Personen haben, mit denen du redest. Die sind zweierlei.

Zum Ersten sind etliche verstockt, die nicht hören wollen; dazu andere mit ihrem Lügenmaul verführen und vergiften, als da ist, der Papst, Eck, Emser, etliche unserer Bischöfe, Pfaffen und Mönche. Mit denselben sollst du nicht handeln, sondern dich halten nach dem Spruch Christi (Matth. 7, 6): „Ihr sollt das Heiligtum nicht geben den Hunden, noch die Perlen werfen vor die Säue, auf daß sie die nicht mit Füßen treten, und die Hunde sich umkehren und euch zerreißen.“ Item (Sirach 32, 6): „Wo nicht ist, der dir zuhört, so sollst du dein Wort nicht ausgießen.“ Wenn du aber siehst, daß dieselbigen Lügner ihre

Lügen und Gift auch in andere Leute schenken, da sollst du sie getrost vor den Kopf stoßen und wider sie streiten; gleichwie Paulus stieß den Elymas (Apg. 13, 10 f) mit harten, scharfen Worten, und Christus die Pharisäer nennt Ottergezüchte (Matth. 23, 33). Das sollst du nicht um ihretwillen thun — denn sie hören nicht — sondern um derer willen, die sie vergiften. Also gebeut St. Paulus Tito (Tit. 1, 10 f), er soll solch unnütze Plauderer und Seelverführer härtiglich strafen.

Zum Andern sind etliche, die solches zuvor noch nicht gehört haben und wohl lernen möchten, so man's ihnen sagte; aber sie sind so schwach, daß sie es nicht leicht fassen mögen. Diese soll man nicht überpoltern noch überrumpeln, sondern sie freundlich und sanft unterweisen, Grund und Ursach' anzeigen. Wo sie es aber nicht gleich fassen mögen, eine Zeitlang Geduld mit ihnen haben. Davon sagt Sankt Paulus (Röm. 14, 1): „Den Schwachen im Glauben sollt ihr annehmen." Item Sankt Peter (1. Epist. 3, 16): „Ihr sollt allezeit bereit sein zur Antwort einem jeglichen, der von euch begehrt Grund und Ursach' eurer Hoffnung, mit Sanftmütigkeit und Furcht." Da siehst du, daß mit Sänfte und Gottesfurcht wir sollen Unterricht geben unsers Glaubens, so es jemand begehrt oder bedarf.

Wenn du nun vor diesen Leuten deine große Kunst willst erzeigen und so kurz herfährst und giebst vor, wie sie nicht recht beten, fasten, Messe haben, und willst Fleisch, Eier, dies und das essen auf den Freitag und sagst nicht daneben mit Sanftmütigkeit und Furcht Ursache und Grund, so kann ein solch einfältig Herz dich nicht anders achten, denn daß du ein stolzer, frecher, freveler Mensch seiest, als denn auch wahr ist, und meint, man solle nicht beten, nicht Gutes thun, Messe sei nichts, und dergleichen. Welches Irrtums und Anstoßes du Ursach' und schuldig bist. Daher es denn kommt, daß sie übel richten und reden von dem heiligen Evangelio, und meinen, man habe dich ungeheure Dinge gelehrt. Was hilft dir nun solche Beleidigung deines Nächsten und Hindernis des Evangelii? Du hast deinen Mutwillen gefühlt. So sprechen sie: ‚Ei, ich will in meinem Glauben bleiben' und sperren ihr Herz zu der rechten Wahrheit.

Wenn du aber mit Furcht und Sanftmütigkeit — wie Sankt Petrus lehret, — Ursach anzeigtest und sprächest also: ‚Lieber Mensch, Fasten, Eier, Fleisch, Fisch essen ist ein solch Ding, daß nicht dran liegt die Seligkeit; es mag wohl und übel geschehen und nachgelassen werden: allein der Glaube macht selig' u. s. w., wie denn hiebei zu sagen ist. Also

auch: Die Messe wäre wohl gut, wenn sie recht gehalten würde u. s. w. Mit der Weise kämen sie hinzu, hörten und lernten zuletzt, das du kannst. Aber nun du so frech bist, erhebst dich, daß du etwas wissest, das sie nicht wissen — thust wie der Pharisäer im Evangelio (Luk. 18, 11) und lässest die Ursach' deines Übermuts sein, daß sie nicht auch dasselbe wissen, das du weißt, fällst du in das Urteil Sankt Pauli (Röm. 14, 15), verachtest deinen Nächsten, dem du doch mit Furcht und Sanftmütigkeit dienen solltest.

Merk' ein Gleichnis. Wenn ein Bruder wäre mit einem Strick um den Hals gefährlich gebunden von seinem Feind und du Narr würdest zornig auf den Strick und Feind, liefest zu und rissest den Strick mit großem Ernst zu dir oder stächest mit einem Messer darnach, da solltest du wohl deinen Bruder erwürgen oder erstechen, und mehr Schaden thun, denn der Strick und Feind. Wenn du aber ihm helfen willst, mußt du also thun: den Feind magst du hart genug strafen oder schlagen, aber mit dem Strick mußt du sanft und mit Furcht umgehen, bis du ihn von seinem Hals bringst, daß du deinen Bruder nicht erwürgest.

Also, die Lügner, die verstockten Tyrannen magst du wohl hart antasten und frei thun wider ihre Lehre und Werk, denn sie wollen nicht hören, aber die Einfältigen, die von ihnen mit Stricken solcher Lehren gefährlich gebunden sind, mußt du gar viel anders behandeln, mit Furcht und Sanftmut die Menschenlehre auflösen, Grund und Ursach' sagen und sie also mit der Zeit auch losmachen. Also that Sankt Paulus, da er allen Juden zu Trotz nicht wollte Titum lassen beschneiden (Gal. 2, 4) und beschnitt doch Timotheum (Apg. 16, 3). Siehe, also mußt du die Hunde und Säue anders denn die Menschen, die Wölfe und Leuen anders denn die schwachen Schafe behandeln. Den Wölfen kannst du nicht zu hart sein; den schwachen Schafen kannst du nicht zu weich sein.

Wir müssen uns doch jetzt nicht anders halten, denn als lebten wir unter den Heiden, weil wir unter den Papisten leben; ja, sie sind wohl siebenfältige Heiden. Darum sollen wir, wie Sankt Petrus lehrt (1. Epist. 2, 12), einen guten Wandel führen unter den Heiden, daß sie uns nichts Übles mögen nachsagen mit Wahrheit, wie sie gern wollten. Sie hörens gar gern, so du dich dieser Lehre rühmest und den schwachen Herzen ärgerlich bist, auf daß sie die ganze Lehre mögen ärgerlich beschreien, weil

sie ihr sonst nichts mögen abbrechen und bekennen müssen, daß sie wahr sei.

Gott geb' uns allen, daß wir auch leben, wie wir lehren, und die Worte auch in die That bringen. Unser ist viel, die da sagen: „Herr, Herr,' und loben die Lehre, aber das Thun und Folgen will nicht hernach.

Das sei diesmal genug zur neuen Vermahnung, vor Aufruhr und Ärgernis zu behüten, auf daß nicht durch uns selbst das heilige Gotteswort verunheiligt werde. Amen.

Am 19. Januar, Anno 1522.





Elftes Kapitel.

Deutsche Bibeln vor Luther.

Während Luther so das unruhige Volk zum Frieden mahnte, arbeitete er selbst mit angestrengtem Fleiß an einem Werke des Friedens: an der deutschen Bibel.

Das war er seinen lieben Deutschen schuldig, nachdem er sie immer wieder auf die heilige Schrift verwiesen hatte, auf Kanzel und Katheder, in Briefen und Büchern, zuletzt noch auf dem Reichstage zu Worms — daß er ihnen nun auch die heilige Schrift in die Hand gab, für jeden leserlich und verständlich.

Und wie mochte ihm so manchmal schon der Gedanke gekommen sein, daß man dem Volk endlich einmal die Bibel ordentlich dolmetschen müsse! Aber daran dachte er lange nicht, daß er der rechte Mann für das schwere Werk sei. Noch auf der Wartburg verbrachte er die längste Zeit — sieben Monate — bei der Postille, bis er endlich einmal die Arbeit in Angriff nahm, welche wir als den Hauptgewinn seiner unfreiwilligen Muße in seinem Versteck zu preisen gewohnt sind.

Kein Zweifel, daß es zuerst Melanchthon war, der ihm zuerst die Pflicht nahelegte, die Bibel zu verdeutschen. Bei seinem heimlichen Besuch in Wittenberg hatte Luther endlich sich dazu verstanden. Aber das ahnte er nicht, daß er mit seiner Bibelübersetzung alle anderen, die sich an die gleiche Aufgabe machten, weit in den Schatten stellen, daß er damit sein größtes Meisterwerk liefern würde. Ganz bescheiden schrieb er nach seiner Heimkehr auf die Wartburg am 18. Dezember an Freund

Lang in Erfurt, der eben dabei war, die Evangelien in's Deutsche zu übertragen:

„Bis Ostern will ich mich noch hier verborgen halten, da werde ich die Postille abfassen und das neue Testament in die Volkssprache übersetzen: das verlangen die Unsrigen. Wie ich höre, bist Du auch damit beschäftigt. Fahre fort, wie Du angefangen. Wenn doch jede Stadt ihren Übersetzer für sich hätte und dieses Buch ganz allein auf aller Lippen, in aller Händen, vor aller Augen, vor aller Ohren, in aller Herzen wäre!“

Lang hat wirklich die Evangelien des Matthäus, Markus und Lukas in deutscher Sprache herausgegeben, auch noch sieben andere von den Wittenbergisch Gesinnten haben Stücke der Bibel verdeutscht — wer nennt, wer kennt ihre Arbeiten noch? Aber Luthers Bibel ist in aller Händen. Auch vor ihm hatten schon Deutsche sich an eine Übersetzung der heiligen Schrift gewagt. Es gab nicht weniger als vierzehn deutsche Bibeln vor Luther. Aber doch that Luther nichts Überflüssiges.

Wir müssen uns die deutschen Bibeln vor Luther genauer ansehen, damit wir Luthers Arbeit recht schätzen lernen.

Die älteste deutsche Schrift, die wir kennen, ist eine deutsche Bibel.

Dort, wo die Donau sich in's Schwarze Meer ergießt, saß einst — im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt — ein deutscher Stamm, die Westgoten. Noch waren sie Heiden; da kam einer ihrer Jünglinge, namens Ulfilas, mit einer Gesandschaft seines Volkes nach Konstantinopel, der Stadt Konstantins, des ersten christlichen Kaisers. Ulfilas gewann das Christentum lieb, ließ sich taufen und endlich sogar zum Priester weihen. Im Jahre 341 wurde er der Bischof seines Volks. Er gewann es völlig für das Christentum. Und dazu mußte ihm auch dies dienen, daß er die Bibel in die Sprache seiner Leute, in das Gothische übersetzte. Nur die Bücher Samuelis und der Könige ließ er weg; denn er fürchtete, es möchte den kriegerischen Geist des Volkes allzusehr erregen, wenn sie diese Schriften läsen.

Diese gothische Bibel war ein Meisterwerk. Freilich heute können es nur die Gelehrten noch verstehen; denn unser Deutsch ist jetzt ein ganz anderes, als es dazumal unsere Vorfahren an der untern Donau sprachen. Auch haben sich nur Bruchstücke dieses Werkes erhalten: Stellen aus Esra und Nehemia, größere Abschnitte aus den vier Evan-

gelien und aus den Briefen des Paulus, vollständig nur der zweite Brief an die Korinther. Das Beste davon findet sich in Schweden: es ist „das silberne Buch“, so genannt von dem echt silbernen Einbande; aber auch der Inhalt ist kostbar: alles mit leuchtender Gold- und Silbertinte auf Purpurpergament geschrieben. Freilich nicht von Ulfilas eigener Hand; es ist eine Abschrift aus dem fünften Jahrhundert.

Ulfilas hat die Bibel aus dem Griechischen übersetzt, so treu und geschickt, wie bis auf Luther keiner mehr. Wie mühsam er's hatte, kann man daraus sehen, daß er eine eigene Schrift, ein eigenes Alphabet erfinden mußte, um seine Übersetzung damit niederzuschreiben.

Er starb im Jahre 381 zu Konstantinopel, „ein heiliger und unbefleckter Priester des Herrn“.

Aber so frühe dem deutschen Volke mithin die deutsche Bibel geschenkt worden ist, so wenig hat es sie festhalten können. Die deutsche Christenheit kam unter die Gewalt der römischen Kirche, und Rom duldete keine andere Kirchensprache als die lateinische. Lateinisch wurde Messe gelesen, lateinisch war die Bibel. Damit nahm man dem Volke die Bibel ganz und gar.

Nur einzelne Bücher oder einzelne Geschichten, wie die Geschichte Jesu Christi, wurden dem Volke noch ab und zu in Übersetzungen oder in freier, dichterischer Behandlung dargeboten. Das Buch der Offenbarung war Jahrhunderte lang das Geheimnis weniger Bevorzugten in der Christenheit.

Ketzer, wie die Waldenser in Südfrankreich im zwölften Jahrhundert, haben zuerst wieder die Bibel hervorgeholt als ein Buch für alle.

In Deutschland begegnen uns im vierzehnten Jahrhundert, 150 Jahre vor Luthers Geburt, die ersten Spuren einer Bibel in der Sprache des Volks. Die Universität Leipzig bewahrt die älteste Wiederschrift einer deutschen Bibel, die im Jahre 1343 von einem Hallischen Mönche, namens Martin Beheim, geschrieben worden; d. h. er war der Abschreiber, den Übersetzer kennen wir nicht. Schon daß diese deutsche Bibel nur durch Abschreiben vervielfältigt werden konnte, machte eine weite Verbreitung unmöglich.

Es mußte die Buchdruckerkunst erfunden werden, ehe Gottes Wort in jedermanns Hände kam. Und ist das Werk der Reformation kaum durch eine andere Errungenschaft der früheren Zeit so vorbereitet und gefördert worden, als durch diese wunderbare Erfindung. Darum sagt ein alter Chronist:

„Als der allmächtige Gott Deutschland wollt' heimsuchen mit seinem heiligen Wort, da giebt er ihnen zuvor die edel Kunst der Druckerei."

Zu Mainz hat Johann Gutenberg zuerst diese edle Kunst geübt, nicht mit Rohr, Griffel oder Feder, sondern mit beweglichen Buchstaben ein Buch herzustellen, und unter den ersten Drucken (den „Wiegendrucken", wie Bücherfreunde sie heißen) steht obenan eine Bibel, freilich eine lateinische, 1450 bis 1455 in zwei starken Foliobänden auf Pergament gedruckt.

Wenn und von wem die erste deutsche Bibel gedruckt worden ist, darüber streiten die Kenner, da sie weder Ort noch Jahr auf dem Titel verrät. Wahrscheinlich hat Heinrich Eggestein zu Straßburg sie im Jahre 1466, also siebzehn Jahre vor Luthers Geburt, fertig gestellt.

Rasch folgten sich nun die Ausgaben. Augsburg und Nürnberg wetteiferten mit Straßburg. Besondere Verbreitung fand die Bibel des rührigen Buchdruckers Anton Koburger von Nürnberg, die 1483, im Geburtsjahre Luthers erschien. Sie war, wie auch andere Bibeln jener Zeit, mit vielen Holzschnitten geziert.

Mit Sicherheit zählt man bis 1518 vierzehn deutsche Bibeln. Dazu kommen noch vier in der niederdeutschen (plattdeutschen) Mundart, sowie Einzelausgaben vom Psalter, von den Evangelien und von den in der Kirche verlesenen Abschnitten.

Darnach könnte es fast scheinen, als wäre das deutsche Volk reichlich genug mit Gottes Wort versehen gewesen. Aber wer konnte die großen, teuren Bücher anschaffen? Die zweite deutsche Bibel, die nach 1466 in Straßburg erschien, wurde um 12 Gulden verkauft, d. i. um rund 250 Mark!

Und diese Bibeln wollten zwar deutsch sein; aber war denn ihr Deutsch auch dem schlichten Manne aus dem Volke verständlich?

Daran fehlte viel. Die Übersetzung taugte nichts. Es war im Grunde dieselbe, welche im Jahre 1343 jener Hallische Mönch abgeschrieben hat. Die druckte einer vom andern ab, nur hier und da etwas verbessernd und etwa die Mundart verändernd. Also die vierzehn Bibeln sind nicht etwa verschiedene Übersetzungen, sondern im Grunde nur verbesserte Auflagen derselben alten Übersetzung.

Und diese deutsche Bibel hatte außer ihrem schlechten Deutsch noch einen großer Fehler. Der sie gemacht hatte, war so sehr als möglich der Vulgata, der im Gebrauch der Kirche befindlichen alten lateinischen

Bibelübersetzung treu geblieben. Dieselbe enthält aber viele Irrtümer, die man leicht erkennet, wenn man sie mit dem hebräischen und griechischen Wortlaut, der von den Propheten und Aposteln selbst herrührt, vergleicht. Da hat nun der unbekannte Verfasser der deutschen Bibel die Irrtümer der lateinischen Bibel mit herübergenommen und, weil er nicht einmal ordentlich Lateinisch verstand, auch noch ein paar Fehler dazu gemacht.

Es soll, denk' ich, die Bibelfreunde ergötzen, etliche Proben aus der deutschen Bibel vor Luther kennen zu lernen. Da mag ein jeder sie mit der Lutherischen Übersetzung vergleichen.

Matth. 22, 43 hat die Lutherbibel: „Wie dünkt euch um Christus?" Die Vorgängerin schreibt aus Unkenntnis des Lateinischen: „Was ist euch geschehn von Christo?"

Psalm 78, 26 übersetzte Luther richtig: „und erregte durch seine Stärke den Südwind." Nun heißt der Südwind auf lateinisch Africus, daher die sinnlose Übertragung der vorlutherschen Bibel: „und führt in Africam zu seiner Kraft."

Wie schwerfällig klingt in der alten Bibel 2. Chronika 7, 1: „Und da Salomon vollbracht hat, vergießend sein Gebet, da stieg ab Feuer vom Himmel", gegen die einfachen Worte Luthers: „Und da Salomo ausgebetet hatte, fiel ein Feuer vom Himmel."

Man vergleiche ferner 1. Könige 4, 33: „Salomo überdisputieret über die Hölzer von der Ceder." (Luther: „Und er redete von Bäumen, von der Ceder u. s. w.)"

Psalm 2, 1: „Warum grieskrameten die Heiden und die Völker haben betrachtet eitle Ding'?" (Luther: „Warum toben die Heiden und die Leute reden so vergeblich?")

Richter 5, 25: „Und in dem Kopf der Fürsten brachte sie die Butter." (Luther: „Und Butter brachte sie dar in einer herrlichen Schale.")

4. Moses 8, 4: „Also ward gewirket der Kerzstal." (Luther: „Also machte er den Leuchter.")

Joh. 2, 8: „Und bringt Architriclino." (Luther: „Und bringt es dem Speisemeister.")

Lukas 20, 17: „Der Stein, den die Bauren versprachen (später: „den die Bauleut' verwurfen"), der ist gemacht an das Haupt des Winkels." (Luther: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden.")

Aber wir müssen noch etliche größere Stücke herschreiben. Hier die Schilderung des Streitrosses Hiob 39, 21—25: „Es gräbt die Erd' mit den Klauen. Es erhöht sich durstiglich, es geht gegen die Zukunft des Gewaffneten. Es verschmäht den Schrecken, noch entweicht den Waffen. Auf ihm wird tönen der Köcher, der Schaft schüttet sich und der Schild. Hitzend und grieskramend schlinget es die Erde, macht zertönet den Ruf des Hornes. Wo es hört das Horn, es spricht: Vach; es schmeckt den Streit von fern, die Übung des Herzogen und die Klage des Heeres."

Wie ganz anders Luther! „Es strampfet auf den Boden und ist freudig mit Kraft und zeucht aus, den Geharnischten entgegen. Es spottet der Furcht und erschrickt nicht und fleucht vor dem Schwert nicht, wenngleich wider es klingt der Köcher und glänzen beide, Spieß und Lanze. Es zittert und tobet und scharret in die Erde und achtet nicht der Trompeten Hall. Wenn die Trompete fast (sehr) klingt, spricht es: Hui! und riecht den Streit von ferne, das Schreien der Fürsten und Jauchzen."

Oder um Bekannteres zu bieten, seien die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls mitgeteilt, nach 1. Korinth. 11, 23—25: „Jesus in der Nacht, da er ward geantwortet, nahm das Brot und saget' Dank, er brach es und sprach: ‚Nehmet und esset, das ist mein Leib, der um euch wird geantwortet, und das thuet in meiner Gedächtnis'. Und zu gleicherweis den Kelch, darnach da er hat zu Nacht gegessen, sagend: ‚Dieses ist der Kelch des neuen Testaments in meinem Blut, wie oft ihr ihn trinkend das thut zu meiner Gedächtnis.'"

Die Geschichte von der Bekehrung des Paulus (Apostelgesch. 9, 1—19) lautet in der Koburgerschen Bibel von 1483, wie folgt:

„Saulus, der danach lebet' der Drohungen und der Schlahung in die Jünger des Herrn, der genahet' sich zu dem Fürsten der Priester, und heischte von ihm die Brief' zu den Synagogen in Damaskum, welch' er fünde des Wegs, Mann oder Weib, daß er sie führt' gefangen in Jerusalem.

„Und da er ging den Weg, es geschah, daß er genahet zu Damasko. Und ein Licht umleuchtet' ihn jähling vom Himmel. Er fiel nieder auf die Erd' und hört' ein' Stimm', sagend zu ihm: ‚Saule, Saule, worum durchechst (jechst — jagst) du mich?'

„Er sprach: ‚O Herr, wer bist du?'

„Er sprach: ‚Ich bin Jesus von Nazareth, den du durchechtest. Schwer ist dir zu streiten wider die Anfechtung des Fleisches (!)‘

„Und erschrocken und bedämmt sprach er: ‚Herr, was willst, daß ich thu’?‘

„Und er sprach zu ihm: ‚Steh’ auf und geh’ in die Stadt, und da wird dir gesaget, was dir geziemt zu thun.‘

„Und die Mann, die da gingen mit ihm, stunden erschrocken, wenn sie höreten die Stimm’. Aber sie sahen niemand.

„Und Saulus stund auf von der Erde. Und da er hätt’ aufgethan die Augen, er gesah nit. Und sie zogen ihn bei den Händen und führten ihn in Damasko. Und er war da drei Tag’ und sahe nit und aß nit und trank nit.

„Und ein Jüngling war in Damasko mit Namen Ananias.

„Und der Herr sprach zu ihm in dem Gesicht: ‚Anania!‘

„Und er sprach: ‚Herre! Nimm wahr, ich bin entgegen‘.

„Und der Herr sprach zu ihm: ‚Steh’ auf und geh’ in die Gassen, die da ist geheißen recht, und such’ in dem Haus Judä Saulum mit Namen Tharsensem; wann (denn) sieh, er betet. Und er sah den Mann mit Namen Ananias eingehend zu ihm und ihm auflegend die Hände, daß er empfing das Gesicht.‘

„Und Ananias antwortet’: ‚Herr, ich hab’ gehört von manchem von diesem Manne, wie manche Übel er hab’ gethan deinen Heiligen in Jerusalem. Und dieser hat die Gewalt von dem Fürsten der Priester, zu binden all’, die da anrufen deinen Namen.‘

„Und der Herr sprach zu ihm: ‚Geh’. Wann (denn) er ist mir ein Faß der Erwählung, daß er trag’ meinen Namen vor den Königen und vor den Leuten und vor den Söhnen Israel. Denn ich werd’ ihm zeigen, wie manch’ Ding er müßte erleiden um meinen Namen.‘

„Und Ananias ging hin und ging ein in das Haus und legt’ ihm auf die Hand und sprach: ‚Saule Bruder, der Herr Jesus, der dir ist erschienen an dem Weg, den du kamest, hat mich gesandt, daß du gesehest und werdest erfüllt mit dem heiligen Geist.‘

„Und zehand (alsbald) fielen von seinen Augen als die Schuppen, und er empfing das Gesicht. Er stund auf und ward getauft. Und da er hätt’ empfangen das Essen, er ward gestärket.“ —

Dabei ist natürlich die Schreibung der Worte unserer heutigen Rechtschreibung möglichst angenähert worden. Denn in der damaligen Schreibweise mutet uns ja auch Luthers Deutsch fremd genug an. Zur

Probe haben wir einmal früher den 130. Psalm, wie Luther ihn im Jahre 1517 verdeutscht hat, getreu bis auf den Buchstaben, zum Abdruck gebracht (Band 1 Seite 117 f). So mögen denn hier auch noch die ersten vier Verse jenes Psalms folgen, wie sie in der ersten deutschen Bibel (von 1466) stehen, durchaus unverändert:

„O herr ich rief zu dir von den tieffen: o herre erhör mein stimm. Deine oren werden sich vernemen zu der stimm meiner flehung. O herre ob du beheltst die ungangkeyte; o herre wer enthabt es. Wann die versünunge ist bey dir und o herre ich enthabt dich umb die ee."

Der Hauptfehler dieser vorlutherischen Bibelübersetzungen war aber nicht, daß sie ein so unbeholfenes Deutsch führten, oder daß sie oft gegen das verstießen, was wirklich in der Bibel stand — der Hauptfehler war, daß sie nicht gelesen werden durften.

Zwar machten die Drucker nur sehr kleine Auflagen und ließen sich die Bücher sehr hoch bezahlen. Das wäre allein schon genügend gewesen, eine weite Verbreitung zu verhindern. Nicht einmal für den Bedarf der Priester reichte der Vorrat, wenn diese ein rechtes Verlangen darnach gehabt hätten!

Aber dennoch schien dem geistlichen Oberhirten der deutschen Christenheit die Verbreitung der Bibel in der Volkssprache so gefährlich und mit den Grundsätzen der Papstkirche so unverträglich, daß er nicht umhin konnte, dem Unternehmungseifer der Buchdrucker durch ein ausdrückliches Übersetzungsverbot entgegenzutreten.

Es war Erzbischof Berthold von Mainz (1484—1504), der doch sonst ein deutscher Bischof sein wollte. Er ließ im Jahre 1486 gegen den Druck deutscher Übersetzungen von religiösen Büchern, insonderheit aber der heiligen Schrift, einen Erlaß ausgehen, worin er sagte:

„Wir haben selbst gesehen, daß die Bücher von den heiligen Geboten und Glaubenssätzen unserer Religion, so aus dem Lateinischen in die deutsche Sprache übersetzt worden, nicht ohne Verunehrung der Religion durch die Hände des gemeinen Volkes gehen.

„Mögen doch jene Übersetzer sagen — wenn anders sie im Dienst der Wahrheit stehen — ob die deutsche Sprache das zu fassen vermöge, was die großen griechischen und lateinischen Schriftsteller von den höchsten Geheimnissen der christlichen Religion so klar und fein geschrieben haben?

Man muß bekennen, daß die Dürftigkeit unserer Mundart hierzu ganz und gar nicht genügt, und so wird es notwendig geschehen, daß sie aus ihrem Gehirn für die Dinge unbekannte Worte bilden, oder wenn sie dafür alte Worte anwenden, den Sinn der Wahrheit entstellen.

„Das fürchten Wir am meisten bei der heiligen Schrift, weil da die Gefahr am größten ist. Denn wer wird rohen und ungelehrten Leuten, und gar dem weiblichen Geschlecht, in deren Hände die Bücher heiliger Schrift geraten sind, zutrauen, daß sie das wahre Verständnis daraus entnehmen? Man sehe nur den Text des heiligen Evangeliums an oder der Briefe Pauli: kein wirklich Verständiger wird leugnen, daß dieselben vieler Ergänzung und Erläuterung durch andere Schriften bedürfen."

Auf Grund dessen verbot der Erzbischof den Druck und Verkauf aller deutschen Übersetzungen, sofern sie nicht von besonders bevollmächtigten Kommissaren ausdrücklich genehmigt seien, bei Strafe des Bannes.

Das kam beinahe auf die Forderung eines eifrigen Dominikanermönches hinaus, der öffentlich predigte: es dürften die Laien überhaupt keine deutschen Bücher haben und müßten sich genügen lassen an der Predigt in der Kirche.

Das war ein verrannter Mönch. Aber was soll man dazu sagen, wenn einer der aufgeklärtesten Theologen des fünfzehnten Jahrhunderts, ein Vorkämpfer der Reformation auf der Kirchenversammlung zu Konstanz, Johann Gerson von Paris, ernstlich erklärte: „man müsse die Übertragung der heiligen Bücher der Bibel in die Sprache des gemeinen Volkes verwehren! Klare Gründe dafür lassen sich leicht in Menge finden."

Ja freilich hatte die römische Kirche längst schon aus vielen Gründen den Laien die Bibel verboten.

Zwar noch Papst Gregor I. (590—604) hat öffentlich in seinen Predigten allen Christen das Bibellesen empfohlen. Er hat die Entschuldigung etlicher Laien, daß sie die Schrift nicht läsen, weil sie sie nicht verstünden, für einen bloßen Vorwand der Faulheit erklärt. „Die Bibel," sagt er, „gleicht einem Flusse, der an manchen Stellen so seicht ist, daß ein Lamm durchwaten kann, an andern Stellen so tief, daß ein Elephant darin ertrinken kann." Daß so viel Ketzereien in der Christenheit entstanden sind, das leitet er eben daher, daß die Leute die Bibel zu wenig lesen.

Da waren aber die noch unfehlbareren Nachfolger dieses unfehlbaren Papstes anderer Meinung. Sie leiteten die vielen Ketzereien im Gegenteil davon her, daß die Bibel in den Händen der Leute war und von ihnen gelesen wurde.

Und als die lateinische Sprache, worin die damals in der Kirche giltige Bibel verfaßt war, wie auch der Gottesdienst lateinisch gehalten wurde — als die lateinische Sprache allmählich den christlichen Völkern immer unverständlicher wurde, als ganze Nationen sich bekehrten, denen sie unbekannt blieb, war das den römischen Päpsten und Priestern eben recht. Um so mehr war das Volk, wenn es mit dem lieben Gott reden wollte, auf ihre Vermittelung angewiesen.

Noch Johann VIII. (872—882) hatte nichts dawider gehabt, daß die Volkssprache beim Gottesdienst gebraucht würde. Gregor VII. (1073—1085), der gewaltige Mann, der in mehr als einem Stücke der Papstkirche den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat, ist dagegen der Ansicht gewesen, daß es besser sei, wenn das Wort Gottes der Menge der Christgläubigen unzugänglich bliebe. Er sagt geradezu: Gott habe es gefallen, daß an einigen Orten (d. h. überall, wo man nicht lateinisch redete oder verstand) die heilige Schrift unbekannt bliebe, damit sie nicht, wenn sie allen verständlich wäre, vielleicht in Verachtung geraten oder, unrichtig verstanden, die Leute zum Irrtum verleiten möchte.

Wie nun, wenn das christliche Volk sich das nicht gefallen lassen wollte, daß man ihm die heilige Schrift vorenthielt? Das Verlangen nach dieser Quelle der Wahrheit ergriff zeitweilig die Gemüter zu Tausenden; so um 1200 die Waldensersekte.

Nun die römische Kirche erklärte solches Verlangen für unchristlich und ketzerisch. Man fing an, auf die Laien, welche sich anmaßen wollten, die Bibel zu lesen, das Wort des alten Testamentes anzuwenden: „Das Tier, das den Berg Sinai anrühret, soll gesteinigt werden“ (2. Mos. 19, 13. Hebr. 12, 20. Vgl. Band 1 Seite 249 f).

Im Jahre 1229 hat das Konzil von Toulouse in Frankreich das erste förmliche Bibelverbot erlassen: darnach durfte kein Laie die heilige Schrift oder Stücke davon in der Volkssprache besitzen, auch keine vollständige lateinische Bibel, sondern höchstens den Psalter und etwa ein Gebetbuch.

Im Jahre 1234 fordert das Konzil von Tarracona in Spanien die Auslieferung aller in die Volkssprache übertragenen Bibeln an den

Bischof und bestimmt, daß dieselben sämtlich verbrannt werden sollen; wer binnen acht Tagen nach Veröffentlichung dieses Erlasses noch im Besitz einer solchen verbotenen Bibel betroffen wurde, sollte als Ketzer angesehen werden.

Im Jahre 1408 erklärte auch ein englisches Konzil, das zu Oxford versammelt war, daß niemand ohne Bewilligung des Bischofs oder des Konzils biblische Stücke für das Volk dolmetschen dürfe. Und das, nachdem vor Kurzem erst der Reformator Wiclif († 1384) dem englischen Volke eine treffliche englische Bibel geschenkt hatte.

Wir sehen, es war nichts Unerhörtes, daß Erzbischof Berthold von Mainz im Jahre 1486 dem Druck deutscher Bibeln entgegentrat. Man muß sich nur wundern, daß trotzdem von 1486 bis 1522 noch sechs gedruckt wurden: vier oberdeutsche und zwei niederdeutsche.

Und wenn man nun das alles weiß, wird man erst begreifen, was Luthers Unternehmen zu bedeuten hatte.

Wir haben es ein Friedenswerk genannt. Das war es auch. Es sollte zur Erbauung der Gemeinde, zur Befestigung der Wahrheit dienen.

Aber im Papsttum war nicht das Heil der Gemeinde oberster Zweck, sondern der Vorteil der Priester. Und nicht die Wahrheit galt, sondern das Herkommen.

Indem also Luther das Buch der Offenbarung der Gemeinde in die Hand gab, handelte er im geraden Widerspruch gegen die Grundsätze der Papstkirche. Und man kann sagen, daß er durch nichts dem Papsttum so mächtigen Abbruch gethan hat, als durch die Verdeutschung der Bibel.





Zwölftes Kapitel.

Luther, der rechte Dolmetsch heiliger Schrift.



inein, hinein, liebe Christen! und laßt mein und aller Lehrer Auslegen nur ein Gerüst sein zum rechten Bau, daß wir das bloße, lautere Gotteswort selbst fassen, schmecken und da bleiben."

„O daß Gott wollte, mein und aller Lehrer Auslegungen gingen unter und ein jeglicher Christ nähme selbst die bloße Schrift und das lautere Gotteswort vor sich!"

So haben wir Luthern reden hören im Beschluß seiner Postille (Seite 305 f). Und es war das sein voller Ernst. So ganz beugte er sich vor dem Geiste Gottes, der durch die Bibel zu ihm sprach, daß er gern auf alle seine Weisheit, seine Predigen und Bücherschreiben verzichten wollte, wenn die Leute nur die Bibel läsen.

Unvergessen blieb ihm, wie er einst als Student zu Erfurt das erstemal eine vollständige Bibel gefunden (Band 1 Seite 16). Seitdem hatte er den gefundenen Schatz nicht mehr aus dem Sinne gelassen. Im Kloster war die heilige Schrift sein Studium gewesen, und als er dann ein Professor worden war, wollte er von keinem anderen Lehrbuch der göttlichen Wahrheit wissen. Als ein rechter „Doktor der heiligen Schrift" legte er ein biblisch Buch nach dem andern seinen Studenten aus (Band 1 Seite 89).

Dann auch zum Prediger berufen, ließ er wieder dies das einige Ziel seiner Predigt sein, die Gemeinde einzuführen in das Verständnis von Gottes Wort. Christum lehrte er sie in der heiligen Schrift suchen und finden (Band 1 Seite 112). Manches Büchlein schrieb er „für die

Einfältigen", ohne zu fragen, ob die Herren von der Gelehrtenzunft darüber die Nase rümpften, und immer waren's die einfachen Gedanken der heiligen Schrift, die er da vortrug (Band 1 Seite 117).

Die schönste Schriftauslegung aber, womit er die deutsche Christenheit beschenkte, war die deutsche Postille, die erste Frucht seiner Gefangenschaft auf der Wartburg. Aber was war sie gegen die deutsche Bibel selber, die er nun in Angriff nahm!

Dolmetschen ist eine Kunst; die kann nicht jeder. Die wackeren Männer, die vor Luther sich daran gewagt hatten, die Bibel zu verdeutschen, hatten sie schlecht verstanden. Luther verstand sie. Er war der rechte, der von Gott berufene Dolmetsch.

‚Dolmetschen' ist ein fremdes Wort. Es kommt von den Holländern. ‚Dol' oder ‚Dal' ist bei ihnen so viel als ‚Sprache'; ‚Metsch' aber bedeutet ‚Mischen', ‚Tauschen', ‚Wechseln'. So ist denn ein Dolmetsch einer, der die Sprachen zu tauschen, zu wechseln versteht. Dabei ist die Hauptsache, daß vom wahren Sinn der Gedanken, von der Kraft und Schönheit der Rede über dem Tausch- und Wechselgeschäft nichts verloren geht.

Luther redet gern vom Dolmetschen und weiß selber aus Erfahrung, eine wie schwere Kunst das ist. Aber wie trefflich hat er die hebräischen und griechischen Worte in gutes Deutsch eingewechselt! Wie ist der Goldgehalt der göttlichen Wahrheit bei dieser Arbeit so fein und voll bewahrt geblieben, ja erst recht nutzbar geworden für uns!

Seine Vorgänger hatten sich alle an die Vulgata gehalten, die kirchlich bestätigte lateinische Bibelübersetzung. Aber wofür war man denn im fünfzehnten Jahrhundert der griechischen und hebräischen Sprache mächtig geworden? Wofür hatte er selbst diese beiden Grundsprachen der Bibel gelernt, erst das Hebräische und dann das Griechische? Wer wird aus dem Bach trinken, wenn er die klare Quelle so nahe hat?

Aber die Kirche hatte es doch verboten!

Was kümmerte das den gebannten und geächteten Mönch. Gab es denn Rücksichten, wo es galt, der göttlichen Wahrheit freie Bahn zu brechen?

Aber, hieß es, die Laien können die Schrift nicht verstehen.

Das war in seinen Augen Thorheit, wenn nicht Gotteslästerung. „Es ist auf Erden kein klareres Buch geschrieben, denn die heilige Schrift," so tröstete er gegen diesen Einwand seine lieben Wittenberger (Seite 333 ff).

Und so ging er frisch an die Arbeit. Er nahm zuerst das neue Testament vor. Das war der wichtigere Teil der Schrift und zugleich der leichtere. Keine drei Monate braucht er, so war's vollendet. Eine staunenswerte Leistung, wenn man bedenkt, wie wenig ihm vorgearbeitet war und wie Vollkommenes er zustande brachte. Aber wie war ihm die Schrift auch seit Jahren so herzlich vertraut!

Als Hilfsmittel hatte er zur Seite zwei griechische Ausgaben vom Neuen Testament. Die eine hatte der große Humanist Erasmus im Jahre 1519 (und vorher schon einmal im Jahre 1516) erscheinen lassen: der erste Druck eines griechischen Neuen Testaments in Deutschland. Leider war darin nicht alles zuverlässig; einige Fehler, die Luther in seine Übersetzung aufgenommen hat, verdankt er der Ausgabe des Erasmus — zum Glück machen diese Fehler keinen großen Schaden.

Ein Beispiel nur. Apostelgesch. 4, 12 hat Luther an der Hand dessen, was er in seiner griechischen Bibel las, ganz getreu übersetzt: „es ist kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.“ Wie wir aber heute den richtigen Wortlaut der Stelle im griechischen Grundtext kennen, so hat Erasmus, und ihm folgend Luther, hinter ‚Name‘ drei Wörtlein ausgelassen, und müßte die Stelle von Rechts wegen heißen: „ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben,“ u. s. w. So hat Lukas geschrieben. Aber es leuchtet ein, daß dieses Versehen, woran nicht Luther, sondern Erasmus schuld ist, für das wahre Verständnis von Gottes Wort, und somit für der Seelen Seligkeit, nichts ausmacht.

Die zweite Ausgabe des griechischen Testaments, die Luther zur Hand hatte, konnte ihm nicht viel nützen, da sie kaum etwas anderes war, als ein Nachdruck der Erasmischen Ausgabe. Luthers Freund Gerbel in Straßburg (Seite 341) hatte sie veranstaltet und ihm auf die Wartburg geschickt. Luther freute sich sehr darüber. In seinem Dankbriefe nennt er sie sein „Gemahl“ und Gerbeln, der sie ihm zugeschickt, seinen „Brautführer“. So innig wußte er sich mit der heiligen Schrift verbunden.

Daß Luther sonst noch Hilfsmittel beim Übersetzen benutzt habe, davon wissen wir nichts. So ist es ganz unwahrscheinlich, daß er ein Exemplar von den früheren deutschen Bibeln mit auf der Wartburg gehabt haben soll. Seine Arbeit ist ganz selbständig.

Insbesondere hielt er sich von der Vulgata durchaus unabhängig.

So vor allem an einer Stelle, die zu allen Zeiten viel von sich reden gemacht hat: 1. Joh. 5, 7 f.

Da hat Luther nicht etwa geschrieben, wie es in den heute gebräuchlichen Lutherbibeln zu lesen steht: „Denn drei sind, die da zeugen im Himmel: der Vater, das Wort und der heilige Geist; und diese drei sind eins. Und drei sind, die da zeugen auf Erden: der Geist und und das Wasser und das Blut, und die drei sind beisammen.“

Vielmehr hat Luther statt dessen geschrieben: „Denn drei sind, die da zeugen: der Geist und das Wasser und das Blut, und die drei sind eins.“

So übersetzte er aus dem griechischen Testamente des Erasmus, und Erasmus hatte diesmal Recht: die Vulgata aber, welche ganz ebenso wie unsere heutige Lutherbibel die vielen Worte mehr enthält, hat Unrecht. Johannes sagt in seinem Briefe nichts von den „Zeugen im Himmel“, von dem dreieinigen Gott. Er redet nur von den Zeugen auf Erden: vom heiligen Geiste, der am Pfingstfest über die Gemeinde Christi ausgegossen worden, von der Wassertaufe, die Jesus Christus empfangen, und von dem blutigen Tode, den er gelitten hat — „die drei,“ sagt er, „sind auf dies Eine gerichtet“, ihr Zeugnis stimmt darin zusammen, daß Jesus Gottes Sohn ist.

Die ältesten Aufzeichnungen der griechischen Bibel reden auch nicht von den Zeugen im Himmel, ebenso wenig die sämtlichen Abschriften bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein. Da erst hat auf einmal in einer solchen Abschrift der Zusatz von den drei Zeugen im Himmel eine Stelle gefunden.

Wo kam er her?

Aus der lateinischen Bibel, der Vulgata! Im sechsten Jahrhundert ist der Zusatz in die lateinische Bibel der Abendländer gekommen; nachdem man früher schon die Worte des Johannes von dem dreieinigen Gotte ausgelegt hatte, schaltete man endlich die deutlicheren, aber zur ursprünglichen Bibel doch eben nicht gehörenden Worte von den Zeugen im Himmel ein.

Und was zuerst in der lateinischen Bibel zu lesen war, das übertrug man schließlich auch in die griechische Bibel. Doch nicht vor dem fünfzehnten Jahrhundert.

Aber hier will mir vielleicht mancher von den freundlichen Lesern zürnen, daß ich so gelehrte Sachen vorbringe. Was kann's helfen? Wer den Geist kennen lernen will, in welchem Luther die heilige Schrift ge-

dolmetscht hat, der muß auch wissen, wie er es mit dieser berühmten Stelle gehalten hat.

Es stand außer Frage, daß seine Gegner eine so wichtige Abweichung von der Kirchenbibel, der lateinischen Bibel, ihm vorrücken, daß auch manche von seinen Anhängern sich daran stoßen würden. Daran kehrte sich Luther nicht. Was die Apostel nicht geschrieben hatten, das konnte er für seine deutsche Bibel nicht brauchen, es mochte sonst so gut und schön sein, wie es wollte. Lauter und unverfälscht wollte er der Gemeinde das Wort Gottes bieten, und so nahm er auf nichts Rücksicht, als auf die Wahrheit.

Da war Erasmus ein anderer Mann. An Gelehrsamkeit überragte er Luthern ganz ohne Zweifel, aber an Aufrichtigkeit, Zuverlässigkeit und Mut stand er weit hinter ihm zurück. Man hatte wohl bemerkt, daß in seinen Ausgaben des griechischen Neuen Testaments von 1516 und 1519 die allbekannte Stelle von den drei Zeugen im Himmel fehlte, und verdächtigte ihn deshalb. Er in seiner Menschenfurcht hatte nichts Eiligeres zu thun, als in der dritten Ausgabe von 1522, wider besseres Wissen und Gewissen, den falschen Zusatz wieder einzuschalten!

Luther dagegen hat, so lange er lebte und seine Bibel herausgab, an der echten, kürzeren Lesart festgehalten. Nur die Worte „auf Erden“ hat er seit 1534 noch aufgenommen, so daß der Spruch in seiner Ausgabe letzter Hand lautet: „Denn drei sind, die da zeugen auf Erden: der Geist, und das Wasser und das Blut; und die drei sind beisammen.“

Erst nach seinem Tode ist die alte Einschaltung der lateinischen Bibel unbefugterweise wieder hergestellt worden, weil man dieses Zeugnis für die Dreieinigkeit nicht entbehren wollte.

Es ist übrigens Luthern zeit seines Lebens nicht in den Sinn gekommen, an der Dreieinigkeit Gottes zu zweifeln. Hier war es für ihn ein einfach Gebot der Gewissenhaftigkeit, nichts anderes zu übersetzen, als was wirklich von Anfang in der Bibel gestanden hat.

Wie gewissenhaft, wie ernst Luther das Werk seines Dolmetschens nahm, das merken wir, wenn er am 13. Januar dem Amsdorf klagt:

„Ich hab' eine Last auf mich genommen, die über meine Kraft geht. Nun seh' ich erst, was Übersetzen ist und warum bisher sich niemand daran gemacht hat, der seinen Namen dazu hergegeben. (So erklärt sich Luther den Umstand, daß von den früheren deutschen Bibeln keine den Namen des Übersetzers nannte; er meint: jene hätten sich ihres stümperhaften Werkes geschämt.)

„Das alte Testament," fährt er fort, „werde ich nicht vornehmen können, wenn nicht Ihr dabei seid und mit helfet. Ja, wenn sich das machen ließe, daß ich bei einem von Euch ein geheim Gemach hätte, käme ich gleich und übersetzte mit Eurer Hilfe das Ganze von Anfang, daß es eine Übersetzung würde, wert von den Christen gelesen zu werden; denn ich hoffe, wir würden unserm Deutschland eine bessere geben, als die Lateiner haben."

Weil Luther die Schrift so kannte und liebte, weil er ganz und und gar darin lebte und mit seinem Denken, Glauben und Lehren sich unter sie beugte, darum war er der rechte Dolmetsch. Ihm war es wahrhaft das Buch der Bücher, und nicht nur während er sie übersetzte, sondern bei allem, was er schrieb, predigte und that, hatte er kein größeres Verlangen, als den Geist Gottes, der aus ihr redete, zu Worte kommen zu lassen.

Aber zu einem rechten Dolmetsch heiliger Schrift that's nicht allein not, daß Luther die Schrift verstand, er mußte auch Deutsch verstehen. Und das war er beides: ein guter Christ und ein guter Deutscher.

„Für meine Deutschen bin ich geboren, denen will ich dienen." Dies Wort, welches er am 1. November 1521 an seinen Straßburger Freund Gerbel geschrieben hat, soll ihm unvergessen bleiben.

Mit Vorliebe faßte er seine Schriften schon seit mehreren Jahren in deutscher Sprache ab, ohne doch für gewisse Zwecke auf das Latein, als die Gelehrtensprache, zu verzichten.

Und was für ein Deutsch schrieb er! Man muß nur vergleichen, wie mühsam es selbst einem Hutten wurde, als er nach Luthers Beispiel anfing deutsch zu reden; man muß nur daneben halten, wie das ausfiel, wenn Melanchthon einmal einen deutschen Brief zu schreiben hatte!

Luthers deutsche Schriften sind bis auf den heutigen Tag noch jedem Deutschen, der lesen gelernt hat, wohl verständlich. Die damalige Schreibweise der Wörter ist uns freilich fremd geworden. Aber sonst wird jeder, der in seiner Lutherbibel liest, oder der die mancherlei Mitteilungen aus Luthers deutschen Schriften in diesem Buche gelesen hat, bekennen müssen: ‚Luthers Sprache, das ist unsere Sprache!'

Ja er ist der gewaltige Sprachmeister des deutschen Volkes geworden, gerade durch seine Bibelübersetzung. Er hat die Deutschen erst recht deutsch reden gelehrt; und zwar nicht nur die Protestanten, sondern

auch die Katholiken haben bei ihm in die Schule gehen müssen. Wie denn ein Katholik, der einst ein bitterböses Buch über Luther geschrieben hat, der hochgelehrte Professor Döllinger in München, ihm doch dieses Zeugnis ausstellt:

„Luther war es, der der deutschen Sprache, dem deutschen Geiste, das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt hat; und selbst diejenigen unter den Deutschen, die ihn von Grund der Seele verabscheuen als den gewaltigen Irrlehrer und Verführer der Nation, können nicht anders — sie müssen reden mit seinen Worten, müssen denken mit seinen Gedanken."

Freilich hat Luther die deutsche Sprache nicht erst erfunden. Sie war vor ihm da, Jahrhunderte schon. Er hat sie von seiner Mutter gelernt. Aber er hat ihr ein neues Gepräge aufgedrückt, er hat ihr einen neuen Geist, ein neues Leben eingehaucht.

Damals wie heute bestanden in Deutschland, abgesehen von vielen kleineren Unterschieden der Sprachweise, wodurch sich jeder Gau, ja beinahe jedes Dorf von dem andern abzeichnete, zwei Haupt-Mundarten: das Oberdeutsche (Hochdeutsche) und das Niederdeutsche (Plattdeutsche). Den oberdeutschen Dialekt sprach und schrieb man in Oberdeutschland (Süddeutschland), den niederdeutschen in Niederdeutschland (Norddeutschland). So haben wir gelegentlich gehört, daß unter den deutschen Bibeln vierzehn — die zu Straßburg, Augsburg und Nürnberg erschienenen — oberdeutsche Mundart führten, vier dagegen — die zu Köln, Halberstadt und Lübeck gedruckten — niederdeutsche (Seite 397).

Es war aber ein Übelstand, daß man im deutschen Volke nicht wenigstens für alle gedruckten Bücher und für alles Geschriebene Eine Sprache hatte. Besonders am kaiserlichen Hofe fühlte man das Bedürfnis einer deutschen Schriftsprache, welche allen guten Deutschen in Nord und Süd gleich geläufig und verständlich wäre. Schon die Kaiser Friedrich III. (1440—1493) und Maximilian I. (1493—1519) hielten auf feste Formen, auf Ordnung und Regel in ihrer Kanzleisprache, und viele Höfe, darunter auch der kursächsische, folgten dem Beispiele der kaiserlichen Kanzlei.

Aber der Wirrwarr blieb noch groß, im Schreiben und im Drucken. Da griff Luther ein.

Er merkte wohl, daß die Schreiber des Kurfürsten ein verhältnismäßig gutes und reines, für jene Zeit musterhaftes Deutsch schrieben.

Er hat es oftmals gelobt. Das nahm er denn für seine Schriften an und hat es durchgesetzt, daß allmählich alle guten deutschen Bücher dieselbe Sprache redeten. Es war eine Mischung von Oberdeutsch und Niederdeutsch, wie denn Kursachsen in der Mitte zwischen Süd- und Norddeutschland lag, und so mochten beide, die Ober- und Niederdeutschen, in dieser sächsischen Kanzleisprache etwas von dem Ihren finden und sie um so leichter sich aneignen.

Freilich so, wie die Herren Minister am Hofe und ihre Schreiber die Sprache handhabten, konnte sie Luther für seine Zwecke noch lange nicht brauchen. Denn daß die Behörden nicht eben sich Mühe geben, solche Sätze zu bauen, die der gemeine Mann leicht versteht, davon kann noch heutzutage sich jeder überzeugen, der von dem oder jenem Amte ein Schreiben bekommt — obschon es seit Luthers Zeiten ein wenig besser geworden.

Nun Luther schrieb für das Volk. Und darum hat er nicht nur bei Hofe nachgefragt, was für ein Deutsch da üblich sei, sondern er hat fleißig auf die Rede der Leute geachtet, ihre Ausdrücke, ihre Redensarten, ihre Sprichwörter sich wohl gemerkt. Der Mutter im Hause, den Kindern auf der Gasse, dem gemeinen Mann auf dem Markte hat er, wie er selbst sagt, „auf's Maul gesehen," und nachdem er's da gelernt, darnach hat er auch mit ihnen geredet. Und deshalb haben sie ihn so wohl verstanden.

Ist ihm auch nicht so schwer geworden, die Sprache des Volkes kennen zu lernen; war er doch „eines Bauern Sohn", aufgewachsen unter den Bergleuten des Harzes, und nachdem er eine Weile von der Welt abseits gegangen, doch wieder zu Wittenberg als Prediger und Seelsorger mitten hinein gestellt in das Leben des Volkes.

Und das macht nun Luthern zum Meister der deutschen Sprache, daß er beides vereinigt: das Regelrechte, Gesetzmäßige der Kanzleisprache und das Ursprüngliche, Bewegliche, Lebendige der Volkssprache. Zusehends gewannen unter seiner Hand die Worte und Sätze eine Klarheit und Kraft, deren sie bisher nicht fähig gewesen waren. Wie wuchtig und durchdringend, wie schlicht und einfältig konnte er reden!

Es waren — Gaben, daß er's so konnte. Aber er hat auch Fleiß und Beharrlichkeit darauf gewandt, daß es ihm immer besser gelingen mußte.

Gerade beim Dolmetschen kam er zum klaren Bewußtsein davon, daß es gar nicht so leicht sei, sich in gutem Deutsch auszudrücken.

Und wenn ihm später seine Feinde seine Übersetzungen tadelten, konnte er recht grob werden. „Was Dolmetschen für Kunst und Arbeit sei, das hab' ich wohl erfahren; darum will ich keinen Papstesel noch Maulesel, die nichts versucht haben, hierin zum Richter oder Tadeler leiden."

Ja er hat es denen vorgehalten, die ihn angriffen, daß sie aus seinem Deutsch lernten Deutsch reden und schreiben — „und stehlen mir also meine Sprache, davon sie zuvor wenig gewußt."

„Ich hab' mich des beflissen im Dolmetschen, daß ich rein und klar Deutsch geben möchte." So konnte er mit gutem Gewissen von seiner Übersetzung rühmen. Denn er setzte nicht nur deutsche Wörter an Stelle der griechischen und hebräischen Wörter, sondern er sah darauf, daß im Deutschen der rechte Sinn herauskäme, den ein Satz im Griechischen oder Hebräischen hatte, und fragte sich bei jedem Spruche: „Lieber, wie redet der deutsche Mann in diesem Falle?" und ob dann die Übersetzung nicht so ganz wörtlich geriet, sprach er „frei den Sinn heraus auf's beste Deutsch, so er konnte."

Z. B. Lukas 1, 28 grüßt der Engel die Maria in der Lutherbibel also: „Gegrüßet seist du, Holdselige." Wörtlich müßte es heißen nach dem ursprünglich griechischen Text: „Gegrüßet seist du, Begnadigte." Die lateinische Bibel, die Vulgata, hat übersetzt: „Gegrüßet seist du, Maria voll Gnaden."

„So ist's bisher schlecht, den lateinischen Buchstaben nach, verdeutschet," sagt Luther. „Sage mir aber, ob solches auch gut Deutsch sei? Wo redet der deutsche Mann also: ‚Du bist voll Gnaden'? Und welcher Deutsche verstehet, was gesagt sei ‚voll Gnaden'? Er muß denken an ein Faß voll Bier oder Beutel voll Geldes. Darum hab' ich's verdeutscht: ‚du Holdselige', damit doch ein Deutscher desto mehr hinzudenken kann, was der Engel meinet mit seinem Gruß.

„Und hätte ich das beste Deutsch hie nehmen sollen und den Gruß also verdeutschen: ‚Gott grüße dich, du liebe Maria'; denn so viel will der Engel sagen, und so würde er geredet haben, wenn er hätte wollen sie deutsch grüßen. Wer Deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist: ‚die liebe Maria', ‚der liebe Gott', ‚der liebe Kaiser', ‚der liebe Fürst', ‚der liebe Mann', ‚die liebe Frau'. Und ich weiß nicht, ob man das Wort ‚lieb' auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder anderer Sprache reden mag, daß es also dringe und klinge ins Herz, durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache."

Wie fein schätzt da Luther unserer deutschen Sprache Vorzug, wie gewissenhaft wägt er Sinn und Bedeutung der Worte!

Und es fehlt ihm nicht an Worten, was doch auch eine Hauptsache ist für einen Übersetzer. „Denn," sagt er selbst, „wer dolmetschen will, muß großen Vorrat von Worten haben, daß er die wohl könne haben, wo eins an allen Orten nicht lauten will." Wie wimmelten frühere Übersetzungen von Fremdwörtern. Wie gern ließ man damals, so oft man deutsch schrieb, Fremdwörter einfließen. Luther selbst verschmähte in seinen Briefen und Schriften diesen falschen Schmuck nicht. Aber in seiner Bibel ließ er das Unkraut nicht aufkommen. Da redet er von Maien und Eichen, von Groschen und Scherflein, von Hauptleuten und Landpflegern, wo ein anderer die fremden Namen, Titel und Würden, so wenig sie für die deutsche Zunge passen, wohl hätte mit herübergenommen. Von andern Fremdwörtern, die er beibehalten hat, wie Altar, Engel, Epistel, Evangelium, Pfingsten, Prophet, Tempel u. dgl. wissen wir heute kaum mehr, daß es welche sind — so geläufig sind sie uns eben durch die Lutherbibel geworden.

Übrigens hielt er doch den Wortlaut der griechischen Bibel fest, wo ihm derselbe irgend wichtig schien.

„Wo etwa an einem Ort gelegen ist, hab' ich's nach dem Buchstaben behalten und bin nicht so frei davon gangen. Als Johannes 6 (Vers 27), da Christus spricht: ‚Diesen hat Gott der Vater versiegelt'; da wäre wohl besser deutsch gewesen: ‚diesen hat Gott der Vater gezeichnet' oder ‚diesen meinet Gott der Vater'. Aber ich habe eher wollen der deutschen Sprache abbrechen, denn von dem Worte weichen.

„Ach, es ist Dolmetschen ja nicht eines jeglichen Kunst, wie die tollen Heiligen (seine papistischen Tadler) meinen; es gehört dazu ein recht fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehret, erfahren, geübet Herz. Darum halt' ich, daß kein falscher Christ noch Rottengeist treulich dolmetschen könne."

Wir können von Luther als dem Dolmetsch heiliger Schrift nicht reden, ohne der Stelle zu gedenken, um derenwillen er von den Papisten seit dem Erscheinen seiner Übersetzung bis auf den heutigen Tag am meisten ist angefochten worden.

Es ist der Spruch im Römerbriefe 3, 28, der in der Lutherbibel lautet, wie folgt:

„So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben."

Das Wörtchen ‚allein' (lateinisch sola oder solum) fehlt in der lateinischen Bibel und fehlt auch in der griechischen Bibel. Es ist also offenkundigermaßen von Luther willkürlich in den Bibeltext eingefügt worden. Und das muß um so bedenklicher erscheinen, weil er damit einer Sonderlehre der evangelischen Kirche, über die sie mit der römisch-katholischen streitet, Ausdruck gegeben hat: der Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben (vgl. Band 1 Seite 539 ff).

Was wird sich da zu Luthers Entschuldigung sagen lassen?

Zum Glück hat er sich schon selber so trefflich verteidigt, daß wir uns alle weitere Mühe sparen können. Und zwar hat er das Wörtchen ‚allein' festgehalten ebenso aus sprachlichen Gründen, wie aus sachlichen Gründen.

Zum Ersten verlangt es die deutsche Sprache so. „Denn," sagt er, „ich habe hier Römer 3 sehr wohl gewußt, daß im lateinischen und griechischen Text das Wort solum nicht stehet, und hätten mich solches die Papisten nicht dürfen lehren. Wahr ist's: diese vier Buchstaben ‚sola' stehen nicht drinnen, welche die Eselsköpfe ansehen, wie die Kuhe ein neu Thor. Sehen aber nicht, daß gleichwohl die Meinung des Textes es in sich hat, und wo man's will klar und gewaltiglich verdeutschen, so gehöret es hinein. Denn ich habe Deutsch, nicht Lateinisch, noch Griechisch reden wollen, da ich Deutsch zu reden im Dolmetschen fürgenommen hatte.

„Das ist aber die Art unserer Sprache: wenn sie eine Rede begiebt von zweien Dingen, deren man eines bekennet (bejaht) und das andere verneinet, so braucht man des Worts ‚allein' neben dem Wort ‚nicht' oder ‚kein'. Als wenn man sagt: ‚Der Bauer bringt allein Korn und kein Geld'. ‚Nein, ich hab' wahrlich itzt nicht Geld, sondern allein Korn.' ‚Ich hab allein gegessen und noch nicht getrunken.' ‚Hast du allein geschrieben und nicht überlesen?' Und dergleichen unzählige Weise im täglichen Brauch."

Wir sagen heutzutage statt ‚allein' lieber ‚nur'. Aber abgesehen davon könnte ein heutiger Sprachlehrer die Sache nicht besser auseinandersetzen, als Luther es thut. Und er ist noch nicht zu Ende, fährt vielmehr fort:

„In diesen Reden allen, ob's gleich die lateinische oder griechische Sprache nicht thut, so thut's doch die deutsche und ist ihre Art, daß

sie das Wort ‚allein‘ hinzusetzt, auf daß das Wort ‚nicht‘ oder ‚kein‘ desto völliger und deutlicher sei. Denn wiewohl ich auch sage: ‚Der Bauer bringt Korn und kein Geld‘, so lautet doch das Wort ‚kein Geld‘ nicht so völlig und deutlich, als wenn ich sage: ‚Der Bauer bringt allein Korn und kein Geld‘, und hilft hier das Wort ‚allein‘ dem Worte ‚kein‘ so viel, daß es eine völlige, deutsche, klare Rede wird.

„Denn man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden — wie diese Esel thun — sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden und darnach dolmetschen — so verstehen sie es dann und merken, daß man deutsch mit ihnen redet.“

„Aber nun hab' ich nicht allein der Sprache Art vertrauet und gefolget, daß ich Römer 3 ‚allein‘ hab' hinzugesetzt; sondern (und nun kommt der zweite sachliche Rechtfertigungsgrund) der Text und die Meinung Sankt Pauli fordern's und erzwingen's mit Gewalt.

„Denn er handelt ja daselbst das Hauptstück christlicher Lehre: nämlich daß wir durch den Glauben an Christum, ohn' alle Werke des Gesetzes, gerecht werden, und schneidet alle Werke so rein ab, daß er auch spricht: des Gesetzes — das doch Gottes Gesetz und Wort ist — Werke helfen nicht zur Gerechtigkeit.

„Und setzt zum Exempel Abraham, daß derselbige sei so gar ohne Werke gerecht worden, daß auch das höchste Werk, das dazumal neu geboten ward von Gott, vor und über allen andern Gesetzen und Werken nämlich die Beschneidung, ihm nicht geholfen hab' zur Gerechtigkeit, sondern sei ohn' die Beschneidung und ohn' alle Werke gerecht worden, durch den Glauben, wie er spricht (Kap. 4, 2): ‚Ist Abraham durch Werke gerecht worden, so mag er sich rühmen, aber nicht vor Gott.‘

„Wo man aber alle Werke so rein abschneidet, da muß ja die Meinung sein, daß ‚allein‘ der Glaube gerecht mache. Und wer deutlich und dürre von solchem Abschneiden der Werke reden will, der muß sagen: ‚allein der Glaube und nicht die Werke machen uns gerecht.‘ Das zwinget die Sache selbst neben der Sprachen Art.

„‚Ja,‘ sprechen sie, ‚es lautet ärgerlich, und die Leute lernen daraus verstehen, daß sie keine guten Werke thun dürfen.‘

„Lieber! Was soll man sagen? Ist's nicht viel ärgerlicher, daß Sankt Paulus selbst nicht sagt: ‚allein der Glaube', sondern schüttet's wohl gröber heraus und stößet dem Faß den Boden aus und spricht: ‚ohn' des Gesetzes Werke?' Denn das Wort ‚allein der Glaube' möcht' noch eine Gloss' (Auslegung) finden; aber das Wort ‚ohn' Werke des Gesetzes' ist so grob, ärgerlich, schändlich, daß man ihm mit keiner Glossen (d. h. durch keine Ausdeutung und Verdrehung) helfen kann.

„Lieber! Eben Sankt Paulus und wir wollen solch Ärgernis haben, und lehren um keiner anderen Ursache willen so stark wider die Werk' und treiben allein auf den Glauben, denn daß die Leute sollen sich ärgern, stoßen und fallen, damit sie lernen und wissen, daß sie durch ihre guten Werke nicht fromm werden, sondern allein durch Christi Tod und Auferstehen.

„Was ist's denn nun, daß man so tobet und wütet, ketzert und brennet, so die Sache im Grund selbst klärlich daliegt und beweiset, daß allein der Glaube Christi Tod und Auferstehen fasse ohn' alle Werk' und derselbige Tod und Auferstehen sei unser Leben und Gerechtigkeit? So denn an ihm selbst öffentlich also ist, daß allein der Glaube uns solch' Leben und Gerechtigkeit bringet, fasset und giebt — warum soll man denn nicht auch also reden?

„Weil nun die Sache im Grunde selbst fordert, daß man sage: ‚allein der Glaube macht gerecht' und unserer deutschen Sprache Art, die solches auch lehret also auszusprechen, und zwinget auch die Gefahr der Leute, daß sie nicht an den Werken hangen bleiben und des Glaubens fehlen (es am Glauben fehlen lassen) und Christum verlieren — sonderlich zu dieser Zeit, da sie so lang' her der Werke gewohnet und mit Macht davon zu reißen sind: so ist's nicht allein recht, sondern auch hoch vonnöten, daß man auf's allerdeutlichste und völligste heraussage: ‚Allein der Glaube ohne Werke macht fromm'. Und reuet mich, daß ich nicht auch dazugesetzt habe ‚alle' und ‚aller': also ‚ohn' alle Werke aller Gesetze', daß es voll und rund herausgesprochen wäre.

„Darum soll's in meinem Neuen Testament bleiben, und sollten alle Papstesel toll und thöricht werden, so sollen sie mir's nicht herausbringen."

Und so ist's in der Lutherbibel geblieben bis heute und wird darin bleiben, solange die Evangelischen noch Deutsch können und die Lehre des Paulus noch verstehen — d. i. so lange es eine Lutherbibel geben wird.

Und nun wäre ich wohl dem geneigten Leser schuldig, ein Stück des Neuen Testamentes hier abzudrucken, wie es Luther damals auf der Wartburg gedolmetscht hat, mit jeder Abweichung von unsern heutigen Lutherbibeln, getreu bis auf den kleinsten Buchstaben.

Aber das müssen wir uns aufsparen, bis wir das Erscheinen des Buches vermelden und auch die äußere Gestalt desselben beschreiben können.

Bis es dahin gedieh, vergingen noch etliche Monate.





Dreizehntes Kapitel.

Die Zwickauer Propheten.

Während Luther mit allem Fleiß daran arbeitete, durch seine deutsche Bibel der reformatorischen Bewegung einen festen Halt und sichern Grund zu schaffen, wurden die unlautern Geister immer lebendiger, die einen schweren Sturm über sein Werk heraufbeschwören sollten. Es hat ja auch dieser Sturm der guten Sache zum Besten dienen müssen, und Luthers Größe ist in den Kämpfen, welche er von 1522 bis 1525 gegen die Mächte der Revolution geführt hat, vielleicht noch offenkundiger geworden, als in den Tagen von Worms. Aber manche hoffnungsreiche Blüte ist in diesen Wirren geknickt, manches schwache Gemüt geärgert und irregeführt worden.

Um dieselbe Zeit, wo man in Wittenberg, verlassen von Luthers Führung, mit kühnen Neuerungen allzu eifrig vorging, ergriff Streit und Unruhe auch eine andere Stadt des Kurfürsten, die Stadt Zwickau.

Zwickau, am Ausgange des Erzgebirges gelegen, etliche Meilen nur von der böhmischen Grenze, war von Alters her, wie das umliegende Land, ein guter Boden für sektiererische, schwärmerische Bewegungen gewesen. Die Leute gerieten, unbefriedigt von dem, was die Kirche ihnen bot, geärgert durch das weltliche Treiben der Geistlichkeit auf allerhand sonderbare Gedanken, die mit dem Evangelium Luthers ebensowenig zu thun hatten, wie mit dem Papsttum. Der Mann, durch den das zu Tage kam, war Thomas Münzer.

Thomas Münzer stammte aus dem Städchen Stolberg am Harz. Als er im April 1520 als Prediger an die Marienkirche zu Zwickau

berufen wurde, war er, trotz der dreißig Jahre, die er erst zählte, schon viel hin und her gewandert. In Aschersleben, in Halle, in Frohsen, in Braunschweig, in Stolberg, zuletzt in Beutitz bei Weißenfels hatte er geistliche Ämter bekleidet, dazwischen in Leipzig Universitätsstudien getrieben. Auch in Zwickau sollte seines Bleibens nicht lange sein, kaum ein ganzes Jahr; aber das genügte für ihn, um daselbst großen Anhang zu gewinnen und bedenkliche Unruhen hervorzurufen.

Gleich seine ersten Predigten — am Sonntage Rogate und am Himmelfahrtsfeste, — machten großes Aufsehen. Er griff die Priester und Mönche heftig an, die nach der Weise der Papstkirche für die Seelen der Verstorbenen Messe hielten und von der Frömmigkeit der Lebenden sich nährten: „die Heuchler alle machen um ein Stück Brot die Seelen lebendig, die nicht leben, und fressen mit ihren langen Gebeten die Häuser der Witwen, indem sie an den Sterbebetten nicht den Trost des Glaubens predigen, sondern nur daran denken, ihren unersättlichen Geiz zu befriedigen."

Dabei fielen Äußerungen wie die: „Die Mönche hätten Mäuler, daß man wohl ein Pfund davon abschneiden könne, und sie behielten doch Mauls genug."

Kein Wunder, daß die mächtigen und reichen Bettelmönche von Zwickau sich ihrer Haut wehrten und von ihren Kanzeln dem Münzer seine Reden weidlich heimgaben. Der Streit spielte in und außer der Kirche, denn die Bürgerschaft nahm auch Partei. Den meisten im Volke gefiel Münzers Predigt, und auch der Bürgermeister und andere vom Rate gaben ihm Beifall.

Man hielt Münzern für einen Lutheraner. Und er selbst glaubte wohl ein Lutheraner zu sein. Denn eben von wegen seines Streites mit den Franziskanern wandte er sich einmal im Jahre 1520 an Luther um sein Urteil und redete ihn in diesem Briefe an: „Du Vorbild und Leuchte der Freunde Gottes."

Es war aber an derselben Haupt- und Pfarrkirche von Zwickau noch ein anderer Prediger, der auch der Wittenbergischen Reformation anhing. Freilich wohnte in ihm mehr der Geist des Erasmus, als Luthers, d. h. er war mehr ein Mann der Bildung und Wissenschaft, als des Evangeliums. Aber er stand doch eine Zeit lang mit in der vordern Reihe der Mitkämpfer Luthers, wie daraus hervorgeht, daß Eck seinen Namen mit in die Bannbulle aufnahm (Seite 4). Er hieß Egranus, oder vielmehr Johann Wildenauer aus Eger.

Seit 1517 predigte Egranus in der Marienkirche, besonders beliebt bei den Gebildeten und Angesehenen, aber auch vom Volke nicht ungern gehört.

Die beiden Pfarrer konnten sich nun an einer Kirche nicht vertragen, am wenigsten konnte sich Münzer darein finden, daß er der später Berufene, Jüngere, Untergeordnete war. Im November war das Zerwürfnis so weit gediehen, daß die Amtsbrüder sich auch in ihren Predigten befehdeten. Das machte sich noch besser, als Münzer von Sankt Marien nach Sankt Katharinen übersiedelte.

Vergebens mahnten die Wittenberger zum Frieden. Wem Münzer einmal Feind war, den haßte er ingrimmig. Egranus war milderer Sinnesart, aber sein Leben bot manche Blößen, und als Münzer die aufdeckte, zog er es vor, das Feld zu räumen. Er ging im Jahre 1521 als Pfarrer nach Joachimsthal.

Aber Münzer sollte sich seines Sieges nicht lange freuen.

Es war ihm gelungen, die Masse der Bürgerschaft auf seine Seite zu ziehen. Er spielte sich als den Anwalt der Unterdrückten auf. Bei der allgemeinen Gährung, worin sich damals nicht nur die kirchlichen, sondern auch die weltlichen Verhältnisse in Stadt und Land befanden, wurde es ihm nicht schwer, eine Anzahl verwegener, unzufriedener Leute um sich zu sammeln.

Besonders that sich unter Münzers Anhang ein Tuchweber hervor, Niklas Storch, wie denn gerade aus der ehrsamen Tuchmacherzunft viele ihm ergeben waren. Dieser Niklas Storch oder Klaus Storch war ein richtiger Schwärmer. Er rühmte sich göttlicher Offenbarungen, und Münzer erkannte selbst an, daß der Mann die Bibel besser verstehe als alle Priester und wahrhaftig den heiligen Geist habe. Freilich, weil er den heiligen Geist hatte, brauchte er bald die Bibel überhaupt nicht.

Einstweilen führte man neue Ordnungen ein und hielt sich dabei an das und jenes, was im Neuen Testamente von den ersten Christen erzählt wird. Zwölf Apostel wurden gewählt und 72 Jünger; Münzer galt als ihr Herr und Meister. Man kam heimlich in den Häusern zusammen und predigte in den Winkeln.

Zu ihnen hielt sich auch Marx Thomä (mit seinem vollen Namen: Markus Thomä Stüber), ein Mann, der in Wittenberg studiert und dort Melanchthons Gunst genossen hatte.

Mit Luther hatten diese Leute nur den Abscheu vor dem Papsttum gemein. Aber was sie nun gegen die Anhänger des Alten verübten, war auch nicht nach Luthers Sinne.

Am 26. Dezember 1520 reizte Münzer von der Kanzel das Volk dazu auf, den Priester zu Marienthal, Niklas Hofer, der sich wer weiß was gegen die neuen Propheten hatte zu Schulden kommen lassen, dafür zu züchtigen. Und wurde der arme Pfarrer von Sankt Katharinen an durchs Schloß und um den Graben herum von einem wütenden Haufen mit Kot und Steinen verfolgt, daß er kaum mit dem Leben davonkam.

Hierauf lud der Offizial des Naumburger Bischofs Münzern nach seiner Residenz Zeitz zur Verantwortung.

Münzer war unverschämt genug, den Offizial dafür von seiner Kanzel aus nach Zwickau zu fordern.

Alle bestehenden Ordnungen mißachtete er. Als Egranus ihm nach Joachimsthal aus dem Wege gegangen war, beschimpfte er ihn noch durch Schmähgedichte, die er an den Kirchthüren anschlagen ließ. Fast an Tollheit grenzt, daß er einmal im April 1521 früh um drei Uhr sich den Spaß machte, aus seinem Hause dreimal Feuer! zu rufen.

Alle Warnungen früherer Freunde waren vergeblich. Ende April 1511 gab ihm der Rat von Zwickau den Laufpaß. Sein Maß war reichlich voll.

Doch blieb er noch eine Weile in der Stadt und zettelte unter den Tuchknappen einen förmlichen Aufruhr an. Zwar fragt es sich, wer dabei mehr der Rädelsführer war, Münzer oder Storch.

Indes lief die Sache nicht, wie die Propheten wollten. Der Rat griff bei Zeiten ein und nahm die Verschwörer fest, als sie im Eckhause der Burggasse beisammen waren. 55 Tuchknappen wurden in die Türme gesetzt. Münzer und viele Gesinnungsgenossen verließen die Stadt.

Münzer führte fürs erste ein unstätes Wanderleben. Sein Name war schon weit und breit bekannt, und wohin er kam, nahmen ihn die Unzufriedenen, die eine Reformation der Kirche begehrten, mit Freuden auf. Denn er galt den Fernstehenden noch immer als ein Lutheraner.

Im Herbst 1521 suchte er in Böhmen festen Fuß zu fassen, zuerst in Saatz, dann in Prag. Hier erließ er am 1. November 1521 einen Aufruf, der die großen Worte nicht sparte. Er verkündigte darin dem Volke der Böhmen, daß sie berufen seien, das Anheben der neuen Kirche in ihrem Lande zu erleben:

„Es soll nimmer so zugehen, daß die Pfaffen und Affen sollten die christliche Kirche sein, sondern es sollen die auserwählten Freunde Gottes Wort auch lernen und prophezeien. Gott wird wunderlich Ding thun mit seinen Auserwählten, sonderlich mit diesem Lande; denn hier

wird die neue Kirche angehen, dies Volk wird ein Spiegel der ganzen Welt sein.

„Darum ruf' ich einen jeglichen Menschen an, daß er dazu helfe, daß Gottes Wort mag verteidigt werden. Wirst du das nicht thun, so wird dich Gott durch den Türken im zukünftigen Jahr erschlagen lassen. Nehmt's zu Herzen, lieben Böhmen!

„Kann ich solche Kunst nicht, der ich mich höchlich rühme (nämlich, daß ich ein unüberwindlich Zeugnis habe vom heiligen Geist und weissage) — so will ich sein ein Kind des zeitlichen und ewigen Todes."

In Böhmen sah man zwar mit großen Erwartungen der Bewegung zu, die von Wittenberg ausging, aber zu einer Erhebung wußte Münzer die Prager nicht zu entflammen. Vielmehr wurde er unter die Aufsicht von vier Wächtern gestellt und mußte endlich im Januar 1522 sich davonmachen. Er ging nach Thüringen und wurde nach einem längeren Aufenthalt in Nordhausen Pfarrer von Allstedt.

Von dort aus sollte er bald eine unheilvolle Wirksamkeit entfalten.

Indessen war Niklas Storch ruhig in Zwickau geblieben. Durch das ernste Eingreifen der Obrigkeit sah er sich genötigt, im Stillen zu wirken und zu werben. Aber auch unter den ungünstigeren Verhältnissen mehrte sich sein Anhang.

Endlich gewann Zwickau in der Person des Nikolaus Hausmann einen trefflichen Pfarrer. Dieser Mann, der bisher im benachbarten Schneeberg das Predigtamt verwaltet hatte, war ein besonderer Freund Luthers. Er ging dem Rottenwesen in Zwickau ernstlich zu Leibe.

Auf den 16. Dezember 1521 wurde eine Anzahl verdächtiger Personen auf die Pfarre citiert. Es fanden sich ihrer sechzehn ein, darunter zwei „Weibsbilder", und diese wurden nun in Gegenwart der gesamten Geistlichkeit und des ehrbaren Rates im Pfarrhof öffentlich über ihren Glauben befragt. Dabei kam zu Tage — nach den Worten des Berichtes, der nachher an Kurfürst Friedrich erging:

„wie etliche gezweifelt, ob der Glaube der Pathen dem Kinde zur Taufe hilflich;

„item, etliche vermeinten, ohne die Taufe selig zu werden;

„item, etliche gaben an, als wäre die göttliche Schrift zur Lehre der Menschen unkräftig, vielmehr müßte der Mensch durch den Geist ge-

lehret werden; denn hätte Gott den Menschen wollen durch Schrift gelehret haben, so hätte er uns vom Himmel herab eine Bibel gesandt; „item, für die Toten wäre nicht zu bitten.“

Dazu kam nun noch „andere grausame Unart“, wie daß sie Schandlieder auf die Geistlichkeit sangen, bei Nacht und Nebel den Predigern die Fenster einwarfen u. s. w.

Der Bürgermeister und die Mehrheit des Rates war für ein strenges Verfahren gegen die Sektierer, aber selbst im Rate der Stadt saßen einige, welche ihnen wohlwollten. So wandte sich denn Hausmann mit den übrigen Geistlichen der Stadt und einigen Ratsmitgliedern an den Kurfürsten, daß dieser „als ein christlicher Landesfürst zu Erhaltung von Gottes Ehre und christlichen Gerichts“ seine Macht und sein Recht gebrauche.

Was sollte der arme Kurfürst nicht alles damals zurechtbringen! Machten ihm doch die Vorgänge in Wittenberg gerade genug zu schaffen!

Niklas Storch und Marx Thomä waren nicht unter den Befragten und Verhafteten. Marx Thomä hatte Münzern zuerst eine Zeit lang begleitet und war dann wieder nach Zwickau zurückgekehrt. Als nun hier den Schwärmern ihr Treiben immer mehr erschwert wurde, zogen Storch und Thomä es vor, eben in den Tagen jenes Verhörs die Stadt zu verlassen.

Und wohin wandten sich die neuen Propheten?

Nach Wittenberg. Dort wollten sie Anerkennung suchen. Von dort mußten sie Mittel und Wege finden, auch mit Luther in Verbindung zu treten und ihm ihre Offenbarungen vorzutragen.

Um's Weihnachtsfest 1521 erreichten sie Wittenberg: Niklas Storch, Marx Thomä und ein anderer Zwickauer Tuchweber, dessen Namen wir nicht kennen.

Sie kamen zu einer Zeit, wo Karlstadt, der stürmische Vorkämpfer einer völligen Neuordnung des Kirchen- und Gemeindewesens, wieder obenauf war. Aber nicht an ihn scheinen sich die Zwickauer zunächst gewandt zu haben, sondern an Melanchthon. Zu ihm stand ja Marx Thomä in freundschaftlicher Beziehung, da er als Student viel mit ihm verkehrt hatte. Derselbe nahm denn auch jetzt den einstmaligen Schüler in sein eigenes Haus auf.

Die Ankömmlinge legten alsbald Zeugnis ab von den wunderbaren

Erkenntnissen, die ihnen der heilige Geist gegeben habe. Sie klagten über Geistlichkeit und Rat von Zwickau, welche den Gottesgeist sein Werk nicht wollten in ihnen und durch sie treiben lassen.

Melanchthon wurde ganz betroffen über das alles, was er da zu hören bekam. Er wußte nicht, wie er darüber urteilen sollte. Und auch die sonst mit den Männern zusammenkamen, verwunderten sich und mochten ihr Wesen nicht von vornherein verwerfen.

Es fehlte der, dem's besser gegeben war, die Geister zu unterscheiden, Luther. Und so sehr erregte den Melanchthon die Erscheinung der Zwickauer Propheten, daß er am 27. Dezember 1521 sich bei Kurfürst Friedrich dafür verwandte, er möge ihnen eine Zusammenkunft mit Luther ermöglichen. Der Brief lautet:

„Ew. Kurf. Gnaden halten mir zu gut, daß ich's wage an Sie zu schreiben. Denn mich zwinget dazu die besondere und gefährliche Lage, worin wir uns derzeit befinden. Da muß Ew. Kurf. Gnaden Fürsorge helfen.

„Die Sache aber, die ich Ew. Kurf. Gnaden vortragen muß, ist die.

„Ew. Kurf. Gnaden weiß, wie viele gefährliche Spaltungen des Wortes Gottes wegen in Ew. Kurf. Gnaden Stadt Zwickau entstanden sind. Es sind auch dort welche in Gewahrsam genommen worden, die ich weiß nicht was für neue Dinge vorbrachten. Nun haben sich von den Urheben jener Unruhen hier drei Männer eingefunden, zwei Weber, ungebildete Leute, und der Dritte, ein wissenschaftlich gebildeter Mann.

„Ich habe sie gehört. Wunderbar ist, was sie von sich aussagen: ‚Gott habe sie mit deutlicher Stimme berufen, zu lehren und zu predigen; sie hätten mit Gott vertraute Gespräche; sie schauten das Zukünftige; kurz, sie seien prophetische und apostolische Männer‘.

„Ich kann gar nicht sagen, wie sehr ich davon bewegt worden bin. Jedenfalls bestimmen mich gewichtige Gründe, daß ich sie nicht will verachtet sehen. Denn aus vielem geht klar hervor, daß ein gewisser Geist in ihnen lebt. Aber wer kann über diesen Geist gleich urteilen, außer dem Martinus!

„Es handelt sich hier um des Evangeliums Gefahr, um der Kirche Frieden und Ehre. Darum muß auf alle Weise ermöglicht werden daß diese Leute mit dem Martinus zusammenkommen. Denn zu ihm wollen sie.

„Ich würde Ew. Kurf. Gnaden nicht damit behelligen, wenn nicht die Wichtigkeit der Sache einen schnellen Rat forderte. Man muß sich

da vor zwei Übeln hüten — nämlich, daß man nicht den Geist Gottes unterdrückt, und zugleich, daß man sich nicht vom Satan überwinden läßt."

Welches war denn nun eigentlich die Lehre der Zwickauer Propheten? Es hat bisher nur beiläufig das oder jenes davon verlautet.

Es waren „Schwärmer" oder auch „Schwarmgeister", wie sie ab und zu immer wieder in der Kirche aufgetaucht sind. Man nennt so die Leute, die mit ihrem Glauben über die feste Offenbarung, die wir durch Jesum Christum haben, hinausschwärmen und vorgeben, daß Gott ihnen unmittelbar durch seinen Geist neue Erkenntnisse, neue Gebote, kurz neue Offenbarungen zu teil werden lasse. Aus diesem Vorgeben, bei welchem oft schwer festzustellen ist, wieweit sie nur andere oder auch sich selbst betrügen, folgen dann allerhand Sonderbarkeiten, die wir nun zuerst an den Zwickauer Schwärmern kennen lernen.

Dieselben behaupteten zum Ersten: sie führten mit Gott vertraute Gespräche. Wie er sie unmittelbar durch seinen Geist zu seinen Propheten berufen habe, so empfingen sie auch für und für neue Offenbarungen unmittelbar durch den heiligen Geist. Wunderbare Träume und Gesichte wußten sie da zu erzählen. So rühmte sich namentlich Storch, daß ihm der Engel Gabriel erschienen sei und habe zu ihm gesagt: „Du sollst auf meinem Throne sitzen."

Infolgedessen brauchten sie das Buch der Offenbarung, die Bibel, nicht. Da man ihnen in Wittenberg immer die Bibel entgegenhielt, rügten sie das und sagten: ‚man hab' viel Bibeln hier, aber die sehe man nur außen an, nicht innen im Geist.' Redete Gott zu ihnen in Träumen, Gesichten, besondern Seelenerfahrungen — wozu brauchten sie da das geschriebene Wort? Wo der Geist ist, was soll da der Buchstabe? „Hätte Gott die Menschen mit Schrift wollen gelehrt haben, so hätte er vom Himmel herab eine Bibel gesandt (Seite 424)."

Zum Andern — und das hängt innig mit dem Ersten zusammen — verwarfen sie den geistlichen Stand ganz und gar. Sie haßten den lutherischen Hausmann und den humanistischen Egranus ganz ebenso, wie den katholischen Hofer von Marienthal (Seite 422). Die Zeit der Pfaffen und Affen war, nach Münzers Aufruf, vorüber (Seite 422). Der heilige Geist fragte nichts darnach, ob einer studiert hätte; er redete, durch wen er wollte, durch den Tuchmacher Storch ganz ebenso, wie durch den studierten Marx Thomä. Und war dies

eine von den Prophezeiungen der Gottesmänner, daß in Bälde alle Pfaffen sollten erschlagen werden, ob sie schon Weiber nähmen, d. h. die Wittenbergisch gesinnten Pfarrer so gut wie die päpstlichen.

Zum Dritten war dies ein Hauptstück der meisten Schwärmer und eben auch der Zwickauer, daß sie von der Kindertaufe nichts wissen wollten. Wie sie dort auch im Verhör bekannten: sie meinten auch ohne die Taufe selig zu werden, und: der Glaube der Pathen helfe dem Kindlein nicht zu einer rechten, kräftigen Taufe. Dabei konnten sie sich auf das Wort berufen: „Wer da (erst) glaubet und (dann) getauft wird, der wird selig werden (Mark. 16, 16)".

Wenn sie nun die Kindertaufe für eitel und unkräftig hielten und wollten doch nach dem Befehle Christi eine ordentliche, wirksame Taufe haben, so blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich und alle, die schon einmal als Kinder von den Pfarrern die Taufe empfangen hatten, noch einmal zu taufen. Auf diese Weise sind die Schwärmer Wiedertäufer geworden.

Zum Vierten schwärmen die Schwärmer von einer sichtbaren Gemeinde der Heiligen. Sie haben an der Christenheit, wie sie nun einmal ist, eine Gemeinschaft von Guten und Bösen, Starken und Schwachen, Gläubigen und Ungläubigen, ein Weizenfeld mit viel Unkraut unter dem Weizen — an dieser Christenheit haben sie viel auszusetzen. Statt aber sich darein zu ergeben, daß dies hier auf Erden in der streitenden Kirche nicht anders sein kann, und daß wir eine sichtbare Gemeinde der Heiligen erst droben in der triumphierenden Kirche finden werden, unternehmen diese Schwärmer das Unmögliche und wollen schon hier auf Erden eine wahrhaft reine, heilige, vollkommene Gemeinschaft von Gotteskindern herstellen. Da ziehen sie aus von Babel, fliehen die Welt und gründen etwa eine Ansiedlung, wo nur Wiedergeborene zugelassen werden. Oder wenn sie die Macht haben, rotten sie aus die Bösen und vernichten, was dem Geiste Gottes widerstrebt — wobei denn die sichtbare Gemeinde der Heiligen nicht davor zurückschreckt, Ströme Blutes zu vergießen.

Wir werden das auch an den Schwarmgeistern der Reformationszeit erleben. Und schon jetzt in Wittenberg weissagten die Zwickauer Propheten: ‚in Kurzem, binnen fünf, sechs, sieben Jahren sollte eine solche Änderung in der Welt werden, daß kein Unfrommer oder böser Sünder sollte lebend überbleiben.' Also nicht nur den Pfaffen sollte es ans Leben gehen, sondern allen Unfrommen und Sündern!

Ja, waren denn die Schwärmer nicht auch Sünder?

Das ist eben der fünfte Irrtum der Schwärmer, daß ein Christenmensch, der wahrhaftig durch den Geist Gottes wiedergeboren ist, das Gesetz Gottes auch in diesem Leben vollkommen halten könne. Ein Christ ist nie heilig, er kann und muß es nur immer mehr werden. Und daß die Schwärmer keine Heiligen sind, das haben sie oftmals zum Schrecken ihrer Gesinnungsgenossen und zum Schrecken der Welt bewiesen.

Aber von diesem letzten Punkte, von der Vollkommenheit der Wiedergeborenen, scheinen die Zwickauer Propheten damals in Wittenberg nichts gelehrt zu haben. Worüber zwischen ihnen und Melanchthon verhandelt wurde, das war ihr Prophetentum, d. h. ihr Vorgeben neuer Offenbarungen, und die Kindertaufe.

Zu einer Zusammenkunft mit Luther kam es trotz der Verwendung Melanchthons beim Kurfürsten nicht. Die Zwickauer wünschten eine solche Zusammenkunft, weil sie Luthern von dem Rechte ihrer Lehre zu überzeugen hofften. Sie sagten von ihm: „Martinus hab' meistenteils Recht, aber nicht in allen Stücken; es werde noch ein anderer über ihn kommen mit einem höheren Geist."

Inzwischen hatte Melanchthon schleunigst von den merkwürdigen Männern an Luther geschrieben und ihm seine Not geklagt, daß er kein sicheres Urteil über sie und ihr Vorgeben gewinnen könne.

Luther antwortete sofort (am 13. Januar 1522), und er war von vorn herein gar nicht im Unklaren darüber, welches Geistes Kinder sie seien. Er schalt den Melanchthon, daß er ihnen gegenüber so zaghaft sei: „Denn Du hast einen größeren Geist und mehr Gelehrsamkeit als ich.

„Und nun vor allen Dingen gilt es, da sie Zeugnis ablegen von sich selber, nicht sogleich auf sie zu hören, sondern die Geister zu prüfen. Was ich bisher von ihren Reden und Thaten vernommen habe — da ist's nichts, das der Satan nicht auch leisten oder nachäffen könnte.

„Erkunde Du doch für mich, ob sie ihren Beruf nachweisen können. Denn Gott hat niemals einen gesendet, der nicht entweder durch Menschen berufen oder durch Wunderzeichen erwiesen war, nicht einmal seinen eigenen Sohn."

Dieser eigentümliche Grundsatz begegnet uns von da ab immer wieder, so oft Luther andere Menschen, die als Gottes Boten auftraten, auf ihr göttliches Recht zu prüfen hatte. Immer fragte er: „Wer hat

dich berufen? Wer hat dir das Amt gegeben, zu predigen, zu lehren, zu reformieren? — Bist du von keiner Obrigkeit, bist du überhaupt nicht von Menschen berufen, dann erweise deine göttliche Wahrheit durch Wunder!‘

Luther hat sich diesen Grundsatz infolge seiner eigenen Erfahrung gebildet. Denn als er mit dem Anspruche auftrat, ein Verkünder der Wahrheit, des Evangeliums, ein Bote Gottes zu sein, kurz als er die Reformation in die Hand nahm, da machte ihm selbst die Frage zu schaffen: ‚Wie kommst gerade du dazu?‘ Und da beruhigte er sich dann mit der Erinnerung an seine Berufung zum Doktor der heiligen Schrift (Band 1 Seite 95 f).

Weiter unterrichtet Luther den Melanchthon:

„Erkunde aber auch den besondern Geist, den sie haben. Frage, ob sie erfahren haben jene Seelenangst, jene göttlichen Wehen, jene Todes- und Höllenqualen. Wenn sie nur von lauter lieblichen, friedlichen, frommen und heiligen Erfahrungen wissen, dann erkenne sie nicht an, und wenn sie auch sagen, daß sie in den dritten Himmel entrückt worden seien. Denn dann fehlt ihnen das Zeichen des Menschensohnes (das Kreuz), und der ist doch der einige, an dem die Christen sich bewähren müssen und die Geister sich scheiden. Willst Du Ort, Zeit, Weise der göttlichen Zwiegespräche wissen? Vernimm: ‚Wie ein Löwe hat er mir alle meine Gebeine zerbrochen (Jes. 38, 13). Ich bin von deinen Augen verstoßen (Psalm 31, 23). Meine Seele ist voll Jammer, und mein Leben ist nahe bei der Hölle. (Psalm 88, 3).‘ Darum prüfe und höre auch auf Jesum nicht, der da kommt in Herrlichkeit, es sei denn, Du habest ihn zuvor am Kreuze gesehen.“

So war's wiederum bei Luther selber gewesen. Zu dem Frieden und der Freudigkeit, die er hatte, war er durch herbe Anfechtungen, durch tiefinnere Todesangst hindurchgegangen. Nur wer so die Macht der Sünde und den Fluch der Sünde an sich erfahren hatte, von dem konnte er auch glauben, daß er den Trost der Erlösung, den wahren Frieden der Gotteskindschaft kenne.

Dann kommt er auf die Kindertaufe.

Was die Schwärmer dagegen vorbrachten, davon sagt er: „Das macht auf mich ganz und gar keinen Eindruck.“

Aber das scheint um so verwunderlicher, als er selbst den Glauben so stark hervorgehoben hat als das unerläßliche Erfordernis zu einem gesegneten Empfang des Sakraments War nicht, nach seiner Schrift

„von der babylonischen Gefangenschaft“, „der Glaube im Sakrament so notwendig, daß er auch ohne Sakrament selig machen könne“? (Band 1 Seite 692.) Das klingt doch nicht viel anders, als das Bekenntnis der Zwickauer Schwärmer, da sie „vermeinten, ohne die Taufe selig zu werden“ (Seite 423).

Aber es ist ein alter Rechtssatz: „Wenn zwei dasselbe sagen, ist es nicht dasselbe.“ Das merken wir daran, daß Luther nicht einen Augenblick schwankte, daß die Kindertaufe in der Christenheit durchaus müsse bestehen bleiben.

Und zwar war er davon überzeugt, ohne daß ihm sogleich vollwichtige Gründe zu Gebote standen. Denn einen bestimmten Befehl Christi, schon die Kinder zu taufen, giebt es nicht. Im Gegenteil sind in der ältesten Christenheit naturgemäß nur Erwachsene getaüft worden.

Er wies darauf hin, daß, wenn es Gottes Wille sei, auch die Kindlein schon Glauben haben könnten. „Wie wollen denn jene (die Zwickauer Propheten) beweisen, daß sie noch nicht glauben?“

Sodann, gegen den Einwand, daß doch die Pathen nicht für die Kinder glauben könnten, daß „fremder Glaube“ nichts nutze, behauptet er frischweg: ‚Es giebt nichts Wirksameres, Festeres als fremden Glauben.‘ Das beweist er aus der Kraft und Wirkung der Fürbitte. „Es bestehet doch die Verheißung Christi: ‚Wo zwei unter euch eins werden auf Erden, um was es ist, daß sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel (Matth. 18, 19)‘. Also muß unumstößlich bleiben: es ist unmöglich, daß das nicht geschieht, um was man bittet und glaubet auch daran, daß es geschehen wird — sonst wird die ganze christliche Lehre wanken, und auch der eigene Glaube wird nichts wert sein, denn er stützt sich ja auf die nämlichen Verheißungen. Es ist ja der fremde Glaube mein eigener, dem anderen nur ist er fremd; jedoch muß notwendig, was mein Glaube glaubt, am andern sich erfüllen. Die Schrift ist voll von Beispielen, wo der fremde Glaube, der doch jemandes eigener ist, einem anderen (der bis dahin noch nicht glaubt) Glauben erwirbet und was er immer will.“

Ein dritter Grund für die Kindertaufe schlägt besser durch. Denn er ist es schließlich, der in der alten Kirche dahin geführt hat, daß man die Kinder taufte.

„**Sollen nicht auch die Kinder der Wohlthaten Christi teilhaftig sein?**

„**Zur Taufe** tragen ist ja nichts anderes als zu Christo

tragen, der da auf Erden gegenwärtig ist und seine Gnadenhände aufthut. Und hat derselbe in allem, was die Schrift von ihm erzählt, gezeiget, daß er annimmt, was zu ihm gebracht wird. Was zweifeln wir also?"

Zum Schluß weist er darauf hin, daß mit denselben Gründen, womit man die Kindertaufe bekämpft, auch die Beschneidung der Knäblein im alten Bunde könnte wegdisputiert werden, wie sie doch nach Gottes Willen ist geübt worden.

„Aber ein mehreres mündlich. Ich habe immer darauf gewartet, daß der Satan uns diesen Schaden anthun werde; aber er hat's nicht wollen durch die Papisten thun. In uns selber und unter den Unsrigen bringt er diese verhängnisvolle Spaltung zu Wege — aber Christus wird ihn schnell unter unsre Füße treten."

Luther redet da von den Schwärmern, als gehörten sie zu den „Unsern", zu den Freunden der Wittenbergischen Reformation. Er hätte das Wort der Schrift auf sie anwenden können: „Sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns (1. Joh. 2, 19)". Schon im Beginn der Bewegung zeigte sich, daß ein anderer Geist sie beherrsche als Luthern und die Lutherischen, mit denen sie äußerlich wohl eine Weile zusammenhingen, und bald sollten sich ihre Wege deutlich für alle Welt scheiden.

Übrigens, so sehr Luther mit sich im Reinen war, daß die Zwickauer falsche Propheten seien, legte er durch Spalatin ausdrücklich Fürsprache für sie ein.

Er schrieb dem Spalatin am 17. Januar:

„Wegen der Zwickauischen Propheten komme ich nicht, ändere mich auch ihretwegen nicht, denn sie fechten mich gar nicht an. Ich möchte aber nicht, daß sie eingekerkert würden, zumal nicht von denen, die sich zu uns bekennen."

Und dann noch einmal unten in demselben Briefe: „Trage Du auch Sorge, daß unser Fürst nicht seine Hände befleckt mit dem Blute jener neuen Zwickauischen Propheten."

Von dem Treiben der drei Fremdlinge in Wittenberg verlautet wenig.

Niklas Storch streifte viel umher und kehrte nur ab und zu in die Stadt zurück. Marx Thomä blieb daselbst und wohnte im Hause Melanchthons, der ihn als einen eigentümlichen, in der Schrift beschlagenen Mann

in Ansehen hielt. Wie nachdrücklich er auftreten konnte, merken wir daran daß Amsdorf es vermied, mit ihm zusammenzukommen; so unsicher fühlte er sich ihm gegenüber.

Einen studierten Mann gewannen die Schwärmer in Wittenberg ganz für sich, nämlich den Martin Cellarius (eigentlich Borrhaus) von Stuttgart; der fiel ihnen mit aller Entschiedenheit zu.

Wie sie mit Karlstadt verkehrten, davon wissen wir leider nichts. Gewiß ist, daß ihre Reden Eindruck auf ihn machten. Er war in vielem ihnen verwandt und wurde je länger je mehr auch ein Schwärmer.





Vierzehntes Kapitel.

Karlstadt wird ein Schwarmgeist.

Luther hatte sich doch geirrt, wenn er bei seinem heimlichen Besuche in Wittenberg die Zustände daselbst als vortreffliche bezeichnete. Zwar schritt die Obrigkeit gegen die Unruhestifter vom 3. und 4. Dezember ein, aber die Gemeinde hinderte den Magistrat, sie gebührend zu bestrafen. Und als nun wieder etliche Bürger und Viertelsmeister wegen ihres Wühlens in der Gemeinde zur Rechenschaft gezogen wurden, wuchs die Aufregung immer mehr.

Die alten Streitpunkte waren noch unerledigt.

So wollte es durchaus nicht zu einer Einigung über die Messe kommen. Im Kloster verzichtete man nach wie vor ganz auf die Messe.

In der Allerheiligenkirche feierte man sie nach der Gewohnheit der Kirche. Die Universität konnte trotz Friedrichs Drängen zu keinem einhelligen Beschlusse kommen.

Infolgedessen ging das Predigen wider den Gräuel der Messe fort. Es wurden Forderungen laut, man sollte die Altäre lieber wegreißen und von den Steinen Galgen und Rabensteine bauen — da dienten sie zur Gerechtigkeit; eines Henkers Amt sei nützlicher als das eines abgöttischen Pfaffen; niemand dürfe zur Messe gehen bei Verlust seiner Seligkeit.

Endlich sollte auch der Gottesdienst der Allerheiligenkirche (Schloßkirche), wo das altkirchliche Herkommen unter dem Schutze des Kurfürsten noch am längsten sich behauptete, unter dem Drängen der Neuerer einen Stoß bekommen. Und zwar durch Karlstadt.

Karlstadt gehörte zu den Stiftsherren von Allerheiligen, d. h. er war einer von denen, welche von den Einkünften dieser Kirche lebten und dafür auch der Reihe nach die gottesdienstlichen Verrichtungen darin zu besorgen hatten. Lange hatte er es vermieden, die Messe zu lesen, und immer, wenn an ihn die Reihe kam, sich von den Genossen vertreten lassen. Nun war der Zwiespalt zwischen ihm und den andern Stiftsherren, die fast durchgängig Anhänger der alten Ordnung waren, so groß geworden, daß sie nicht mehr für ihn Messe halten wollten.

Gut, sagte Karlstadt, wenn ihr mich zwingt, Messe zu halten, so werde ich's thun; aber ich werde eine evangelische Messe halten, wie sie Christus gehalten und eingesetzt hat.

Zu solcher evangelischen Messe lud er am 22. Dezember, als er in der Allerheiligenkirche predigte, die Gläubigen auf das Neujahrsfest ein.

Aber schon am Christfest that er den angekündigten Schritt. Er beeilte sich deshalb, weil seine Genossen vom Allerheiligenstift gegen sein Vorhaben beim kurfürstlichen Hofe Einspruch erhoben hatten.

Da predigte er denn am Weihnachtstage von Empfahung des heiligen Sakramentes und lud die Gemeinde ein, nach Christi Ordnung ohne viel Zeremonien das Abendmahl zu genießen — gleichviel, ob einer vorher gebeichtet hätte oder nicht. „Ob du gleich nicht hättest gebeichtet, sollst du doch fröhlich in guter Zuversicht, Hoffnung und Glauben zugehen und dies Sakrament empfahen; denn es muß ja wahr sein, daß der Glaub' uns allein heilig und gerecht macht. Welcher wenig glaubt, der erlangt wenig; welcher stark und viel glaubt, der erwirbt viel. Wenn du Gottes tröstliche Zusagung mit Glauben einnimmst, wirst du rein und sauber. Es erlangt einer nicht minder Vergebung der Sünden im Kelche, denn in der Beicht'.

„Ich achte, daß diejenigen, so ihre Augen auf die Beichte kehren und auf diese Worte des Kelchs (‚für euch vergossen zur Vergebung der Sünden') so wenig vertrauen: so viel sie der Beicht' vertrauen und an der Beicht' kleben, so viel sind sie diesem Sakrament (des Abendmahls) fremd. Ihr Gott ist der Papst, den fürchten sie. Wenn aber der Herr ihr Gott wär', wär' ihnen das Evangelium des Tranks ein süß und lebendig Wort. Die Apostel sind Sünder gewesen wie wir, und haben nicht gebeichtet (vor dem Brotbrechen)."

Gleich nachdem er die Predigt geendet, erschien Karlstadt am Altar, las einen Teil der Meßliturgie bis zum Evangelium, ließ dann das

‚Schirmen und Fechten mit den Kreuzen', sowie die ‚Aufhebung' und alles, was sich auf das wiederholte Opfer des Herrenleichnams bezog, bei Seite, und teilte ohne vorhergegangene Beichte dem Volke Brot und Wein aus mit den Worten, die Jesus bei der Einsetzung selbst gebraucht hat (Vergl. Seite 345).

Am Neujahrstage, am Sonntage nach Neujahr, sowie am Erscheinungsfeste wiederholte Karlstadt die Abendmahlsfeier nach der neuen Weise. Die Menge, die dazu herbeiströmte, belief sich auf mehr denn Tausend. So morsch erwies sich die alte kirchliche Ordnung.

Um dieselbe Zeit ging Karlstadts eifriger Gesinnungsgenosse, der Augustiner Zwilling, als Reiseprediger über Land. Er predigte am Neujahrstage zu Eilenburg und teilte darnach das Sakrament auch unter großem Zudrange des Volkes unter beiderlei Gestalt aus. Dabei sprach er die Einsetzungsworte deutsch, gab den Leuten nicht nur den Kelch, sondern auch das Brot in die Hände, daß sie es selbst zum Munde führten — gegen das ausdrückliche Verbot der Kirche, daß kein Laie den Leib des Herrn berühren durfte. Auch verschmähte Zwilling jegliches Priestergewand und hielt das Amt im einfachen Studentenrock.

In Wittenberg hielt sich das Volk nunmehr von der alten Messe fern, und so ließ man die täglichen Meßgottesdienste in der Pfarrkirche aufhören und schloß die Thüren. Dagegen predigten in der Allerheiligenkirche Jonas und Karlstadt früh und abends; jener hielt die Morgenbetrachtung, dieser die Abendandacht. Karlstadt zumal hatte ungeheuren Zulauf. —

Nicht geringes Aufsehen machte es, als Karlstadt in eben jenen Tagen auch sein ehelos Leben aufgab. Er verlobte sich am 26. Dezember 1521 mit Anna von Mochau, der ehrbaren Tochter eines armen Edelmannes. Am 19. Januar 1522 hielt er Hochzeit. Das vermeldete er selbst aller Welt in einem offenen Briefe.

Darin bezeugt er, daß es an der Zeit sei, durch ein gutes Exempel viele verlorene Pfaffen aus des Teufels Gefängnis zu befreien. Nachdrücklich weist er hin auf die Schrift, wonach „kein Stand Gott behaglicher sei, denn der eheliche Stand, und kein Leben christlicher Freiheit nützlicher und dienlicher sei, denn das eheliche Leben, welches auch mit viel und großen Benedeiungen begnadet, so es göttlich gelebt wird, wie es Gott eingesetzt."

Luther gab diesem Schritte seinen Beifall. Am 13. Januar schreibt er dem Amsdorf:

„Karlstadts Heirat gefällt mir gar wohl. Ich kenne das Mädchen. Der Herr mache sein gutes Beispiel kräftig und wirksam, daß dem schändlichen Wesen unter dem Papsttum Abbruch geschehe! Amen. Mein Hochzeitsgeschenk werde ich seinerzeit selber bringen, nach dem Osterfest."

Drei Wochen nach Karlstadt entsagte auch der Probst Jonas, der im Oktober 1521 ein Doktor der Theologie geworden und damit völlig unter die Theologen gegangen war, dem ehelosen Stande.

Während so zu Wittenberg mit eingreifenden Neuerungen immer mehr Ernst gemacht wurde, trafen Gäste ein, welche die allgemeine Aufregung nur mehren konnten. Zum Ersten die Zwickauer Propheten, gerade in den Weihnachtstagen. Wir wissen schon, wie sie den Wittenberger Theologen, sonderlich dem Melanchthon, den Kopf warm machten.

Bald darauf, um Neujahr kamen die fremden Augustinermönche, da der Generalvikar der Kongregation, Wenzel Link (Band 1 Seite 682; Band 2 Seite 352), ein Kapitel in Wittenberg angesagt hatte.

Grund und Ursache dieser Zusammenkunft waren natürlich die ärgerlichen Vorgänge im Wittenberger Kloster. Wenn die entlaufenen Mönche nicht zur Rechenschaft gezogen wurden, war es um alle Ordnung, war es um den Orden selbst geschehen. Schon lastete es wie eine Schmach auf den Augustinern, daß der Bruch des Gelübdes bisher ungesühnt geblieben war.

Link hatte den besten Willen, die Gesetze des Ordens streng zu handhaben. Aber er war doch auch Luthers Freund und gewohnt, dessen Ansicht zu hören. So wandte er sich an diesen.

Luther antwortete ihm am 20. Dezember 1521. Er faßte ihn bei seiner Zustimmung zu dem, was er, Luther, vom Gebrauch der Speisen, vom Unterschiede *äußerlicher* Dinge lehrte, nämlich daß man darin sich nicht versündigen könne.

„Wo werden da die Gelübde, die Klöster bleiben?" fährt Luther fort. „Das alles ist gegen unser Evangelium. Was wirst Du also thun? Wirst Du sie zum Gehorsam zwingen? Wirst Du sie zurückrufen, die ausgetreten sind? Wirst Du sie anklagen als Abgefallene, wenn Du doch lehren mußt, daß diese Dinge frei sind und keine Sünde dabei?

„Bittest Du mich etwa um Rat, so sage ich, daß Du nichts thun oder dulden wirst wider das Evangelium, und wenn die Klöster allesamt darüber zu Grunde gehen müßten.

„Mir mißfällt ja wahrhaftig die ordnungswidrige, lärmende Art, wie dieser Austritt stattgefunden hat. Denn man hätte auf Grund wechselseitigen, friedlichen Einverständnisses sich gegenseitig entlassen sollen. Aber das mag wohl die Strafe für die heillose Ablegung des Gelübdes sein; unter Zwietracht ist das Band aufgelöst worden, welches in heilloser Eintracht war geknüpft worden.

„Trotzdem, sie zurückzurufen, sehe ich keinen rechten und guten Grund, obwohl sie nicht recht und gut gehandelt haben. Und ich bin der Meinung, daß Du es nicht hindern kannst, wenn außerdem noch welche sind, die austreten wollen. Drum wird das beste sein, wenn Du auf Deinem Kapitel dem vorbeugst und, wie einst Cyrus (Esra 1), durch öffentlichen Erlaß denen, die austreten wollen, die Freiheit schenkest, niemanden hinausstoßend, niemanden mit Gewalt zurückhaltend. Du aber bleibe einstweilen, wie Jeremias, im Dienste Babels: auch ich will ja in dieser Mönchskutte und bei diesem Mönchsleben verbleiben."

Es war eine harte Zumutung für den Generalvikar, daß er selber an die festen Grundsätze des Ordens Hand anlegen sollte. Aber er war ein zu guter Lutheraner und unter den deutschen Augustinern hatte der Geist ihres größten Ordensbruders, Martin Luthers, zu mächtige Wirkung gethan, als daß man nicht doch schließlich auf dem Wittenberger Kapitel die schwebende Frage hätte in Luthers Sinne lösen sollen.

Die Versammlung war schlecht besucht. Aber um so einmütiger und entschiedener stellte sie sich auf den Standpunkt: Gottes Wort über alles! Auch über die Ordensregel!

Das Ende war, daß man folgende sechs Sätze aufstellte, die alsbald auch durch den Druck bekannt gemacht wurden.

„Zum Ersten gestatten wir einem jeden, das Kloster zu verlassen oder drin zu bleiben. Denn die in Christo sind, sind weder Jude noch Grieche, weder Mönch noch Laie. Und ein Gelübde wider das Evangelium ist kein Gelübde, sondern eine Gottlosigkeit.

„Zum Andern: weil die christliche Freiheit eine Freiheit des Geistes ist, die nicht in Speise, noch in Kleidung beruht, wird für gut geachtet, daß diejenigen, welche in unsern Klöstern leben, das Mönchskleid und die mönchische Lebensweise beibehalten, um allen alles zu werden, wie Paulus (1. Kor. 9, 22).

„Zum Dritten, so muß es mit den alten Bräuchen, wenn man sie beobachtet und wenn man sie abthut, so gehalten werden, daß weder jemand in seinem Glauben verletzt, noch gegen das Gebot der Liebe ge-

sündigt wird. Denn das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist (Röm. 14, 17)

„Zum Vierten untersagen wir den Bettel (die Augustiner waren ein Bettelorden!), weil ihn die Schrift so oft verbietet (1. Theff. 4, 11). Wir untersagen auch die gestifteten Seelmessen, da der Apostel will, daß wir allen bösen Schein meiden sollen (1. Theff. 5, 22).

„Zum Fünften: soweit es sich thun läßt, sollen in unsern Klöstern Brüder ausgewählt werden, die da geschickt sind, Gottes Wort zu lehren; die Übrigen sollen durch Handarbeit die Brüder ernähren. So ist es in den alten Klöstern gewesen.

„Zum Sechsten: weil denn Brauch und Weise des Mönchsstandes in Anbetracht der Zeiten und Personen sich gewandelt haben, so wollen wir, daß die Brüder ihren Oberen aus Liebe gehorchen, damit wir drinnen und draußen ohne Ärgernis leben und in allen Dingen so dastehen, daß unser Bestes (das Evangelium) nicht verlästert werde."

Das war eine Reformation des Mönchtums, die zu nichts anderem führen konnte, als zur Auflösung. In Wahrheit sind diese Beschlüsse der Anfang vom Ende der deutschen Augustinerkongregation.

Während so im Augustinerorden sich tiefgreifende Veränderungen vollzogen, sah sich auch die Stadtgemeinde Wittenberg durch Karlstadts Eifer vor eine große Aufgabe gestellt.

Karlstadt verfaßte eine Gemeindeordnung, welche nicht nur das Kirchenwesen betraf, sondern auch in die weltlichen Verhältnisse der Bürgerschaft eingriff.

Darnach sollten die sämtlichen Güter und Einkünfte der Wittenberger Kirchen zusammengethan und ein „gemeiner Kasten" (eine gemeinsame Kasse) daraus gebildet werden. Aus diesem gemeinen Kasten sollten die bedürftigen Waisen und arbeitsunfähigen Armen unterstützt werden, unbemittelte Handwerker zinsfreie Darlehen erhalten, überhaupt aber Darlehen zu vier Prozent gewährt werden, um den Zinsfuß von fünf oder sechs Prozent, der für wucherisch und unchristlich galt, herabzudrücken. Ferner sollte der gemeine Kasten die Mittel darbieten, um armer Leute Kinder studieren zu lassen oder ihnen zur Erlernung eines Handwerks zu verhelfen u. s. w. Dagegen sollen nun in Zukunft keine Bettler mehr in der Stadt geduldet werden, auch keine Bettler in der Mönchskutte.

„Bettler sind“, sagt Karlstadt, „die nach Brot umherlaufen oder auf der Gassen vor den Häusern sitzen oder vor den Kirchen und bitten um Brot. Solche Leute sollen wir nicht leiden, sondern vertreiben, nicht unvernünftiger und tyrannischer Weise, sondern mit gutwilliger Hilf', also daß wir Christen keinen in solche Armut und Not sollen kommen lassen. Demnach sag' ich, daß wir allezeit arme Brüder und Schwestern haben, welche unsrer Hilfe und Steuern bedürfen, aber wir sollen fleißig achten auf unsere Nachbarn und Mitchristen und ihrer Not zu Hilf' kommen, ehe sie zu uns schreien; thun wir das nicht, so sind wir auch nicht Christen.

„Demnach sollen christliche Magistrate insonderheit fleißig sein, den Armen zu helfen, die in ihren Städten wohnen. Denn vor allem sollen wir den Unsern helfen. Eine jede Stadt soll ihre Bürger versehen, ein jedes Dorf seine Bauern.

„Wenn Gott einen arm macht, sollen die Reichen wissen, daß sie den Armen nähren müssen.“ Aber freilich muß die Obrigkeit auch ein Augenmerk haben auf die „starken Bettler, so arbeiten mögen“, und sie zur Arbeit zwingen, sich damit zu nähren; „doch also, daß sie ihnen Steuer und Hilfe geben, ihr Handwerk oder Arbeit anzufangen.“

„Insonderheit sind die Bettelklöster verboten und sollen nicht mehr sein. Denn Betteln ist verboten. Es hilft nicht, daß sie willige Bettler sind. Ihr Will' und Handel ist unchristlich und betrüglich und schädlich, sie haben keinen Schein (keine klaren Gründe) ihres Bettelns in der heiligen Schrift, betrügen oftmals Arme und Reiche um das Ihre und beschädigen den armen Mann durch Forderung von Käse, Korn, Brot u. s. w., reißen den armen Kindern aus ihrem Maul, das sie selber bedürfen.“

Den gemeinen Kasten sollten nun wesentlich die kirchlichen Einkünfte füllen, und nur, wo diese nicht zureichten, sollten die Bürger je nach ihrem Vermögen hinein steuern. Was aber sollte aus denen werden, die bisher von den kirchlichen Einkünften lebten? Sie sollten bis zu ihrem Tode weiter davon erhalten werden, dafür aber die Verpflichtung übernehmen, Seelsorge zu üben und Kranke zu besuchen.

Diese Anordnung Karlstadts war auf Wittenbergischem Boden der erste Versuch, die Armut durch vernünftige, von christlichem Sinne getragene Bestimmungen zu beseitigen oder wenigstens einzuschränken.

Almosen wurden ja im Mittelalter reichlich gegeben, aber man hatte durch die unbedachten Wohlthätigkeitswerke den Bettel nur großgezogen. Karlstadt wollte dem unvernünftigen Almosenwesen ein Ende machen und führte deshalb der Gemeinde zu Gemüte, daß sie für jedes ihrer Glieder verantwortlich sei und keines verarmen lassen dürfe. Er machte mit der Forderung Ernst, die Luther in seiner Schrift an den Adel aufgestellt hatte: Band 1 Seite 650.

Diese Armenordnung ist das Wertvollste, was Karlstadt überhaupt je zu Stande gebracht hat. Luther und Bugenhagen haben später auf dem Grunde fortgebaut, den Karlstadt damit legte.

Es betraf aber die neue Gemeindeordnung nicht das Armen- und Bettelwesen allein. Es fanden sich darin noch andere Bestimmungen, z. B. daß Personen von schlechtem Rufe zur Ehe zu zwingen oder aus der Stadt zu verweisen seien. Ferner über den Gottesdienst, daß die Messe streng nach der Einsetzung Christi zu halten sei, wobei der Geistliche die Worte der Weihung laut und deutsch dem Volke zusprechen und ein jeder Kommunikant das Brot und den Kelch selbst in die Hand nehmen möge (Seite 435).

Wichtiger und verhängnisvoller aber als dieses Gesetz war noch ein anderes: daß zu Vermeidung der Abgötterei Bilder und Altäre in den Kirchen abgethan werden und nur drei Altäre ohne Bilder, als hinreichend, stehen bleiben sollten.

Karlstadt begründete diese Forderung in einem Schriftchen „Von Abthuung der Bilder", oder wie er lieber sagt: „von Abthuung der Ölgötzen."

Da ist sein erster Satz: „Daß wir Bilder in Kirchen und Gotteshäusern haben, ist unrecht und wider das erste Gebot: ‚Du sollst nicht fremde Götter haben'.

„Gott kann's nicht leiden. Derwegen saget Gott bald darnach (nach dem ersten Gebot — vergl. 2. Mos. 20, 4 f): ‚Du sollst keine geschnitzten oder gehauenen Bilder machen, du sollst kein Gleichnis machen, du sollst sie nicht anbeten, du sollst sie nicht ehren'. Sieh, wie Gott allerlei Bilder verbeut, darum daß Menschen leichtfertig sind und geneigt, sie anzubeten."

Wollte nun jemand dem Karlstadt den Einwand machen, daß die Bilder nur im Alten Testament verboten seien und im Neuen nicht, so erklärt er diesen „Gesetzesfeinden": „Christus hat auch nicht den allerkleinsten Buchstaben im Mose verbrochen, er hat auch keinen Zusatz und keinen Abbruch dem Gesetz Mose gethan; kürzlich: Christus hat

nichts niedergelegt, das Gott im alten Gesetz gesagt hat. Christus ist im Willen und Inhalt des alten Gesetzes bestanden."

Karlstadt faßte immer mehr eine große Vorliebe für's Alte Testament und nahm alles gesetzlich, so daß für die „Freiheit eines Christenmenschen", welche Luther im Geiste des Neuen Bundes vertrat, kein Raum mehr blieb (Seite 249. 344).

Karlstadts zweiter Satz gegen die Bilder war der: „Daß geschnitzte und gemalte Ölgötzen auf den Altären stehen, ist noch schädlicher und teuflischer."

Denn, sagte er, der Papst erlaube ja keinem frommen Laien, „auf einem Altar zu liegen oder zu stehen." Es ist wahrlich viel Ehre, wenn die jemand dahinstellt, da der Leib Christi gehandelt ist, da Gott allein soll angerufen werden."

Zum Dritten: „Drum ist's gut, nötig, löblich und göttlich, daß wir sie abthun".

Das soll die Obrigkeit in die Hand nehmen. „Wollte Gott, daß unsere Herrn wären, wie die weltlichen frommen Könige und Herrn gewesen sind in der Judenschaft (z. B. Josia 2. Kön. 23, 4. 20). Sie haben je nach der Schrift Macht, in Kirchen zu handeln und abzuthun, das Gläubige ärgert und verhindert. Derwegen sollten unsere Magistrate nicht warten, bis die Pfaffen Baals ihre Gefäße, Klötzer und Verhindernisse anfangen auszuführen; denn sie werden nimmermehr anfangen. Die oberste weltliche Hand soll gebieten und schaffen."

In der That übernahm der Wittenberger Magistrat die Verpflichtung, auf Beseitigung der Bilder zu halten. Am 24. Januar 1522 einigten sich Rat und Universität über die von Karlstadt vorgeschlagene Gemeindeordnung.

Aber gerade die Bestimmung gegen die Bilder zu vollziehen, zögerte der Rat.

Im Augustinerkloster war man kurz nach Abhaltung jenes Kapitels auch hierin mit Eifer vorangegangen. Sie hatten Altäre eingerissen, Heiligenbilder zerstört, das Salböl vernichtet.

Auf dieses gute Beispiel konnte Karlstadt hinweisen. Und weil der Rat zögerte, den Bildersturm selbst in die Hand zu nehmen, ließ er das Wort fallen, „daß die Gemeinde wohl Macht habe, in Nachlässigkeit der Obrigkeit aus Mitleiden und Liebe selbst etwas vorzunehmen."

Mit ihm wühlte und hetzte sein Genosse Zwilling. Und so kam

es denn durch Schuld der beiden anfang Februar zu stürmischen Auftritten. Man rief öffentlich auf der Straße aus, die Bilder sollten nunmehr abgethan werden. Und zur angesagten Stunde drangen Leute in die Pfarrkirche ein, rissen die Bilder heraus auf die Straße und zerstörten alles, was sonst ihrem Glauben anstößig war.

Die kurfürstliche Regierung zog zwar beide, Karlstadt und Zwilling wegen dieses Bildersturms zur Verantwortung, aber Strafe erhielten sie nicht. Die Regierung mußte vielmehr noch Vorwürfe hören, weil sie nicht ernstlicher die Abstellung der alten Mißbräuche in die Hand nähme.

Immer heftiger, rücksichtsloser und seltsamer predigte und drängte Karlstadt. Auch die Gegner ließen sich von den Kanzeln vernehmen, aber sie konnten nicht aufkommen. Von dem Tone, in welchem Karlstadt damals redete, kann man sich einen Begriff machen, wenn man den Schluß einer von ihm damals veröffentlichten Schrift liest, der gegen einige Mönchsklöster sich richtet und folgendermaßen lautet:

„Die groben Klötzerschlepper (d. h. Bilderträger) zu Lausigk, denen die Zähne vor altem giftigem Odem schlappern und vor großem Widerbellen wider evangelische Wahrheit ausfallen, will ich zu seiner Zeit mit geweihtem Wasser besprengen, mit welchem etliche böse und madige Würmer aus dem Trinkwasser verjagen. Den ungelehrten Kläffern, den geölten Plattenträgern zum Heyn (Großenhain) muß ich eine Quasten binden lassen (das Narrenzeichen), damit sie ihre Hundflöhe abstreichen, werden sie anders mit ihrem Mucken und Poltern wider göttliche Lehre fortfahren zu wüten und toben."

In der Grobheit hatte Luther an Karlstadt seinen Meister gefunden. Ob auch in anderen Dingen?

Karlstadt entfernte sich mit all seinem Vornehmen immer mehr von Luther und wurde den Schwarmgeistern immer ähnlicher.

Die alten papistischen Gesetze riß er nieder; dafür richtete er neue, unerhörte Gesetze auf. Er drang mit seinen Genossen darauf, daß man sich an die Fastengebote nicht kehren dürfe, während Luther erklärte, ‚Fasten ist keine Sünde und Nicht-Fasten auch nicht; nur wenn man meint, man thue Gott mit einem von beidem einen Dienst, das ist Sünde'. So kam's, daß viele Bürger und Studenten jetzt meinten,

sie seien rechte Christen, wenn sie Fleisch äßen zur Fastenzeit, Bilder zerstörten und dergleichen.

Heftige Reden halten konnte Karlstadt, aber der Schwachen und Trostbedürftigen sich anzunehmen, war seine Sache nicht. Niemand kümmerte sich damals um die Kranken, um die Gefangenen; und die zum Tode Verurteilten führte man zum Galgen ohne geistlichen Beistand.

Die heilige Schrift führte Karlstadt viel im Munde. Aber den hebräischen oder griechischen Text zu studieren, wie es ihm als einem geschworenen Doktor der Theologie gebührte, das fand er bald überflüssig. Er ging zu den Bürgern in die Häuser und fragte sie: wie sie den oder jenen Spruch in diesem oder jenem Propheten verstünden?

Da verwunderten sich wohl die ehrsamen Handwerker und Ackerbürger von Wittenberg und sprachen zu ihm: „Herr Doktor, wie kommt Ihr damit her, daß Ihr als ein Gelehrter und Doktor der heiligen Schrift uns arme, alberne, ungelehrte Laien also fraget, daß wir Euch solches sagen sollen? Ihr sollt's uns billig sagen."

Da hat ihnen Doktor Karlstadt geantwortet: „Gott hat uns Gelehrten solches verborgen. Wie denn der Herr Christus selber spricht Matthäus am Elften: ‚Jesus freuet' sich im Geist und sprach: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erden, daß du solches verborgen hast den Weisen und Klugen und hast's offenbaret den Unmündigen. Ja Vater, also war es wohlgefällig vor dir'.

„So sehet ihr auch an den Aposteln und Jüngern des Herrn Christi, daß dieselben viel gelehrter sind gewesen und haben die heiligen Propheten viel besser verstanden und können auslegen, denn die Hochgelehrten zur selbigen Zeit, als die Pharisäer, Schriftgelehrten und Hohenpriester."

Solche Rede mochte Karlstadt von Niklas Storch und Marx Thomä gelernt haben. Und so war es auch recht im Sinne der Schwärmer, daß Karlstadt und Genossen erklärten, „man sollte keinen gelehrten Mann zum Prediger oder Priester in der Kirche annehmen oder leiden, sondern eitel Laien und Handwerksleute, die nur allein lesen könnten."

Schon nannten sie auch den und jenen aus der Wittenberger Bürgerschaft, den man solle zum Prediger berufen.

Besonders eifrig vertrat diese Forderungen außer Karlstadt und Zwilling ein Schulmeister: Der Rektor Mohre von der Knabenschule zu Wittenberg. Der hätte wahrlich Ursache gehabt, darauf zu halten,

daß die Leute ihre Söhne zu ihm in die Schule schickten und daß die Knaben nun auch fleißig lernten. Statt dessen predigte er in der Schule und draußen, z. B. öffentlich auf dem Kirchhofe, daß die Leute am besten thäten, wenn sie ihre Kinder aus der Schule nähmen, denn alles Studieren sei vom Übel; man solle weder Schulen noch Universitäten halten. Auch dürften keine Magister und Doktoren mehr sein; denn solches hätte Christus selbst verboten: ‚Ihr sollt euch nicht Rabbi noch Meister nennen lassen u. s. w. (Matth. 23, 8)‘.

Die Folge war, daß die Bürger ihre Knaben nicht mehr zur Schule schickten, und wurde aus dem verödeten Schulhause ein Brothaus gemacht.

Dasselbe lehrte Karlstadt in den Hörsälen der Universität. Während Luther zur selben Zeit seine Kenntnis der alten Sprache dazu verwandte, dem deutschen Volke eine gute deutsche Bibel zu schaffen, sagte Karlstadt den Studenten, daß es nichts tauge, die Sprachen oder sonst etwas zu lernen, denn die Wissenschaft habe für Christen keinen Wert!

Wem das einleuchtete, der konnte freilich nichts Besseres thun, als sein Bündel schnüren und in die Heimat ziehen. Und wirklich verließen viele junge Männer die Universität, und wo sie hinkamen, da verkündeten sie: „sie wollten heim und ein Handwerk lernen, man dürft' nicht mehr studieren“. —

Was sagte denn der gelehrte, fein gebildete Melanchthon dazu? Noch im Jahre 1521 hatte Luther ihm geschrieben:

„Meiner Überzeugung nach irren diejenigen gewaltig, welche da meinen, daß die Philosophie und die Kenntnis der Natur zur Gottesgelehrsamkeit nichts nütze sei.“

Aber vergebens suchte Melanchthon, auch vom Hofe aus dazu aufgefordert, seinen Einfluß gegen die stürmischen Propheten geltend zu machen. Er mußte bekennen: „Ich kann das Wasser nicht aufhalten.“

Es zeigte sich, daß Melanchthon, dem Luther so viel mehr zutraute als sich selbst (Seite 308 ff), der wachsenden Verwirrung durchaus nicht gewachsen war.

Immer mehr sah sich Kurfürst Friedrich darauf angewiesen, selbst kraft seiner Gewalt einzugreifen.

Aber wo sollte er anfangen, wo aufhören? Was war an den Neuerungen, die stürmische Geister in seinen Landen forderten nnd einführten, berechtigt, und was nicht? Wenn Rat und Universität zu

Wittenberg für die neue Meßordnung eintraten, auf Entfernung der Bilder aus den Kirchen bestanden, überhaupt an Karlstadts Gemeindeordnung festhielten und nur von der kurfürstlichen Regierung verlangten, sie solle selbst die Durchführung dieser Neuerungen in die Hand nehmen — so war die Zumutung gar nicht nach Friedrichs Sinn. Und wenn Melanchthon einerseits in diese Forderung einstimmte, andrerseits aber dem Kurfürsten nicht einmal das Recht zugestand, den Geist der Zwickauer Propheten zu dämpfen — so geriet der Kurfürst aus einer Verlegenheit in die andere.

Friedrich wollte dem Worte Gottes Raum geben, den Geist der Wahrheit, der ihm in Luther mächtig und überzeugend entgegengetreten war, vor gewaltsamer Unterdrückung schützen; aber von Obrigkeits wegen die über Lehre und Gottesdienst entbrannten Streitigkeiten zu entscheiden und selbst festzusetzen, was in der Christenheit Rechtens sein sollte und was nicht, das war nicht seine Sache. Das Alte mit Zwang zu erhalten, brachte er nicht übers Herz, weil er dafür schon ein viel zu guter „Lutherer" war. Aber nach den Forderungen seiner Wittenberger kurzweg alles zu reformieren, hatte er erst recht keine Lust — dazu war ihm das neue Wesen in Wittenberg zu verwirrt und verwegen.

Seine Losung blieb darum: bedächtig abwarten, die Bewegung gehen lassen, so frei, als mit seinen Fürstenpflichten irgend verträglich schien. Wie zart sein Gewissen in diesen Stücken war, zeigt seine Äußerung über die Zwickauer Propheten: „Das ist ein großer Handel", sagte er, „den ich als Laie nicht verstehe. Ehe ich mit Wissen etwas wider Gott thue, will ich lieber einen Stab in die Hand nehmen und arm davongehen."

Und doch konnte es nicht so fortgehen. Wenn die Schwarmgeister die Oberhand behielten, ging schließlich Ordnung, Gottesdienst und seine liebe Universität Wittenberg gar in die Brüche.

Dazu kam nun noch ein Druck von oben — von der Reichsregierung.

Seit dem Schlusse des Reichstages zu Worms saß zu Nürnberg „Kaiserlicher Majestät Regiment im Reich". Dieses Reichsregiment führte in Abwesenheit Kaiser Karls die Reichsgeschäfte. Es war eine Art Reichstagsausschuß, gebildet aus zwei Vertretern des Kaisers und zwanzig Abgeordneten der Kurfürsten, Fürsten und Stände, welche in bestimmten Zeiträumen sich ablösten.

Natürlich machten die Vorgänge in Wittenberg Aufsehen im ganzen

deutschen Reiche. Schon griff die Bewegung weiter um sich und zwar hier und da mit all den mißlichen Anzeichen der Schwärmerei. Es konnte nicht anders sein: das Reichsregiment mußte auch darauf aufmerksam werden.

Und nun gehörte seit Ende 1521 Herzog Georg von Sachsen der hohen Körperschaft an. Seinem Eifer gelang es, schon am 20. Januar 1522 das Reichsregiment zu einem Erlasse zu bestimmen, welcher alle Bischöfe des Reichs zu thatkräftigem Einschreiten gegen die kirchlichen Neuerer aufforderte. Sie sollten die Geistlichen, welche den alten Brauch der Messe verachteten, die Mönche, welche die Klöster verließen, die Priester, welche Eheweiber nähmen, streng zur Verantwortung ziehen und bestrafen.

Im gleichen Sinne erging eine Anfrage an Kurfürst Friedrich, wie es sich um die Neuerungen in seinem Lande verhalte, mit der Weisung, ernstlich dagegen einzuschreiten.

Und schon rüsteten sich die Bischöfe von Meißen und Merseburg, den Befehl des Reichsregiments zu vollziehen, und ersuchten den Kurfürsten, ihnen dabei Handreichung zu thun, soweit ihr Sprengel kursächsisches Gebiet umfaßte. Es schien, als müßte Friedrich, von rechts und links gedrängt, endlich Farbe bekennen.

Aber er begnügte sich noch immer, durch seine Räte mit den Wittenberger Professoren zu verhandeln. Und während dessen wühlten die Schwärmer und Stürmer fort und verwirrten die Gemüter.

„Da war es nun Zeit, daß Doktor Martinus Luther wieder aus seinem heimlichen Gefängnis gen Wittenberg kam und richtete Kirche und Schule wieder an, sonst wäre alles beides zu Grunde gegangen."

So schreibt einer, der jene wüste Zeit in Wittenberg mitdurchlebte. Und er hat Recht: der einzige, der die Reformation retten konnte vor der Revolution, war Luther.





Fünfzehntes Kapitel.

Luther verläßt die Wartburg.

Schon seit Weihnachten ging Luther mit dem Gedanken um, wieder nach Wittenberg zurückzukehren. Seit er die Bibel übersetzte. Denn dabei fehlte ihm aller Augenblicke der Rat und die Zustimmung seiner gelehrten Freunde.

Mit dem Neuen Testamente wurde er noch allenfalls allein fertig. Aber das Alte! Da mußte Aurogallus helfen und die andern. Er dachte etwa ein heimlich Stübchen zu beziehen in Freundes Hause.

„Wegen den Zwickauer Propheten komme ich nicht", schrieb er dann, als man ihm von der Ankunft und den Ansprüchen dieser seltsamen Gäste berichtet hatte. Wohl aber hörte er mit wachsender Besorgnis von dem Stürmen und Drängen Karlstadts und seiner Genossen. In demselben Briefe an Spalatin, vom 17. Januar, heißt es weiter:

„Anfangs beunruhigten mich allerhand Gerüchte, so daß ich schon selbst nach Wittenberg gehen und mit eigenen Augen sehen wollte; aber jetzt höre ich täglich Größeres. Ich für meinen Teil will nun binnen Kurzem, so Gott will, zurückkehren und dann, wenn nicht in Wittenberg, sonst wo bleiben oder in die Fremde gehen."

Am kurfürstlichen Hofe hörte man das nicht gern. Der Kurfürst hatte rings mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen; da fehlte gerade noch dies, daß der gebannte und geächtete Mönch seine wohlweislich ausgesonnene Verborgenheit verschmähte und plötzlich wieder auf dem Schauplatze der Begebenheiten erschien! Welch eine Fülle neuer Verlegenheiten für den weisen Fürsten lag in dieser Aussicht!

Nun, Luther hielt noch einmal an sich. Er griff zur Feder, um etwa aus der Ferne seine allzu stürmischen Wittenberger zur christlichen Besonnenheit zurückzurufen. Sie müssen ja doch schließlich auf eigenen Füßen stehen. Im Tode wird jeder auf sich selber ganz allein, auf seinen eigenen Glauben angewiesen sein.

„Ich kann nicht allewege bei Euch sein. Ein jeglicher ist schuldig, für sich selber zu sterben und seinen Tod zu leiden und die größten Anfechtungen bei seinem Abscheiden zu erwarten; wird niemanden zu Rat und Hilfe bei sich haben können. Ich werde bei euch nicht sein, ihr wiederum bei mir nicht. Wer dann bestehet wieder die Sünde, Hölle und Teufel, der ist selig; wer da nicht bestehet, der ist verdammt. Wider den Teufel und die Hölle kann niemand bestehen, er hab' denn Christum gründlich erkennet, daß er dem Teufel tröstlich wisse vorzuhalten, ohn' Zweifel: wie Christus für ihn gestorben, die Hölle und den Teufel überwunden, und daß eben er (der Gläubige) sei derselbige, dem zu gut es geschehen sei und den Gott haben wolle — so muß er selig sein, wenn auch alle Teufel dawider wären."

So sollten die Wittenberger auch wohl sorgen, daß sie endlich stark und selbständig würden in ihrer Erkenntnis. Dann brauchte er, Luther, ihnen auch nicht erst ihr Unrecht vorhalten, dessen sie in ihrer Schwärmerei sich schuldig machten. Nämlich sie mußten dann wissen:

„Wir sind alle als Sünder geboren. Aber Christus hat unser Unvermögen getragen im Leben und Sterben. Wie Christus uns gethan hat, so sollen wir unserm Nächsten auch thun. Christus hat unsere Schwachheit getragen, so sollen wir unsers Nächsten Schwachheit auch tragen. Christus hält uns zu gut, wenn wir in Sünd' fallen, daß wir gleich überpurzeln — warum wollen wir nicht auch unserm Nächsten etwas zu gut halten?"

Aber an dieser christlichen Liebe, die der Schwachen schonet, lassen es die Wittenberger fehlen.

„Man hat diese Neuerungen eingeführt mit den Messen, Bildern, Sakramentangreifen (Seite 440) und andern liederlichen Dingen, daran nichts gelegen ist, (aber) den Glauben und Liebe fahren lassen. Gleich als hätte alle Welt, die umherliegt, dieser Dinge einen großen Verstand, das doch nicht ist. So hat man viel fromme Leute gereizt, welches des Teufels rechtes Werk ist. (Vergl. Seite 391 ff.)

„Es wäre wohl ein gut Ding, daß man solche Dinge anfinge, wenn wir alle zugleich Glauben hätten und es der ganzen Gemeinde

wohlgefiele, dermaßen, daß sich niemand daran ärgerte. Das wird aber nimmermehr geschehen. Wir können nicht alle so gelehrt sein, als Karlstadt.

„Darum müssen wir den Schwachen nachgeben. Sonst wirst du, der stark ist, sehr laufen, und der Schwache, der dir im gleichen Schritt nicht folgen kann, untergehen.

„Gott hat euch das Wort rein gegeben und denen zu Wittenberg große Gnad' gethan. Dennoch spüre ich bei euch gar keine Liebe. Wie vielmehr sind die zu dulden von euch, die das Wort nie gehört haben? Wir haben noch viel Brüder und Schwestern, die zu Leipzig, im Land zu Meißen (d. i. in Georgs Herzogtum) und sonst umherwohnen — die müssen wir auch mit zum Himmel haben. Ist nun jetzt Herzog Georg und viele andere hierüber bewegt, auf uns zornig — dennoch sollen wir sie tragen und das Beste von ihnen hoffen. Es ist möglich, daß sie besser werden, denn wir sind.

„Nun hat man diesen Handel schnell purdi purdi angefangen und mit Fäusten hineingetrieben. Das gefällt mir gar nicht, daß ihr's wisset; und wenn's dazu kommt, will ich in diesem Handel auch nicht bei euch stehen. Ihr habt's ohne mich angefangen; so sehet, daß ihr's ohne mich ausführen möget. Es ist nicht recht, was ihr gethan habt, und wenn's Karlstadt gesagt hätte."

Darauf geht Luther auf die einzelnen Neuerungen ein und rügt das äußerliche, gesetzliche, überstürzte Wesen. „Ihr habt viel elende Gewissen hineingeführt (nämlich in Gewissensnot), die das Sakrament genommen und angegriffen haben, Bilder niedergerissen, Eier und Fleisch gegessen (zur Fastenzeit)."

Das sind ja alles Dinge, die da können und müssen fortbleiben, „kleines Narrenwerk", an dem das Himmelreich nicht gelegen ist! —

Aber Luther vollendete dieses Sendschreiben nicht. Immer bedenklicher lautete, was er von den Schwärmern erfuhr. Es ließ ihm keine Ruhe mehr. Auf Ostern hatte er sich vorgenommen, seinen Zufluchtsort zu verlassen und zu versuchen, ob in der Welt draußen noch Raum für ihn sei. Jetzt schien ihm Gefahr im Verzuge, und so entschloß er sich zu schnellem Aufbruch.

So richtete er denn, Ende Februar, an Kurfürst Friedrich folgenden Brief, den dieser sich gewiß nicht vermutete, als er etwa durch Spalatin Luther über die Wittenberger Unruhen und all seine Verlegenheiten unterrichten ließ. Fast wie ein Hohn klingt's, wenn Luther im Eingang

ihm mit schneidender Schärfe seine immer noch nicht ganz erkaltete Liebe zu den Reliquien vorwirft und das Kreuz, das eben durch die Wittenberger Wirren Gott dem Fürsten auferlegt, die allerköstlichste Reliquie nennt. Fast unbescheiden und verletzend klingt der ganze Brief, wie der bwährte Gönner und Beschützer ihn, so scheint es, nicht verdient hat. Aber sieht man näher zu, so vernimmt man aus diesen Zeilen den echten Ton rücksichtslosen Prophetenmutes, der da um Gottes willen die Wahrheit sagt ohne Ansehen der Person.

„Meinem allergnädigsten Herrn, Herzog Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, zu eigenen Händen.

„Gnade und Glück von Gott dem Vater zum neuen Heiligtum (zur neuen Reliquie)!

„Solchen Gruß schreibe ich nun, mein gnädigster Herr, anstatt meiner Erbietung. Ew. Fürstliche Gnaden hat nun lange Jahre nach Heiligtümern (Reliquien; vergl. Band 1 Seite 51 f) in allen Landen anwerben lassen; aber nun hat Gott Ew. Fürstl. Gnaden Begierd' erhöret und heimgeschickt ohn' alle Kosten und Mühe ein ganzes Kreuz mit Nägeln, Speeren und Geißeln.

„Ich sage abermal: Gnade und Glück von Gott zum neuen Heiligtum! Ew. Fürstl. Gnaden erschreck' nur nicht, ja strecke die Arme getrost aus und lass' die Nägel tief eingehen, ja danke und sei fröhlich! Also muß und soll es gehen, wer Gottes Wort haben will, daß auch nicht allein Hannas und Kaiphas toben, sondern auch Judas unter den Aposteln sei und Satanas unter den Kindern Gottes.

„Ew. Fürstliche Gnaden sei nur klug und weise und richte nicht nach Vernunft und Ansehen des Wesens, zage nur nicht; es ist noch nicht dahin, da Satanas hin will. Ew. Fürstl. Gnaden glaube mir Narren doch auch ein klein wenig: ich kenne nämlich diese oder dergleichen Griffe Satanä. (Vergl. Band 1 Seite 587: „Ich sehe recht wohl, wie der Satan, der da draußen nichts gegen uns zuwege bingen kann, dieses Unheil auserfunden hat, um uns im Innern am ärgsten zu schaden." Worte vom 17. Juli 1520.) Drum fürcht' ich mich auch nicht — das thut ihm wehe. Es ist noch alles das Anfahen (der Anfang).

„Laßt Welt schreien und urteilen; laßt fallen, wer da fällt, auch Sankt Peter und die Apostel; sie werden wohl wiederkommen am dritten Tage, wenn Christus wieder auferstehet. Es muß doch

auch an uns erfüllet werden: ‚Lasset uns beweisen als die Kinder Gottes — in Aufruhren (2. Kor. 6, 4 f.).‘

„Ew. Fürstl. Gnaden wollt' für gut haben, vor großer Eile hat die Feder müssen laufen: ich habe nicht mehr Zeit, will selbst, so Gott will, schier (schnell) da sein (nämlich in Wittenberg). Ew. Fürstl. Gnaden nehme sich mein nur nichts an.

„Ew. Fürstlichen Gnaden unterthäniger Diener

Martinus Luther.“

So schrieb Luther am 20. Februar in großer Erregung und fast ungehalten über die Verzagtheit und Ratlosigkeit seines Fürsten.

Es könnte nicht Wunder nehmen, wenn Friedrich auf diesen Brief hin einfach von seinem Herrenrechte Gebrauch gemacht und Luthern kurz und bündig angewiesen hätte, auf der Wartburg zu bleiben, bis er ihm Urlaub gäbe.

Aber der Kurfürst nahm auch diese scharfen Worte von Luther ohne Empfindlichkeit hin. Nur, daß es dennoch seine Meinung sei, Luther müsse bis auf weiteres noch in seinem Versteck aushalten, ließ er ihm schleunigst durch ein „gnädiges Bedenken“ zu wissen thun. Wir kennen dieses Bedenken leider nicht; aber was es enthalten hat, ist leicht aus Luthers Antwort zu schließen, und mehr noch aus einer Verfügung, die Kurfürst Friedrich wenige Tage später an seinen Amtmann zu Eisenach, Johannes Oswald, erließ. Darin unterrichtet er diesen, wie und was er mit Luther verhandeln sollte.

Es lohnt sich, das Schreiben kennen zu lernen. Wir schauen da tief hinein in Kurfürst Friedrichs Gedanken und merken, daß er nicht nur ein vorsichtiger und weiser, sondern auch ein gar frommer und demütiger Fürst gewesen ist.

Zuerst giebt der Kurfürst — oder vielmehr die kurfürstliche Kanzlei — dem Herrn Oswald von dem Briefe Luthers Kenntnis. Darauf wird Friedrichs Verhalten in den Wittenberger Wirren geschildert: „daß Befehl seiner Kurfürstlichen Gnaden in diesen Sachen nichts gerichtet und vielleicht viel weniger dazu gethan, denn sich in solchen schweren Fällen geziemt und gebührt. Denn sie hätten zu Wittenberg manche seltsame Handlung vorgenommen und wären der Sache unter einander selbst nicht einig.

„So hielt man zu Wittenberg, desgleichen außerhalb Wittenberg, einer sonst, der andere also Messe, der eine im Meßgewand, der andere

ohne Meßgewand. Und wenn es gleich gut sein sollt', so wäre es doch auf's wenigste eine Ungeschicklichkeit.

„Es zögen auch darüber viele Studenten hinweg. So hätten auch etliche Fürsten ihre Unterthanen deshalb von der Universität zu Wittenberg abgefordert.

„Demnach wüßte Seine Kurf. Gnaden nicht, was in dem das Beste sein sollte. Darum weil er (Luther im obigen Briefe) schreibe, ‚Seine Kurf. Gnaden sollten nun klug und weise sein und nicht nach Vernunft und Ansehen des Wesens richten', so wäre Seiner Kurf. Gnaden gnädiges Begehren, er (Luther) wollt' Seiner Kurf. Gnaden anzeigen, was er meinet und achtet, daß Seine Kurf. Gnaden in diesen Sachen zu thun oder zu lassen habe. Denn Seine Kurf. Gnaden wollen ja nicht gerne etwas thun oder vornehmen, das Gottes Willen und seinem heiligen Wort entgegen sein sollt'.

„Sollte auch vielleicht etwas Unbilliges vorgenommen werden, daraus Empörung und Verschwerung erwachsen möchte, das wollten Seine Kurf. Gnaden auch nicht gerne.

„So hätte des Reichs Regiment zu Nürnberg Seiner Kurf. Gnaden von wegen dieser Sachen in vergangenen Tagen geschrieben, begehrt und gebeten: ob sich obberührte oder dergleichen Neuerung wider den hergebrachten christlichen Gebrauch in ihrem (Seiner Kurf. Gnaden) Fürstentum erhoben oder begeben hätte, die nicht einwurzeln zu lassen, sondern bei hoher Straf' ernstlich zu verbieten, mit Fleiß zu verhüten u. s. w. (Seite 446).

„So lassen sich jetzo etliche Bischöfe, als der zu Meißen, vernehmen, als wollten sie an den Enden (Orten), da die Leute sollten verführt sein, selbst predigen und verordnen, durch andere zu predigen. Es hat auch an Seine Kurf. Gnaden der Bischof zu Meißen neulich geschrieben, auf des Reichsregiments Schreiben, daß er auf die Zeit der heiligen Fasten andere, tugendliche Prediger ausschicken wolle, das Wort Gottes und der heiligen Kirchen Ordnung und Satzungen zu verkündigen und die armen, einfältigen Menschen, sonderlich der Gegend, da sich bereits Empörung begeben, zu christlicher Einigkeit und Gehorsam zu mahnen.

„Würde es nun durch solch Predigen gut und recht gemacht, so würde es freilich männiglich gern haben."

Nachdem der Kurfürst so Luthern seine peinliche Lage hat schildern

lassen, kommt er auf dessen Anzeige zu reden, daß er die Wartburg nun verlassen wolle. Dagegen hatte er die größten Bedenken.

„Daß er (Luther) auch am Ende seines Schreibens anzeigte, als wollt' er ‚selbst, so Gott will, bald da sein, und Seine Kurf. Gnaden sollt' sich sein nur gar nicht annehmen', so wüßte Seine Kurf. Gnaden nicht, ob er damit wollt' anzeigen, daß sein Wille und Meinung wäre, sich wieder gen Wittenberg zu wenden.

„Wäre aber solches sein Gemüt, so wäre Seiner Kurf. Gnaden Bedenken (Bescheid), daß er sich noch zur Zeit in keinen Weg wiederum dahin thun sollt'. Denn Seine Kurf. Gnaden könnten nicht ermessen, daß es ihm (Luthern) zum Guten gereichen möchte, wenn er sich in diesen Läuften (unter diesen Umständen), würde öffentlich sehen lassen.

„Sollte man nun erfahren, daß er zu Wittenberg sei und der Papst und Kaiserliche Majestät mit ihrem hiervor ausgegangenen Mandat (Bann und Acht) wider ihn verfahren, auch Seiner Kurf. Gnaden gebieten, ihn zu überantworten — des doch Seine Kurf. Gnaden noch nicht Ursach' wüßten, daß solches billig geschehen sollt', weil er noch unüberwunden — das sollte Seiner Kurf. Gnaden der größten Beschwerungen eine sein, zumal wenn ihm sollt' Unrecht geschehen.

„Sollte aber Seine Kurf. Gnaden dem Papst und Kaiserlicher Majestät ihr Ansuchen abschlagen, so hätt' er zu achten, was Gutes Seiner Kurf. Gnaden und ihren Landen und Leuten daraus entstehen möchte.

„Aber des Gemüts wäre Seine Kurf. Gnaden wohl: wenn Seine Gnaden eigentlich und gründlich wüßte, was in dem nach Gottes Willen recht und gut wäre — darob zu leiden, zu erdulden und zu lassen, was Seine Gnaden sollt', des hätte Seine Kurf. Gnaden für seine Person keine Beschwerde. Denn wenn das sollte das rechte Kreuz und Heiligtum von Gott sein (vergl. Luthers Brief), so hätte Seine Kurf. Gnaden keine Entsetzung davor, sondern, weil Gott gesagt hätte, sein Joch wäre süß und seine Bürde leicht, so wollte Seine Kurf. Gnaden das Kreuz — so sie wüßte, daß es von Gott sein sollte — gerne tragen, ungezweifelt, Gott werde Seiner Kurf. Gnaden Hilfe und Stärkung verleihen.

„Sie machten es aber zu Wittenberg so wunderlich und mancherlei, daß so viele Sekten daraus würden, daß männiglich irre darüber würde und niemand wüßte, wer Koch oder Kellermeister wäre.

„Zudem, so wollte Seine Kurf. Gnaden ihm gnädiger Meinung nicht vorhalten, daß jetzo die Meinung wäre, daß ungefähr um Mittfasten (auf den 26. März) ein neuer Reichstag sollt' angestellt und ausgeschrieben werden und also vermutlich auf demselbigen Reichstage seine Sache nicht der wenigsten eine sein, davon man handeln werde. Demnach bedächte Seine Kurf. Gnaden, daß vielleicht gut sein sollte, daß er mittler Zeit Geduld hätte, sich enthielte, bis man sähe, wie doch die Dinge sich anlassen sollten; auch, wenn er es für gut ansähe, auf benannten Reichstag auch seine schriftliche Erinnerung und Bedenken, was in diesen Sachen sollte vorgenommen werden, schickte, ob Gott der Allmächtige seine Gnade verleihen wollte, etwas Gutes auszurichten. Denn es stünde darauf, daß die Dinge mittler Zeit zu einer großen Veränderung kommen möchten.

„Sollt' aber dadurch Gottes Willen und Werk verhindert werden, das wäre Seiner Kurf. Gnaden nicht lieb, und wollt' derhalben, daß alles in seinen (Luthers) Verstand, der dieser hohen Sachen erfahren sei, gestellt haben.

„Das hat Seine Kurf. Gnaden, als die es gnädiglich gut und treulich meint, ihm gnädiger Meinung nicht wollen verhalten." —

Man kann fragen, wem dieses Schreiben mehr Ehre macht, ob dem Kurfürsten, der mit allem Bedacht seine Meinung sagt, aber ohne alle Empfindlichkeit über Luthers Brief diesem schließlich völlige Freiheit giebt, nach seinem bessern Wissen und Gewissen zu handeln — oder Luthern, der so ganz die Gunst und Ehrfurcht des trefflichsten Fürsten im Reiche gewonnen hatte? —

Indessen konnte Herr Johannes Oswald seine Aufträge an Luther nicht mehr bestellen.

Als die Instruktion an ihn gelangte, ja als sie in der kurfürstlichen Kanzlei abgefertigt wurde (am 3. März), war Luther bereits von der Wartburg aufgebrochen und nach Wittenberg unterwegs.

Jedoch das andere „gnädige Bedenken" Friedrichs, das nach Eintreffen des Lutherschen Briefes schleunigst an ihn abgegangen war (Seite 451), kam noch rechtzeitig in Luthers Hände.

Er empfing es am Abend des 28. Februar auf der Wartburg. Da hatte er schon die Abreise auf den nächsten Morgen festgesetzt. Der Wunsch und Wille des Kurfürsten konnte nicht mehr in Frage kommen, wo das Evangelium auf dem Spiele stand. Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

So schwankte er keinen Augenblick, was er zu thun habe.

Am Morgen des 1. März ritt Luther aus seiner Burg, auf eigene Verantwortung und Gefahr.

Kein Knecht geleitete ihn; Bart und Ritterkleid waren sein einziger Schutz.

Nach der Reichsacht fragte er so wenig, wie nach dem Unwillen seines Fürsten.

Luther hatte auf der Wartburg keine Zeit mehr gefunden, dem Kurfürsten zu antworten. Das zu thun und seinen eigenmächtigen Schritt zu rechtfertigen, lag ihm doch am Herzen.

Erst in Borna, einem Städtchen ohnweit Leipzig, aber noch zu Friedrichs Landen gehörig, kam er dazu. Er übernachtete dort vom 4. zum 5. März bei Michael von der Straßen, einem kurfürstlich sächsischen Geleitsmann, der ihm befreundet war.

Wir haben einmal die Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen ‚die Perle unter Luthers Schriften‘ genannt, obwohl er sonst noch viel kostbare Schriften geschrieben. So möchten wir diesen Brief an Kurfürst Friedrich, den er am 5. März 1522 zu Borna schrieb, ‚die Perle unter Luthers Briefen‘ nennen, obwohl wir sonst noch viele kostbare Briefe von ihm haben. Er lautet:

„Dem Durchlauchtigsten, Hochgeborenen Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich, Herzog zu Sachsen, des heiligen Römischen Reichs Kurfürsten, Landgrafen in Thüringen, Markgrafen zu Meißen, meinem gnädigsten Herrn und Patron.

„Gunst und Friede von Gott unserm Vater und unserm Herrn Jesu Christo und meine unterthänigsten Dienste.

„Durchlauchtigster, Hochgeborener Kurfürst, Gnädigster Herr!

„Ew. Kurf. Gnaden Schrift (Brief) und gnädiges Bedenken ist mir zukommen Freitag zu Abend, als ich morgen, Sonnabend, wollt' ausreiten. Und daß es Ew. Kurf. Gnaden auf's allerbeste meine, bedarf freilich bei mir weder Bekenntnis noch Zeugnis, denn ich mich des, so viel menschliche Erkundung giebt, gewiß achte.

„Wiederum aber, daß ich's auch gut meine, dünkt mich, ich wisse es aus höherer, denn aus menschlicher Erkundigung; damit aber ist nichts gethan.

„Ich hab' mich aber lassen ansehen Ew. Kurf. Gnaden Schrift,

als hätte meine Schrift (der Brief Seite 450) Ew. Kurf. Gnaden ein wenig bewegt, damit daß ich schreibe, ‚Ew. Kurf. Gnaden sollt' weise sein‘. Doch wider solchen Wahn (als hätte der Kurfürst ihm solches Wort übel vermerkt) hat mich meine große Zuversicht beschieden (beruhigt), daß Ew. Kurf. Gnaden mein Herz wohl besser kennet, denn daß ich mit solcher Art Worten Ew. Kurf. Gnaden hochberühmte Vernunft stockern (stochern, sticheln) sollt'. Denn ich hoffe, es sei mein Herz je an dem, daß ich aus Grund (von Herzensgrund), ohn' alles Heucheln, ein Lust und Gefallen allzeit an Ew. Kurf. Gnaden vor allen Fürsten und Obrigkeiten gehabt.

„Was ich aber geschrieben habe, ist aus Sorgen geschrieben, daß ich Ew. Kurf. Gnaden wollte trösten — nicht meiner Sache halber, daran ich dazumal keinen Gedanken hatte, sondern des ungeschickten Handels halber, nämlich der zu Wittenberg zu großer Schmach des Evangelii durch die Unsern entstanden. Da war mir Angst, Ew. Kurf. Gnaden würde des eine größere Beschwerung tragen.

„Denn mich auch selbst der Jammer also hat getrieben, daß wo ich nicht gewiß wäre, daß das lautere Evangelium bei uns ist, hätte ich verzaget an der Sach'. Alles, was bisher mir zu Leid gethan ist in dieser Sachen, ist Schimpf (Spaß) und nichts gewesen. Ich wollt's auch, wenn es hätte können sein, mit meinem Leben gern erkauft haben.

„Denn es ist also gehandelt (von Karlstadt und Genossen), daß wir's weder vor Gott, noch vor der Welt verantworten können. Und liegt doch mir auf dem Halse, und zuvor dem heiligen Evangelio. Das thut mir von Herzen wehe.

„Darum, gnädigster Herr, meine Schrift (mein Brief) sich nicht weiter streckt, denn auf derjenigen (der Wittenberger), und nicht auf meinen Handel: daß Ew. Kurf. Gnaden sollten nicht ansehen das gegenwärtige Bild des Teufels in diesem Spiel.

„Und solche Ermahnung, ob sie Ew. Kurf. Gnaden nicht not wäre, ist sie doch mir nötig zu thun gewesen. —

„Von meiner Sach' aber, gnädigster Herr, antwort' ich also: Ew. Kurf. Gnaden weiß, oder weiß sie es nicht, so lasse sie es sich hiermit kund thun: daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel durch unsern Herrn

Jesum Christum habe, so daß ich mich wohl hätte mögen — wie ich denn hinfort thun will — einen Knecht und Evangelisten rühmen und schreiben. Daß ich mich aber zum Verhöre und Gerichte erboten habe, ist geschehen, nicht daß ich dran (an der Wahrheit) zweifelte, sondern aus übriger Demut, die andern zu locken. Nun ich aber sehe, daß meine allzu große Demut gelangen will zur Niederung des Evangelii und der Teufel diesen Platz ganz einnehmen will, wo ich ihm nur eine Hand breit räume, muß ich aus Not meines Gewissens anders dazu thun.

„Ich hab' Ew. Kurf. Gnaden genuggethan, daß ich dies Jahr gewichen, Ew. Kurf. Gnaden zu Dienst. Denn der Teufel weiß sehr wohl, daß ich's aus keinem Zag gethan hab'. Er sah mein Herz wohl, da ich zu Worms einkam, daß, wenn ich hätte gewußt, daß soviel Teufel auf mich gehalten hätten, als Ziegel auf den Dächern sind, wäre ich dennoch mitten unter sie gesprungen mit Freuden.

„Nun ist Herzog Georg noch weit ungleich einem einzigen Teufel. Und sintemal der Vater der unergründlichen Barmherzigkeit uns durch's Evangelium zu freudigen Herren gemacht hat über alle Teufel und Tod und uns gegeben hat den Reichtum der Zuversicht, daß wir dürfen zu ihm sagen: ‚Herzliebster Vater': so kann Ew. Kurf. Gnaden selbst ermessen, daß es solchem Vater die höchste Schmach ist, so wir nicht so wohl ihm vertrauen sollten, daß wir auch Herren über Herzog Georgs Zorn sind. Das weiß ich ja von mir wohl: wenn diese Sache zu Leipzig also stünde, wie zu Wittenberg, so wollte ich doch hinein reiten, wenn's gleich — Ew. Kurf. Gnaden verzeihe mir mein närrisch Reden — neun Tage eitel Herzog Georgen regnete und ein jeder wäre neunfach wütender, denn dieser ist. Er hält meinen Herrn Christum für einen Mann aus Stroh geflochten; das kann mein Herr und ich eine Zeit lang wohl leiden. Ich will aber Ew. Kurf. Gnaden nicht verbergen, daß ich für Herzog Georg nicht einmal (sondern gar oft) gebeten und geweint habe, daß ihn Gott wollte erleuchten. Ich will auch noch einmal bitten und weinen, darnach nimmermehr. Und bitte, Ew. Kurf. Gnaden woll' auch helfen und bitten lassen ob wir das Urteil könnten von ihm wenden, das — ach Herr Gott! — auf ihn dringt ohn' Unterlaß. Ich wollt' Herzog Georgen schnell mit einem Worte erwürgen, wenn es damit wäre ausgericht.

„Solches sei Ew. Kurf. Gnaden geschrieben, der Meinung, daß Ew. Kurf. Gnaden wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutz, denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Kurf. Gnaden Schutz zu begehren. Ja, ich halt', ich wollt' Ew. Kurf. Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Dazu, wenn ich wüßte, daß mich Ew. Gnaden könnte und wollte schützen, so wollt' ich nicht kommen. Dieser Sachen soll noch kann kein Schwert raten oder helfen; Gott muß hier allein schaffen, ohn' alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum, wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß Ew. Kurf. Gnaden noch gar schwach ist im Glauben, kann ich in keinerlei Wege Ew. Kurf. Gnaden für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte.

„Daß nun Ew. Kurf. Gnaden begehrt zu wissen, was sie thun soll in dieser Sache, sintemal sie achtet, sie habe viel zu wenig gethan, antworte ich unterthäniglich: Ew. Kurf. Gnaden hat schon allzuviel gethan und sollt' gar nichts thun. Denn Gott will und kann nicht leiden Ew. Kurf. Gnaden oder mein Sorgen und Treiben. Er will's ihm gelassen haben, sich und keinem andern. Da mag sich Ew. Kurf. Gnaden nach richten.

„Glaubt Ew. Kurf. Gnaden dies, so wird sie sicher sein und Friede haben; glaubt sie nicht, so glaube doch ich und muß Ew. Kurf. Gnaden Unglauben lassen seine Qual in Sorgen haben, wie sich's gebührt allen Ungläubigen zu leiden.

„Dieweil denn ich Ew. Kurf. Gnaden nicht folgen will, so ist Ew. Kurf. Gnaden vor Gott entschuldiget, so ich gefangen oder getötet würde. Vor den Menschen soll Ew. Kurf. Gnaden sich also halten: nämlich als ein Kurfürst der Obrigkeit gehorsam sein und Kaiserliche Majestät in Ew. Kurf. Gnaden Städten und Ländern an Leib und Gut lassen walten, wie sich's gebührt nach Reichsordnung, und ja nicht wehren noch sich widersetzen der Gewalt, noch Widersatz oder irgend ein Hindernis begehren, so sie mich fahen oder töten will. Denn die Gewalt soll niemand brechen noch widerstehen, denn allein der, welcher sie eingesetzt hat, sonst ist's Empörung wider Gott.

„Ich hoff' aber, sie werden Vernunft brauchen und erkennen, daß Ew. Kurf. Gnaden in einer höhern Wiege geboren ist, denn

daß sie selbst Stockmeister über mir werden sollte. Wenn Ew. Kurf. Gnaden (den Häschern des Kaisers) das Thor offen läßt und das freie Kurfürstliche Geleit hält, wenn sie selbst kämen mich zu holen oder ihre Gesandten: so hätte Ew. Kurf. Gnaden dem Gehorsam genug gethan. Sie können ja nichts Höheres von Ew. Kurf. Gnaden fordern, denn daß sie den Luther wollen bei Ew. Kurf. Gnaden wissen. Und das soll geschehen (sie sollen mich dort finden), ohn' Ew. Kurf. Gnaden Sorgen, Thun und einiger Gefahr. Denn Christus hat mich nicht gelehrt, zum Schaden eines andern ein Christ zu sein. Werden sie aber so unvernünftig sein und gebieten, daß Ew. Kurf. Gnaden selbst Hand an mich lege, so will ich Ew. Gnaden alsdann sagen, was zu thun ist; ich will Ew. Kurf. Gnaden vor Schaden und Gefahr an Leib, Gut und Seele sicher halten meiner Sache halben; es glaube es Ew. Kurf. Gnaden oder glaub's nicht.

„Hiemit befehl' ich Ew. Kurf. Gnaden in Gottes Gnaden. Weiter wollen wir auf schierste (baldigste) reden, so es not ist. Denn diese Schrift (diesen Brief) hab' ich eilend angefertigt, damit nicht Ew. Kurf. Gnaden Betrübnis widerführe vom Gerücht meiner Zukunft; denn ich soll und muß jedermann tröstlich und nicht schädlich sein, will ich ein rechter Christ sein.

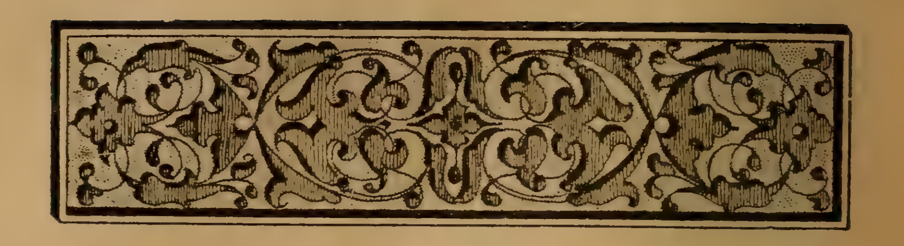
„Es ist ein anderer Mann, denn Herzog Georg, mit dem ich handle, der kennet mich sehr wohl und ich kenne ihn nicht übel. Wenn Ew. Kurf. Gnaden glaubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen; weil sie aber noch nicht glaubt, hat sie auch noch nichts gesehen.

„Gott sei Lieb' und Lob in Ewigkeit. Amen.

„Gegeben zu Borna bei dem Geleitsmann am Aschermittwoch Anno 1522.

Ew. Kurf. Gnaden unterthäniger Diener
Martin Luther."





Sechzehntes Kapitel.

Im Schwarzen Bären zu Jena.

Von Herzen bescheiden für seine Person, aber stolz und kühn in seinem Gottvertrauen, schrieb Luther an den Kurfürsten.

Mit klarem Auge erkannte er den furchtbaren Ernst der Zeit. Die Mächte, die jetzt zu Wittenberg ihr Wesen trieben, waren dem Evangelium gefährlicher, als alle Feindschaft und alles Ränkespiel, dem er zu Worms widerstanden hatte. In solcher Lage befragte sich Luther mit niemandem, als mit seinem Gewissen und mit Gott.

Und indem er dies that, war die innere Aufregung, worin noch sein erster Brief an Friedrich (Seite 450) geschrieben war, einer inneren Ruhe gewichen, welche bei schweren Entschließungen nur die Gewißheit zu verleihen vermag, daß man eins ist mit seinem Gott.

Da soll auch niemand denken, daß Luther nun durchs Land geritten sei und habe den Kopf hängen lassen vor schweren Sorgen und ein sauer Gesicht gemacht gegen jedermann. Er bewahrte sich ein fröhlich Herz, nach dem, was er oftmals und laut verkündigt hat: „Der Christ, ist ein adliger, stolzer, furchtloser, fröhlicher Mensch.“ Ja, er war, wenn's Gelegenheit gab, noch aufgelegt zu gutem Scherz.

Es hat uns einer, der damals unterwegs mit Luther zusammengetroffen ist, von dieser Begegnung zuverlässigen Bericht hinterlassen.

Johannes Keßler, der nachher seine Vaterstadt Sankt Gallen in der Schweiz reformiert hat und als Pfarrer daselbst im Jahre 1574 gestorben ist, war gerade in jenen Tagen, wo Luther von der Wart-

burg gen Wittenberg ritt, ebendahin unterwegs, um zu studieren. Da hatte er mit seinem Freunde und Genossen, auch einem Schweizer Studenten, das Glück, in der Herberge zu Jena Luthern zu treffen.

Keßler, der Sohn angesehener Bürgersleute zu Sankt Gallen, von Kind auf für den geistlichen Stand bestimmt, war damals zwanzig Jahre alt. Er hatte in Basel angefangen, sich der Gottesgelehrsamkeit zu widmen; da lockte der Ruf von dem Lichte, das zu Wittenberg der Christenheit aufgegangen war, ihn wie so viele andere Jünglinge unwiderstehlich nach der kurfürstlich sächsischen Universität.

Und nun wollen wir das Abenteuer, das er da zu Jena erlebte und das ihm als eine köstliche Jugenderinnerung zeitlebens frisch in der Seele geblieben ist, uns von ihm selber erzählen lassen.

Er schreibt in seiner Chronika:

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hier kann ich nicht unterlassen — ob es vielleicht kleinfügig oder gar kindisch erscheinet — zu verzeichnen, wie mir, Johannes Keßler, und meinem Mitgesellen Johannes Reutiner Martinus Luther begegnet ist, als er, aus seinem Gefängnisse erlediget, wiederum gen Wittenberg reiten wollt'.

Da wir, die heilige Schrift zu studieren, gen Wittenberg reisten, sind wir gen Jena im Land Thüringen, weiß Gott! in einem wüsten Gewitter gekommen, und nach viel Umfragens in der Stadt um Herberg', da wir könnten über Nacht bleiben, haben wir keine erhaschen noch finden können. Allenthalben ward uns Herberge abgeschlagen; denn es war Fastnacht (Vorabend von Fastnacht, 3. März), wo man nicht viel Sorge für die Pilger trägt. Sind wir aus der Stadt wiederkehrt, weiter zu gehen, bis wir in ein Dorf gelangten, da man uns herbergen wollt'.

In dem, so begegnet uns unter dem Thor im Herausgehen ein ehrbarer Mann. Der spricht uns freundlich zu, fragt, wo wir doch so spät hinwollten? Denn (sagte er) wir könnten in keiner Nähe weder Haus noch Hof erlangen, da man uns behielte, der finstern Nacht wegen; zudem sei es ein Weg, leicht zu fehlen und sich zu verirren, derhalben er uns rate allhier zu bleiben.

Antworten wir: „Lieber Vater, wir sind in allen Wirtshäusern gewesen, da man uns denn hin und her gewiesen hat — allenthalben

hat man uns versagt und abgewiesen. Müssen also aus Not fürbaß (weiter) ziehen."

„Sprach er: ob wir auch im Wirtshaus zum Schwarzen Bären eingekehrt und gefragt hätten?

„Sprachen wir: ‚Es ist uns nicht begegnet. Lieber, saget, wo finden wir dies?'

Das zeigt er's uns ein wenig vor der Stadt.

Und wie wir den Schwarzen Bären sahen, siehe! wie uns zuvor alle Wirte Herberg' abgeschlagen, also kam der Wirt unter die Thür, hob uns auf (empfing uns) und erbot sich selbst gutwillig, uns zu herbergen, führte uns in die Stube.

Da fanden wir einen Mann, bei dem Tische allein sitzend und ein Büchlein vor ihm liegend. Der grüßt' uns freundlich, hieß uns herfürkommen und zu ihm an den Tisch setzen.

Denn unsere Schuhe waren — mit Verlaub zu schreiben — so voll Kot und Wust, daß wir vor Scham nicht durften fröhlich hinfür in die Stube treten; schmiegten uns heimlich bei der Thür auf ein Bänkli nieder.

Da bot er uns zu trinken, was wir ihm nicht abschlagen konnten.'

Als wir so seine Freundlichkeit und Holdseligkeit vernommen, setzten wir uns zu ihm, wie er geheißen, an seinen Tisch, bestellten auch eine Maß Wein aufzutragen, damit wir von Ehren wegen ihm wiederum zu trinken böten. Vermeinten aber nicht anders, denn er wäre ein Reiter. So saß er da nach Landes Gewohnheit in einem roten Schläpli (Lederkäppli) ohne Rüstung, blos in Hosen und Wamms, ein Schwert an der Seite, mit der rechten Hand des Schwertes Knopf, mit der andern das Heft umfangend.

Bald fing er an zu fragen: Von wannen wir bürtig wären? Doch gab er sich selbst Antwort: „Ihr seid Schweizer. Von wannen seid ihr aus dem Schweizerland?"

Antworten wir: „Von Sankt Gallen."

Sprach er: „Wenn ihr denn, wie ich höre, gen Wittenberg wollt, so findet ihr dort gute Landsleut', nämlich Doktor Hieronymus Schurf und seinen Bruder Doktor Augustin."

Wir sagten: „Wir haben Briefe an sie."

Da fragten wir ihn wieder: „Mein Herr, wüßtet ihr uns nicht zu

bescheiden, ob Martin Luther jetzo zu Wittenberg oder an welchem Ort er sonst sei?"

Antwortet' er: „Ich hab' gewissen Bericht, daß der Luther jetzt gerade nicht in Wittenberg ist; er soll aber bald dahin kommen. Philippus Melanchthon aber ist da; er lehret die grichische Sprache, so auch andere die hebräische lehren. Ich wollt' euch in Treuen raten, die beiden zu studieren; denn sie sind zuvor notwendig, um die heilige Schrift zu verstehen."

Sprachen wir: „Gott sei gelobt! Denn so Gott unser Leben fristen wird, wollen wir nicht ablassen, bis wir den Mann (Luthern) sehen und hören werden. Denn von seinetwegen haben wir unsere Fahrt unternommen, da wir vernommen, wie er das Priestertum samt der Meff' als einen ungegründeten Gottesdienst umstoßen will. Dieweil wir denn von Jugend auf dazu von unsern Eltern erzogen und verordnet sind, daß wir Priester werden sollen, möchten wir gern hören, was er uns für Unterricht geben wird und mit welchem Fug er solch Fürnehmen will zu Wege bringen."

Nach solchen Worten fragte er: „Wo habt ihr vormals gestudieret?"

Antwort: „Zu Basel."

Sagt' er: „Wie stehet es zu Basel? Ist Erasmus von Rotterdam noch daselbst? Was thut er?"

„Mein Herr," sprachen wir, „wir wissen es nicht anders, denn daß es wohl steht. Was er aber handelt, ist jedermann unbekannt und verborgen: denn er verhält sich ganz still und heimlich."

Diese Worte dünkten uns gar fremd an dem Reiter, daß er von den Brüdern Schurf, Philippus und Erasmus, desgleichen von der Notdurft (Notwendigkeit) beider, griechischer und hebräischer Zunge, wußte zu reden. Zudem redete er inzwischen etliche lateinische Worte, daß uns wollt' bedünken, es wäre eine andere Person, denn ein gemeiner Reiter.

„Lieber", fragt' er uns, „was hält man vom dem Lutherus im Schweizerland?"

„Mein Herr," antwortet' ich, „es sind, wie allenthalben, mancherlei Meinungen. Etliche können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, daß er seine Wahrheit durch ihn geoffenbaret und die Irrtümer zu erkennen gegeben hat; etliche aber verdammen ihn als einen unleidlichen Ketzer, und zumal die Geistlichen."

Sprach er: „Ich verseh' mich des wohl; es sind die Pfaffen."

Unter solchem Gespräch ward er uns gar heimlich, so daß mein Gesell das Büchlein, so vor ihm lag, aufhob und aufsperrte. Das war ein hebräischer Psalter. Da legte er es schnell wieder hin, und der Reiter nahm's zu sich.

Aus dem kam uns noch mehr Zweifel, wer er doch wäre. Und sprach mein Gesell: „Ich wollt' einen Finger von der Hand hergeben, daß ich diese Sprache (das Hebräische) verstünde."

Antwortet' er: „Ihr möget sie wohl begreifen, wo ihr anders wollet Fleiß anwenden; denn ich begehre auch, sie weiter zu erlernen, und übe mich täglich darinnen."

Als nun der Tag gar hinunterging und es sehr dunkel wurde, kam der Wirt an den Tisch.

Wie er verstanden unser hoch Verlangen und Begierde nach dem Martin Luther, sprach er: „Liebe Gesellen, euch wär's gelungen, wo ihr vor zwei Tagen wäret hier gewesen. Denn hier ist er an dem Tisch gesessen." Und zeigete mit dem Finger den Ort an.

Das verdroß uns sehr und zürnten, daß wir uns versäumt hätten, ließen den Zorn an dem wüsten und schlechten Weg aus, der uns am Gehen verhindert hatte, und sprachen: „Es freut uns doch, daß wir in dem Hause, an dem Tische sind, da er gesessen."

Des mußte der Wirt wohl lachen und ging damit zur Thüre hinaus.

Nach einer kleinen Weile ruft mich der Wirt zur Stubenthür hinaus, ich soll zu ihm kommen. Da erschrak ich und bedachte, was ich Unschickliches gethan oder wes ich unschuldig verdacht würde. Da sprach der Wirt zu mir:

„Dieweil ich erkenne, daß ihr den Luther in Treuen zu hören und zu sehen begehrt: der ist's, der bei euch sitzt!"

Die Worte nahm ich für Gespött und sprach: „Ja, Herr Wirt, Ihr wollet mich gern foppen und meine Begierde mit des Luthers Wahn (mit einem falschen Luther) ersättigen."

Antwortet' er: „Er ist's gewißlich. Doch thu' nicht desgleichen, als ob du ihn dafür haltest und erkennest."

Ich ließ dem Wirte Recht, konnte es aber nicht glauben und ging wieder in die Stube. Setzte mich zu dem Tisch, hätt' es auch meinem Gesellen gern gesagt, was mir der Wirt eröffnet hatt'. Ich wandte mich

darum gegen die Thür und gegen ihn zu, raunte heimlich: „Der Wirt hat mir gesagt, der sei der Luther."

Er wollt' es auch, wie ich, nicht gleich glauben und sprach: „Er hat vielleicht gesagt, es sei der Hutten, und hast ihn nicht recht verstanden."

Dieweil mich nun die Ritterkleidung mehr an den Hutten, denn an den Luther, als einen Mönch, vermahnte, ließ ich mich also bereden, der Wirt hätte gesprochen: „Es ist der Hutten." Denn der Anfang beider Namen schien zusammenzuklingen. Derhalben, was ich redete, geschah, als wenn ich mit Herrn Ulrich von Hutten redete. —

In dem allen kamen zween von den Kaufleuten, die auch allda übernachten wollten, und nachdem sie sich entledigt und entspornt, legte einer neben sich ein ungebunden Büchlein.

Da fragte Martinus: was es für ein Büchlein wäre?

Sprach er (der Kaufmann): „Es ist Doktor Luthers Auslegung etlicher Evangelien und Episteln (die deutsche Postille), erst neu gedruckt und ausgegangen; habt Ihr die nie gesehen?"

Sprach Martinus: „Sie sollen mir auch bald zukommen."

Da sprach der Wirt: „Nun füget euch zu Tisch; wir wollen essen."

Wir aber sprachen und baten den Wirt, er wolle sich mit uns leiden (mit uns Nachsicht haben) und uns Besonderes geben (sie wollten billigere Zehrung).

Sprach der Wirt: „Liebe Gesellen, setzt euch nur zu den Herrn an den Tisch, ich will euch ziemlich (geziemend) halten."

Da es Martinus hörte, sprach er: „Kommet herzu; ich will die Zehrung mit dem Wirt wohl abtragen."

Unter dem Essen that Martinus viel gottselige, freundliche Reden, daß die Kaufleute und wir vor ihm verstummten und mehr seiner Worte, denn aller Speisen wahrnahmen. Unter welchen er sich mit einem Seufzer beklagte, wie jetzo die Fürsten und Herren auf dem Reichstag zu Nürnberg (beim Reichsregiment) wegen Gottes Wort, dieser schwebenden Händel und der Beschwerung deutscher Nation (Seite 179 ff) versammelt wären, aber zu nichts mehr geneigt, denn gute Zeit mit köstlichen Turnieren, Schlittenfahrten, Unzucht, Hoffart und Hurerei zu verbringen, so doch eher Gottesfurcht und ernstliche Bitte zu Gott dazu helfen würde. „Aber das sind unsere christliche Fürsten."

Weiter sagt er: er sei der Hoffnung, daß die evangelische Wahrheit mehr bei unsern Kindern und Nachkommen Frucht brin-

gen werde, die nicht vom päpstlichen Irrtum vergiftet, sondern jetzund auf lautere Wahrheit und Gottes Wort gepflanzt würden, denn an den Eltern, in welchen die Irrtümer eingewurzelt seien, daß sie nicht leicht können ausgereutet werden.

Darnach redeten die Kaufleut' auch ihre gute Meinung, und sprach der Ältere: „Ich bin ein einfältiger, schlechter Lai', versteh' mich auf die Händel nicht besonders. Das sag' ich aber: Wie mich die Sach' ansieht, so muß der Luther entweder ein Engel vom Himmel sein oder ein Teufel aus der Höll'. Ich hab' auch nur noch zehn Gulden, die wollt' ich gerne ihm zu Liebe dran wenden, daß ich ihm beichte; denn ich glaub', er möcht' und könnte mein Gewissen wohl unterrichten."

In dem kam der Wirt neben uns. „Habt nicht Sorg' für die Zehrung," sprach er heimlich zu uns: „Martinus hat das Nachtmahl für euch ausgerichtet (bezahlt)."

Dies freute uns sehr, nicht von des Gelds und Genießes wegen, sondern daß er uns gastfrei gehalten hatte, dieser Mann. —

Nach dem Nachtmahl stunden die Kaufleut' auf und gingen in den Stall, die Rösser zu versehen. In dem blieb Martinus allein bei uns in der Stube. Da dankten wir ihm für seine Zehrung und Schenkung und ließen uns dabei merken, daß wir ihn für Ulrich von Hutten hielten

Er sprach aber: „Ich bin es nicht."

Dazu kommt der Wirt. Spricht Martinus: „Ich bin diese Nacht zu einem Edelmann worden; denn diese Schweizer halten mich für Ulrich von Hutten."

Sprach der Wirt: „Ihr seid es nicht, aber Martinus Luther."

Da lachte er und scherzte: „Die halten mich für den Hutten, Ihr für den Luther — ich werde wohl bald Martinus Markolfus (Hanswurst) heißen."

Und nach solchem Gespräch nahm er ein hoch Bierglas und sprach nach des Landes Brauch: „Schweizer, trinken wir noch einen freundlichen Trunk zum Segen!"

Und wie ich das Glas empfangen wollt', wechselte er das Glas, bot dafür einen Krug mit Wein und sagte: „Das Bier ist für euch unheimisch und ungewohnt. Trinket den Wein!"

Mit dem stund er auf, warf den Waffenrock auf seine Achsel und nahm Urlaub (Abschied), bot uns seine Hand und sprach:

„Wenn ihr gen Wittenberg kommt, grüßet mir den Doktor Hieronymus Schurf."

Sprachen wir: „Wollen es gern und willig thun; aber wie sollen wir Euch nennen, daß er den Gruß von Euch verstehe?"

Sprach er: „Saget ihm nicht mehr als das: ‚Der da kommen soll, läßt Euch grüßen'; so verstehet er die Worte bald."

Also schied er von uns und ging zu seiner Ruh'. —

Darnach kamen die Kaufleut' wieder in die Stube, hießen den Wirt ihnen noch einen Trunk auftragen, unter welchem sie viel Unterredungen hielten des Gastes halben, so bei ihnen gesessen hätte: wer er doch wäre?

Doch der Wirt ließ sich merken, er hielt' ihn für den Luther, und sie, die Kaufleut', ließen sich bald bereden, bedauerten und bekümmerten sich, daß sie so ungeschickt vor ihm geredet hätten, und sprachen: sie wollten am Morgen desto früher aufstehen, ehe er dann hinwegreite, und ihn bitten, er wolle ihnen deswegen nicht zürnen noch arg davon denken, denn sie hätten seine Person nicht erkannt.

Das ist geschehen und haben sie ihn am Morgen im Stall getroffen. Aber Martinus hat geantwortet: „Ihr habt gestern über dem Nachtessen geredet, Ihr wollet zehn Gulden dran wagen, dem Luther zu beichten. Wenn ihr denn ihm beichtet, werdet ihr wohl sehen und erfahren, ob ich der Martinus Luther sei." Und hat sich nicht weiter zu erkennen gegeben, ist dann bald aufgesessen und auf Wittenberg zu geritten.

Auf denselben Tag sind wir auf Wittenberg gezogen. Und wie wir in ein Dorf kommen — es liegt an einem Berge; vermeine, der Berg hieß Orlamünd und das Dorf Naßhausen; dadurch fließt ein Wasser, das war vom Überschwall des Regens ausgetreten und hatte die Brücke zum Teil hinweggeführt, daß keiner mit einem Pferd konnt' hinüberreiten — sind wir in demselben Dorf eingekehrt und haben von ohngefähr (zufällig) die zween Kaufmänner in der Herberge gefunden, welche uns daselbst um des Luthers willen auch bei ihnen gastfrei gehalten. —

Am Samstag darnach (am 8. März), dem Tag vor dem ersten Sonntage in den Fasten, sind wir bei dem Doktor Hieronymus Schurf (in Wittenberg) eingekehrt, auch unsere Briefe zu überantworten.

Wie man uns in die Stube beruft, siehe, da finden wir Martinum, gleichermaßen wie zu Jena, mit Philippus Melanchthon, Justus Jonas, Nikolaus Amsdorf, Doktor Augustin Schurf, die ihm erzählen, was

sich in seim Abwesen zu Wittenberg ereignet habe. Er grüßt uns und lacht, zeigt mit dem Finger und spricht:

„Dies ist der Philipp Melanchthon, von dem ich euch gesagt hab'.“ —

Wie ich Martinum Anno 1522 gesehen hab', war er einer natürlichen, ziemlichen Feiste (von mäßiger, geziemender Leibesstärke), eines aufrechten Gangs, da er sich mehr nach hinten denn nach vorn neigte, mit aufgehobenem Angesicht gegen den Himmel, mit tiefen, schwarzen Augen und Brauen, blitzend und funkelnd wie ein Stern, so daß sie nicht wohl mochten angesehen werden.





Siebzehntes Kapitel.

Wieder in Wittenberg.

Donnerstag, den 6. März, vermutlich gegen Abend, erreichte Luther Wittenberg. Er ritt mit einem kleinen Gefolge von Reitern in die Stadt, die sich unterwegs ihm angeschlossen hatten.

Diesmal kam er nicht heimlich; sondern vor aller Welt wollte er seinen nur widerwillig aufgegebenen Posten wieder einnehmen und mit seiner ganzen Person für die Sache des Evangeliums eintreten, die er durch falschen Eifer so hart gefährdet sah.

So bezog er denn wieder die altgewohnte Zelle im Augustinerkloster. Das Ritterkleid wurde mit der Kutte vertauscht und der Ritterbart fiel unter dem Scheermesser.

Den Freunden war ein Stein vom Herzen, als sie ihn nun wiederhatten. Sie berichteten ihn treulich. Da stand es freilich übel genug.

Es war so weit gekommen, daß nur der als ein guter evangelischer Christ galt, der die Beichte verachtete, beim Abendmahl Brot und Kelch mit Händen faßte, an Fasttagen Fleisch und Eier aß, Bilder zerstörte, Priester und Mönche verfolgte. Daran nahmen viele ein Ärgernis, aber niemand wagte Karlstadt und seinem heißspornigen Anhang Einhalt zu thun.

Jetzt mußte sich zeigen, ob Luther der Mann war, die Schwarmgeister zu bändigen.

Es war eine ernste Probezeit für Luther und sein Reformationswerk, so ernst und entscheidend, wie die Tage von Worms

Was die Freunde von ihm erwarteten, lehrt uns ein Brief jenes Hieronymus Schurf, in dessen Hause die beiden schweizer Studenten den Ritter aus dem Schwarzen Bären zu ihrer Überraschung wiederfanden. „Ich hoffe," schrieb er damals an den Kurfürsten, „der allmächtige, gütige Gott werde Doktor Martino Gnad' und Barmherzigkeit verleihen daß von einen Predigten durch Wirkung des heiligen Geistes solche und und dergleichen Ärgernisse, Ungeistlichkeiten und Skandale gestopfet und aus der Menschen Herzen gerissen werden."

An den Kurfürsten schrieb auch Luther wieder, sobald er in Wittenberg eingetroffen war. Er that es auf dessen ausdrückliche Veranlassung.

Friedrich der Weise hatte seinen freimütigen Brief, den er am 5. zu Borna geschrieben, am 6. in seinem Schlosse zu Lochau empfangen, Ein anderer Fürst würde sofort die nötigen Befehle gegeben haben. um den Ungehorsamen zum Gehorsam zu zwingen. Friedrich, sich bescheidend vor Luthers gotterfülltem Geiste, sandte nur an einen seiner Wittenberger Räte, eben jenen Hieronymus Schurf, umgehend eine Instruktion, worin er erklärte, daß er aus vielen Ursachen hätte für gut angesehen, wenn Doktor Martinus noch eine Zeitlang hätte inne gehalten; weil aber der Doktor nun in Wittenberg sein werde, so solle er (Schurf) „nach Anzeige unseres gnädigen Grußes" mit ihm reden und handeln, daß er (Luther) ein Schreiben an ihn abfaßte, des Inhalts: aus welchen Beweggründen er sich wieder gen Wittenberg begeben habe und daß solches ohne sein (des Kurfürsten) Zulassen geschehen sei.

Dieses Schreiben wollte Friedrich ausgesprochenermaßen deshalb haben, um sich damit gegen die zu erwartenden Anklagen, insonderheit vor dem Reichsregiment, zu rechtfertigen. Denn Luthers eigenmächtiger Schritt mußte, wenn's nach dem Rechte ging, alle Folgen der Reichsacht über den Fürsten und sein Land bringen.

Kaum war Luther in Wittenberg angekommen, so richtete Doktor Schurf ihm die Aufträge Friedrichs aus. Darauf schrieb Luther den verlangten vorweisbaren Brief. Er fiel freimütig genug aus.

„Gunst und Friede von Gott unserm Vater und unserm Herrn Jesu Christo, Amen! und meine unterthänigsten Dienste.

„Durchlauchtigster, Hochgeborener Fürst und Herr!

„Ich hab' gar wohl bedacht, daß es möcht' Ew. Kurf. Gnaden billig beschwerlich sein, daß ich ohn' Ew. Kurf. Gnaden Willen und Zu-

lassen mich wiederum gen Wittenberg wenden würde — sintemal es ein scheinlich (deutlich) Ansehen hat, Ew. Kurf. Gnaden und allem Land und Leuten möchte daraus eine große Gefahr entstehen, zuvor aber mir selbst, als dem, der durch päpstliche und kaiserliche Gewalt verbannt und verdammt, alle Stunden des Todes gewarten müßte.

„Was soll ich aber thun? Ursach' dringt, und Gott zwingt und ruft; es muß und will also sein. So sei es also in dem Namen Jesu Christi, des Herrn über Leben und Tod!

„Doch daß Ew. Kurf. Gnaden nicht verhalten seien meine Ursachen, will ich etliche, so ich jetzt fühle, Ew. Kurf. Gnaden zu erkennen geben. Und auf's Erste thue ich ja solches nicht aus Verachtung der Gewalt Kaiserlicher Majestät oder Ew. Kurf. Gnaden oder irgend einer Obrigkeit. Denn wiewohl nicht allezeit der menschlichen Obrigkeit zu gehorchen ist — nämlich wenn sie etwas wider Gottes Gebot vornimmt — so ist sie doch nimmer zu verachten, sondern zu ehren. Christus rechtfertigte Pilatus Urteil nicht, aber er stieß weder ihn, noch den Kaiser drum vom Stuhl, verachtet' ihn auch nicht.

„Die erste Ursach' ist, daß ich schriftlich berufen bin von der gemeinen Kirchen zu Wittenberg (von der Kirchengemeinde durch den Magistrat gerufen) mit großem Flehen und Bitten.

„Dieweil nun niemand leugnen kann, daß durch mich das Wesen angefangen ist und ich mich bekennen muß einen unterthänigen Diener solcher Kirche, zu der mich Gott gesandt hat, ist mir's in keinem Weg abzuschlagen gewesen — ich wollte denn christlicher Liebe Treu' und Werk versagt haben. Ob nun viele sind, die dies Wesen für teuflisch Ding ansehen und verdammen, die ohn' Zweifel diese Ursach' für nichts achten, sondern vielmehr für billig halten, man soll Wittenberg und was da angefangen ist, versinken lassen, so bin ich doch damit nicht entschuldigt. Denn Gott wird mich nicht richten nach anderer Glauben oder Unglauben, ihrer seien viel oder wenig, sondern nach meinem Gewissen. Denn ich weiß, daß mein Wort und Anfang nicht aus mir, sondern aus Gott ist. Das wird mir kein Tod, noch Verfolgung anders lehren; mich dünkt auch, man werde es müssen lassen bleiben.

„Die andere ist, daß zu Wittenberg, durch mein Abwesen, mir der Satan in meine Hürde gefallen ist und, wie jetzt alle Welt schreiet und auch wahr ist, etliche Stücke (von der Herde) arg zugerichtet hat, die ich mit keiner Schrift (nicht mit Briefen und Büchern) stillen kann, sondern muß mit selbwärtiger Person und lebendigem Mund und Ohren da handeln. Ist mir kein länger Sparen noch Verziehen in meinem Gewissen erträglich gewesen. Derhalben mir nicht allein Ew. Kurf. Gnaden Gnad' und Ungnade, sondern auch aller Welt Zorn und Unzorn hintanzusetzen gewesen ist.

„Sie (die Wittenberger Gemeinde) ist ja meine Hürde (mein Schafstall), mir von Gott befohlen; es sind meine Kinder in Christo. Da ist keine Disputation mehr gewesen, ob ich kommen oder nicht kommen soll. Ich bin schuldig, den Tod für sie zu leiden; das will ich auch gern und fröhlich thun, mit Gottes Gnade, wie denn Christus fordert (Joh. 10, 12). Hätte ich aber der Sache mit Briefen, wie bisher, helfen mögen, daß nicht not gewesen wäre, mich zu rufen — warum sollt' ich nicht gerne auch, ewiglich von Wittenberg zu bleiben bewilligen? Sintemal ich auch sterben soll um meines Nächsten willen.

„Die dritte ist, daß ich mich übel fürchte — und sorge ich sei sein leider! allzu gewiß — vor einer großen Empörung in deutschen Landen, damit Gott deutsche Nation strafen wird.

„Denn wir sehen, daß dies Evangelium trefflich dem gemeinen Manne eingeht und sie nehmen's fleischlich auf; sehen, daß es wahr ist und wollen's doch nicht recht brauchen.

„Dazu helfen nun die, so da sollten solche Empörung stillen, fangen an mit Gewalt das Licht zu dämpfen, sehen aber nicht, daß sie dadurch die Herzen nur erbittern und zum Aufruhr zwingen und sich ebenso stellen, als wollten sie selbst oder doch ihre Kinder vertilget werden. (Er meint die weltliche Obrigkeit, sofern sie die Reformation mit Gewalt unterdrücken wollte.) Das schickt ohne Zweifel Gott also zur Plage. Denn die geistliche Tyrannei ist geschwächt, dahin allein ich trachtete mit meinem Schreiben. Nun sehe ich, Gott will es weiter treiben (daß ich auch die weltliche Tyrannei niederlegen muß), wie er auch Jerusalem und seinen beiden Regimentern thät. Ich hab's neulich erlernet, daß nicht allein geistliche, sondern auch weltliche Gewalt muß dem Evan-

gelio weichen, es geschehe mit Lieb oder Leid, wie es in den Historien der Bibel sich klärlich weiset.

„Nun hat Gott gefordert durch Ezechiel (22, 30), man soll sich gegen ihn setzen als eine Mauer für das Volk; darum hab' ich auch gedacht, es sei not, mit meinen Freunden davon zu handeln, ob wir Gottes Urteil möchten wenden oder verziehen.

„Ob nun wohl diese Sache mir selbst vergeblich, dazu meinen Feinden lächerlich sein würde, wenn sie es höreten, muß ich dennoch thun, was ich sehe und weiß zu thun. Denn das soll Ew. Kurf. Gnaden wissen und gewiß darauf sich verlassen: es ist viel anders im Himmel, denn zu Nürnberg beschlossen (beim Reichsregiment), und werden leider sehen, daß die, so jetzt meinen, sie haben's Evangelium gefressen, noch nicht das Benedicite (das Tischgebet vor dem Essen) gesprochen.

„Es sind wohl mehr Ursachen, die mich jedoch nicht recht dringen, darum ich auch nicht auf sie dringe oder tief nachdenke. Es ist allzuviel an der (Ursache), daß das Evangelium Not leidet. Darum kein Mensch mir anzusehen gewesen ist.

„Hiermit bitte ich, Ew. Kurf. Gnaden wollten mir gnädiglich zu gute halten meine Zukunft in Ew. Kurf. Gnaden Stadt ohn' Ew. Kurf. Gnaden Wissen und Willen. Denn Ew. Kurf. Gnaden ist nur der Güter und Leiber ein Herr; Christus aber ist auch der Seelen ein Herr, zu welchen er mich gesandt und dazu erweckt hat — die darf ich nicht lassen.

„Ich hoff', mein Herr Christus sei unsrer Feinde mächtig und werde mich vor ihnen wohl schützen können, so er will. Will er aber nicht, so geschehe sein guter Wille. Es soll doch, so viel an mir ist, Ew. Kurf. Gnaden keine Gefahr noch Leid geschehen, das weiß ich fürwahr.

„Gott lass' ihm Ew. Kurf. Gnaden barmherziglich empfohlen sein!

„Gegeben zu Wittenberg am Freitag vor Invocavit (7. März) 1522.

Ew. Kurf. Gnaden

unterthäniger Diener
Martinus Luther."

In einer Nachschrift erbot sich Luther noch, dem Kurfürsten zu Willen zu sein, wenn er den Brief wollte anders geschrieben haben. Und

wirklich war Friedrich nicht ganz zufrieden mit dem Obigen. Mitteilbarer war er freilich, als der Brief vom 5. März; aber an einigem stieß er sich doch. Zum Beispiel: der Hieb auf das Reichsregiment zu Nürnberg konnte nicht bleiben (Seite 473). Auch von Kaiserlicher Majestät war nicht ehrerbietig genug geredet.

Es erging also Anweisung an Luther, diese und etliche minder auffälligen Anstöße zu beseitigen.

Luther verstand sich wirklich dazu und schrieb den Brief mit den verlangten Änderungen noch einmal. Nun stand nichts mehr von Nürnberg drin, sondern der Satz lautet: „Das soll Ew. Kurf. Gnaden wissen und sich darauf gewiß verlassen, daß es im Himmel viel anders denn auf Erden beschlossen ist.“ Die nachfolgenden Worte strich Luther ganz.

Schwer wurde Luthern, daß er hinter „Kaiserlicher Majestät“ einfügen sollte: „meines allergnädigsten Herrn“. Ihn störte, daß er damit eine Unwahrheit sagen sollte. Doch tröstete er sich damit, daß diese Redensart gleichsam ein Name und Titel des Kaisers geworden sei, den auch der ärgste Feind nach höflichem Brauch ihm gönne.

Als Luther am 12. den so verbesserten Brief nach der Lochau schickte, schrieb er ärgerlich darüber dem Spalatin: „Unser Fürst giebt viele Zeichen des Unglaubens, aber man muß seine Schwachheit tragen.“

Er freilich kannte nichts von Zaghaftigkeit. Furchtlos sah er den Gefahren ins Auge, die ihn, den Geächteten, rings umgaben.

Das spricht er in allen Briefen aus, die er damals schrieb. „Der Satan wütet,“ heißt es da einmal, „die Nachbarn toben auf allen Seiten und drohen mit tausendfachem Tod und Höllenqualen. Nun haben auch meine Schäflein alles wahrhaftig bis zur Verzweiflung verwirrt. Darum ich mich mitten in des Kaisers und des Papstes Grimm habe hineinwerfen müssen, ob ich den Wolf aus dem Stalle vertreiben möchte. Und so bin ich denn ohne allen Schutz, außer dem von oben; mitten unter Feinden lebe ich, denen von Menschen Macht gegeben ist, mich zu jeder Stunde zu erwürgen.

„Ich tröste mich damit, daß ich weiß: Christus ist ein Herr über alles, hat ihm doch der Vater alles unter seine Füße gethan (Psalm 8, 7) — ohne Zweifel auch des Kaisers Zorn und alle Teufel, die da nicht sind von den Schafen, welche der Vater dem Sohne übergeben

hat. Also: will Christus meinen Tod, so geschehe sein Wille; will er ihn nicht — wer wird mich töten?"

Das war Luthers Stimmung, als er es unternahm, die Schwarmgeister niederzuwerfen. Welche Macht stand ihm dafür zu Gebote? Keine andere als die der Predigt und Unterweisung.

Am ersten Fastensonntage, Invocavit, den 9. März 1522, betrat er zum erstenmale wieder nach elfmonatlicher Trennung — ihm und seinen Mitbürgern mochte es dünken, als ob's viel länger her wäre — die Kanzel der Pfarrkirche. Wird er das rechte Wort finden, vor dem Sturm und Wellen sich legen?

Er hat's gefunden. Und so groß er war, als er zu Worms vor Kaiser und Reich sein gutes Bekenntnis ablegte, größer noch war er zu Wittenberg, als er die wahre, evangelische Freiheit rettete vor der falschen Freiheit der Schwärmerei, die nichts anderes war als eine neue Knechtschaft.

Denn merkwürdig: die sich die Freiesten, die Fortgeschrittensten dünkten, waren wieder in den alten Irrtum versunken, daß äußerlich Ding etwas nütze sei zur Seligkeit. Die da meinten, das alte Joch des Papsttums erst völlig zerbrochen zu haben, hatten eiligst ein neues Joch den Gewissen aufgelegt. Und wie Luther bisher gepredigt hatte gegen die Menschensatzungen Roms, so mußte er jetzt kämpfen gegen die Menschensatzungen Karlstadts und seiner Genossen, die auf dem besten Wege waren, das angefangene Werk der Reformation gründlich zu verfahren.

Nicht mit einer kurzen Predigt konnte Luther den Schaden heilen. Acht Tage lang bestieg er täglich die Kanzel. In der großen Stadtkirche wird kein Plätzchen leer geblieben sein.

Alle die brennenden Fragen sprach er durch: Messe, Bilder, Beichte. Er nahm sich kein Blatt vor den Mund, aber niemanden griff er beim Namen an. Ernst, aber mild, zurechtweisend, aber nicht verletzend war seine Rede, höchst maßvoll gegenüber den maßlosen Reden, die in der Zeit zuvor in den Wittenberger Kirchen waren zu hören gewesen. Er übte damit selbst die Liebe, die er jetzt so nachdrücklich predigte, wie noch nie.

Ja, das war seine Klage, womit er anhob und die durch alle seine Predigten immer wieder durchklang: den Glauben habt ihr wohl, aber die Liebe habt ihr vergessen! Mit Zwang seid ihr drein gefahren und habt die Schwachen nicht geschont! Ihr hättet die Wahrheit predigen

sollen, dann wäre die rechte Erkenntnis unter die Leute gekommen und die Irrtümer wären von selbst gefallen; statt dessen richtetet ihr einen neuen Wahn auf und vergewaltigtet die Gewissen. Ohne Zwang, allein durch das Wort, will und muß das Evangelium siegen.

So wenig verkannte der Mann, der unsere Gerechtigkeit vor Gott allein auf den Glauben gestellt hat, den hohen Wert der Liebe, daß er nicht müde wird, es immer wieder auszusprechen: das Christentum besteht in den zwei Stücken: Glaube und Liebe. Und das ist von Anfang seine Lehre gewesen (Band 1 Seite 539), nur daß er noch nicht einen solchen Anlaß gehabt hat, es auszusprechen.

Welches aber war die Wirkung dieser Fastenpredigten?

Die das große Wort geführt hatten in den Wochen bisher, verstummten. Sie spürten es, willig oder unwillig, daß ein Stärkerer über sie gekommen war.

Karlstadt grollte, aber er behielt für's Erste seinen Groll für sich. Zwilling zeigte sich völlig überwunden und suchte nicht vergeblich Luthers Verzeihung. Die Zwickauer Propheten waren leider gerade von Wittenberg abwesend. Aber einer von ihrem Anhang bekannte: er meint nicht eines Menschen, sondern eines Engels Stimme gehört zu haben. In Wittenberg fanden ihre Irrlehren seitdem keinen Boden mehr.

Natürlich, daß Melanchthon und die andern Freunde mit Frohlocken in Luther den bewährten Führer wiedererkannten. Die Wittenberger Bürgerschaft war schnell von ihm gewonnen, da sie nie aufgehört hatte, ihn zu lieben und zu verehren. Der Rat der Stadt widmete ihm aus Dankbarkeit eine Ehrengabe Bier und Wein, wie er ihm schon zum Willkommen das Tuch für eine neue Mönchskutte überreicht hatte.

Kurfürst Friedrich aber hatte nun dem Reichsregiment und allen Widersachern gegenüber einen bessern Schutz, als jenen bestellten Brief Luthers; er konnte darauf hinzeigen, daß Luther in der That sich als einen Mann der Ordnung und des Friedens erwiesen habe und daß ein Unterschied sei zwischen Revolution und Luthers Reformation.

Jene acht Sermone, die so gewaltige Wirkung thaten, sind uns noch heute erhalten. Freilich nicht von Luthers Hand niedergeschrieben;

man kann also nicht für jedwedes Wörtlein bürgen, daß er es so gesprochen. Wie denn auch die Gebete, mit denen er seine Predigten zu beschließen pflegte, hier und bei allen uns von ihm überbliebenen Predigten leider! fehlen.

Aber es lohnt sich doch zu lesen, was Freundeshand von jenen seltenen Fastenpredigten aufgezeichnet hat. Drum soll das nächste Kapitel sie bringen.





Achtzehntes Kapitel.

Luther predigt die Schwärmer nieder.

Die erste Predigt.

Am Sonntage Invocavit, den 9. März 1522.

Wir sind alle zum Tode gefordert und wird keiner für den andern sterben; sondern ein jeglicher in eigener Person muß geharnischt und gerüstet sein für sich selbst, mit dem Teufel und Tode zu kämpfen (Hebr. 9, 27). In die Ohren können wir wohl einer dem andern schreien, ihn trösten und vermahnen zu Geduld, zum Streit und Kampf; aber für ihn können wir nicht kämpfen noch streiten, es muß ein jeglicher allda auf seine Schanze selbst sehen, und sich mit den Feinden, mit dem Teufel und Tode selbst einlegen und allein mit ihnen im Kampf liegen. Ich werde dann nicht bei dir sein, noch du bei mir.

Derhalben so muß ein jedermann selbst die Hauptstücke, so einen Christenmenschen belangen, wohl wissen, dadurch er in diesen ernsten Kampf gerüstet komme; welche die sind, die euere Liebe nun oft hat von mir gehört.

Zum Ersten müssen wir wissen, daß wir alle Kinder des Zorns sind, und daß alle unsere Werke, Gedanken und Sinne sündlich und nichts sind vor Gott, so daß wir mit ihnen, sie seien so hübsch und schön sie immer wollen, vor Gott nicht treten dürfen. Und hierin müssen wir einen hellen klaren Spruch haben aus der Schrift, darauf wir müssen gegründet sein, der uns klärlich anzeigt, daß dem also sei. Wiewohl nun dieser Sprüche viel sind hin und wieder in der Schrift, will

ich euch doch nicht mit viel Sprüchen überschütten, sondern euch diesen einigen und kurzen Spruch Sankt Pauls vorhalten, welchen er zu den Ephesern schreibt und spricht: „Wir sind alle von Natur Kinder des Zorns“ u. s. w. (Ephes. 2, 3). Diesen Spruch laßt euch wohl befohlen sein.

Zum Andern müssen wir auch wissen, daß uns Gott aus lauter Gnade und Güte seinen eingebornen Sohn in die Welt gesandt hat, daß wir an ihn glauben und vertrauen sollen; also, wer an ihn glaubt, soll der Sünde frei sein und ein Kind Gottes, wie Johannes sagt im Anfang des Evangeliums: „Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die da an seinen Namen glauben (Joh. 1, 11)“.

Bei diesem Stücke sollten wir alle in der Bibel wohl bekannt sein und mit hellen, klaren Sprüchen gerüstet, dem Teufel sie vorzuhalten. Denn wenn du in diesem Kampf nicht ein gewisses, helles, klares Wort Gottes hast, so kannst du nicht bestehen.

Und sonderlich merke diesen Spruch im Johannes: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einigen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Denn Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte; sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet. Wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet; denn er glaubt nicht an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes (Joh. 3, 16—18)“. Desgleichen merk' auch diesen Spruch Johannis des Täufers: „Der Vater hat den Sohn lieb und hat alles in seine Hand gegeben. Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben. Wer an den Sohn nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen; sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm (Joh. 3, 35).“

In diesen zweien Stücken spüre ich noch keinen Mangel oder Fehl bei euch: sondern sie sind euch lauter und rein gepredigt. Und wäre mir herzlich leid, wenn's anders, denn recht, geschehen wäre. Ja, ich sehe es wohl und darf's wohl sagen, daß ihr hierinnen gelehrter seid, denn ich bin, nicht alleine einer, zwei, drei, vier, sondern wohl zehn, zwanzig und mehr, die alle wohl und recht erleuchtet sind in diesen zweien Hauptstücken, und hätte nicht gemeint, daß es in so kurzer Zeit, vielleicht in einem Jahre, sollte so hoch gestiegen sein. (Nun folgt das große Aber:)

Zum Dritten müssen wir auch die Liebe haben, und durch die

Liebe einander thun, wie uns Gott gethan hat durch den Glauben; ohne welche Liebe der Glaube nichts ist, wie Sankt Paulus zu den Korinthern sagt: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte, und wüßte alle Geheimnisse, und hätte allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und hätte doch der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze (1. Kor. 13, 1—3).“

Allhier, lieben Freunde, an diesem Stücke ist es sehr gefehlet, und spüre an keinem irgend eine Liebe, und merke gar wohl, daß ihr Gott seid undankbar gewesen für solche rechte Schätze und Gaben, die er euch in kurzen Jahren hat zugesendet und rein umsonst geschenkt. Darum laßt uns hier zusehen, daß Wittenberg nicht Kapernaum werde (Matth. 11, 23).

Ich sehe und merke, daß ihr wohl könnt und wisset zu reden von der Lehre, die euch gepredigt ist, als vom Glauben und auch von der Liebe; welches nun kein Wunder ist, ob ihr gleich viel davon könnt reden. Kann man doch schier einen Esel lehren singen; sollt ihr denn auch nicht so viel lernen, daß ihr die Lehre und Wörtlein solltet nachreden?

Aber, lieben Freunde, Gottes Reich stehet nicht in der Rede oder in den Worten, sondern in der Kraft und in der That (1. Kor. 4, 20). Denn Gott will nicht allein Zuhörer und Nachreder haben, sondern Nachfolger und Thäter (Jak. 1, 22), die das Wort bewahren (Luk. 8, 15), die sich im Glauben üben, der durch die Liebe kräftig ist (Gal. 5, 5 f). Denn der Glaube ohne die Liebe ist nichts wert; ja, er ist nicht ein Glaube, sondern nur ein Schein des Glaubens. Gleichwie ein Angesicht, im Spiegel gesehen, nicht ein wahrhaftiges Angesicht ist, sondern nur ein Schein des Angesichts ist.

Zum Vierten ist uns auch not die Geduld. Denn wer den Glauben hat, Gott vertraut und Liebe gegen seinen Nächsten beweist, und sich in denselbigen täglich übt, der kann nicht ohne Verfolgung sein (2. Tim. 3, 11); denn der Teufel schläft noch ruhet nicht, sondern giebt den Menschen genug zu schaffen. Die Verfolgung aber bringt Geduld. Denn wenn ich nicht verfolget noch angefochten werde, so weiß ich von Geduld wenig zu sagen. Darnach bringt die Geduld Hoffnung (Röm. 5, 4), welche sich denn frei ergiebt und zu Gott schwinget und läßt

nicht zu Schanden werden. Und also durch viel Anfechtungen und Verfolgungen nimmt der Glaube je mehr und mehr zu und wird von Tag zu Tag stärker. Ein solch Herz, in dem der Glaube also zunimmt und mit solchen Tugenden also begnadigt ist, kann nicht ruhen, noch sich enthalten, sondern muß sich wiederum ausgießen und seinem Nächsten wohlthun, wie ihm von Gott geschehen und widerfahren ist.

Allhier, lieben Freunde, muß nicht ein jeglicher thun, was er Recht hat, sondern muß sich auch seines Rechtes verzeihen und sehen, was seinem Bruder nützlich und förderlich ist; wie Sankt Paulus gethan hat, der also zu den Korinthern schreibt: „Ich habe es alles Macht, es nützet mir aber nicht alles (1. Kor. 6, 12).“ Und hernach (9, 19—23) spricht er: „Wiewohl ich frei bin von jedermann, hab' ich doch mich selbst jedermann zum Knechte gemacht, auf daß ich ihrer viele gewinne. Denen, die unter dem Gesetz sind, bin ich geworden als unter dem Gesetze, auf daß ich die, so unter dem Gesetze sind, gewinne. Denen, die ohne Gesetz sind, bin ich als ohne Gesetz geworden — so ich doch nicht ohne Gottes Gesetz bin, sondern in dem Gesetz Christi — auf daß ich die, so ohne Gesetz sind, gewinne. Den Schwachen bin ich geworden ein Schwacher, auf daß ich die Schwachen gewinne. Ich bin jedermann allerlei geworden, auf daß ich aller Dinge ja etliche selig mache. Solches aber thue ich um des Evangelii willen, auf daß ich seiner Gemeinschaft teilhaftig werde.“

In diesen Worten Pauli ist uns vorgeschrieben, wie wir, die wir nun den Glauben von Gott empfangen haben, uns gegen jedermann halten sollen; nämlich uns nach unsers Nächsten Schwachheit richten.

Denn wir sind nicht alle gleich stark im Glauben. Ich habe einen stärkern Glauben, denn etliche unter euch. Etliche unter euch haben einen stärkern Glauben, denn ich; und ist also ein gemengt Ding unter uns. Ja, der heute den Glauben stark hat, kann ihn morgen wohl schwach haben; und wiederum, wer ihn heute schwach hat, mag ihn morgen stark haben.

Darum müssen wir nicht auf uns und unsern Glauben oder Vermögen allein sehen, sondern sollen auf unsern Nächsten sehen, daß wir uns nach ihm richten, und ihn nicht mit unserer Freiheit beleidigen. Als, daß ich euch ein grob Gleichnis sage: Wenn einer ein Schwert trägt, und allein ist, mag er das Schwert bloß oder nicht bloß tragen.

mag's stürzen oder nicht stürzen, da liegt wenig an; wenn er aber im Haufen ist, oder mit Kindern umgehet, da muß er sich mit dem Messer viel anders halten, auf daß er niemand beschädige. Also müssen wir uns mit unserer Freiheit auch halten, daß wir niemand Ursache geben, sich an uns und unserer Freiheit zu ärgern.

Sollen auch nicht vergessen, wie uns Gott getragen und geduldet hat unsere Schwachheit, ja unsern Unglauben, lange Zeit, und also auch Geduld tragen mit unserm Nächsten, ob er gleich nicht sobald uns könne nachfolgen, ob er gleich noch zu Zeiten strauchle und fehle. Höre, wie Gott in den Propheten hin und wieder ausschreien läßt, er trage sein Volk, wie eine Mutter ihr Kind trägt (Jes. 46, 3). Er ernähret sie, wie eine Amme das Kind nähret. Wie thut oder ernähret die Mutter ihr Kind? Erstlich giebt sie ihm Milch, darnach Brei, darnach Eier, und also weiche Speise, so lange bis das Kind sich an härtere Speisen gewöhne und hinfort könne Käse und Brot essen. Denn wenn die Mutter dem Kind erstlich wollte Käs und Brot, gebraten und gesotten Fleisch und Wein zu trinken geben, was wollte daraus werden?

Also sollen wir auch mit unsern schwachen Brüdern umgehen, sollen mit ihnen Geduld tragen eine Zeitlang und ihren schwachen Glauben leiden, ja auch erstlich Milch und schwache Speise geben (1. Petr. 2, 2), wie uns geschehen ist, bis daß sie auch stark werden; sie nicht gräulich anschnauzen, sondern fein freundlich handeln und sie in aller Sanftmut unterweisen und lehren, auf daß wir nicht allein gen Himmel gedenken zu fahren, sondern trachte, daß du deinen Bruder mitbringst. Ob sie gleich jetzt unsere Feinde sind und den Glauben nicht vollkommen haben, sie werden noch wohl unsere Freunde werden und den Unglauben fahren lassen. Sollten alle Mütter ihre unflätigen, schäbichten, unreinen Kinder verwerfen, wo meinst du, daß wir wären? Lieber Bruder, hast du genug gesogen, schneide nicht alsbald die Zitzen ab; sondern laß deinen Bruder auch so lange saugen, wie lang du gesogen hast.

Das rede ich alles darum, daß ich sehe, daß ihr in diesem Stück gefehlt habt und gröblich euer einsteils angelaufen sind. Ich hätte es nicht soweit getrieben, als geschehen ist, wenn ich hier gewesen wäre. Die Sache ist wohl gut an ihr selbst; aber das Eilen ist zu schnell. Denn auf jener Seite sind auch noch Brüder und Schwestern die zu uns gehören, die müssen noch herzugebracht werden (Seite 449). Der Glaube soll stet und fest stehen, aber die Liebe muß und mag sich

lassen lenken, wie man sieht. daß sich's schicken will nach des Nächsten Notdurft.

Des nehme ein Gleichnis! Die Sonne hat zwei Dinge, den Schein oder Glanz, und die Hitze. Es ist kein König so stark oder mächtig, der den Glanz und Strahl der Sonne beugen oder lenken möge, denn er läßt sich nicht lenken, sondern bleibet an seiner Stelle; aber die Hitze lenkt sich und ist doch allwege um die Sonne. Also muß der Glaube allezeit gerichtet und unbeweglich in unsern Herzen bleiben und muß nicht davon weichen noch wanken; die Liebe aber bewegt und lenkt sich, nachdem es unser Nächster begreifen und folgen mag.

Es sind etliche, die können rennen, etliche wohl laufen, etliche aber kaum kriechen. Darum müssen wir nicht unser Vermögen, sondern unsers Bruders Schwachheit und Unvollkommenheit betrachten, auf daß der, der da schwach im Glauben ist, so er dem Starken folgen wollte, nicht vom Teufel zerrissen werde.

Darum, lieben Freunde, folgt mir!

Ich habe es ja noch nie verderbet; ich bin ja der Erste gewesen, den Gott auf diesen Plan gesetzt hat; ich kann Gott nicht entlaufen, sondern muß so lange bleiben, bis es Gott, meinem Herrn, wohlgefällt; ich bin auch der gewesen, dem es Gott zuerst offenbart hat euch solch sein Wort zu predigen und anzusagen. Ich bin's auch ja gewiß, daß ihr das lautere reine Gotteswort habt.

Derhalben laßt uns schön hierin thun und säuberlich fahren, daß wir dasselbige göttliche Wort mit Furcht und Demut handeln, einer dem andern unter den Füßen liegen, die Hände zusammenreichen, einer dem andern helfen, raten und wohlthun in aller seiner Notdurft, und sich des andern Unglück, Angst, Not und Widerwärtigkeit annehmen, als wäre sie sein selbst.

Ich will hierinnen das Meine thun und meine Meinung sagen, wie ich euch schuldig bin, und meine euch herzlich, wie ich meine Seele meine. Ist aber jemand, der was Besseres würde haben und ihm etwas mehr offenbaret werde, denn mir, dem will ich meinen Sinn und Verstand unterwerfen und meine Meinung nicht über seinen Kopf gesetzt haben, sondern ich will ihm folgen. Würde sich's aber finden, daß meine Meinung und Verstand recht wäre, so will ich auch nicht leiden, daß jemand seinen Kopf über meinen Sinn setzen wollte.

Laßt uns alle einträchtiglich zusammenthun, es wird uns dennoch

Mühe genug kosten, sollen wir bei dem reinen, lautern, rechtschaffenen Worte Gottes bleiben. Denn wir streiten hier nicht wider den Papst, Bischöfe und weltliche Fürsten — denn das sind grobe Köpfe, die man wohl erkennen kann, daß sie irren und nur grob Ding vorgeben, welch-ches man schier mit Vernunft kann begreifen — sondern wir streiten wider den Teufel, wider die Geister der Bosheit unter dem Himmel, nicht wider Fleisch und Blut, wie Paulus sagt zu den Ephesern im 6. Kapitel (Vers 12).

Darum, lieben Freunde, laßt euch nicht dünken, daß der Satan schlafe und stille halte; ja, er greift's an allen Orten und mit allen Listen an. Er hat gar mancherlei Künste; geht ihm eine nicht fort, so hat er bald eine andere; wir sind ihm viel zu schlecht und einfältig, er ist ein Tausendkünstler. Er siehet das wahre Licht des Evangelii so klärlich aufgehen, daß er ihm nicht darf gerade unter die Augen sehen; darum wollte er ihm gern zur Seite beikommmen und sein Heil allda versuchen, ob er neben einreißen könnte. Er wird's auch thun, werden wir nicht fleißig aufsehen. Denn ich kenne ihn wohl; ich hoffe aber, ich sei sein Herr. Lassen wir ihm aber nur einen Fuß breit, so mögen wir zusehen, wie wir seiner los werden. —

Darum haben alle die geirrt, die dazu geholfen und eingewilligt haben, die Messe abzuthun; nicht daß es nicht gut wäre gewesen, sondern daß sie nicht ordentlich abgethan ist.

Du sprichst: es ist recht aus der Schrift. Ich sage es auch; aber wo bleibt damit die Ordnung? Denn es ist in einem Frevel geschehen, ohne alle Ordnung, mit Ärgernis des Nächsten. Ihr solltet Gott zuvor mit Ernst darum gebeten und die Obrigkeit dazu genommen haben, so wüßte man, daß es aus Gott geschehen wäre. Ich wollte es auch wohl angefangen haben, wenn es gut wäre gewesen; aber es will sich nicht bald leiden, alle bösen Dinge so plötzlich und ohne alle Ordnung abzuwerfen. Derhalben wenn es nicht so ein bös Ding wäre um die Messe, so wollte ich sie zu Trotz denjenigen, so unordentlich damit sind umgegangen, wiederum aufrichten; denn ich weiß es nicht zu verfechten noch zu erhalten, daß ihr hierinnen wohl gehandelt habt; ich will's euch eben gesagt haben.

Vor den Papisten und vor den groben Köpfen könnt ich's wohl thun; denn ich wollte sprechen: ‚Was wisset ihr, ob es in einem guten Geist oder in einem bösen Geist geschehen ist?‘ Sintemal das Werk an ihm selbst gut ist. Aber vor dem Teufel weiß ich's nicht zu erstreiten;

denn wenn der Teufel denjenigen, so dies Spiel (ohne Beruf dazu — vgl. Seite 428 f) haben angefangen, beim Sterben diese Sprüche oder dergleichen wird vorhalten: „Alle Pflanzen, die mein Vater nicht gepflanzet hat, die werden ausgereutet (Matth. 15, 12),“ oder den aus dem Propheter Jeremia: „Ich sandte die Propheten nicht, dennoch liefen sie; ich redete nichts mit ihnen, dennoch predigten und weissagten sie (Jer. 23, 21)“ — wie wollen sie bestehen? Sie werden gewißlich zur Hölle fahren müssen.

Ich aber (für meine Person) will dem Teufel wohl eine Spritze vor die Nase halten, daß ihm auch die weite Welt soll zu enge werden; denn ich weiß und bin's gewiß, daß ich solches mein Predigtamt nicht von mir selbst habe angenommen, noch mich eingedrungen, sondern bin hierzu gefordert, und auch wider meinen Willen allher zu predigen erwählt.

Darum habt ihr unrecht gethan, daß ihr ein solch Spiel ohne mein Geheiß und Zuthun habt angefangen, und mich nicht auch zuvor darum gefragt.

Ich bin ja so ferne nicht von euch gewesen, ihr hättet mich ja mit Schriften (Briefen) können erreichen; denn es ist nicht das geringste Stück und wäre wohl wert gewesen, daß ihr zu mir derhalben geschickt hättet. Wollt ihr etwas anfangen unbedacht und aus einem Frevel, und ich sollt's darnach verantworten, das wäre mir zu schwer: ich werde es nie thun.

Allhier merkt man, daß ihr den Geist nicht habt, wiewohl ihr eine hohe Erkenntnis der Schrift habt. Es ist gar ein großer Unterscheid zwischen diesen zwei Stücken: müssen sein, und frei sein. Denn ‚müssen sein‘ ist das, was die Notdurft fordert und muß unbeweglich stehen, als da ist der Glaube; den lasse ich mir nicht nehmen, noch umstoßen, sondern muß den allezeit in meinem Herzen haben und vor jedermann frei bekennen. ‚Frei sein‘ ist das, welches ich frei habe und mag's gebrauchen oder lassen anstehen, doch also, daß mein Nächster den Nutzen, und nicht ich davon habe.

Derhalben macht mir nicht ein ‚muß sein‘ aus dem ‚frei sein‘ wie ihr jetzt gethan habt; auf daß ihr nicht für diejenigen, so durch eure lieblose Freiheit verleitet sind, Rechenschaft müsset geben. Denn wenn du einen dazu reizest, den Freitag Fleisch zu essen, und er im Todesnöten derhalben angefochten wird — und also denkt: ‚O wehe mir,

daß ich Fleisch gegessen habe und nicht bestehen kann!' — für den wird Gott von dir Rechenschaft fordern.

Ich wollte auch wohl viele Dinge (Neuerungen) anheben, daß mir nicht wenige folgen würden. Was hilft's aber? Denn ich weiß, daß die solches angefangen haben, wenn's an's Treffen geht, wie ihr jetzt seht, nicht bestehen können, ja die ersten sind, die zurücktreten. Lieber, wie würde es stehen, wenn ich den Haufen auf den Plan brächte, und ich der erste wäre gewesen, hätte die andern angehalten, und wollte selbst davonfliehen und des Todes nicht fröhlich warten? Ei, wie sollte der arme Haufe verführt werden!

Darum laßt uns den andern auch Milchspeise geben, wie uns geschehen ist, bis sie auch im Glauben stark werden. Denn ihrer sind noch viel, die uns sonst in andern Stücken zufallen, und wollten diese Dinge auch gerne mit loben und annehmen, aber sie können es noch nicht wohl begreifen; dieselbigen alle treiben wir zurück mit solchem freveln ungestümen Wesen. Wir müssen der Liebe gegen unsern Nächsten nicht vergessen, sondern allezeit vor Augen haben und alle Dinge darnach richten. Werden wir das nicht thun, so wird unser Wesen nicht bestehen. Müssen wir doch auch eine Zeitlang mit dem Geduld haben und nicht verwerfen, der noch schwach im Glauben ist. Wie viel mehr sollen wir's thun und lassen, so es die Liebe erfordert und uns nicht an unserm Glauben Schaden thut.

Derhalben sage ich und warne euch treulich: werden wir Gott nicht ernstlich bitten und uns in die Sache recht schicken, so sieht mich das Spiel an, daß all der Jammer so auf die Papisten von uns angefangen, über uns kommen werde. Darum habe ich nicht länger können außen bleiben, sondern habe müssen kommen, solches euch zu sagen.

Jetzt ist's genug von der Messe; morgen wollen wir ein wenig mehr davon handeln und von den Bildern sagen.

Die andere Predigt.

Am Montag nach Invocavit, den 10. März.

Lieben Freunde, ihr habt gestern gehört, was für Stücke ein Christenmensch an sich haben soll, nämlich wie das ganze christliche Leben und Wesen sei; glauben und lieben. Der Glaube ist ge-

richtet gegen Gott; die Liebe aber gegen den Menschen und Nächsten, so daß wir uns gegen den Menschen erzeigen in der Liebe mit Wohlthun, mit Raten, mit Helfen, wie wir Wohlthat und Hilfe von Gott empfangen haben, ohne unser Verdienst und Werk, umsonst, aus lauter Gnade und Barmherzigkeit (Band 1 Seite 745).

So sind nun zwei (zweierlei) Dinge, darauf ein Christenmensch soll und muß Achtung haben. Das eine, das da nötig ist, nämlich daß es also geschehen muß und nicht anders; das andere, das da frei ist und unnötig, das man halten mag oder nicht, ohne Gefahr des Glaubens und der Seelen Seligkeit. In diesen zwei Dingen muß die Liebe handeln mit dem Nächsten, wie uns von Gott geschehen ist, und also die rechte Straße wandeln, und nicht, weder zur Linken noch zur Rechten, fallen.

In den Dingen, die da müssen sein oder von nöten sind, als da ist: daß man an Christum glaube, handelt die Liebe dennoch also, daß sie nicht zwinget, noch allzustrenge fährt.

Als (z. B.): die Messe ist ein böses Ding und Gott ist ihr feind, indem daß sie geschieht, als wäre sie ein Opfer und verdienstlich Werk; deswegen müsse sie abgethan sein. Hier ist kein Fragen oder Zweifeln, so wenig du fragen sollst, ob Gott anzubeten sei. Wiewohl wir nun hierinnen der Sache ganz eins sind, daß die sonderlichen Messen (Winkelmessen oder stillen Messen, wie sie allein vom Priester in Abwesenheit der Gemeinde gehalten wurden) müssen und sollten abgethan sein, wie ich auch davon geschrieben habe, und wollte, daß sie in der ganzen Welt abgethan wären und allein die evangelische Messe gehalten würde (das heilige Abendmahl als Feier der Gemeinde); dennoch soll die Liebe in diesem Stück nicht gestrenge fahren und dieselbigen Messen mit Gewalt abreißen. Predigen soll man's, schreiben und verkündigen soll man's, daß die Messe, auf solche Weise gehalten, sündlich ist; aber niemand soll man mit den Haaren davon reißen, sondern man soll es Gott heimgeben und sein Wort allein wirken lassen, ohne unser Zuthun oder Werk.

Warum? Darum, weil ich nicht in meiner Hand hab' die Herzen der Menschen, wie der Töpfer den Thon, mit ihnen zu schaffen nach meinem Gefallen; wie Gott aller Menschen Herzen hat in seiner Hand, sie zu bekehren oder zu verstocken (Jer. 18, 6. Röm. 9, 21). Ich kann mit dem Worte nicht weiter kommen, denn in die Ohren; in's Herz kann ich nicht kommen. Weil man den Glauben in's Herz nicht gießen

kann, so kann noch soll auch niemand dazu gezwungen noch gedrungen werden: denn Gott thut solches allein und macht das Wort lebendig in der Menschen Herzen, wann und wo er will, nach seiner göttlichen Erkenntnis und Wohlgefallen. Darum soll man das Wort frei gehen lassen und unsere Werke dazu thun. Wir haben Jus verbi (das Recht des Wortes) und nicht executionem (die Vollstreckung), das ist, das Wort sollen wir predigen, aber die Folge Gott heimgestellt sein lassen.

So ich nun darein falle und will solchen Mißbrauch der Messe mit Gewalt ablegen, so sind ihrer viel, die das müssen mit eingehen, und wissen doch nicht, wie sie dran sind, ob's recht oder unrecht sei; sprechen denn: ‚Ich weiß nicht, wie ich dran bin; ich hab' der Gemeine, dem Haufen und der Gewalt folgen müssen;' haben davon ein irriges unruhiges Gewissen, dessen sie schwerlich darnach können los werden. Und wird aus dem Zwanggebot allein ein Spiegelfechten, äußerlich Wesen, ein Affenspiel und eine menschliche Satzung, daraus denn scheinende Heilige, Heuchler und Gleißner kommen. Denn da ist kein Herz, kein Glaube noch Liebe. Wo diese drei Stücke nicht zu einem Werk kommen, es sei so recht und gut, als es immer wolle, so wird nichts draus; ich wollte nicht einen Birnstiel darauf geben.

Man muß zum Ersten der Leute Herz fahen, welches dann geschieht, wenn ich Gottes Wort treibe, das Evangelium predige, verkündige den Leuten ihren Irrtum und sage: ‚Lieben Herren, lieben Pfaffen, lieben Papisten, tretet ab von der Messe; es ist nicht recht euer Messehalten; ihr sündiget daran und erzürnet Gott damit; das will ich euch gesagt haben'. Wollte ihnen aber keine Satzungen machen, auch auf keine gemeine Ordnung dringen. Wer da folgen wollt', der folgete; wer nicht wollte, der bliebe außen.

Wenn man also thäte, so fiele heute dem das Wort in's Herz, morgen einem andern, und wirkte also viel, daß sich einer müßte nun gefangen geben und schuldig achten, daß er hierinnen geirret hätte, und ginge hin und fiele von ihm selbst von der Messe. Also wirkt Gott mit seinem Wort mehr, denn wenn du und ich und die ganze Welt alle Gewalt auf einen Haufen schmelzten. Denn mit dem Wort nimmt Gott das Herz ein, und so ist der Mensch gewonnen. Alsdann muß das Ding zuletzt von ihm selbst fallen und aufhören.

Wenn nun aber darnach aller Mut und Sinn zusammenstimmt und sie der Sachen zugleich eins werden, so daß keine Schwachheit

mehr vorhanden ist, da thue man denn ab, was nicht recht ist. Wo aber noch nicht aller Gemüt und Herz dabei sind, da laß es Gott walten, darum bitte ich dich, denn du richtest nichts Gutes an.

Solches rede ich nicht darum, daß ich die Messe wollte wiederum aufrichten; sondern laß sie liegen in Gottes Namen; weil sie gefallen ist, so sei sie gefallen. Allein darauf muß man Achtung haben und solches allezeit predigen, daß der Glaube nicht will gefangen, noch durch irgend eine Ordnung an ein Werk gebunden sein. Da richte dich nach. Mit solchem Stürmen und Gewalt werdet ihr's nicht hinausführen; das werdet ihr sehen. Und wo ihr also verharret und euch nicht wollt lenken lassen, so wisset, daß ich nicht will bei euch stehen; ich will euch dürre abgesagt haben.

Was kann dir's schaden, wenn du gleich eine Zeitlang mit solchen äußerlichen Dingen Geduld trägst. Hast du doch deinen Glauben rein und stark zu Gott, daß dir das Ding nicht schaden kann. Die Liebe erfordert's, daß du Mitleiden habest mit den Schwachen, bis sie auch im Glauben zunehmen und stärker werden.

Also haben alle Apostel gethan. Paulus, da er einmal gen Athen kam, in eine mächtige Stadt, fand er im Tempel gebaute Altäre; da ging er von einem zu dem andern und besah sie alle, und alle Abgötterei dazu. Aber er rührte keinen mit einem Fuß an, sondern trat mitten auf den Platz und sagte dem Volke, daß es eitel abgöttisch Ding wäre. Da das Wort ihre Herzen faßte, da fielen die Abgötter von selbst ab, zerging alle Abgötterei von ihr selbst, ohne alle Gewalt und ohne alles Stürmen (Apostelg. 17, 22—34).

Also sollte man hier auch gethan haben. Wenn ich hätte besehen, daß die Pfaffen hätten Messe gehalten, wollte ich gepredigt und vermahnt haben, daß es Gotteslästerung wäre und Gott damit höchlich erzürnet würde. Hätten sie sich daran gekehrt, so hätte ich sie gewonnen; wo aber nicht, wollte ich sie aber dennoch nicht mit den Haaren und mit Gewalt davon gerissen haben; sondern wollte das Wort haben lassen handeln und für sie gebeten haben. Denn das Wort hat Himmel und Erde und alle Dinge geschaffen (1. Mos. 1, 1. 33, 6); dasselbige Wort muß es hier auch thun, und nicht wir arm Sünder.

Summa Summarum: Predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's, aber zwingen und dringen mit Gewalt

will ich niemand; denn der Glaube will willig und ungenötigt sein und ohne Zwang angenommen werden.

Nehmt ein Exempel an mir. Ich bin dem Papst, dem Ablaß und allen Papisten entgegengestanden, aber mit keiner Gewalt, mit keinem Frevel, mit keinem Stürmen, sondern Gottes Wort habe ich allein getrieben, gepredigt und geschrieben, sonst habe ich gar nichts dazu gethan. Dasselbige Wort, wenn ich geschlafen habe, oder bin guter Dinge gewesen, hat so viel zuwege gebracht, daß das Papsttum so schwach und ohnmächtig geworden ist, daß ihm noch nie ein Fürst noch Kaiser so viel hat können abbrechen. Ich hab's nicht gethan; das einige Wort von mir gepredigt und geschrieben, hat solches alles ausgerichtet und gehandelt. Wenn ich auch mit Gewalt und Ungemach wäre hinein gefahren, ich sollte wohl ein solch Spiel angefangen haben, daß Deutschland wäre dadurch in groß Blutvergießen gekommen. Aber was wäre es? Ein Narrenspiel wäre es gewesen und ein Verderbnis an Leib und Seele. Ich bin stille gesessen und habe das Wort lassen handeln (Seite 388).

Was meint ihr wohl, daß der Teufel gedenke, wenn man solche Dinge will mit Rumor ausrichten? Er sitzt hinter der Hölle und gedenkt also: ‚O wie sollen mir die Narren so ein fein Spiel zurichten! Also wollte ich's haben; mir wird mein Teil aus dieser Beute wohl werden. Laß sie also fortfahren; das ist eben ein Spiel für mich, an dem ich meine Lust habe.'

Mit solchem Stürmen geschieht dem Teufel kein groß Leid; sondern dann macht man ihm bange, wenn wir das Wort treiben und dasselbe allein wirken lassen; dasselbe ist allmächtig und nimmt die Herzen gefangen. Wenn das Herz gefangen ist, so muß das Werk von ihm selbst abfallen und zu Trümmern gehen.

Es waren vorzeiten auch Sekten unter den (zum Christentum bekehrten) Juden und Heiden um das Gesetz Moses und sonderlich der Beschneidung halben; etliche wollten das Gesetz halten, etliche nicht. Da kam Paulus und predigte, man möchte das Gesetz Moses halten oder nicht halten; denn daran wäre keine Macht gelegen und sollten kein Müssen daraus machen sondern frei lassen sein und ohne Gefahr, man halte es oder nicht.

Solches währte bis zu Hieronymus Zeiten; der kam und wollte ein Müssen daraus machen, wollt's in eine Ordnung und Satzung fassen und zwingen, man solle das Gesetz gar abthun. Da kam Augustinus und war auch der Meinung wie Sankt Paulus und sagte: Man möchte

es halten oder nicht halten. Sankt Hieronymus war wohl hundert Meilen von Sankt Paulus Meinung. Allda liefen die zwei Doktores gar hart mit den Köpfen zusammen, und wollte keiner dem andern weichen. Aber da nun Augustinus starb, brachte es Hieronymus dahin, daß man es mußte abthun. Darnach kamen die Päpste, die wollten auch etwas dazu thun und machten Gesetze; da erwuchsen aus des einigen Gesetzes Abthun viel tausenderlei Gesetze, so, daß sie uns mit Gesetzen nun haben überschüttet.

Also wird es auch hier zugehen, wenn man das Ding will mit Gesetzen fassen. Denn ein Gesetz macht ihrer bald zwei, zwei machen ihrer drei und so fortan, daß zuletzt der Gesetze kein Ende werden würde.

Das sei auch diesmal davon genug. Laßt uns nur zusehen, lieben Freunde, daß wir die schwachen Gewissen mit unserm Freveln nicht verwirren noch verführen, um welcher willen Christus auch gestorben ist, ebensowohl als um unsertwillen, wie Paulus (Röm. 14, 1) klärlich lehret; wollen Gott loben und danken.

Die dritte Predigt.

Am Dienstag nach Invocavit, den 11. März.

Wir haben nun gehört, lieben Freunde, die Stücke, die da müssen sein und die da nötig sind, welche geschehen müssen, dies und kein andres, als: daß man die Winkelmessen oder sonderlichen Messen abthun muß, welche wider Gott sind. Denn alle Werke heiße ich, daß sie müssen sein, welche von Gott geboten oder verboten sind und welche die hohe Majestät Gottes also zu thun verordnet hat.

Aber daneben habt ihr auch gehört, daß man keinen mit den Haaren dazu oder davon ziehen soll; sondern das Wort frei predigen und wirken lassen, ohne unser Zuthun, wo es soll und will. Denn ich kann keinen gen Himmel treiben oder mit Knütteln zuschlagen.

Das ist, meine ich, grob genug davon gesagt; ich halt' auch, ihr habt's gut verstanden; hoffe auch, ihr werdet darnach thun.

Nun folgen die Dinge, welche unnötig sind und frei gelassen sind von Gott, die man halten mag oder nicht halten, als da ist: ehelich zu werden, Bilder abzuthun, Mönche und Nonnen zu werden, Mönche und Nonnen aus den Klöstern zu gehen, Fleisch essen und nicht

essen am Freitage, und was dergleichen Stücke mehr sind. Diese Dinge alle sind frei und dürfen von niemand verboten werden; werden sie aber verboten, so ist es unrecht, denn es ist wider Gottes Ordnung.

Ja, Sankt Paulus heißt es Teufels- oder des Endchrists Lehre (1. Timoth. 4, 1 ff), da er spricht: „Der Geist aber sagt deutlich, daß in den letzten Zeiten werden etliche von dem Glauben abtreten und anhangen den irrigen Geistern und Lehren der Teufel, durch die, so in Gleißnerei Lügenreder sind und Brandmahl in ihrem Gewissen haben und verbieten, ehelich zu werden und zu meiden die Speise, die Gott geschaffen hat, zu nehmen mit Danksagung, den Gläubigen und denen, die die Wahrheit erkennen."

In den Stücken nun, die da frei sind, die man thun mag oder nicht thun, soll man sich also halten: Kannst du solche Dinge halten ohne Beschwerung deines Gewissens, so halte sie immerdar; kannst du aber nicht, so laß es anstehen, auf daß du nicht in größere Beschwerung fallest. Allhier darf kein gemein Gebot gemacht werden, sondern soll einem jeden frei sein, anzunehmen oder nicht anzunehmen. Als wenn ein Pfaffe, Mönch oder Nonne sich nicht enthalten kann, sondern Lust zum ehelichen Leben hat, der oder die mögen frei ehelich werden, auf daß den Gewissen geraten werde, und man soll ihnen hierinnen kein Gebot oder Verbot machen.

Aber darauf mußt du sehen, daß du gerüstet und geharnischt seiest daß du kannst vor Gott und der Welt bestehen, wenn du derhalben angefochten wirst, sonderlich beim Sterben und auf dem Totenbett vor, dem Teufel. Es ist nicht genug, daß du sprechen wolltest: ‚Der und der hat's gethan; mein Nachbar isset Fleisch am Freitage, darum habe ich's auch gegessen; jedermann thut jetzt also, darum thue ich's auch; ich habe dem gemeinen Haufen gefolgt', und was der unbeständigen, ungegründeten Worte mehr sind. Daß du sagen wolltest: ‚Der oder dieser Prediger hat's gepredigt', gilt auch nicht, hält auch nicht den Stich; der Teufel kehret sich auch nicht dran. Ja, wenn du nicht gewisser bist und besser gerüstet, denn mit solchem schwachen Harnisch, so hast du schon verloren. Es muß ein jeglicher in diesem Falle für sich selbst stehen und auf's allerstärkste gerüstet sein, wider den Teufel zu streiten. Du mußt dich gründen auf einen hellen, klaren, starken Spruch der Schrift, dadurch du dann bestehen magst. Denn wenn du einen solchen Spruch nicht hast, so ist's nicht möglich, daß du bestehen könnest; der Teufel reißet dich hinweg, wie der Wind ein dürres Blatt hinweg reißt.

Darum, welche Pfaffen Weiber genommen haben und welche Nonne gefreiet hat, die müssen einen gewissen Spruch aus der Schrift für sich haben, darauf sie pochen mögen wider den Teufel und wider die Welt, die solch göttlich Werk nicht unangefochten lassen. Und sonderlich mögen sie diesen Spruch Sankt Pauls wohl merken, welchen wir droben erzählt haben: daß des Teufels Lehren sind, Ehe verbieten und Speise verbieten. Den Spruch wird dir der Teufel nicht umstoßen noch fressen; ja, er wird von diesem Spruch gefressen und umgestoßen werden.

Wo nur irgend ein Pfaff, Mönch oder Nonne sich zu schwach findet, Keuschheit zu halten, und will ehelich werden — der sehe auf sein Gewissen. Ist sein Herz und Gewissen also gestärkt, daß es bestehen kann, und des gewiß, daß es wider Gott nicht ist — der kann mit gutem Gewissen ehelich werden. Wollte Gott, daß alle Mönche und Nonnen diesen Verstand hätten nnd liefen alle aus den Klöstern und hörten alle auf in der ganzen Welt; das wäre mein Wunsch und mein herzliches Begehren.

Aber nun sie den Verstand nicht haben — denn niemand predigt's ihnen — und, weil sie hören, daß andere aus den Klöstern laufen, auch ausgehen, und darum, daß andere ehelich werden, sie auch Weiber und Männer nehmen, ohne Grund und mit unstetem Gewissen — das ist böse. Denn sie folgen denen, die stark sind und mit den Sprüchen der Schrift wohl gerüstet; sie aber sind ungerüstet und wissen nicht, daß es frei sei. Darum ist es Mühe mit solchen Leuten. Doch ist besser, draußen böse Gewissen haben, denn in den Klöstern; denn man kann ja denselbigen armen Leuten eher helfen, denn den andern.

So ist nun das die Summa davon mit kurzen Worten: Was Gott frei gemacht hat, das soll frei bleiben. Verbeut dir's aber jemand, wie der Papst gethan hat, der Endechrist, dem sollst du nicht folgen. Wer aber ohne seinen Schaden etwas thun oder nicht thun kann, warum wollte er's nicht thun? Mag ich doch wohl meinem Nächsten zu Liebe und Dienst eine Kuttte oder Platte tragen, wenn mir's nur an meinem Glauben nicht schadet (Seite 356. 437).

Also, lieben Freunde, ist es ja klar genug gesagt und meine, ihr sollt's nun wohl verstehen, daß ihr kein Gebot aus der Freiheit machen sollt und nicht so bald schließen und urteilen: ‚Dieser Pfaff' hat ein Weib genommen, darum müssen alle Pfaffen Weiber nehmen.‘ Noch nicht! ‚Der Mönch, diese Nonne ist aus dem Kloster gegangen.

darum müssen sie alle heraus gehen.‘ Noch nicht! ‚Der hat die Bilder verbrannt, jener hat die Kruzifixe zerbrochen, darum müssen wir alle verbrennen und zerbrechen.‘ Noch nicht! — Wiederum auch, wenn ich also wollte sagen: ‚Der Priester hat kein Weib, darum muß kein Priester ein Weib haben, noch ehelich werden.‘ Noch nicht! Denn die da nicht Keuschheit halten können, die nehmen Weiber; welche aber Keuschheit mögen halten, denen ist es gut, daß sie sich enthalten und ohne Weiber sind; denn solche Leute im Geiste und nicht im Fleische leben.

Es soll Mönche und Nonnen auch nicht anfechten ihr gethanes Gelübde, als die da geloben Keuschheit, Gehorsam und Armut. Denn wir können nichts geloben wider Gottes Gebot. Gott hat es frei gemacht, ehelich zu werden oder nicht — und du Narr unterstehst dich, aus dieser Freiheit ein Gelübde wider Gottes Ordnung zu machen? Darum lasse es eine Freiheit bleiben und mache keinen Zwang daraus. Gelübde hin, Gelübde her! sie gelten hier nichts: denn sie sind wider Gottes Gebot und Ordnung!

Solche Gelübde sind gleich so viel, als wenn ich gelobte, ich wollte meinem Vater auf's Maul schlagen oder jemandem das Seine nehmen. Meinst du, daß Gott ein Wohlgefallen darinnen würde haben? So wenig ich nun das Gelübde soll halten, daß ich meinem Vater auf's Maul schlage oder einem andern das Seine nehme, ebensowenig soll ich auch halten Keuschheit (Ehelosigkeit), durch Gelübde gezwungen; denn Gott hat beides anders verordnet.

Desgleichen hat Gott verordnet, daß es frei sei, Fisch oder Fleisch zu essen, und soll allhier kein Gebot noch Verbot sein. Darum alle Karthäuser, alle Mönche, Nonnen und alle, so unter des Papsts Gesetze sind, die treten von Gottes Ordnung und von der Freiheit, die ihnen Gott gegeben hat. Aber von dieser Freiheit wissen sie nichts zu sagen, sie stehen auf ihren Menschensatzungen und Regeln; meinen, wenn sie Fleisch essen, wären sie verdammt.

Also ist es zu verstehen von allen Stücken, die Gott frei gelassen hat, da nicht ein öffentlich Gebot oder Verbot ist; darinnen muß sich ein jeglicher halten, daß er seinen Nächsten nicht ärgere und er auch wider seinen Glauben und Gewissen nicht handle. —

Wir müssen noch ein wenig von den Bilden sagen.

Um die Bilder ist es auch so gethan, daß sie unnötig sind; sondern es ist frei gelassen, sie zu haben oder nicht zu haben. Wiewohl

es besser wäre, wir hätten der Bilder gar keins, um des leidigen vermaledeiten Mißbrauchs und Unglaubens willen.

Es hat sich etwann (vormals) ein großer Streit erhoben über den Bildern zwischen einem Kaiser und dem Papst. Der Kaiser (Leo III., genannt der Bilderstürmer, griechischer Kaiser 717 — 741) wollte, es sollte kein Bild sein — der Papst (Gregor II. 715—731) aber sprach, sie müßten sein und — ist endlich dieser Streit mit großem Blutvergießen vergangen. Sie haben aber alle beide gefehlt, in dem, daß sie ein Müssen aus dem gemacht haben, das Gott hat frei gelassen.

Lieber, laß dich nicht mehr dünken, denn die hohe göttliche Majestät. Hätte Gott wollen ein Gebot oder Verbot daraus haben, er hätt's wohl können machen. Weil er's denn frei hat gelassen, warum willst du denn so kühn sein und wider Gottes Freiheit ein Gebot oder Verbot machen?

‚Ja,' sprachen dieselbigen Bilderstürmer, ‚stehet doch im 2. Buch Mose (20, 4) also geschrieben: „Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, oder des, das im Wasser unter der Erden ist." Siehe da,' sagen sie, ‚das sind ja klare, helle Worte, dadurch die Bilder verboten werden!'

Ich weiß es wohl, lieben Freunde, daß dies ihr Grund ist; aber sie werden uns mit diesem Text nichts anhaben. Denn wenn wir das ganze Gebot und die Meinuug desselbigen Textes ansehen, so ist das der Verstand und die Meinung Moses, daß wir sollen allein einen Gott anbeten und kein Bild; wie es auch der Text klar giebt, der hernach bald folgt (Vers 5): „Bete sie nicht an und diene ihnen nicht." Darum soll man zu denselbigen Bilderstürmern sagen: Das Anbeten ist hier verboten und nicht das Machen. Bilder mag ich wohl haben oder machen; aber anbeten soll ich sie nicht.

Und wenn sie ferner sprechen: ‚Stehet doch hier klar ausgedrückt: „Du sollst dir kein Bild machen"' — so sprich du: ‚Stehet doch auch hier klar: „Du sollst sie nicht anbeten."' Summa, sie gehen nur damit um, daß sie uns ungewiß und wankend machen über diesem Text. Wer will aber nun in solchem Wanken so kühn sein, zufahren und die Bilder umreißen und zerbrechen? Ich nicht. Haben doch Noah, Abraham, und andere Patriarchen dem Herrn Altäre gebaut. Item, hat doch Moses eine eherne Schlange aufgerichtet in der Wüste (4. Mos. 21, 9), der selbst verboten hat, kein Bild zu machen. Ist eine Schlange nicht

auch ein Bild? Was wollen die Bilderstürmer hierzu sagen? Item, waren doch auch zwei Cherubim mit Flügeln über dem Gnadenstuhl im Tempel gemacht, eben an dem Ort, da Gott allein wollte gesucht und angebetet werden (2. Mos. 25, 8—20). Sind das nicht auch Bilder? Wie magst du denn so kühn sein und frei schließen aus dem Text, daß man die Bilder stürmen und umreißen soll?

Derhalben müssen wir bekennen und beschließen, daß wir Bilder machen und haben mögen, aber nicht anbeten. Wo aber Bilder wären, die wir anbeten wollten, dieselbigen Bilder soll man zerbrechen und abthun; doch nicht mit einem Sturm und Frevel, sollen der Obrigkeit solches zu thun befehlen. Also that der König Hiskia, da er die eherne Schlange, von Mose aufgerichtet, zerbrach (2. Kön. 18, 4).

Wenn nun die Bilderstürmer so kühn wären und sagen wollten: ‚Ja, man hat die Bilder auch angebetet, darum sind wir auch verursacht, wie der König Hiskia, die Bilder umzureißen und zu brechen‘ — denen muß man also antworten: ‚Bist du der Mann, der uns beschuldigen darf, daß wir die Bilder haben angebetet? Wie kannst du in unser Herz sehen? Wie kannst du wissen, ob wir sie angebetet haben oder nicht?‘ Über dieser Antwort müssen sie verstummen.

Derhalben ist hier gröblich geirrt, und sind allzuweit mit dem Bilderstürmen gefahren. Es gehört eine andere Weise dazu, Bilder umzureißen. Man sollte gepredigt haben, daß die Bilder nichts wären, und daß man Gott keinen Dienst daran thäte, wenn man Bilder aufrichtete. Wenn man also gethan hätte, die Bilder würden von sich selbst vergangen und umgekommen sein.

Also that Paulus zu Athen, wie ihr gehört habt (Seite 489). Er ging in den Tempel und besah alle ihre Abgötter und Bilder, aber er fuhr nicht zu und zerbrach sie, oder schlug sie aufs Maul, sondern trat mitten auf den Platz, und strafte die Athener um ihren Aberglauben und den abgöttischen Dienst, predigte also wider die Abgötterei und riß kein Bild mit Gewalt hinweg. Du aber willst zufahren und ohne alle Predigt die Altäre einreißen, die Bilder abbrechen und viel Rumor anrichten. Noch nicht! Denn damit wirst du die Bilder nicht austilgen; ja, du wirst sie auf diese Weise stärker aufrichten. Wenn du gleich hier zu Wittenberg die Bilder stürmst, meinst du, sie wären damit in aller Welt umgestürzt? Noch nicht! Sankt Paulus, wie in den Geschichten der Apostel (Apg. 28, 11) stehet, fuhr einst in einem Schiff, da waren

an einem Panier die Zwillinge Kastor und Pollux, zwei Abgötter, gemalt. Er ließ sich nichts anfechten, hieß sie nicht abreißen, fragte nichts darnach; sondern fuhr immer fort, ließ sie anstehen, wie sie standen.

Aus diesem allem sollt ihr das merken, daß kein äußerlich Ding dem Glauben schaden mag, noch irgend einen Nachteil zufügen kann; allein darauf muß man Acht haben, daß das Herz nicht an äußerlichen Dingen hange, noch sich darauf wage.

Solches müssen wir predigen und sagen, und das Wort — wie gehört — wirken lassen. Denn dasselbige muß zuvor die Herzen gefangen nehmen und erleuchten. Wir sind es nicht, die es thun sollen oder können; es gehört eine andere Kraft und Macht dazu. Darum rühmen sich auch die Apostel in ihren Schriften nur des Dienstes und nicht der Folgen. Dabei wollen wir's jetzt lassen bleiben und Gott um Gnade anrufen.

Die vierte Predigt.

Am Mittwoch nach Invocavit, den 12. März.

Diese Tage über, lieben Freunde, haben wir gehört von den Stücken, die da nötig sind und sein müssen; als: daß man die Messe für kein Opfer halte, und was wider Gottes Wort ist und mit Beschwerung der Gewissen vollbracht und gethan wird, wider den Glauben, daß man für nötig Ding achte, dasselbige alles abzuthun und nachzulassen. Darnach haben wir auch von etlichen Stücken gesagt, die da unnötig sind, die auf kein Müssen dringen, sondern frei sind; als: von dem ehelichen Leben, von Möncherei und Nonnerei, und von Bilder abthun. Diese vier Stücke haben wir bisher behandelt und gesagt, daß die Liebe hierinnen Hauptmann und Meister sein solle.

Und sonderlich von den Bildern habe ich zunächst also geredet, daß man sie solle abthun, wenn sie angebetet werden, sonst mag man sie wohl leiden. Wiewohl ich wollte, die Bilder wären in der ganzen Welt abgethan um des leidigen Mißbrauchs willen, welchen Mißbrauch niemand leugnen kann. Denn wenn einer ein Bild in der Kirche setzen läßt, der meint bald, er thue Gott einen Dienst und Wohlgefallen daran und habe ein gut Werk gethan, damit er etwas vor Gott wolle

verdienen, welches denn rechte Abgötterei ist. Dies ist die größte und vornehmste Ursache, warum die Bilder wären abzuthun.

Aber diese Ursache habt ihr nicht getrieben, sondern gar viel eine geringere, nämlich die: wenn einer ein Bild hätte, so hielte er's dem gleich, des das Bild wäre; als wenn einer ein Kruzifix hätte, der hielte es nicht anders, denn als wäre es Christus, Gott und Mensch selbst, und dergleichen. (Dagegen hatte Karlstadt geeifert.) Das sind gar geringe Ursachen. Denn ich halte dafür, daß keiner hier sei, der den groben, unsinnigen Verstand hätte, daß er denke: ‚Dies Kruzifix da ist mein Christus und mein Gott'; sondern er hält's allein für ein Zeichen, dabei er des Herrn Christi und seines Leidens gedenkt.

Des andern Mißbrauches aber ist die Welt voll. Denn wer wollte irgend ein hölzernes, geschweige denn ein silbernes oder goldenes Bild in die Kirche stellen, wenn er nicht gedächte Gott einen Dienst daran zu thun. Meinet ihr auch, daß Fürsten, Bischöfe und andere große Hansen mehr so viel köstliche silberne und goldene Bilder würden haben in die Kirchen und Stifte lassen machen, wenn sie es nicht dafür hielten, daß es etwas vor Gott gelten sollte? Ja, sie würden's wohl lassen.

Noch wäre diese Ursache nicht genugsam, alle Bilder umzustoßen, abzuthun und zu verbrennen. Denn es sind viele Menschen noch, die diese Meinung nicht haben; sondern können und wissen der Bilder wohl zu gebrauchen, wiewohl derselbigen Menschen dennoch wenige sind. Darum können wir das nicht verdammen, sollen's auch nicht sobald verdammen, des noch irgend ein Mensch wohl kann brauchen. Sondern das wäre der rechte Weg gewesen, wie auch gesagt, daß man gepredigt hätte: daß die Bilder nichts wären, Gott fragte nichts darnach, man thäte auch Gott keinen Dienst noch Wohlgefallen daran, wenn gleich alle Winkel voll Bilder gemacht wären, von Silber oder Gold, und daß es besser gethan wäre, mit solchem Gelde armen Leuten zu helfen, denn nach dieser Meinung viel Bilder setzen; sintemal Gott jenes geboten hat, dies aber nicht. Wenn Fürsten, Bischöfe und andere Leute solches gehört hätten, wären die Bilder von selbst, ohne allen Rumor und Aufruhr, abgefallen und umgekommen; wie es denn allbereits in Schwang gekommen war.

Derhalben müssen wir uns wohl vorsehen, denn der Teufel sucht uns durch seine Apostel auf's allerlistigste und spitzigste, und müssen nicht sobald zufahren, wenn ein Mißbrauch eines Dings vorhanden ist.

daß wir dasselbige Ding umreißen oder zunichte machen wollen. Denn wenn wir alles wollten verwerfen, das man mißbraucht, was würden wir für ein Spiel zurichten?

Es sind viele Leute, die die Sonne, den Mond und das Gestirn anbeten; wollen wir darum zufahren und die Sterne vom Himmel werfen, die Sonne und den Mond herabstürzen? Ja, wir werden es wohl lassen. Der Wein und die Weiber bringen manchen in Jammer und Herzeleid, machen viele zu Narren und wahnsinnigen Leuten; wollen wir darum den Wein wegschütten und die Weiber umbringen? Nicht also! Gold und Silber, Geld und Gut stiften viel Böses unter den Leuten; soll man darum solches alles wegwerfen? Nein, wahrlich! Ja, wenn wir unsern nächsten Feind vertreiben wollten, der uns am allerschädlichsten ist, so müßten wir uns selbst vertreiben und töten. Denn wir haben keinen schädlicheren Feind denn unser eignes Herz; wie der Prophet Jeremias sagt (17, 9): „Das menschliche Herz ist krumm“ — oder wie ich's deutschen soll — böse und ungerade, das immerdar zur Seite hinaus weicht.

Lieber, was wollten wir wohl anrichten, wenn wir ihm also thäten? Nichts Gutes wollten wir anrichten, sondern alles zu unterst und oberst umkehren. Es ist gewißlich der Teufel vorhanden, aber wir sehen's nicht. Es muß einer gar eine gute Kohle haben, wenn man den Teufel will schwarz machen; denn er will auch gerne schön sein, wenn er auf die Kirchmesse (Kirmes) geladen wird.

Also muß man ihn berösten (verfängliche Fragen vorlegen) und fahen. Man spreche also und frage einen, der viel Bilder machen läßt: ‚Lieber, sage mir, stellst du darum die Bilder in die Kirche, daß du vermeinst, Gott einen Dienst und Wohlgefallen daran zu thun?‘ Spricht er: ‚Ja,‘ wie er denn gewiß Ja sprechen muß, so kannst du bald daraus schließen und sagen, daß er eine Abgötterei habe daraus gemacht, habe also des Bildes mißbraucht und dasjenige gethan, das Gott nicht geboten hat; aber Gottes Gebot hat er unterlassen, nämlich: den Armen sollte er geholfen haben, das hat er nicht gethan. ‚Ja‘, spricht er, ‚kann ich doch den Armen gleichwohl geben (Mark. 14, 7) und auch lassen Bilder machen; was habe ich daran verloren?‘ Darauf antworte du also: daß es unmöglich ist, wenn er's von Herzen glaubt, daß er mit seinem Bilderstiften Gott keinen Dienst noch Gefallen thue, daß er irgend so große Unkosten darauf gehen ließe; er gäbe ja lieber einem armen

Menschen einen Gulden oder zween, denn daß er fünzig, sechzig, hundert Gulden und noch mehr auf ein unnütz Ding wende.'

Aber damit kann ich noch nicht allenthalben genugsam erstreiten, daß darum die Bilder nicht sein sollen oder daß man sie müsse zerbrechen und umreißen. Derhalben müssen wir schließen und es dabei bleiben lassen, daß die Bilder weder gut noch böse sind; sondern man lasse es frei sein, sie zu haben oder nicht zu haben, allein daß der Glaube oder Wahn davon sei, daß wir mit unserm Bilderstiften Gott keinen Dienst noch Wohlgefallen thun.

Der Teufel hat euch hier etwas abgejagt, das er mir nicht hätte nehmen sollen, nämlich, daß wir die Bilder frei sein lassen müssen; sintemal wir bekennen müssen, daß ja Leute sind oder gefunden werden können, die der Bilder wohl gebrauchen. Ja, wenn nur Einer auf der ganzen Erde wäre, der ihrer nicht mißbrauchte, so könnte der Teufel sagen wider mich: ‚Warum verdammst du das, welches man kann doch wohl gebrauchen?' Den Trotz hat er erlangt und ich muß es zugeben; dahin sollte er's noch lange nicht gebracht haben, wäre ich hier gewesen. In dem Hochmut und Trotz hat er uns ein groß Stück abgejagt; wiewohl es dem Worte Gottes keinen Nachteil bringt.

Ihr habt den Teufel wollen schwarz machen, habt aber der Kohlen vergessen und für die Kohlen Kreide ergriffen. Derwegen muß man gar wohl darauf sehen, wenn wir mit dem Teufel fechten wollen, daß wir der Schrift wohl wissen zu gebrauchen. Das sei davon genug. —

Nun wollen wir weiter fahren und von dem Fleischessen, wie man sich darinnen halten soll, sagen.

Es ist wahr, lieben Freunde, daß wir frei sind und Herren über alle Speise, es sei Fleisch, Fisch oder Butter; mögen die ohne Unterschied essen und gebrauchen, wenn wir wollen; das kann ja niemand leugnen, denn Gott hat uns diese Freiheit gegeben und ist gewiß wahr. Aber doch müssen wir unsere Freiheit wissen recht zu gebrauchen und uns anders hierinnen halten gegen die Schwachen und anders gegen die Halsstarrigen. Darum merkt eben darauf, wie ihr dieser Freiheit sollt gebrauchen.

Zum Ersten: Wenn du es nicht entbehren kannst ohne deinen Schaden oder bist krank, magst du wohl essen, was dich gelüstet, es ärgere sich dran, wer da wolle, und wenn sich gleich die ganze Welt dran ärgerte, dennoch sündigst du nicht dran. Denn Gott kann dir's wohl zu gut halten, angesehen seine Freiheit, mit welcher er dich be=

gnadet hat, und deine Notdurft in dem, daß du es ohne Gefahr deiner Gesundheit nicht kannst entbehren.

Zum Andern: Wenn dich jemand darauf bringen wollte, wie denn der Papst gethan hat mit seinen närrischen tollen Gesetzen, du solltest nicht Fleisch essen auf den Freitag, sondern Fisch; desgleichen, in den Fasten Fische und nicht Fleisch, Eier oder Butter essen, oder nicht essen und so fortan — da sollst du dich mit keiner Weise von der Freiheit, die dir Gott gegeben hat, bringen lassen, sondern ihnen zu Trotz das Widerspiel thun und frei sprechen: ‚Ja, eben darum, daß du mir verbeutst Fleisch zu essen und unterstehst dich, aus meiner Freiheit ein Gebot zu machen, so will ich dir's zu Trotz essen.' Und also sollst du in allen andern Dingen thun, die da frei sind.

Des nimm ein ander Exempel: Wenn mich der Papst oder sonst jemand zwingen wollte, ich müßte die Kutte tragen, sie und nichts anderes, so wollte ich ihm zu Trotz die Kutte ablegen, Gott gebe, er lachte oder sähe sauer darüber; ja, wenn er gleich rasend und unsinnig, toll und thöricht darüber würde. Denn was mir Gott nicht verbeut, und ich's frei habe, zu thun oder zu lassen, da soll mir kein Mensch, ja kein Teufel noch kein Engel irgend ein Gebot daraus machen und sollte es auch Leib und Leben kosten.

Zum Dritten: Es sind etliche, die noch schwach im Glauben sind, die da wohl zu weisen wären, und glaubten auch gerne wie wir; aber allein ihre Unwissenheit hindert sie, und wenn ihnen das gepredigt wäre, wie uns, Gott Lob! geschehen so reichlich und klar, wären sie mit uns in der Sache eins und würden sich an gar nichts ärgern.

Gegen solche gutherzigen Menschen müssen wir uns viel anders halten, denn gegen die halsstarrigen. Mit denselbigen sollen wir Geduld tragen und uns unserer Freiheit enthalten, sintemal es uns keinen Schaden noch Gefahr bringt, weder am Leibe noch an der Seele, ja, es ist uns förderlich und geschieht unserm Nächsten zu großem Nutzen und Frommen. Wenn wir aber unsere Freiheit ohne Not so frech unserm Nächsten zum Ärgernis gebrauchen wollen, so treiben wir den zurück, der noch mit der Zeit auch zu unserm Glauben kommen möchte (Seite 390 ff).

Also that Sankt Paulus, da er Timotheum beschneiden ließ. Denn da sich die Juden ärgerten und waren einfältige Leute, gedachte Paulus: Was mag's schaden, dieweil sie sich aus Unverstand ärgern, du willst Timotheum lassen beschneiden (Apostelg. 16, 4), und er ließ ihn auch

beschneiden. Aber da die zu Antiochien wollten darauf dringen, daß er Titum sollte und müßte beschneiden, stund er auf wider sie alle, und zum Trotz ließ er Titum nicht beschneiden (Band 1 Seite 746 f).

Desgleichen that Sankt Paulus abermals zu Antiochien mit Sankt Peter, da Petrus durch seine Freiheit einen bösen Verstand und Wahn in die einfältigen Herzen trieb, damit: wenn er zu den Heiden kam, aß er mit ihnen, was sie hatten, Schweinefleisch und was man ihm vorsetzte und scheute nichts, gebrauchte seiner Freiheit öffentlich. Da aber etliche Juden gen Antiochien kamen, entzog er sich und sonderte sich, wollte mit den Heiden nicht mehr essen, wie zuvor. Da gedachten die Heiden, die neulich zum Glauben gekommen waren: ‚Ei, wir dürfen auch nicht essen, wie die Juden thun, müssen das Gesetz auch mit halten', machten sich also über einem geringen Ding ein groß Gewissen. Da das Paulus gewahr ward, daß Petrus ein solch Bekümmernis und Ärgernis in die einfältigen schwachen Herzen der Juden gebracht hatte, und fürchtete sich, solcher Handel würde einen großen Nachteil an der evangelischen Freiheit bringen, redete er Petrum hart an, las ihm eine alte Lektion und sprach zu ihm vor allen öffentlich: „So du, der du ein Jude bist, heidnisch lebst und nicht jüdisch, warum zwingst du denn die Heiden, jüdisch zu leben?" (Gal. 2 11 ff.)

Aus dieser Geschichte sollt ihr lernen, daß wir unserer Freiheit gebrauchen sollen zu rechter und bequemer Zeit, damit der christlichen Freiheit nichts abgebrochen und unsern Brüdern und Schwestern, die noch schwach sind und dieser Freiheit unwissend, kein Ärgernis gegeben werde. Das sei davon genug.

Die fünfte Predigt.

Am Donnerstag nach Invocavit, den 13. März.

Wir haben nun gehört von den Dingen, so nötig sind, als: daß man die Messe nicht für ein Opfer halten soll; denn es wider den Glauben ist. Desgleichen habt ihr gehört von den Stücken, die unnötig und frei sind, als: wenn die Mönche und Nonnen aus den Klöstern laufen, von der Pfaffen Ehe und von den Bildern; wie man sich in den Stücken halten soll, daß man keinen Zwang draus mache, auch keinen mit den Haaren davon ziehen; sondern wir sollen allein Gottes Wort hierinnen handeln lassen.

Nun wollen wir von dem hochwürdigen Sakrament (vom heiligen Abendmahl) sehen, wie man sich in dem halten soll.

Ihr habt nun oft von mir gehört, daß ich gepredigt habe wider die närrischen Gesetze des Papstes bei diesem Sakrament. Unter anderm hat er geboten, daß kein Weib soll das Tuch waschen, darauf der Leichnam Christi (die Hostie) sei gehandelt worden und wenn's gleich auch eine reine, geweihte Nonne wäre — es sei denn, daß es ein Pfaffe oder Mönch zuvor gewaschen habe. Auch wenn ein Laie den Leib Christi oder den Kelch mit bloßen Händen anrührte, dem müßte man die Finger beschneiden, oder mit einem Ziegelstein die Haut abreißen. Und was der närrischen Gesetze mehr sind unter dem Papsttum; darüber sich die Papisten mehr Gewissen gemacht haben, denn über ihre Hurerei und Gotteslästerung, die so öffentlich wider Gott und so hell am Tage sind gewesen, daß auch die Kinder auf der Gasse davon gesungen haben. Davon habe ich genugsam gepredigt und damit offenbart und kund gemacht, daß in diesen thörichten, närrischen Gesetzen des Papsts keine Sünden wären, und daß ein Laie nicht sündige, wenn er den Leichnam Christi und den Kelch auch mit bloßen Händen anrührte.

Über solcher Predigt und von wegen dieses Verstandes solltet ihr Gott gedankt haben; denn ihr ja zu der Erkenntnis gekommen seid, welche viel trefflichen, großen Leuten nicht ist verliehen worden. So fahret ihr nun zu und thut schier, ja allerdinge wohl so närrisch als der Papst in dem, daß ihr meinet, es müsse sein, daß man das Sakrament mit den Händen angreife, und wollt darinnen und hiermit gute Christen sein.

Ihr habt euch in diesem Stücke grob vergriffen und an diesem köstlichen Schatz allzu freventlich gehandelt, daß auch nicht Wunder wäre, daß euch Gott alsbald gestraft hätte. Das andere hätte Gott alles können leiden; aber mit diesem Stück so freventlich zu handeln, das kann und mag er nicht leiden, in dem, daß ihr einen Zwang und gemeine Ordnung habt gemacht, daß ein jeglicher zufahren soll, und das Sakrament, den Leib und das Blut Christi, selbst mit den Händen so dürstiglich (verwegen) und so freventlich ohne alle Scheu und Furcht angreifen. Und werdet ihr von diesem Stück nicht abstehen, so darf mich kein Kaiser noch König, noch sonst jemand von hinnen jagen, ich will wohl ungetrieben von euch selbst laufen. Ich darf wohl und frei sagen, daß mir meiner Feinde keiner, wiewohl sie mir viel Böses beigebracht, so viel Leides gethan hat, als eben

ihr, meine Freunde, mit diesem einigen Stücke. Ihr habt mich hierinnen recht getroffen.

Wollt ihr damit gute Christen sein und euch davon rühmen, daß ihr das Sakrament, den Leib Christi, mit den Händen angreift, so wären die Juden, Herodes und Pilatus die besten Christen gewesen; ich meine, ja, sie haben den Leib Christi angetastet. Nein, lieben Freunde, nein! also geht's nicht an. Das Reich Gottes steht nicht in äußerlichem Dinge, das man greifen und fühlen kann; sondern im Glauben und in der Kraft.

Ja, möchtest du sprechen: ‚Wir leben und sollen auch leben nach der Schrift, so hat es Christus also eingesetzt, daß wir's mit den Händen zu uns nehmen sollen; denn er hat gesprochen: „Nehmet hin und esset, das ist mein Leib," und die Jünger haben's mit den Händen angegriffen; warum sollten wir nicht auch mit den Händen angreifen?'

Antwort: Wiewohl ich's ungezweifelt und gewißlich halte, daß die Jünger des Herrn Leib mit den Händen angegriffen haben, gebe es auch zu, daß du es magst ohne Sünde auch thun; aber sich groß darauf zu steuern und zu pochen, das weiß ich nicht.

Denn wenn der Teufel, wie er uns denn genau sucht, sprechen wird: ‚Wo hast du das in der Schrift gelesen, daß „nehmen" heiße „mit den Händen angreifen"?' Wie will ich's bewähren und erhalten? Ja, wie will ich ihm begegnen, wenn er mir das Widerspiel aus der Schrift vorhält und beweist, daß ‚nehmen' nicht allein ‚mit den Händen empfangen' heißt, sondern durch andere Weise ‚etwas zu sich bringen'? Als da Johannes schreibt (19, 30), wie die, so den Herrn kreuzigten, ihm haben Essig zu trinken gegeben, spricht er: „Da Jesus den Essig genommen hatte." Hier mußt du bekennen, daß Christus den Schwamm nicht habe mit den Händen angegriffen; denn er war an das Kreuz genagelt.

Was will ich denn dawider sagen? Ich muß mich da gefangen geben und bin eingeschlossen; also, daß ich zulassen muß, ich wolle oder wolle nicht, daß ‚nehmen' nicht allein heiße ‚mit den Händen etwas empfangen', sondern auch durch andere Weise, wie es geschehen mag, zu mir bringen.

Darum, lieben Freunde, wenn wir solche oder dergleichen Stücke anfangen sollen, so müssen wir auf einem gewissen Grunde stehen, auf daß wir uns vor des Teufels Anlauf halten können. Ich sage nicht, daß ihr daran gesündigt, daß ihr den Leib Christi mit den Händen habt

angegriffen, aber dennoch habt ihr daran kein gut Werk gethan, dieweil sich daran die ganze Welt ärgert. Denn dieser Brauch ist in der ganzen Christenheit, daß man das hochwürdige Sakrament von des Priesters Händen empfange. Warum willst du denn den Schwachgläubigen hierinnen auch nicht dienen und dich enthalten, ob du es gleich Macht hättest, selbst mit den Händen zu nehmen und anzugreifen? Sintemal es dir kein Frommen bringet, wenn du es thust, auch keinen Schaden, wenn du es unterlässest.

Darum muß man sich wohl vorsehen, daß man keine Neuigkeit wider alte löbliche Gewohnheiten aufrichte, es sei denn das Evangelium zuvor durch und durch wohl gepredigt und getrieben, auch gefasset und geglaubet.

Derwegen, lieben Freunde, laßt uns säuberlich und weislich handeln in diesen Stücken, dieweil sie Gott angehen. Denn Gott kann nicht leiden, daß man in seinen Sachen schimpfe (scherze, spiele, leichtfertig handle). Gehe mit andern äußerlichen Dingen um, wie du willst; laß unserm Herrn Gott das Seine zufrieden und glaube seinen Worten einfältiglich. Darum stehet von diesem Mißbrauch und Ordnung ab; das ist mein treuer Rat und Bitte. —

Wir wollen auch ein wenig sagen von beiderlei Gestalt des hochwürdigen Sakramentes des Leibes und Blutes Christi. Wiewohl ich's gewiß dafür halte, daß es vonnöten sei, dies Sakrament zu nehmen unter beider Gestalt, nach der Einsetzung Christi unsers lieben Herrn, wie es die drei Evangelisten und Sankt Paulus klärlich beschrieben — dennoch soll man so bald und plötzlich keinen Zwang daraus machen und in eine gemeine Ordnung stellen, bis daß jedermann zuvor allenthalben wohl unterrichtet sei, auf daß sich die Schwachgläubigen hierinnen auch nicht ärgern; sondern das Wort soll man treiben, üben und predigen, darnach aber die Folgen dem Worte heimstellen und Gott befehlen bis zu seiner Zeit. Denn wo das nicht geschieht, so wird ein äußerlich Werk daraus und eine Gleißnerei, und das will der Teufel auch haben. Aber wenn man das Wort frei gehen läßt und bindet es an kein Werk, so rührt es heute den, morgen einen andern, fällt also in's Herz und nimmt die Herzen gefangen; alsdann geht's fort, daß man's auch nicht gewahr wird, wie es ist angefangen.

Es ward mir geschrieben, daß etliche hier hätten angefangen, das Sakrament zu nehmen unter beider Gestalt. Das hörte ich gerne (Seite 344); und ihr hättet's also sollen lassen bleiben und immerdar alle

mählich fortfahren und in keine gemeine Ordnung oder Zwang gebracht haben.

Aber nun fahret ihr zu, purdi, purdi! und wollt mit dem Kopfe hindurch, wollt jedermann dazu zwingen und dringen. Da fehlt ihr, lieben Freunde. Denn wenn ihr in diesem wollt als gute Christen gesehen sein, daß ihr das Sakrament mit Händen anrührt und unter beider Gestalt nehmt, so seid ihr mir rechte Christen. Auf diese Weise könnte auch wohl ein unvernünftig Thier ein Christ sein.

Derhalben, lieben Freunde, thut säuberlich in diesen Sachen; hier ist keines Schimpfens (hier ist nicht zu spaßen). Laßt uns auf die Schwachen sehen und auf andere, die auch noch sollen zu uns kommen, welche wir alle mit solchem Freveln und Stürmen zurückjagen (Seite 449).

Lieben Freunde, eilet nicht so geschwinde, auf daß uns der Teufel nicht aus der rechten Bahn führe, wie er denn im Sinne hat. Das mag ich wohl sprechen, daß mir noch nie kein solch Herzeleid von allen meinen Feinden widerfahren ist, als von euch, meinen Freunden, bei denen ich doch einen Rückhalt und Trost — soviel Menschen zuständig — sollte gehabt haben. Wohlan, Gott wird's noch alles zum Besten schicken, wo ihr nur folgen wollt und von diesem Mißbrauch und Stürmen abstehen, wie ich mich denn gänzlich versehe, daß ihr es thun werdet.

Das sei auf diesmal genug. Morgen wollen wir weiter davon handeln.

Die sechste Predigt.

Am Freitag nach Invocavit, den 14. März.

Bisher haben wir die Hauptstücke gehandelt, und sind nun gekommen zu dem Sakrament des Leibes und Blutes Christi, davon wir gestern ein wenig gesagt; heute aber wollen wir etwas mehr sagen, wie man sich hierinnen halten soll und welche zu der Empfahung des Sakraments geschickt sind und gehören.

Erstlich will hier groß vonnöten sein, daß ihr euer Herz und Gewissen wohl verständigt, einen großen Unterschied zu machen zwischen der äußerlichen Empfahung des Sakraments und zwischen der innerlichen oder geistlichen Empfahung.

Die leibliche und äußerliche Empfahung ist die, wenn ich

den Leichnam Christi und sein Blut äußerlich mit dem Munde empfahe. Und solche Empfahung kann wohl ohne Glauben und Liebe geschehen von allen Menschen; aber diese Empfahung macht keine Christen. Denn das können böse und gute Menschen thun, und wäre ein schlecht Ding, ein Christ sein, wenn es damit wäre ausgerichtet.

Aber die innerliche, geistliche und rechte Empfahung des Sakraments ist viel ein ander Ding. Denn sie steht nicht allein in dem leiblichen Empfangen des Leibes und Blutes Christi, sondern in der Übung und in den Früchten, welche Empfangung geschieht im Glauben. Wir Christen haben kein äußerlich Zeichen, damit wir von den andern Völkern abgesondert sind, denn dies Sakrament und die Taufe. Aber ohne den Glauben ist die äußerliche Empfahung dieser Sakramente nichts; der Glaube muß vorhanden sein und die äußerliche Empfahung geschickt machen, und uns anzeigen vor Gott; sonst ist ein lauter Spiegelfechten und ein äußerlich Wesen, in welchem die Christenheit nicht steht, sondern im Glauben steht die Christenheit, der an kein äußerlich Werk gebunden ist, noch gebunden sein will. Der Glaube aber ist dahin gerichtet und steht darinnen, wollen wir anders dies Sakrament würdig empfangen, daß wir festiglich glauben müssen, daß Christus Jesus Gottes Sohn sei und die einige Genugthuung für unsere Sünde, der da unsere Sünde und Missethat auf seinen Hals genommen habe und am Kreuze für dieselbigen durch seinen Tod und Leiden genug gethan, und sie dem Vater abgedienet und nun vor Gott ohne Unterlaß stehe und versühne uns vor dem Vater, sei unser Mittler und Fürsprecher und mache uns einen gnädigen, barmherzigen, gütigen Vater, der uns unsere Sünden vergeben wolle und derselbigen nimmermehr gedenken, durch diesen seinen einigen Sohn, unsern Herrn Jesum Christum, und daß dieser Sohn solches Sakrament, das sein Leib und Blut, eingesetzt habe, unsern Glauben mit zu versichern und zu bekräftigen, und uns befohlen habe, solches zu nehmen und zu genießen.

Wer den Glauben hat, der gehört eben hierher und ist geschickt genug, zu empfangen dies Sakrament, den Leib und das Blut Christi. Einem solchen Menschen, der das festiglich glaubt und gewiß dafür hält, dem kann weder Sünde noch Tod, weder Hölle noch Teufel schaden. Denn Gott ist mein Schutz und Rückhalter (Psalm 73, 23). Wenn ich den habe — Trotz aller Sünde, Trotz dem Tode, Trotz der Hölle, Trotz allen Teufeln, daß sie mir schaden, ja irgend ein Härlein krümmen! Denn Gott streitet für mich, schützt und beschirmt mich, daß

sie mir nichts anhaben können, ja müssen wider ihren Willen sich zu großem Nachteil dienen.

Das ist der hohe, köstliche überschwängliche Schatz, der uns in Christo gegeben und geschenkt ist, welchen kein Mensch mit Worten erreichen, noch kein menschlich Herz begreifen kann; allein der Glaube muß es fassen.

Einen solchen Glauben aber haben nicht alle Menschen. Darum soll man keine gemeine Ordnung aus diesem Sakrament machen (Seite 252). Wie denn der Papst mit seinen tollen, närrischen Gesetzen gethan hat, da er gebeut, es sollen alle Christenmenschen des Jahrs einmal auf die heilige osterliche Zeit zum Sakrament gehen, und das sollte ihre Strafe sein, wenn einer nicht hingehet, daß man ihn nicht auf dem Kirchhofe begrabe. Ist das nicht ein toll närrisch Gesetz, vom Papst aufgerichtet? Warum? Darum, daß wir nicht alle gleich sind, haben auch nicht alle einen Glauben; denn einer hat einen stärkern Glauben, denn der andere, etliche springen davon, die andern können kaum hintennachkriechen. Derhalben ist's unmöglich, daß es in eine gemeine Ordnung gebracht und gedrungen kann werden.

Hieraus könnt ihr nun leichtlich schließen, daß durch's ganze Jahr nicht größere Sünden geschehen, noch erschrecklichere Gotteslästerung begangen wird, denn an osterlichen Zeiten, allein dieses unchristlichen Gebots halben, daß man die Leute zum Sakrament zwingen und dringen will, Gott gebe, sie sind geschickt oder ungeschickt, lustig oder unlustig. Wenn gleich alle Räuberei, Mörderei, Ehebrecherei, Hurerei auf einen Haufen gerechnet würden, so übertrifft diese Sünde alle andern Sünden und eben da, wenn es am allerschönsten und heiligsten scheint (Seite 257).

Daß aber der Papst hierinnen närrisch und unchristlich gehandelt habe, ist am Tage; denn er hat die Herzen nicht erkannt, ob sie geglaubt haben oder nicht. Es kann ein Mensch des andern Menschen Herz nicht erkennen, ob es glaube oder nicht glaube. Wie kann ich wissen, ob du glaubst, Christus trete vor dich und setze alles vor dich, was er hat, auch sein Blut und spreche zu dir: ‚Tritt frisch hinan, es hat keine Not, die Feinde alle sollen dir nicht schaden. Laß Teufel, Tod, Sünde, Hölle und alle Kreaturen wider dich stehen; wenn du mich hast, sie sollen dir nichts abgewinnen, traue du mir und hänge dich an mich, ich will dir frei hindurchhelfen.‘ Denn der in einem solchen Glauben steht, der gehört hierher und nimmt dies Sakrament würdig zu einer Sicherung und Wahrzeichen, daß er göttlicher Zusage und Versprechung

gewiß sei. Ja, solchen Glauben aber haben nicht alle. O wollte Gott, daß ihn der zehnte Mensch hätte!

Derhalben muß man hier säuberlich fahren und nicht eine gemeine Ordnung daraus machen, wann und wie oft, auch daß jeglicher, ohne Unterschied, zu diesem Sakrament gehe. Denn solche unaussprechlichen reichen Schätze, damit uns Gott begnadet hat, können nicht jedermann gemein sein, denn allein denen, die in Anfechtung, Verfolgung und Widerwärtigkeit stehen, es sei leiblich oder geistlich, äußerlich oder innerlich, es komme von Menschen oder vom Teufel. Als wenn dir der Teufel dein Herz schwach, blöde und verzagt macht, daß du nicht weißt, wie du mit Gott dran bist, hält dir deine Sünden vor und macht dich zappelnd und zagend — da siehe dann drauf, daß du dieses teuren, edlen Schatzes teilhaftig werdest; ja, sei sicher, daß du ihn schon hast. Denn in einem solchen erschrockenen, zitternden Herzen will Gott wohnen und ruhen, wie Jesaias (66, 2) und auch David (Psalm 51, 19) sagt. Denn wer begehrt Schirm, Schutz und Rückhalt, denn dem wehe ist und einen Widerstand fühlt?

Darum, wer sich noch nicht also befindet, daß ihn seine Sünden beißen und der Teufel anficht, der gehört noch nicht zu dieser Speise; denn diese Speise will einen hungrigen, verlangenden Menschen haben und geht gerne in eine solche hungrige Seele, die täglich mit den Sünden streitet und ihrer gerne los wäre. Welcher Mensch sich aber noch nicht also fühlt, der enthalte sich eine Zeitlang von diesem Sakrament. Denn diese Speise will nicht in ein satt und voll Herz; kommt sie aber hinein, so ist sie mit Schanden allda.

Darum, wenn wir solch Bedrängnis des Gewissens und Blödigkeit unsers verzagten Herzens fühlten, würden wir wohl mit aller Demut und Ehrerbietung hinzutreten, würden also nicht frech sein und hinzulaufen, wie die Säue zum Troge, ohne alle Furcht und Demut. Aber wir finden uns nicht allzeit geschickt; heute hab' ich die Gnade dazu, morgen nicht; ja zu Zeiten kaum in einem halben Jahre einmal kommt mich eine Andacht an, daß ich hinzugehe.

Hieraus sollen wir nun schließlich merken, daß die am besten geschickt sind zu diesem Sakrament, die ihre Sünde, der Tod und der Teufel anficht, die ohne Unterlaß mit den Feinden im Kampfe liegen; denen wird es am bequemsten gegeben und ist ihnen auch am nützlichsten, auf daß derselbige Mensch allda möge stehen und glaube, daß ihm diese Feinde nichts schaden können; sintemal er den auf seiner

Seite stehen hat, der aller dieser Feinde mächtig ist und uns aus aller Not, Angst, Widerwärtigkeit und Trübsal kann erretten.

Also that Christus, da er dies Sakrament einsetzte. Erstlich erschreckte er seine Jünger über die Maßen sehr und zerschütterte ihre Herzen gar wohl, indem daß er sprach: er wolle von ihnen gehen, und daß einer unter dem Haufen wäre, der ihn verraten würde. Das war ihnen ein bitteres Salz, ein erschrecklich Ding, daß er von ihnen gehen sollte, auf den sie allen Trost geworfen hatten, und daß ihrer einer ihn sollte verraten. Allda werden ihre Herzen gezappelt haben und in großer überschwänglicher Furcht gestanden sein, daß sie nun noch sollten dessen Verräter sein, von dem sie so viel Wohlthat empfangen hätten, der mit ihnen so freundlich und väterlich umgegangen war, als irgend ein Vater mit seinen Kindern. Da wird ein jeglicher gedacht haben: ‚Ach Gott, willst du mich in eine solche große Sünde fallen lassen?‘ Sind also dagesessen, die lieben Jünger, als wären sie alle Verräter und Bösewichte über ihrem Herrn und Meister. Darnach erst, da er sie zitternd und bebend gemacht hatte, setzte er dies Sakrament ein, zu einem Trost und Erquickung, tröstet' sie also wiederum.

Daraus ihr wohl abnehmen könnt, welchen dies Sakrament am bequemlichsten und nützlichsten ist, nämlich den betrübten, verzagten, bekümmerten, blöden Gewissen. Denn dies Brot ist ein Trost der Betrübten, eine Arznei der Kranken, ein Leben der Sterbenden, eine Speise der Hungrigen und ein reicher Schatz aller Dürftigen und Armen.

Das sei genug gesagt auf diesmal vom Gebrauch des Sakraments, wie mit Nutzen ihr's brauchen sollt und wer hinzugeht. Dabei wollen wir's jetzt lassen bleiben und Gott um Gnade anrufen.

Die siebente Predigt.

Am Sonnabend nach Invocavit, den 15. März.

Lieben Freunde, gestern habt ihr gehört von dem Brauch des hochwürdigen Sakraments des Leibes und Blutes Christi, und welche recht dazu geschickt sind, als nämlich die, in welchen des Todes Furcht ist, die der Teufel jagt, die ein verzagtes blödes Gewissen haben, und die sich vor der Sünde und vor der Hölle fürchten. Diese alle gehen billig und würdig zu der Speise, zu stärken ihren schwachen Glauben und zur

Tröstung ihres betrübten Gewissens. Dies ist der rechte Gebrauch und Übung des Sakraments des Leibes und Blutes Christi. Wer sich nicht also geschickt fühlt, der lasse es anstehen, bis daß ihn Gott mit seinem Wort auch rührt und zieht.

Jetzt wollen wir nun auch von der Frucht dieses Sakraments reden, welches die Liebe ist. Nämlich, daß wir uns also gegen unsern Nächsten finden lassen, wie uns von Gott geschehen und widerfahren ist.

Nun haben wir von Gott eitel Liebe und Wohlthat empfangen. Denn, ist das nicht eine große unaussprechliche Liebe, daß er seinen eingebornen Sohn vom Himmel heruntergeschickt hat und ins Fleisch geworfen, auf daß er uns errettete und erlösete von Sünde, Tod, Teufel und Hölle? Ist das nicht eine große, unermessene Liebe, daß derselbige Sohn, dem Vater zu Wohlgefallen, seinen Leib und Blut unserthalben dahingegeben hat? Ist das nicht eine große überschwängliche Liebe, daß uns Gott solchen Schatz in seinem Worte durch die Predigt verkündigen und austeilen läßt, uns allen den Sieg und Triumph seines Sohnes, unsers Herrn Jesu Christi, wider die Sünde, Tod, Teufel und Hölle schenkt, so daß ich mich des Sieges und Triumphes rühmen kann, als hätte ich' selbst gethan? Dazu so ist Christus unsere Gerechtigkeit, unsere Genugthuung, unsere Weisheit und unsere Heiligung (1. Kor. 1, 30), ja, der ohne Unterlaß vor Gott seinem Vater uns vertritt und unser Fürsprecher ist.

Diese unaussprechliche Liebe, die kein menschlich Herz fassen kann, soll uns bewegen, wiederum unsern Nächsten auch zu lieben, ihm wohlzuthun, zu helfen und zu raten, womit wir können, und er unser bedarf. Aber solche Liebe spüre ich hier noch nicht, wiewohl euch viel gepprediget ist; es will aber niemand hinan. Zu andern unnötigen Sachen läuft man häufig; hier ist niemand daheim.

An dem einigen Stück kennt man die Christen, wenn sie einander Liebe beweisen, wie Christus zu seinen Jüngern sprach (Joh. 13, 34. 35): „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebt habe. Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt.“ Und Sankt Paulus spricht (1. Kor. 13, 1—3): „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und

wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze." Das sind treffliche harte Worte; so weit seid ihr noch nicht gekommen.

Weil ihr aber allhier zu Wittenberg große Gaben Gottes habt und derer viel, auch die Erkenntnis der Schrift, welches gar eine große Gabe und Gnade ist; dazu habt ihr das Evangelium hell und klar — aber mit der Liebe wollt ihr nirgend fort. Gerne habt ihr, daß euch Gott wohlthue, euch seine Gaben mitteile; aber andern wollt ihr nichts mitteilen; keiner will dem andern die Hände reichen, keiner nimmt sich des andern ernstlich an; sondern ein jeder hat auf sich Achtung, was ihm am förderlichsten ist, und suchen alle das Unsere; lassen gehen, was geht; wem geholfen ist, dem sei geholfen; niemand sieht auf den Armen, wie ihm auch geholfen werde. Es ist zu erbarmen, daß ich euch so lange gepredigt habe und fast in allen meinen Büchlein nichts anderes getrieben, denn den Glauben und die Liebe, und soll so gar keine Liebe an euch gespürt werden.

Ich will euch gewiß sagen: Wo ihr nicht unter einander Liebe erzeigen werdet, so wird Gott eine große Plage über euch senden. Denn er will sein Wort nicht vergebens gepredigt und offenbart haben; er will auch nicht, daß man sein Wort verunehren oder verachten soll. Ihr versucht Gott zu hart.

Meine Freunde, wäre dies Wort vor etlichen Zeiten unsern Vorfahren gepredigt, sie hätten sich vielleicht wohl anders hierinnen gehalten, denn ihr thut. Ihr schickt euch gar nicht dazu und laßt's euch keinen Ernst sein. Ihr könnt wohl davon reden; aber mit der That wollt ihr noch nicht folgen. Mit anderm Gaukelwerk geht ihr um, das von unnöten ist; was aber nötig ist, das laßt ihr anstehen. Gott gebe, daß es dermaleinst nicht allein in Worten stehe, sondern auch kräftig herausbreche.

Dabei wollen wir's jetzt lassen bleiben.

Die achte Predigt.

Am Sonntag Reminiscere, den 16. März.

Wir haben nun die Stücke gehört, die sich hier begeben haben, bis auf die Beichte; die wollen wir auch kürzlich behandeln. (Vgl. Seite 249—264.)

Zum Ersten ist eine Beichte, die in der Schrift ihren Grund hat. Als, wenn jemand öffentlich gesündigt hatte, so daß die Leute davon wußten, so ward derselbige auch öffentlich vor dem Haufen angeklagt. Stund er von dem Laster ab, so baten sie für ihn vor Gott und halfen ihn versöhnen. Wollte er aber davon nicht abstehen und den Haufen oder die Gemeine nicht hören, so ward er in Bann gethan und von der Versammlung verworfen und abgesondert, so daß niemand mit ihm durfte weder zu schicken noch zu schaffen haben.

Von der Beichte sagt Christus im Matthäo (18, 15—17) also: „Sündigt dein Bruder an dir, so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein. Höret er dich, so hast du ihn gewonnen. Höret er dich nicht, so nimm noch einen oder zween zu dir, auf daß alle Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Munde. Höret er die nicht, so sag' es der Gemeine. Höret er die Gemeine nicht, so halt' ihn als einen Heiden und Zöllner.“ Und wenn ihn die Gemeine verwarf oder wieder aufnahm, so war er vor Gott auch verworfen oder wiederum aufgenommen. Darum sagt der Herr daselbst bald darauf (V. 18): „Wahrlich, ich sage euch, was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los sein.“

Dieser Beichte haben wir kein Zeichen mehr in der Kirche. An diesem Ort (d. i. in diesem Stück) liegt das Evangelium gar darnieder. Wer diese Beichte könnte wiederum aufrichten, der thäte ein köstlich, gut Werk.

Allhier, lieben Freunde, solltet ihr euch bemühet und diese Beichte wiederum aufgerichtet haben und andere Dinge haben lassen anstehen; denn durch dies Stück wäre niemand geärgert worden. Und es sollte also zugehen mit dieser Beichte:

Wenn du einen Wucherer sähest oder einen Räuber, Ehebrecher, Buhler, Säufer und mit dergleichen Lastern mehr beladen, so solltest du zu ihm gehen insgeheim und ihn vermahnen, daß er von dem oder diesem Laster abstehen wolle. Kehret er sich dran — wohl und gut.

Kehret er sich nicht dran, sondern fähret fort in seinem Laster — so sollst du zween oder drei zu dir nehmen und ihn noch einmal, in Gegenwart dieser drei, brüderlich vermahnen. W. er diese Vermahnung nicht annehmen, sondern verachten wollte, so solltest du es vor dem ganzen Haufen dem Pfarrherrn ansagen und deine zween Zeugen bei dir haben und öffentlich sagen: ‚Lieber Herr Pfarrherr, dies und dies Laster hat der Mensch gethan und hat unsere brüderliche Vermahnung nicht wollen annehmen, auf daß er von diesem seinem Laster abstünde, sondern hat dieselbige verachtet und ist immerdar geblieben in seinem Laster; darum beschuldige ich ihn hier öffentlich vor der ganzen Gemeine mit diesen meinen Zeugen, welche meine brüderliche Vermahnung haben angehöret.‘ Und wo alsdann er nicht würde abstehen und die Beschuldigung willig annehmen, soll ihn der Pfarrer von wegen des ganzen Haufens absondern und in den Bann thun, bis daß er sich erkennete und wiederum angenommen würde. Dies wäre ein christlich Werk, wer das könnte zuwege bringen; aber ich getraue mir's allein nicht aufzurichten.

Zum Andern ist eine Beichte, da wir Gott unsere Sünden allein klagen und Gott selbst beichten, vor welchem wir alle unsere Gebrechen ausschütten. Und diese Beichte ist uns groß vonnöten, ja so sehr, daß wir sie alle Stunden und alle Augenblicke thun sollen, und ist uns auch geboten.

Von dieser Beichte sagt David im Psalm (32, 5. 6): „Darum thue ich kund meine Sünde und verhehle nicht meine Missethat. Ich sprach: ‚Ich will dem Herrn meine Übertretung bekennen.‘ Da vergabst du mir die Missethat meiner Sünde. Dafür werden alle Heiligen bitten vor dir zur rechten Zeit.“

Zum Dritten ist eine Beichte, da einer dem andern beichtet und nimmt ihn allein an einen Ort und erzählt ihm, was seine Not und Anliegen ist, auf daß er von ihm ein tröstlich Wort höre, damit er sein Gewissen stille.

Diese Beichte hat der Papst streng geboten und einen Notstall daraus gemacht, daß es zu erbarmen ist. Dies Nötigen und Zwingen hab' ich verworfen und hart angegriffen, da ich von der Beichte gepredigt und geschrieben habe (Seite 244 ff). Und eben darum will ich nicht beichten, weil es der Papst geboten hat und haben will. Denn er soll mir die Beichte frei lassen und keinen Zwang noch Gebot daraus machen, dessen er keine Macht noch Gewalt hat zu thun.

Aber dennoch will ich mir die heimliche Beichte niemand

lassen nehmen und wollte sie nicht um der ganzen Welt Schatz geben; denn ich weiß, was für Stärke und Trost sie mir gegeben hat. Es weiß niemand, was die heimliche Beichte vermag, denn der mit dem Teufel oft fechten und kämpfen muß. Ich wäre längst von dem Teufel überwunden und erwürgt worden, wenn mich diese Beichte nicht erhalten hätte (Band 1 Seite 43 f). Denn es sind viel zweifelhafte und irrige Sachen, darein sich der Mensch allein nicht wohl schicken kann, noch sie begreifen. Wenn er nun in einem solchen Zweifel steht, und weiß nicht, wo hinaus, so nimmt er seinen Bruder an einen Ort und hält ihm vor seine anliegende Not, klagt ihm seine Gebrechen, seinen Unglauben und seine Sünde, und bittet ihn um Trost und Rat. Denn was schadet's ihm, daß er sich vor seinem Nächsten ein wenig demütige und sich zu Schanden mache?

Wenn dir denn da ein Trost wiederfährt von deinem Bruder, den nimm an und glaube ihm, als wenn dir's Gott selbst gesagt hätte; wie Christus im Matthäus (18, 19. 20) spricht: „Wo zween unter euch eins werden auf Erden, worum es ist, daß sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel. Denn wo zween oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ Wir müssen auch viel Absolution haben, damit wir unser blödes Gewissen und verzagtes Herz gegen den Teufel und vor Gott stärken und trösten mögen; darum soll man die heimliche Beichte nicht verbieten, noch jemand davon abhalten.

Wer sich nun mit den Sünden beißt und derselben gern los wäre, und will einen gewissen Trost und Spruch hören, damit er sein Herz stille, der gehe hin und klage seine Sünde insgeheim seinem Bruder, bitte ihn um eine Absulution und um ein tröstlich Wort. Giebt er dir nun eine Absolution und sagt dir zu: ‚Deine Sünden sind dir vergeben; du hast einen gnädigen Gott und barmherzigen Vater, der dir deine Sünde nicht will anrechnen‘ — so glaube dieser Zusage und Absolution frisch und fröhlich und sei gewiß, daß dir Gott solche Zusage selbst thue durch deines Bruders Mund.

Wer aber einen festen, starken Glauben hat zu Gott und ist gewiß, seine Sünden sind ihm vergeben, der mag diese Beichte wohl lassen anstehen und allein Gott beichten. Aber wie viele sind ihrer, die solchen festen, starken Glauben und Zuversicht zu Gott haben? Es sehe ein jeglicher auf sich selbst, daß er sich nicht verführe!

Darum habe ich gesagt und sag's noch, daß ich mir diese heimliche Beichte nicht will nehmen lassen.

Ich will auch niemand dazu zwingen oder gezwungen haben; sondern einem jeglichen frei heimstellen. Unser Gott ist nicht so karg, daß er uns nur eine Absolution und nur einen Trostspruch gelassen hätte, zu Stärke und Trost unsers Gewissens; sondern wir haben viele Absolution im Evangelio und sind reichlich mit viel Tröstungen überschüttet, welche Tröstungen und Zusagen wir nicht verachten sollen, sie von unsern Brüdern zu fordern und zu hören.

Über das, daß wir ja gewiß sein sollen, daß uns unsere Sünden vergeben sind, hat uns Christus auch die Sakramente hier gelassen: die Taufe und seinen Leib und Blut im Sakrament des Altars. Diese Sakramente soll ich nicht verachten zu nehmen. Denn in der Taufe werde ich gewiß der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, daß ich sein bin und er mein, habe ich mich mit ihm vereinigt und bin nun von ihm angenommen. Darnach empfange ich den Leib und das Blut Christi, dabei ich auch gewiß werde, daß mir meine Sünden vergeben sind. Und dessen zum Zeichen und gewisser Sicherheit esse ich den Leib, der für mich gegeben ist, und trinke das Blut, das für meine Sünde vergossen ist, auf daß ich ja nicht verzweifeln soll, ich habe einen gnädigen, barmherzigen Gott und Vater.

Also sehet ihr, daß die heimliche Beichte nicht zu verachten ist, sondern ein trefflich Ding sei, deren ich meinethalben nicht entraten wollte um die Welt.

Weil wir denn viel Tröstung haben müssen, so wir wider den Teufel, Tod, Sünde, Hölle streiten und auch bestehen sollen; so müssen wir uns keine Waffen nehmen lassen, sondern unsern Harnisch ganz bleiben und die Tröstung, uns von Gott gegeben, unverrückt lassen sein. Denn ihr wisset noch nicht, was es für Mühe und Arbeit kostet, mit dem Teufel zu streiten und ihn zu überwinden. Ich kenne den Teufel wohl; hättet ihr ihn auch so wohl erkannt als ich, ihr hättet die heimliche Beichte nicht also in den Wind geschlagen.

Das sei davon genug, wollen Gott anrufen um seine Gnade, daß wir auf der rechten Bahn bleiben mögen und davon nicht geführt werden.



Neunzehntes Kapitel.

Im alten Geleise.

Bald war Luther wieder im alten Geleise. Er schrieb, predigte und lehrte, wie zuvor, trieb das Evangelium und schalt die Papisten.

Im Kloster fand er freilich vieles verändert. Jenen dreizehn Brüdern, die im November 1521 der Kutte und dem Mönchsstande Valet gesagt hatten, waren andere gefolgt. Die Beschlüsse des Augustinerkapitels zu Wittenberg (Seite 437) gestatteten dies ausdrücklich. Jeder bekam bei seinem Austritt hundert Gulden zu seinem weiteren Fortkommen. Doch reichten am Ende die Einkünfte des Klosters, die immer spärlicher eingingen, zu so reicher Mitgift nicht mehr: einer der letzten, die austraten, mußte damit zufrieden sein, daß ihn Luther nach Lichtenburg als Gärtner empfahl. Der Prior Helt hatte sich auch weggewendet; Eberhard Brisger, sein Nachfolger, war schließlich der einzige, der mit Luther dem Kloster treublieb. Luther fühlte sich innerlich frei vom Irrtum mönchischer Vollkommenheit; darüber wurde es ihm völlig gleichgiltig, ob er noch im Kloster wohnte und die Kutte trug (Seite 342).

Indessen so gar einsam wohnten die beiden nicht. Es fehlte niemals an Gästen, welche bei ihnen Herberge suchten: Brüder aus andern Klöstern, die Studierens halber nach Wittenberg kamen.

Mit ihnen lebte Luther in klösterlicher Gemeinschaft. Eingedenk seines alten Amtes als Leiter der Studienanstalt im Kloster (Band 1 Seite 97), legte er den Genossen in vertraulichen Unterredungen die heilige Schrift aus und zwar von 1523 bis 1525 das fünfte Buch Mose.

Sonntags und an den hohen Feiertagen fand in dem Kirchlein des Klosters Frühgottesdienst statt; da hielt er eine Ansprache und genoß mit den Brüdern aus der Hand des Priors das heilige Abendmahl. Dann ging er nach der Stadtkirche und predigte dort, zweimal allsonntäglich, vor und nach Mittag.

Luther war und blieb Klostergeistlicher; aber er hatte in der Pfarrkirche auch die Rechte eines Stadtgeistlichen. Der Pfarrer Simon Heinse, ein guter, ganz evangelisch gesinnter Mann, leistete doch so gut wie gar nichts (Band 1 Seite 110), und so lag die Last des Amtes ganz auf den Schultern seines Vertreters. Daß Luther dazu vom Rate der Stadt berufen war, das machte er seinen Wittenbergern gegenüber in entscheidenden Augenblicken gerne geltend (Seite 485).

Heinse starb noch im Jahre 1522. An seiner Stelle wurde Johann Bugenhagen aus Pommern von Rat und Universität einstimmig zum Pfarrer gewählt, ein Mann, den wir noch genügend kennen und schätzen lernen werden (Seite 312). Durch diesen trefflichen Geistlichen sah sich Luther ein wenig entlastet; doch predigte er auch fernerhin noch neben ihm in der Stadtkirche, Sonntags und Wochentags.

Der Gottesdienst wurde nach Luthers Heimkehr natürlich wieder ein anderer, als er in den Tagen der Schwärmerei war. Das warf ja Luther den Schwarmgeistern vor, daß sie zu stürmisch mit ihren an sich nicht unberechtigten Neuerungen vorgegangen waren, daß sie die Schwachen nicht geschont hatten, deren Herz und Andacht an den alten Bräuchen hing, daß sie die christliche Freiheit nicht geachtet und auf äußerliche, gesetzliche Einrichtungen einen zu großen Wert gelegt hatten.

Da galt es nun das ganze Wittenberger Kirchenwesen wieder in das alte Geleis zu bringen.

Aber das war leichter gesagt, als gethan. Sollte im Gottesdienst alles wieder werden, wie es zuvor gewesen war? Luther selbst hatte manche von den Änderungen gebilligt, die in seiner Abwesenheit vorgenommen wurden (Seite 337 f. 344).

Oder sollte alle Ordnung und Regel abgethan und der Willkür jedes einzelnen völlig freier Spielraum gelassen werden? Darüber wäre gewiß Erbauung und Andacht in der Kirche, Friede und Eintracht in der Gemeinde gar in die Brüche gegangen.

Wenn man also gewisse Ordnungen und Einrichtungen nicht entbehren konnte, so war Tausend gegen Eins zu wetten, daß auch Luther es nicht jedem Wittenberger Professor und Bürgersmann recht machen

würde. Und so konnte schließlich auch er nicht jedweden Anspruch berücksichtigen, nicht jegliches Ärgernis vermeiden.

Nun Luther unternahm es, nach den Grundsätzen der Liebe und Freiheit, die er in seinen acht Fastenpredigten dargelegt hatte, das Wittenberger Kirchenwesen wieder in die Bahn ruhiger, friedlicher Entwickelung zurückzuführen.

In der Pfarrkirche wurde von jetzt ab allsontäglich wieder Messe gehalten — nicht anders wie unter dem Papsttum. Wenigstens, wer nicht genau aufmerkte, spürte keinen großen Unterschied, und manche Freunde Luthers verdachten ihm das.

Die Geistlichen zogen wieder die alten Meßgewänder an; auf dem Altare brannten die Lichter; die lateinischen Gesänge, welche Priester und Chor im Wechselgesang anzustimmen pflegten, ertönten auf's neue; das gesegnete Brot empfingen die Abendmahlsgäste in den Mund, nicht mehr in die Hände. Ja auch die Austeilung des Sakramentes unter einerlei Gestalt (unter dem Brote allein) wurde wieder hergestellt, ganz nach Luthers altem Grundsatze, daß man auch in diesem Stücke niemanden zum rechten Gebrauche des Sakraments zwingen dürfe (Seite 343). Aber auf der andern Seite durften auch diejenigen, welche von Gewissens wegen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt (unter dem Brot und Wein) begehrten, nicht geärgert oder vergewaltigt werden; deshalb empfingen die Gemeindeglieder, die so gesinnet waren, das Sakrament an einem besondern Altare der Pfarrkirche zu einer besondern Zeit.

Am weitesten ging Luther in der Anlehnung an die alte Messe damit, daß er die Aufhebung des gesegneten Brotes und des gesegneten Kelches beibehielt. Er that es, wie so vieles, aus Rücksicht auf die Schwachen, die mit Glauben und Gewissen noch an dem alten Herkommen hingen; er verlangte zugleich dabei, daß jedermann in der Predigt darüber unterwiesen werde, was diese Aufhebung bedeute. Nämlich nicht ein Opfer des Leibes und Blutes Jesu Christi vor Gott, als das Hauptstück im Sakrament, wie die Papisten lehren, sondern ein Brauch, den man halten und lassen kann, ohne sich zu versündigen, ein Hinweis auf die köstliche Gabe, die uns Christus in seinem Testament vermacht hat.

Denn in Einem Stücke hütete sich Luther wohl, die alte Messe wieder aufzurichten. Er mied und verwarf streng alle bei der Feier bisher üblichen Worte und Gesänge, in welchen die Lehre der römischen

Kirche zum Ausdruck kam, daß die Messe, das heilige Abendmahl, ein Opfer sei, das vom Priester unblutig wiederholte Opfer Jesu Christi (Band 1 Seite 691. Band 2 Seite 343 ff).

Darum bekämpfte er auch mit allem Eifer die private oder Winkelmesse, die der Priester für sich allein hielt ohne Gemeinde und opferte Christum Gott für einen Abwesenden oder Verstorbenen. Das heilige Abendmahl hatte für ihn keinen Sinn, wenn nicht Christen da waren, die es genossen und an das Wort, das mit und bei dem äußeren Zeichen ist, glaubten. Und so hat auch Luther die stille Messe an den Wochentagen, wie sie in der römischen Kirche alltäglich gehalten wurde und wird, in der Pfarrkirche trotz aller Rücksicht auf die Schwachen nicht wieder hergestellt, getreu seiner zweiten Fastenpredigt (Seite 487. 491).

Eine Zeitlang nach Luthers Heimkehr wurde die Messe in jeder der drei Kirchen Wittenbergs auf eine verschiedene Weise gefeiert.

In der Klosterkirche feierte man das heilige Abendmahl ganz nach der neuen evangelischen Weise. Der Geistliche trug kein Meßgewand; die Aufhebung des Sakraments unterblieb; die Kommunikanten genossen beides, das Brot und auch den Wein.

In der Pfarrkirche ließ man von der alten Messe alles weg, was an die Lehre vom unblutigen Opfer erinnerte, sonst aber behielt man die äußeren Bräuche möglichst bei und gab den Genuß von einerlei oder beiderlei Gestalt frei.

In der Stifts- oder Schloßkirche endlich, welche zugleich die Universitätskirche war, hielten die Stiftsherrn die Messe ganz und gar nach der alten, römischen Weise. Sie hatten widerwillig genug den Sturm Karlstadts über sich ergehen lassen (Seite 434); jetzt richteten sie schleunigst die früheren Meßgottesdienste wieder ein, die für sie so einträglich waren.

Diese Verschiedenheit war ja nur in einer Übergangszeit möglich. Und so sah sie auch Luther an. Er hörte nicht auf zu predigen, daß äußere Handlungen und Bräuche nichts nütze seien zur Seligkeit.

„Der äußerliche Gottesdienst," sagt er in einer kleinen Schrift über die rechte Form der Abendmahlsfeier vom Spätjahr 1523, „ist uns zwar unentbehrlich, so gut wie Speise und Trank; dennoch macht er uns vor Gott nicht wohlgefällig, wie auch Essen und Trinken uns vor Gott nicht wohlgefällig macht. Aber durch Glauben und durch Liebe werden wir wohlgefällig vor Gott. Hier gilt Sankt Pauls Wort: ‚Das Reich Gottes ist nicht Essen ugu Trinken, sondern Ge-

rechtigkeit und Friede und Freude im heiligen Geist (Röm. 14, 17)' So ist also die kirchliche Handlung nicht das Reich Gottes, sondern der Glaube, der inwendig in euch ist."

So mochte denn alles frei sein, ja eine gewisse Mannichfaltigkeit ihr Gutes haben, wenn nur das Wort Gottes, die Einsetzungs- und Verheißungsworte, zu Recht und Wirkung kämen.

„Auf diesen Worten liegt es ganz und gar; die soll und muß ein jeglicher Christ wohl wissen und behalten und sich sie nicht nehmen lassen, durch keine andere Lehre, wenn es auch ein Engel vom Himmel wäre. Es sind Worte des Lebens und der Seligkeit, daß, wer daran glaubt, dem sind durch solche Worte alle Sünden vergeben und er ist ein Kind des Lebens, hat Hölle und Tod überwunden. Es ist unaussprechlich, wie groß und mächtig diese Worte sind; denn sie sind die Summa des ganzen Evangelii. Darum weit mehr an diesen Worten gelegen ist, denn an dem Sakrament selbst, und ein Christ sich auch gewöhnen soll, vielmehr auf diese Worte zu achten, denn auf das Sakrament (die äußeren Zeichen, Brot und Wein)."

So drang Luthers hoher Sinn auf das Wesentliche, das Innerliche, auf die Hauptsache an den Dingen, und konnte im Äußeren und Nebensächlichen viel gewähren lassen.

Die Beichte hatte Karlstadt für überflüssig erklärt (Seite 434). Luther nahm Anstand, der Gemeinde den Beichtzwang aufzulegen. Dafür betrieb er, daß diejenigen, welche das heilige Abendmahl begehrten, sich bei dem Geistlichen anmelden sollten: der konnte dann einmal zuvor mit ihnen reden und sie über den rechten Sinn und Segen des Sakraments unterrichten, auch etwa öffentliche und unbußfertige Sünder zurückweisen, „daß man nicht den edlen, teueren Schatz also dahinschüttet in ein schändliches, unreines Gefäß."

Im Jahre 1523 stellte Pfarrer Bugenhagen die regelmäßige Beichte vor der Abendmahlsfeier wieder her; es war doch eine unentbehrliche, segensreiche Ordnung.

Den allergrößten Nachdruck legte Luther auf die Predigt des Wortes.

„Drei große Mißbräuch'", sagt er von dem alten, römischen Gottesdienste, „sind in den Gottesdienst gefallen. Der erste, daß man Gottes Wort geschwiegen hat und allein (nur) gelesen und gesungen in der Kirche — das ist der ärgste Mißbrauch."

Darum „ist auf's Erste zu wissen, daß die christliche Gemeinde

nimmer soll zusammenkommen, es werde denn daselbst Gottes Wort gepredigt und gebetet, es sei auch auf's kürzeste. Wo nicht Gottes Wort gepredigt wird, ist's besser, daß man weder singe, noch lese, noch zusammenkomme."

„Man heißet die Kirche gewöhnlich ein Gotteshaus; nicht daß da Gott wäre, sondern daß da Gottes Wort gehört und gepredigt wird. Wo die Predigt vom Glauben nicht gehört wird, da sollst du es dafür nicht halten, daß es eine Kirche oder Altar sei."

„Nicht Steine und ein herrliches Gebäude, auch nicht Gold und Silber schmücken eine Kirche oder machen sie heilig, sondern Gottes Wort und die reine Lehre oder Predigt. Denn wo man den Menschen Gottes Gerechtigkeit rühmet, da ist gewißlich ein herrlicher Tempel, so es auch gleich ein finsterer Wald, bloßer Hügel oder wilder Baum ist."

„Die Summa sei die, daß es ja alles geschehe, daß das Wort im Schwang gehe und nicht bald wieder ein Lärmen und Tönen draus werde, wie bisher gewesen ist. Es ist alles besser nachgelassen, denn das Wort. Denn daß dasselbe sollt' im Schwang unter den Christen gehen, zeigt die ganze Schrift an, und Christus sagt auch selbst (Luk. 10, 42): ‚Eins ist vonnöten', nämlich daß Maria zu Christi Füßen sitze und höre sein Wort täglich — das ist das beste Teil, das zu erwählen ist und nimmer weggenommen wird."

Seitdem ist die Predigt des göttlichen Worts der Mittelpunkt des evangelischen Gottesdienstes.

Am 23. März 1523 begann man in der Wittenberger Pfarrkirche auch Wochentags regelmäßige Predigtgottesdienste zu halten.

Durch die bloße Verkündigung der Wahrheit mußten nach Luthers Meinung alle Irrtümer und Mißbräuche von selbst fallen.

Und wirklich erwiesen sich die Leute christlicher Aufklärung wohl zugänglich. Immer geringer wurde die Zahl derer, die in der Wittenberger Pfarrkirche das Abendmahl unter einerlei Gestalt begehrten.

So konnte Luther daran denken, dem Übergangszustande ein Ende zu machen. Waren doch schon die meisten Heiligenfeste gefallen, ohne daß jemand darnach fragte. Auch das Frohnleichnahmsfest, in welchem der römische Aberglaube an das Meßopfer seinen Höhepunkt erreichte, wurde im Jahre 1522 zum letztenmal gefeiert.

Am 15. Januar 1523 schrieb Luther an Spalatin: „Ich bin der

Meinung, daß man nun (hier in Wittenberg) schlechthin beiderlei Gestalt reichen und empfahen soll. Denn wir haben seither genug Nachsicht gehabt mit den Schwachen, und ist die Sache hinlänglich bekannt und gepredigt; sie sind wohl stark, auch Größeres zu ertragen. Es ist Zeit, daß dem Evangelio Raum geschafft werde. Und das sind schon keine Schwachen mehr, sondern Hartnäckige, die durch Einführung einer so bekannten und viel gepredigten Sache geärgert werden."

Luther zielte damit auf den Widerstand, welchen die Stiftsherren von Allerheiligen noch immer der Einführung einer evangelischen Abendmahlsfeier in ihrer Stiftskirche entgegensetzten.

Das waren keine ungelehrten, beschränkten Laien — als welche ja dem Worte der Wahrheit sich viel zugänglicher erwiesen hatten. Das waren Gelehrte, Theologen, zum Teil Männer von gar nicht makellosem Lebenswandel, welche aus Geiz und Eifersucht an dem alten Meßgräuel festhielten, auf welchem ihr Rang und ihre Einkünfte beruhten. Und Kurfürst Friedrich sah das nicht ungern. So sehr er davon überzeugt war, daß Luther für Gott und sein Wort streite, so hing sein Herz doch noch an seinem lieben Allerheiligenstifte und an den Reliquienschätzen, die er daselbst mit großen Unkosten aufgesammelt hatte. Sein frommer Sinn hatte sich so lange für diese Stiftung erwärmt, und nun sollten alle die Gegenstände und die Gottesdienste, die sich darauf gründeten, eitel nichts oder gar des Teufels sein? Also Friedrich schützte, wie er Luthern gegen die Papisten schützte, die Stiftsherrn gegen Luther.

Der aber entbrannte je länger je mehr in heftigen Zorn gegen das Stift und seine Hüter. Es war das letzte Bollwerk römischen Gottesdienstes in Wittenberg; das mußte fallen. Auf den Kurfürsten nahm er dabei gar keine Rücksicht.

Schon von der Wartburg rief er seinen Wittenbergern zu: „Ihr habt auch ein Bethaven bei euch (d. i. ein Haus des Götzendienstes — vgl. Hosea 4, 15. 10, 5), Allerheiligenkirche, welche Herzog Friedrich von seinen Vorfahren ererbet und, durch die Papisten betrogen, trefflich gemehret und gehoben hat."

Oftmals gab er das dem Spalatin zu hören; auch vor dem Kurfürsten verhehlte er seinen Unwillen darüber nicht, wie denn jener Brief an Friedrich vom Februar (Seite 450) eine harte Anspielung auf dessen Schwäche enthielt.

Weil aber vom Kurfürsten nichts zu erlangen war, redete er den Stiftsherren ins Gewissen. Er bat, mahnte, drohte. „Es kann und

darf Ew. Hochwürden nicht verborgen sein," so erklärte er den Stiftsherren am 1. März 1523, „was christlich ist und was nicht, sintemal das Evangelium in so viel Predigten und Büchern kundgethan worden, daß es die Knaben und Mädchen kennen, ja auch die schier noch keinen Verstand haben. So will mein Gewissen um des mir anvertrauten Amtes willen nicht leiden, daß ich länger dazu schweige. Thut also von selber, was geschehen muß und euch bewußt ist, damit ich nicht nothabe, euch öffentlich anzugreifen."

Diese Forderung wiederholte er am 11. Juli „aufs allerfreundlichste und demütigste um Gottes willen." „Es ist lange genugsam geduldet um der Schwachen und Unwissenden willen; was wir länger dulden, will auf uns kommen."

Sie hatten sich auf den Kurfürsten berufen. Dagegen Luther: „Ich rede jetzund mit euerm Gewissen! Was geht uns der Kurfürst in solchen Sachen an? Ihr wisset, was Sankt Petrus saget (Apostelg. 5, 29); ‚Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen'.

Als das nichts half, brachte Luther die Sache auf die Kanzel. Weil sie ihn nicht höreten, sagte er es der Gemeinde: das war ja die geistliche Weise, Sünden zu wehren, nach Matth. 18, 15 ff (Seite 259).

„Ich hab' ihrer bisher geschonet, daß sie nicht möchten sagen: ich hätt' es nicht genug gepredigt. Aber sie wollen mit dem Kopf hindurch und ihr Ding mit Gewalt erhalten. Drum muß ich sie öffentlich vermahnen, daß sie ihre Mißbräuche abthun; denn sie alle wissen wohl, daß es unrecht ist, oder doch der größere Teil.

„Sie dürfen sich auch nicht damit entschuldigen, daß es der Kurfürst gebeut, nicht anders zu machen und zu halten, wie es längst gewesen. Was fragen wir nach ihm? Er hat nicht weiter zu gebieten, denn in weltlichen Sachen; wenn er aber wollte weiter prüfen, so wollen wir sprechen: ‚Gnädiger Herr, wartet Ihr Eures Regiments; man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.'

„Es gehet noch immer da das ‚Salve Regina' (Sei gegrüßt, Himmelskönigin), Seelmessen, Vigilien und solche Gräuel, davon sie lange sollten abgegangen sein. Wenn sie so schwach wären, daß sie es nicht verstehen könnten, so wollten wir wohl mit ihnen Geduld haben; aber dieweil es so harte Köpfe sind, die nicht hören wollen, so müssen wir sie strafen.

„Drum hab' ich jetzt wollen öffentlich warnen, nachdem ich sie für

zweimal heimlich vermahnet hab'. Wollen sie aber das nicht annehmen, so halte man sie wie Heiden und Unchristen (Matth. 18, 17). Drum bitt' ich, thut dazu; es ist mein Ernst!"

Die Stiftsherren thaten, als wollten sie nachgeben. Aber es blieb beim Alten.

Monate vergingen; Luther sah noch immer zu. Da, im November 1524 reichten sie einer kranken Frau das Abendmahl ohne den Kelch. Das wurde der Anlaß, daß Luther am 17. November ein letztes Wort an sie richtete. „Ist derhalben an euch meine freundliche Bitte und ernstliches Begehren, daß ihr dieses Spiels alles ein Ende macht, das rottisch und sektisch ist, Messen, Vigilien und alles, was dem Evangelio entgegen, abthut.

„Und begehre des eine richtige, stracke, unverzügliche Antwort — Ja oder Nein — vor diesem nächsten Sonntag, mich darnach zu richten."

Die Stiftsherren verhandelten darauf mit Luther und entschuldigten sich.

Luther aber konnte nicht umhin, am ersten Advent (27. November 1524) scharf und heftig wider die gotteslästerliche Messe zu predigen, und schrieb in denselben Tagen eine Schrift gleichen Inhalts „Von dem Gräuel der Stillmesse." Da erklärt er Wort für Wort die römische Meßfeier und deckt die unchristlichen Irrtümer darin auf.

So klar dünkt ihm die Gotteslästerung, welche dadurch geschieht, daß er ausdrücklich den weltlichen Herren Recht und Pflicht zuspricht, sie zu wehren und zu strafen: „weil solch Lästern und Schänden in der Messe ja so offenbar ist, so öffentlich geschieht, als ob ein Bube auf der Gasse lästert. Ist eins sträflich, so ist das andere auch sträflich."

„Denn die Obrigkeit schuldig ist, solche öffentliche Gotteslästerung zu wehren und zu strafen."

Rat und Universität sandten hierauf ein Schreiben an die Stiftsherren, das ganz in Luthers Sinne Abstellung des Meßgräuels forderte und, falls sie in ihrer Verstocktheit beharren würden, ihnen alle Gemeinschaft aufkündigte. Aber ihr Widerstand war endlich gebrochen.

Am 24. Dezember 1524 zeigten die Stiftsherren dem Kurfürsten an: sie könnten die Messe nicht länger verteidigen.

So fiel der letzte Rest römischen Gottesdienstes in Wittenberg dahin. Er hatte sich am längsten in der Schloßkirche gehalten, in derselben Kirche, welche durch die fünfundneunzig Thesen die Geburtsstätte der Reformation geworden war.

In andern Städten kam man viel schneller zu einem allgemeinen, evangelischen Gottesdienst. Luther half dazu durch Briefe und Schriften, auch etwa durch persönliche Besuche.

Dabei war Luther immer darauf aus, zu verhüten, daß die neue Ordnung den Gemeinden zwangsweise zugeführt werde. Sein Freund, der Zwickauer Pfarrer Hausmann (Seite 423), mit dem Luther gerade über diese Fragen verhandelte, schlug einmal vor: es möchte ein evangelisches Konzil berufen werden, um eine gleichmäßige Ordnung der kirchlichen Bräuche für die evangelische Gemeinde festzustellen. Das war für Luther eine erschreckende Aussicht. Sollte auf diesem Wege das gesetzliche Wesen wieder in die Kirche eingeführt werden, das er mit allem Fleiß hinausgetrieben hatte?

„Wir haben das Recht Christi und wollen Konzile nicht hören noch achten in den Dingen, die offenbar dem Evangelio gemäß sind. Sollte ein Konzil beiderlei Gestalt gebieten, dann wollte ich fürwahr solchem Konzil zu Trotz lieber einerlei Gestalt brauchen oder keinerlei. Du wagst es nicht, dem Evangelio zu folgen — aber dem Beschluß eines Konzils würdest Du glauben und folgen? Setzest Du da nicht Menschen über Christum? Das wäre ein lästerlicher Gehorsam und Abfall vom Glauben."

So eifersüchtig war Luther auf seine in heißem Gewissenskampfe mühsam genug errungene Freiheit von Menschensatzungen (Seite 244 bis 249).

Dagegen wurde er nun nicht müde, Aufklärung zu verbreiten über das, was christlich sei. Wie er über das heilige Abendmahl mehrere Schriften erscheinen ließ, so schrieb er auch ein Taufbüchlein, ein Beichtbüchlein u. s. w.

Auf alle die Gegenschriften, die damals wider ihn losgelassen wurden, zu antworten, war er nicht imstande. Zwei große Gegner, die unvermutet wieder ihn aufstanden, ließ er jedoch nicht ungestraft.

Das eine war ein gekröntes Haupt, König Heinrich VIII. von England. Den hatte es gelüstet, einmal unter die Theologen zu gehen und sich beim Papste einen sonderlichen Dank zu verdienen. So hatte er denn noch im Jahre 1521 eine Schrift erscheinen lassen, darin er Luthers Buch von der babylonischen Gefangenschaft zu widerlegen meinte. Sie wimmelte von groben Ausfällen gegen den Ketzer.

Luther blieb ihm nichts schuldig. Gerade weil es ein mächtiger König war, trotzte er ihm. Er sagte zu seiner Rechtfertigung: „Darf

ein König von Engelland seine Lügen unverschämt ausspeien, so darf ich sie ihm fröhlich wieder in den Hals stoßen.“ Und zum Schluß:

„Ihr Papisten sollt's nicht enden, das ihr vorhabt — thut, was ihr wollt. Es soll diesem Evangelio, das ich, Martinus Luther, gepredigt habe, weichen und unterliegen Papst, Bischof, Pfaffen, Mönche, Könige, Fürsten, Teufel, Tod, Sünd' und alles, was nicht Christus und in Christo ist; davor soll sie nichts helfen!“

Der andere gewaltige Gegner war ein Großer im Reiche des Geistes, der Bildung und der Wissenschaft, nämlich Erasmus. Doch wie dieser Luthern feind geworden, davon später.

Von all den Schriften, die Luther bald nach seiner Heimkehr nach Wittenberg schrieb, sei hier nur noch eine erwähnt, nämlich die „Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe.“

Darinnen wehrt er sich im besonderen Sinne seiner Haut. Es hatten die Bischöfe von Meißen und Merseburg Ernst gemacht und angefangen, in verschiedenen kursächsischen Städten zu visitieren und gegen die Wittenbergische Ketzerei zu predigen. Der Kurfürst ließ sie gewähren; denn sie thaten, was ihr Recht, ja nach der Aufforderung des Reichsregiments (Seite 446) sogar ihre Pflicht war.

Darauf hielt Luther ihnen ihr Sündenregister vor und wusch ihnen gehörig den Pelz. Über die Schrift schrieb er folgenden Gruß:

„Martinus Luther, von Gottes Gnaden Ekklesiastes (Prediger) zu Wittenberg, den päpstlichen Bischöfen u. s. w.“ Dann hob er an: „Ob ich vielleicht vor euch, lieben Herren, ein Narr gehalten werde um solches hochmütigen Titels willen, daß ich mich einen ‚Ekklesiastes von Gottes Gnaden‘ nenne — sollt ihr wissen, daß mich's nicht verwundere. Ihr scheltet, verlästert, verdammt, verfolgt und verbrennet mich, wohl um höherer und edlerer Sache willen (denn meine ist), als einen Ketzer und thut, wie ihr wollet, nach eures Abgottes Wohlgefallen und habt von Gottes Ungnaden die Tugend an euch: hören wollt ihr nicht, Antwort geben wollt ihr auch nicht, sondern, wie die verstockten Juden, mich unverhöret, unerkundeter Sache, unüberwunden, mit dem Kopfe hindurch freventlich verdammen.

„Wohlan, weil es denn gilt, die Hörner aufzurichten und mit lauter Gewalt zu fahren, muß ich meine Hörner auch aufsetzen und meinen Kopf für meinen Herrn wagen. Das anzufahen, nenne ich mich einen ‚Ekklesiasten (Prediger) von Gottes Gnaden‘, den ihr mit Lästerworten einen Ketzer scheltet, euch und dem Teufel zu Trotz.

„Und ob ich mich einen Evangelisten von Gottes Gnaden nennete, trauet' ich dasselbe eher zu beweisen, denn euer einer seinen bischöflichen Titel oder Namen beweisen könnte. Bin des gewiß, daß mich Christus selbst also nennet und dafür hält, der meiner Lehre Meister ist und auch Zeuge sein wird am jüngsten Tag, daß sie nicht mein, sondern sein lauteres Evangelium ist."

War das nicht übermütig geredet?

Hätte Luther diese Gewißheit nicht gehabt, so wäre er nicht der Reformator gewesen. (Vergl. Seite 456 f).

Auch seine Vorlesungen vor den Studenten hat Luther alsbald nach seiner Heimkehr wieder aufgenommen. Da wurde den beiden Schweizer Studenten (Seite 463) und denen, die sonst um Luthers willen gen Wittenberg kamen, ihr Verlangen reichlich gestillt.

Aber wichtiger als alles, was Luther in jenen Tagen lehrte, predigte und schrieb, war für Mitwelt und Nachwelt die Vollendung des Werkes, das er auf der Wartburg begonnen hatte — die Vollendung der deutschen Bibel.





Zwanzigstes Kapitel.

Das Deutsche Neue Testament.

Zwar nicht die ganze deutsche Bibel, aber das deutsche Neue Testament erschien wenige Monate nach Luthers Heimkehr. Luther hatte es so gut wie fertig mit von der Wartburg gebracht. So konnte der Druck bald nach Ostern beginnen. Indessen gab er keine Zeile in die Presse, ohne daß er sie zuvor mit den Freunden, zumal mit Melanchthon, durchgesehen und durchgesprochen hätte.

Um ihren Beistand bei dem großen Werke zu genießen, war er ja schon länger willens gewesen, sich wieder nach Wittenberg zu wenden (Seite 447). Die Unruhe und Unordnung, welche Karlstadt und Genossen anrichteten, hatten den Entschluß nur beschleunigt.

Luther war der rechte Dolmetsch heiliger Schrift; das Beste mußte doch auch fernerhin er selbst thun, wenn ihm auch die Freunde halfen. Aber er nahm die Aufgabe so schwer und ernst, wie sich gebührte. So schrieb er im März von Wittenberg aus an einen Gesinnungsgenossen:

„Ich habe mir auch fürgenommen, die Bibel zu verdeutschen. Das ist mir not gewesen — ich hätte sonst wohl sollen in dem Irrtum gestorben sein, daß ich wär' gelehrt gewesen. Es sollten solches Werk thun, die sich lassen dünken, gelehrt zu sein."

Manche Frage ging auch an den fernen Spalatin. Der mußte mit zum Gelingen helfen. Am 30. März schrieb ihm Luther:

„Ich hatte das ganze Neue Testament auf meinem Patmos übersetzt, aber jetzt haben wir, Philippus und ich, angefangen, alles zu ver-

bessern. Jedoch auch Dein Beistand thut uns manchmal not, damit wir die Worte recht setzen. Darum rüste Dich (uns zu helfen); indessen mit Schloß- und Hofwörtern darfst Du uns nicht kommen, denn dies Buch will in aller Einfalt erkläret sein.

„Und daß ich gleich anfange (Deinen Beistand zu gebrauchen): sieh zu, daß Du uns von den Edelsteinen, die in der Offenbarung am Einundzwanzigsten vorkommen, Namen und Farbe verschaffest, und womöglich die Steine selber, magst Du sie nun bei Hofe oder sonst woher erlangen."

Da haben wir gleich ein Beispiel, wie genau und sorgfältig Luther bei seiner Übersetzung zu Werke ging. Er ruhte nicht eher, bis Spalatin ihm wirklich die gewünschten Edelsteine zuschickte — durch Vermittelung Kranachs, des Malers; erst nachdem er sie selber in Augenschein genommen, konnte er die kostbaren Mauern des himmlischen Jerusalems richtig beschreiben.

Den Druck übernahm der Leipziger Buchhändler Melchior Lotther, der im Jahre 1519 zu Wittenberg ein Zweiggeschäft errichtet hatte und die beste Druckerei daselbst besaß.

In der That arbeitete seine Werkstätte vorzüglich. Es wurde das Neue Testament in drei Abteilungen gedruckt, welche gleichzeitig neben einander in Angriff genommen wurden — die dritte kam jedoch erst später dazu. Die erste Abteilung fing mit dem Evangelium Matthäi an, die zweite mit dem Briefe Sankt Pauli an die Römer; die dritte bestand allein aus der Offenbarung Johannis. So arbeiteten in den späteren Wochen drei Pressen allein für Luthers deutsche Bibel. Im Juli war die erste Abteilung bis tief in's Lukasevangelium, die zweite bis zum Schluß der Korintherbriefe vorgerückt. Es ist keine geringe Leistung für jene Zeit, daß täglich zehntausend Bogen (zu je zwei Blättern) gedruckt wurden; auch wenn man annimmt, daß die Bogen doppelt gezählt sind, weil sie auf beiden Seiten bedruckt werden mußten — wonach also die drei Pressen täglich fünftausend Bogen (zu je zwei Blättern) geliefert hätten.

Eine üble Gefahr drohte dabei von den Nachdruckern, welche damals mit einem wahren Heißhunger auf jedes bedeutende Buch stürzten und dem Buchhändler, der es verlegte, durch ihre Nachdrucke den Verdienst raubten. Gesetzlichen Schutz für Buchhändler und Schriftsteller gab es damals noch nicht. So mußte also ein halbes Jahr lang, bis zum Erscheinen des Werkes der Druck wie ein heiliges Geheimnis pein-

lich verborgen werden, damit Luthers Neues Testament nicht etwa zu gleicher Zeit in Augsburg und Basel erschiene, wie in Wittenberg.

Darum erhielten auch Luthers Freunde gegen sonstige Gewohnheit keine einzelnen Druckbogen; sie mußten warten, bis das ganze Buch fertig war. Nur dem Spalatin, welcher die Probestücke dem Kurfürsten vorwies, und dem Herzog Johann gegenüber machte Luther eine Ausnahme.

Endlich konnte er melden: „Auf den Tag Matthäi (21. September) wird das Neue Testament vollendet sein."

Und an diesem Tage ist denn auch diese Erstlingsgabe von Luthers deutscher Bibel erschienen; wenigstens hat Luthers Freund und Mitarbeiter, Johann Bugenhagen, alljährlich am 21. September bis an sein Lebensende mit seinem ganzen Hause ein Fest gefeiert „zum Danke für diesen teuren, seligen Schatz der verdeutschten Bibel."

Die Sache wäre heute noch ein Fest wert.

Weil aber das Buch im September erschien, heißt es bei den Gelehrten und bei den Bücherfreunden gewöhnlich „die Septemberbibel".

Wie sah sie aus, die Septemberbibel?

Es war ein Band in großem Format (Groß Quart), 438 Seiten stark. Druckfehler enthielt er sehr wenige. Der Titel lautete: „Das Neue Testament Deutsch. Wittenberg." Sonst nichts: weder Luthers, noch des Verlegers Name war genannt. Warum nicht, das sagt Luther in der Vorrede:

„Es wäre wohl recht und billig, daß dies Buch ohne alle Vorrede und fremden Namen ausginge und nur sein selbsteigenen Namen und Rede führete." Alles Persönliche, Zeitliche, vor allem eben seine eigene Person sollte ganz zurücktreten hinter dem Worte Gottes, das nun so verständlich wie noch nie zur deutschen Christenheit redete.

Vorreden gab er nun doch der Bibel bei, und zwar nicht nur eine zum ganzen Neuen Testamente, sondern zu jeder biblischen Schrift eine. Das forderte, wie er selbst sagt, „die Notdurft, damit der einfältige Mann aus seinem alten Wahn auf die rechte Bahn geführet und unterrichtet werde, wes er in diesem Buch gewarten solle — dieweil durch manche wilde Deutung und Vorrede der Christen Sinn dahin vertrieben ist, daß man schier nicht mehr weiß, was Evangelium oder Gesetz, Neu oder Alt Testament heißt."

Diese Vorreden haben wir in unsern Lutherbibeln nicht mehr. Sie sind in den großen Ausgaben mitgeführt worden bis zu der letzten

Kurfürstenbibel von 1768; in kleineren Ausgaben hat man sie schon früher weggelassen.

Einen besonderen Schmuck erhielt das Buch durch Meister Lukas Kranach, den Maler. Er ließ die Anfangsbuchstaben der verschiedenen Bücher kunstreich in Holz schneiden und versah auch die ganze Offenbarung Johannis mit stattlichen Holzschnitten von der Größe einer ganzen Seite.

Unter diesen einundzwanzig Abbildungen waren drei dadurch merkwürdig, daß Kranach darin die Lehre darstellte, der Antichrist sei der Papst. Kranach setzte nämlich dem Drachen im Kap. 11 und 16, sowie der babylonischen Hure im Kap. 16 eine dreifache Krone auf, wie nur der Papst zu Rom sie trug. Das war deutlich.

Auch sonst unterscheidet sich die Septemberbibel von der Lutherbibel, die wir gewohnt sind. Verse gab es nicht. Die Versabteilung in der Bibel stammt erst aus späterer Zeit (1551). Dagegen war auch die deutsche Bibel, wie seit etwa 1250 die lateinische, in Kapitel eingeteilt, nur daß die verschiedenen Kapitel keine Inhaltsangaben mit sich führten.

Dafür erleichterte Luther das Verständnis durch Randbemerkungen zu schwierigen Worten oder dunklen Stellen, die wir in den heutigen Ausgaben auch nicht mehr finden.

Am allerfremdesten mutet uns freilich an der Septemberbibel die Schreibweise und Gestalt der Wörter an, die sich in den 360 Jahren, die seitdem verflossen sind, nicht wenig verändert haben.

Auch stimmen die Sätze unserer Bibel mit jener Erstlingsbibel nicht immer genau überein, weil Luther selbst in späteren Ausgaben fleißig daran gefeilt und gebessert hat.

Indem wir nun zwei Stücke des Neuen Testaments, wie wir solches versprochen haben (Seite 418), aus der Septemberbibel buchstäblich treu zum Abdruck bringen — nur, wo es notthut, statt der fortwährenden Kommas einen Punkt setzend — sollen die Stellen, wo die Übersetzung von der heut gebräuchlichen, endgiltigen abweicht, mit gesperrter Schrift gedruckt werden.

Ev. Matth. 5. 1—16. (Nach der Septemberbibel.)

Da er aber das volck sahe, steyg er auff eynen berg, unnd satzet sich, unnd seyne Junger tratten zu yhm, unnd er thatt seynen mund auff, leret sie, unnd sprach: Selig sind, die da geystlich arm sind,

denn das hymelreych ist yhr. Selig sind, die da leyde tragen, denn sie sollen getrostet werden. Selig sind die senfftmutigen, denn sie werden das erdreych besitzen. (Hierzu die Randbemerkung: „Die Welt vermeint die Erde zu besitzen und das Ihre zu schützen, wenn sie Gewalt übet, aber Christus lehret, daß man die Erde allein mit Sanftmütigkeit ohn' Gewalt behält."). Selig sind die da hungert unnd durstet nach der gerechtickeyt, denn sie sollen satt werden. Selig sind die barmhertzigen, denn sie werden barmhertzickeyt erlangen. Selig sind die von hertzen reyn sind, denn sie werden got schawen. Selig sind die fridfertigen, denn sie werden gottes kynder heyssen. (Hierzu die Randbemerkung: „Die Friedfertigen sind mehr, denn Friedsamen, nämlich, die den Frieden machen, fördern und erhalten unter andern, wie Christus uns bei Gott hat Fried gemacht.) Selig sind, die umb gerechtickeyt willen verfolget werden, denn das hymel reych ist yhr. Selig seyd yhr, wenn euch die menschenn schmehen und verfolgen, und reden allerley arges widder euch so sie daran liegenn umb meynen willen. Habt freud unnd wonne, Es wirt euch ym hymell woll belonet werden, denn also haben sie verfolgt die propheten, die fur euch gewesen sind.

Yhr seyd dz saltz der erden, wo das saltz thum wirtt, was kan man da mit saltzen? Es ist zu nicht hynfurtt nutz, denn das man es hyn auß schutten, unn laß die leutt zur tretten. (Hierzu die Randbemerkung: „Wenn die Lehrer aufhören Gottes Wort zu lehren, müssen sie von Menschengesetzen überfallen und zertreten werden". Das ging auf die Papisten und Schwärmer, die für Gottes Wort Menschengesetze eingetauscht hatten.) Yhr seyd das liecht der welt. Es mag die stat die auff eynem berge ligt nit verporgen seyn. Man tzundt auch nicht eyn liecht an unnd setzt es unter eynen scheffell, sondern auff eynen leuchter, so leuchtet es denn allen, die ym hawse sind. Also last ewer liecht leuchten fur den leutten, das sie ewere gute werck sehen, unnd ewrn vatter ym hymel preyssenn.

1. Korinther 13. (Nach der Septemberbibel.)

Wenn ich mit menschen und mit engel zungen redet, unnd hette die liebe nicht, so were ich eyn dohnend ertz, odder eyn klingende schelle. Und wenn ich weyssagen kundt, und wuste alle geheymnis, unnd alle erkentnis, und hette allen glawben, also, das ich berge versetzete, und hette der liebe nicht, so were ich nichts. (Hierzu die Rand-

bemerkung: „Wiewohl allein der Glaube rechtfertiget, als Sankt Paulus allenthalben treibt, doch wo die Liebe nicht folget, wäre der Glaube gewißlich nicht recht, ob er gleich Wunder thät'.) Und wenn ich alle meyn habe den armen gebe, und ließ meynen leyb brennen, und hette der liebe nicht, so were myrs nichts nutze.

Die liebe ist langmutig und freuntlich, die liebe eyffert nicht, die liebe schalcket nicht, sie blehet sich nicht, sie stellet sich nicht thonisch (ungeberdig), sie sucht nicht das yhre, sie lest sich nicht erbittern, sie gedenckt nicht arges, sie frewet sich nicht uber der ungerechtickeyt, sie frewet sich aber mit der warheyt, sie vertreget alles, sie glewbet alles, sie hoffet alles, sie dulbet alles. Die liebe verfellet nymer mehr, szo doch die weyssagung auffhoren werden, und die zungen auffhoren werden und das erkenntnis auffhoren wirt.

Denn unser wissen ist stuckwerck, unnd unser weyssagen ist stuckwerck. (Hierzu die Randbemerkung: „Wiewohl wir im Glauben alles haben und erkennen, was Gott ist und uns giebt, so ist doch dasselbe Erkennen noch Stückwerk und unvollkommen gegen die zukünftige Klarheit.") Wenn aber komen wird, das volkomene, so wirt das stuckwerck auffhoren. Da ich eyn kind war, da redet ich wie eyn kind, unnd richtet wie eyn kind, und hette kindische anschlege. Da ich aber eyn man wart, that ich abe was kindisch war. Wir sehen ytzt durch eyn spiegel ynn eynem tunckeln wort, denne aber von angesicht zu angesicht. Itzt erkenne ichs stucksweyß, denne aber werd ichs erkennen, gleych wie ich erkennet byn. Nu aber bleybt, glawbe, hoffnung, liebe, diese drey, aber die liebe ist die grossist unter yhn. (Hierzu die Randbemerkung: „Liebe rechtfertiget nicht, sondern der Glaube — Röm. 1. Weil aber Glaube und Hoffnung gegen Gott handeln und nur Gutes empfahen, dazu aufhören müssen, die Liebe aber gegen dem Nächsten handelt und nur Gutes thut, dazu ewig bleibt, ist sie größer, d. i. weiter, thätiger und wahrhaftiger.")

Mit der deutschen Bibel legte Luther festen und gewissen Grund für einen Neubau der Kirche. Damit bewies er, daß ihm Macht gegeben war, zu bauen, und nicht allein niederzureißen.

Um so mehr muß es auffallen, daß er sein Neues Testament nicht

ausgehen ließ, ohne seine Geringschätzung etlicher Schriften desselben laut und offen zu bezeugen. Er that dies in den Vorreden.

Nachdem er etwa in der Weise, wie wir es schon kennen, davon geredet hat, was das Evangelium sei im Unterschiede von Gesetz, fügt er einen kleinen Abschnitt ein mit der Überschrift: „Welches die rechten und edelsten Bücher des Neuen Testaments sind“. Da heißt es unter anderm:

„Denn nämlich ist Johannis Evangelium und Sankt Paulus Episteln, sonderlich die zu den Römern, und Sankt Peters erste Epistel der rechte Kern und Mark unter allen Büchern, welche auch billig die ersten sein (an erster Stelle stehen) sollten. Und einem jeglichen Christen zu raten wäre, daß er dieselben am ersten nnd allermeisten läse und sich durch täglich Lesen so gemein machte, als das täglich Brot. Denn in diesen findest du nicht viel Werk' und Wunderthaten Christi beschrieben; du findest aber gar meisterlich ausgestrichen, wie der Glaube an Christum Sünde, Tod und Hölle überwindet und das Leben, Gerechtigkeit und Seligkeit giebt, welches die rechte Art ist des Evangelii.

„Das sind Bücher, die dir Christum zeigen und alles lehren, das dir zu wissen not und selig ist, ob du schon kein ander Buch noch Lehre nimmer sehest noch hörest. Darum ist Sankt Jakobs Epistel eine rechte, stroherne Epistel gegen sie; denn sie doch keine evangelische Art an sich hat.“

Dann in der Vorrede zum Briefe des Jakobus selber redet er etwas glimpflicher davon.

„Die Epistel Sankt Jakobi, wiewohl sie von den Alten verworfen ist, lobe ich und halt' ich sie doch für gut, darum daß sie gar keine Menschenlehre setzt und Gottes Gesetz hart treibt. Aber, daß ich meine Meinung drauf stelle (darüber sage), doch ohn' jedermanns Nachteil — acht' ich sie für keines Apostels Schrift. Und das ist mein Ursach':

„Auf's Erst' daß sie stracks wider Sankt Paulum und alle andere Schrift den Werken die Rechtfertigung giebt“ u. s. w. (Jak. 2 gegen Röm. 3 und 4.)

„Auf's Ander, daß sie will Christenleut' lehren und gedenkt nicht einmal in solcher langen Lehre des Leidens, der Auferstehung, des Geistes Christi. Er nennet Christum etlichemal, aber er lehret nichts von ihm. Und ist das der rechte Prüfstein, alle Bücher zu tadeln, wenn man siehet, ob sie Christum treiben oder nicht (1. Kor. 2, 2). Was Christum

nicht lehret, das ist nicht apostolisch, wenn's gleich Petrus oder Paulus lehret; wiederum, was Christum predigt, das ist apostolisch, wenn's gleich Judas, Pilatus und Herodes thät'.

„Summa: er hat wollen denen wehren, die auf den Glauben ohne Werke sich verließen und ist der Sach' mit Geist, Verstand und Worten zu schwach gewesen und zerreißet die Schrift und widerstehet damit Paulo und aller Schrift, will's mit Gesetztreiben ausrichten, das die Apostel mit Reizen zur Lieb' ausrichten.

„Darum will ich ihn nicht haben in meiner Bibel in der Zahl der rechten Hauptbücher. Will aber niemand wehren, daß er ihn setz' und habe, wie es ihn gelüstet; denn es sind viel guter Sprüch' sonst drinnen."

Außer dem Jakobusbriefe waren es der Brief des Judas, der Brief an die Hebräer und die Offenbarung Johannis, welche Luther den andern neutestamentlichen Schriften gegenüber nicht für voll ansah. Seine Meinung darüber wurde noch bestärkt, als er in der Geschichte der Kirche nachforschte und fand, daß diese Schriften zuletzt von allen und nicht ohne Widerspruch in die Sammlung des Neuen Testamentes aufgenommen worden waren.

Luther änderte deshalb die Ordnung der Bücher im Neuen Testament. Früher stand der Hebräerbrief gleich hinter den Episteln des Paulus und wurde mit zu denen gerechnet; dann folgten die Briefe des Jakobus, Petrus, Johannes, Judas, zuletzt die Offenbarung des Johannes. Luther brachte jetzt zuerst die dreiundzwanzig Hauptschriften des Neuen Testaments, welche mit der dritten Epistel Johannis abschlossen. Darauf ließ er dann gleichsam als einen Anhang die Schriften zweiten Ranges folgen: Brief an die Hebräer, Jakobus, Judas und Offenbarung.

Er sagt darüber in der Vorrede zum Hebräerbriefe: „Bisher haben wir die rechten, gewissen Hauptbücher des Neuen Testaments gehabt. Diese vier nachfolgenden aber haben vor Zeiten ein ander Ansehen gehabt (nämlich ein geringeres).

„Und auf's Erste, daß diese Epistel an die Hebräer nicht Sankt Paulus noch eines andern Apostels sei, beweiset sich daraus, daß im andern Kapitel (2, 3) stehet also: ‚Diese Lehre ist durch die, so es selbst von dem Herrn gehöret haben, auf uns kommen und blieben.' Damit wird's klar, daß er von den Aposteln redet als ein Jünger, auf den solche Lehre von den Aposteln kommen sei, vielleicht lange hernach. Denn Sankt Paulus (Gal. 1, 12) mächtiglich bezeuget: er hab'

sein Evangelium von keinem Menschen noch durch Menschen, sonder: von Gott selber.

„Über das hat sie (die Epistel an die Hebräer) einen harten Knoten, da sie stracks verneinet und versagt die Buß' den Sündern nach der Taufe (6, 4 ff. 10, 26 ff) und spricht: Esau hab' Buße gesucht und nicht funden (12, 17); welches wider alle Evangelien und Episteln Sankt Pauli ist.

„Wie dem sei, so ist's ja eine ausbündige gelehrte Epistel, die vom Priestertum Christi meisterlich und gründlich aus der Schrift redet, dazu das Alte Testament fein und reichlich ausleget, daß es offenbar ist, sie sei eines trefflichen, gelehrten Mannes (Schrift), der ein Jünger der Apostel gewesen, viel von ihnen gelernt und sehr in der Schrift geübet ist. Und ob er wohl nicht den Grund legt des Glaubens, welches der Apostel Amt ist, so bauet er doch fein darauf: Gold, Silber, Edelsteine, wie Sankt Paulus sagt: (1. Kor. 3, 12). Derhalben uns nicht hindern soll, ob vielleicht etwas Holz, Stroh oder Heu (vergl. ebenda) mituntermenget werde, sondern (wollen) solche feine Lehre mit allen Ehren annehmen, ohn' daß man sie den apostolischen Episteln nicht allerdinge gleichen mag."

Am wenigsten konnte sich Luther mit der Offenbarung Johannis befreunden.

„An diesem Buch der Offenbarung Johannis lass' ich auch jedermann seines Sinnes walten, will niemand an mein Urteil verbunden haben: ich sage, was ich fühle. Mir mangelt an diesem Buche nicht einerlei (ich vermisse daran mehrerlei), daß ich's weder für apostolisch, noch für prophetisch halte.

„Auf's Erst' und allermeiste, daß die Apostel nicht mit Gesichten umgehen, sondern mit klaren und dürren Worten weissagen, wie Petrus, Paulus, Christus im Evangelio auch thun. Denn es gebührt auch dem apostolischen Amt, klärlich und ohn' Bild oder Gesicht von Christo und seinem Thun zu reden . . .

„Es haben auch viel der Väter dies Buch vor Zeiten verworfen . .

„Endlich halt' davon jedermann, was ihm sein Geist giebt — mein Geist kann sich in das Buch nicht schicken. Und ist mir die Ursach' genug, daß ich sein nicht hochachte, daß Christus drinnen weder gelehret noch erkannt wird, welches doch zu thun vor allen Dingen ein Apostel schuldig ist, wie er sagt: ‚Ihr sollt meine Zeugen sein

(Apostelgesch. 1, 8)'. Darum bleib' ich bei den Büchern, die mir Christum hell und rein dargeben."

Ist das derselbe Luther, der sonst so pochen und trotzen kann auf die Schrift? Derselbe Luther, der da will, daß alle seine eigenen Bücher untergehen und die Bibel allein von den Christen gelesen und studiert werde?

Wie manches gute Wort haben wir schon aus seinem Munde gehört, das ein helles Zeugnis war für den einzigen hohen Wert der heiligen Schrift (Seite 321. 333—336). Er hatte es als seine Lebensaufgabe erfaßt, seinen Deutschen die heilige Schrift zu dolmetschen (Seite 305 f. 394. 405). Und nun konnte er von biblischen Büchern also reden!

Es geht auch nicht an, daß man diese Äußerungen einfach als Fehler und Schwächen mit in Kauf nimmt. Seine felsenfeste Zuversicht auf Gottes Wort und sein freies Urteil über einzelne Schriften und Stellen der Bibel muß doch irgendwie zusammenstimmen. Luther war kein Mann voll von Widersprüchen; er war ein Mann aus Einem Guſſe.

Auch hat er jene auffälligen Äußerungen nicht heimlich gethan, oder zu einer Zeit, wo er und sein Werk gesichert waren. Nein, mitten im Kampf, als noch alles auf dem Spiele stand.

Zum erstenmal hat er über die Epistel des Jakobus sich absprechend geäußert im Jahre 1519, als er mit Doktor Eck im Streite lag. Schon damals hielt man ihm die Worte des Jakobus entgegen, wenn er auf Grund des Paulus die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein verkündigte. Da bekannte er frei, daß seiner Meinung nach „die Haltung dieses Briefes (von Jakobus) weit unter der apostolischen Majestät zurückbleibe und mit der des Paulus sich in keinem Wege vergleichen lasse."

Und jetzt sprach er dergleichen noch viel schärfer aus, wo er zu Worms den Papisten gegenüber allein auf die heilige Schrift sich gestellt hatte und im Kampfe gegen die Schwärmer ebenfalls den Wert des geschriebenen Wortes erst recht erkannt haben mußte! (Vergl. Seite 426).

Nun, jene Äußerungen mögen vielleicht auf den ersten Blick jemanden an Luther irre machen; aber wenn man genau zusieht, erweisen sie ihn recht als den Mann, der er war: nämlich der mit dem Munde Wahrheit redete und von Herzen glaubte.

Wieso denn?

Zum Ersten; Luther war eine durch und durch redliche und wahrhaftige Natur. Er sagte immer frei heraus, was er dachte. Jene vier Schriften hatten ihm nicht den göttlichen, erleuchtenden Eindruck gemacht, wie die „Hauptbücher, die des Glaubens Grund legen sollen.“ Nun fand er, daß sie in den ältesten Zeiten der Kirche, als die Sammlung der neutestamentlichen Schriften allmählich entstand, zu allerletzt und nicht ohne Widerspruch als von Gott eingegebene Schriften anerkannt worden waren. Was er so in seiner Seele empfunden und in der Geschichte der Kirche erforscht hatte, das verhehlte er auch der Gemeinde nicht.

Ohne diese unbedingte Wahrhaftigkeit wäre er nicht der Reformator gewesen.

Zum Andern. Es ist ohne Frage einseitig und kurzsichtig von Luther, daß er den Wert der drei ersten Evangelienbücher, die besondere Kraft und Schönheit des Jakobusbriefes, die christliche Art der Offenbarung Johannis nicht recht gewürdigt hat. Seine Vorliebe für Paulus und Johannes machte ihn ungerecht. Wir urteilen heute ruhiger, billiger, und ich wollte mir das praktische Christentum Sankt Jakobi, wie auch den christlichen Trost der Offenbarung Johannis nicht nehmen lassen.

Aber wie gewöhnlich, so ist Luthers schwache Seite zugleich seine starke. Weil er die ‚Hauptbücher‘ so klar erkannt und so gründlich verstanden hatte, darum unterschätzte er die Schriften zweiten Ranges.

Und daß es Unterschiede giebt in der heiligen Schrift, das wird niemand bezweifeln. Ganz abgesehen von hellen und dunklen Stellen (Seite 333 f), so ist doch gewiß der Spruch Joh. 3, 16 hundertmal mehr wert, als der ganze Brief Judä. Und in den Predigten kehren gewisse Worte der heiligen Schrift unzählig oft wieder, weil sie die wichtigsten sind. Und wer seine Bibel kennt und liebhat, schlägt gewisse Kapitel immer wieder am liebsten auf, weil er darin den reichsten Trost und die seligste Erkenntnis findet.

So ist denn auch bei Gelehrten und Ungelehrten darüber kein Streit, daß unter den heiligen Männern, die das Neue Testament geschrieben haben, dem Paulus und dem Johannes die Palme gebührt. Darum trifft es Luther wohl, wenn er Johannis Evangelium „das einige, zarte, rechte Hauptevangelium“ nennt und wenn er von dem Briefe Sankt Pauli an die Römer rühmt:

„Diese Epistel ist das rechte Hauptstück des Neuen Testaments und

das allerlauterste Evangelium, welche wohl würdig und wert ist, daß sie ein Christenmensch nicht allein von Wort zu Wort auswendig wisse, sondern täglich damit umgehe als mit täglichem Brot der Seelen; denn sie nimmer kann zu viel und zu wohl gelesen oder betrachtet werden. Und je mehr sie gehandelt wird, je köstlicher sie wird und besser sie schmeckt."

Darnach giebt er einen trefflichen Überblick über den ganzen Inhalt des Briefs und fährt fort: „Also finden wir in dieser Epistel aufs allerreichlichste, was ein Christ wissen soll: nämlich, was Gesetz, Evangelium, Sünde, Strafe, Gnade, Glaube, Gerechtigkeit, Christus, Gott, gute Werke, Hoffnung, Kreuz sei, und wie wir uns gegen jedermann, er sei fromm oder Sünder, stark oder schwach, Freund oder Feind, und gegen uns selber halten sollen — daß nichts mehr hier zu wünschen ist."

Luther besaß großen Sinn für das Wesentliche, für das Grundlegende, für die Hauptsache im Christentum — für das, worauf's ankommt.. Das erfaßte er mit ganzem Herzen und gab Nebendinge frei.

Was mißfiel ihm denn an jenen vier Schriften, die er nur ansah wie einen Anhang zum Worte Gottes? Daß sie Christum nicht trieben! Daß sie das einfache, große Evangelium von der Gnade Gottes nicht predigten!

Sie thun's ja auf ihre Weise auch, nur minder deutlich. Aber er trachtete mit allen Kräften darnach, die christliche Offenbarung in ihrem Kern und Mittelpunkt zu begreifen.

Und das war doch schließlich das oberste Verdienst seiner neuen Lehre, daß er von allerhand Nebenpunkten, die damals in der Kirche allein getrieben wurden, auf den Hauptpunkt im Christentum gewiesen, in der Schale den Kern wieder aufgefunden hat.

Darum: wer über jene Vorreden zum Hebräerbrief, zum Jakobus, zur Offenbarung Johannis den Kopf schüttelt, der lese die zum Römerbriefe, zu den Evangelien.

Nur wer so zeugen konnte von Christo, durfte so frei urteilen über Christen und christliche Schriften. Je mehr Glaube, desto mehr Freiheit. Je völliger wir Christum zu eigen haben, desto mehr haben wir ein Recht, zu richten auch über die Apostel. Hast du Gottes Geist, so bist du Herr über den Buchstaben. Denn es stehet geschrieben 1. Kor. 2, 15: „Der geistliche Mensch richtet alles und wird von niemand

gerichtet.“ Und abermals 2. Kor. 3, 6: „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.“

„Darum siehe nun darauf,“ schreibt Luther in der Vorrede zur ganzen Septemberbibel, „daß du nicht aus Christo einen Mosen machest, noch aus dem Evangelium ein Gesetz oder Lehrbuch, wie bisher geschehen. Moses in seinen Büchern treibt, dringt, dräuet, schlägt und straft gräulich, denn er ist ein Gesetzschreiber und -Treiber.“ Aber das Evangelium fordert nichts anders denn den „Glauben an Christum, daß derselbige für uns Sünde, Tod und Hölle überwunden hat.“

Das deutsche Neue Testament Luthers, wie es im September 1522 erschien, kostete anderthalb Gulden, d. i. nach heutigem Gelde etwa 25 Mark. Das war teuer genug. Luther steckte von dem Gewinn nichts ein; er hat überhaupt zeit seines Lebens von den vielen Büchern, die er geschrieben hat, keinen Verdienst gehabt.

Trotz des hohen Preises wurde das Buch so stark gekauft, daß der große Vorrat, den Melchior Lotther gleich hatte drucken lassen, schnell vergriffen war. Es machte sich alsbald eine zweite Auflage nötig, welche im Dezember erschien.

Auf's herrlichste erfüllte sich nun der Wunsch, welchen Eberlein von Günzburg, ein volkstümlicher Prediger, vielen aus dem Herzen redete: „Ein heilsam Ding wäre, daß jeglicher Christ eine Bibel im Haus hielte, wer lesen könnte, täglich eine Zeit lang oder kurz darin läse, sein Herz darin zu Gott richtete, seine Sitten gegen den Nächsten — Gott gebe, daß wir denselbigen Tag erleben!“

Kaum war das Buch erschienen, so machten sich auch die Nachdrucker darüber her und halfen es unter die Leute bringen.

Wir haben einen unverdächtigen Zeugen für die Wirkung, welche das Werk in Deutschland that, an Luthers erbittertem Gegner Kochläus (Seite 154). Er berichtet:

„Massenhaft wurde das Neue Testament Luthers vervielfältigt, also daß auch Schuster, Weiber und jedwede Laien, die einigermaßen deutsche Schrift zu lesen verstanden, das Buch mit sich herumtrugen, darin auf's begierigste lasen als in dem Quell aller Wahrheit, und durch häufiges Lesen den Inhalt ihrem Gedächtnis einprägten. Dadurch wurden sie binnen wenig Monaten so gelehrt und anmaßend, daß sie nicht nur mit katholischen Laien, sondern auch mit Priestern und Mönchen, ja selbst

mit Magistern und der heiligen Theologie Doktoren ohne Scham und Scheu über den Glauben und über das Evangelium sich stritten. Es kam vor, daß ungebildete Lutheraner bei solchen Unterredungen mehr Schriftstellen aus dem Stegreif anführten, als katholische Priester und Mönche anzuführen vermochten. Luther hatte seinem Haufen schon längst beigebracht, daß man nichts glauben dürfe, außer was in der Bibel stünde. Darum galten die gelehrtesten katholischen Theologen für Nichtswisser in der Schrift und mußten sich oftmals vor allem Volke von ihnen sagen lassen, daß sie Lügen und Menschenfündlein gepredigt hätten."

Nachdem Luther das Neue Testament verdeutscht hatte, nahm er das Alte vor. Es erschien stückweise: zuerst 1523 die fünf Bücher Mose, dann 1524 die andern geschichtlichen Bücher von Josua bis Esther, desgleichen 1524 Hiob, Psalter und Salomo, dann aber erst 1533 die Propheten und zuletzt die Apokryphen.

Auch diese Stücke wurden mit größter Begeisterung aufgenommen. Aber davon und von der Arbeit, die Luthern das Alte Testament machte, ein andermal.





Einundzwanzigstes Kapitel.

Die ersten Gesangbücher.

Bald nach dem Neuen Testament erschien das erste Gesangbuch. Bibel und Gesangbuch, die beiden gehören noch bis auf den heutigen Tag zusammen, wo gut Lutherische Christen sind.

Geistliche, liebliche Lieder, Psalmen und Lobgesänge sind schon von den ersten Christen zur Zeit der Apostel bei ihren Versammlungen gesungen worden. Das merken wir aus den Briefen Sankt Pauli: 1. Kor. 14, 15. 26. Eph. 5, 19. Kol. 3, 16. Reichlich gingen die frommen Dichtungen hervor aus den griechischen und syrischen Gemeinden. Aber schon im dritten Jahrhundert wurden dort im Morgenlande alle Lieder außer den biblischen Psalmen aus dem Gottesdienste verwiesen und der Gesang zu einem Vorrechte der Priesterschaft. Darum hat die morgenländische oder griechisch-katholische Kirche keine Lieder wie wir, kein Gesangbuch.

Im Abendlande sang die Gemeinde viel länger, wenigstens da, wo das Volk mit Lateinisch sprach und verstand. Zumal in Oberitalien, wo Ambrosius, Bischof von Mailand († 397), sich des Kirchengesanges eifrig annahm, hallten die Gotteshäuser von den Liedern der Gläubigen wieder. Wer kennt nicht den Ambrosianischen Lobgesang: Te Deum laudamus „Herr Gott dich loben wir“?

Aber um's Jahr 600 änderte sich das. Auch im Abendlande, in der römisch-katholischen Kirche, nahm die Priesterschaft den Kirchengesang für sich in Anspruch; das Volk durfte nur etwa ein paar Worte

auf das, was der Chor der Priester und Priesterschüler sang, erwidern. Von der Zeit an war das Volk in der römischen Kirche zum Schweigen verurteilt, bis Luther den Bann brach.

Insonderheit war den sangeslustigen Deutschen von vornherein die Möglichkeit abgeschnitten, sich am Gottesdienste mit herzhaftem Liedersang zu beteiligen; denn sie konnten nur Deutsch, und die Kirche redete Lateinisch. Da mußten sie sich begnügen, immer und immer wieder den alten ehrwürdigen Ruf anzustimmen: „Kyrie eleison (Herr, erbarme dich)!“

Aber trotz der Ungunst unter dem Papsttum regte sich doch im Volke christlicher, deutscher Gesang. Schon im zwölften Jahrhundert wurde hin und her das Osterlied gesungen:

Christ ist erstanden
Von der Marter alle;
Des sollen wir alle froh sein,
Christ will unser Trost sein.
Kyrie eleison!

Dieses Lied ist dann im vierzehnten Jahrhundert auch in manchen Kirchen erklungen; das erste, und lange Zeit das einzige deutsche Lied, welches im öffentlichen Leben das Bürgerrecht gewonnen hat.

Daneben entstanden andere und immer mehr christliche Volkslieder. Die wurden bei Bittgängen und Wallfahrten, zu Schiffe oder im Kriege, vor und nach der Schlacht, oft und gern angestimmt. Solche Lieder waren die Pfingstweisen „Nun bitten wir den heil'gen Geist“, „Komm, heil'ger Geist, Herre Gott“, das Weihnachtslied „Ein Kindelein, so lobelich“, das Himmelfahrtslied „Christ fuhr gen Himmel“.

In den letzten Jahrzehnten vor der Reformation mehrte sich die Zahl solcher geistlicher Volkslieder zusehends. Die neu erfundene Buchdruckerkunst half sie unter die Leute bringen: als Flugblätter wanderten sie von Ort zu Ort. Aber die Kirche verhielt sich spröde dagegen; mit seltenen Ausnahmen mußten diese Gesänge außerhalb der Kirchenmauern bleiben.

Was da anzuerkennen ist, hat auch Luther anerkannt. So sagt er einmal in einer Predigt vom Jahre 1533:

„Im Papsttum hat man feine Lieder gesungen: ‚Der die Hölle zerbrach und den leidigen Teufel darinne überwand, damit erlöst der Herr

die Christenheit'. Item ‚Christ ist erstanden von seiner Marter alle'. Zu Weihnachten hat man gesungen: ‚Ein Kindelein so löbelich ist uns geboren heute'. Zu Pfingsten hat man gesungen: ‚Nun bitten wir den heiligen Geist'. In der Messe hat man gesungen das gute Lied: ‚Gott sei gelobet und gebenedeiet, der uns selber hat gespeiset.' Das ist von Herzen wohl gesungen; aber da sind keine Prediger gewesen, die uns hätten sagen können, was es sei."

Als nun Luther nach seiner Heimkehr von der Wartburg darauf bedacht war, den Gottesdienst neu zu ordnen, lag es ihm sehr am Herzen, dem deutschen Liede in der Kirche eine Stätte zu bereiten.

„Ich wollte," so erklärte er im Jahre 1523, „wir hätten recht viele deutsche Gesänge, die das Volk während der Messe singen könnte. Denn es ist kein Zweifel, daß früher die ganze Gemeinde gesungen hat, was jetzt der Chor singt und auf den Segen des Pfarres antwortet. Einstweilen könnten deutsche und lateinische Gesänge wechseln, bis die ganze Messe (der ganze Gottesdienst) deutsch wird.

„Aber uns mangeln die Dichter, oder sie sind noch nicht gekannt, die uns mit frommen, geistlichen Liedern, wie Paulus sie nennt, beschenkten, welche man in der Kirche Gottes singen könnte. Einige Lieder haben wir ja, aber die wenigstens sind vom rechten Geist erfüllt. Ich sage das, damit Männer, die deutsche Dichter sind, sich dadurch erwecken lassen, uns fromme Lieder zu dichten."

Und mit diesem öffentlichen Aufrufe begnügte sich Luther nicht. Er wandte sich mit der gleichen Bitte an die Freunde. So an Spalatin zu Anfang des Jahres 1524.

„Es ist im Werke," schrieb er da, „nach dem Exempel der Propheten und der alten Väter deutsche Psalmen zu verfassen für das Volk, d. i. geistliche Lieder, damit so das Wort Gottes auch durch Gesang unter den Leuten erhalten bleibe. Wir suchen daher überall Dichter. Und weil Du nun der deutschen Sprache so mächtig und so beredt, ja ein wohlgeübter Meister darinnen bist, so bitte ich Dich, Du wollest mit uns Hand anlegen und versuchen, auch einen Psalm in ein deutsches Lied zu wandeln, wie Du anbei von mir eine Probe erhältst. Doch lasse nur ja die neumodischen Hofwörtlein bei Seite, damit die Lieder ganz einfach und schlicht, wie sie das Volk verstehen mag, aber doch auch rein und geschickt ausfallen; dazu muß der Sinn klar sein und möglichst den Psalmen angepaßt.

„Ich für meinen Teil habe nicht die Gabe, daß ich hierinnen leisten könnte, was ich gern möchte. Ich will also sehen, ob Du vielleicht ein Heman, Assaph oder Jeduthun bist. (Das waren Psalmdichter und Sänger.)

„Auch den Johann Dolzig (kurfürstlicher Hofmarschall) bitte ich darum, denn er ist ebenfalls wohl beredt und der Sprache mächtig."

Spalatin war kein Assaph und Johann Dolzig auch nicht. Im ganzen Wittenberger Freundeskreise gab es niemanden, der so sehr das Zeug dazu hatte, dem Volke die Lieder zu schenken, die es brauchte, wie Luther. Das Beste neben ihm leistete Paul Speratus, ein Schwabe, der sich seit 1523 in Wittenberg aufhielt.

Das erste Kirchenlied, das Luther gedichtet hat, erschien im Jahre 1523, einzeln für sich, als Flugblatt gedruckt. Es war überschrieben: „Ein Danklied für die höchsten Wohlthaten, so uns Gott in Christo erzeiget hat." Es war ein rechtes Triumph- und Freudenlied des evangelischen Christenglaubens. Schnell wurde es allen Wittenbergisch Gesinnten lieb, und viele Katholiken gewann es für das Evangelium.

Nun freut euch, lieben Christen gmein (allesamt),
Und laßt uns fröhlich springen,
Daß wir getrost und All in ein
Mit Lust und Liebe singen:
Was Gott an uns gewendet hat
Und seine süße Wunderthat,
Gar teur hat er's erworben.

Dem Teufel ich gefangen lag,
Im Tod war ich verloren,
Mein' Sünd' mich quälte Nacht und Tag,
Darin ich war geboren;
Ich fiel auch immer tiefer drein,
Es war kein Guts am Leben mein,
Die Sünd' hatt' mich besessen.

Mein' guten Werk', die galten nicht,
Es war mit ihn'n verdorben,
Der frei' Will' hasset' Gotts Gericht,
Er war zum Gutn erstorben.
Die Angst mich zu verzweifeln trieb,
Daß nichts denn Sterben bei mir blieb,
Zur Hölle mußt' ich sinken.

Da jammert' Gott in Ewigkeit
Mein Elend übermaßen,
Er dacht' an sein' Barmherzigkeit,

Er wollt' mir helfen lassen.
Er wandt' zu mir das Vaterherz,
Es war bei ihm fürwahr kein Scherz,
Er ließ sein Bestes kosten.

Er sprach zu seinem lieben Sohn:
‚Die Zeit ist hie zu 'rbarmen,
Fahr hin, meins Herzens werte Kron',
Und sei das Heil dem Armen,
Und hilf' ihm aus der Sündennot,
Erwürg' für ihn den bittern Tod
Und laß ihn mit dir leben!'

Der Sohn dem Vater ghorsam ward,
Er kam zu mir auf Erden,
Von einer Jungfrau rein und zart —
Er sollt' mein Bruder werden.
Gar heimlich führt' er sein' Gewalt,
Er ging in meiner armen G'stalt,
Den Teufel wollt er fangen.

Er sprach zu mir: ‚Halt' dich an mich,
Es soll dir jetzt gelingen.
Ich geb' mich selber ganz für dich,
Da will ich für dich ringen;
Denn ich bin dein und du bist mein,
Und wo ich bleib', da sollst du sein,
Uns soll der Feind nicht scheiden.

Vergießen wird er mir mein Blut,
Dazu mein Leben rauben —
Das leid' ich alles dir zu gut.
Das halt' mit festem Glauben!
Den Tod verschlingt das Leben mein,
Mein Unschuld trägt die Sünde dein —
Da bist du selig worden.

Gen Himmel zu dem Vater mein
Fahr' ich von diesem Leben,
Da will ich sein der Meister dein,
Den Geist will ich dir geben,
Der dich in Trübnis trösten soll
Und lehren mich erkennen wohl
Und in der Wahrheit leiten.

Was ich gethan hab' und gelehrt,
Das sollst du thun und lehren,

Damit das Reich Gotts werd' gemehrt
Zu Lob und seinen Ehren.
Und hüt' dich vor der Menschen G'satz,
Davon verdirbt der edle Schatz,
Das laß ich dir zur Letze (zur Labung).' Amen.

Im Jahre 1524 erschienen bereits drei Sammlungen evangelischer deutscher Lieder.

Das erste Gesangbuch bestand aus drei Flugblättern, die zusammengeheftet waren. Es ging wohl von Wittenberg aus und führte den Titel: „Etliche christliche Lieder, Lobgesänge und Psalmen, dem reinen Wort Gottes gemäß, aus der heiligen Schrift, durch mancherlei Hochgelehrte gemacht, in der Kirche zu singen, wie es denn zum Teil bereits zu Wittenberg in Übung ist."

Das Büchlein enthielt acht Lieder: drei von Speratus, eins von einem Unbekannten und vier von Luther, nämlich „Nun freut euch, lieben Christen gmein", „Ach Gott vom Himmel, sieh darein", „Es spricht der Unweisen Mund" und das folgende; eines der allerschönsten Lieder, die Luther gedichtet hat, nach den Worten des 130. Psalms und doch tief aus dem Herzen heraus. Hier war beides, Buße und Glaube, ja der Glaube, welcher Welt, Tod und Hölle überwindet.

Aus tiefer Not schrei' ich zu dir,
Herr Gott, erhör mein Rufen;
Dein' gnädig Ohren kehr' zu mir,
Und meiner Bitt sie öffen!
Denn so du willt das sehen an,
Was Sünd und Unrecht ist gethan,
Wer kann, Herr, vor dir bleiben?

Bei dir gilt nichts, denn Gnad und Gunst,
Die Sünde zu vergeben;
Es ist doch unser Thun umsonst
Auch in dem besten Leben.
Vor dir niemand sich rühmen kann,
Des muß dich fürchten jedermann,
Und deiner Gnade leben.

Darum auf Gott will hoffen ich,
Auf mein Verdienst nicht bauen;
Auf ihn mein Herz soll lassen sich
Und seiner Güte trauen,
Die mir zusagt sein wertes Wort —

Das ist mein Trost und treuer Hort,
Des will ich allzeit harren.

Und ob es währt bis in die Nacht
Und wieder an den Morgen,
Doch soll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht noch sorgen.
So thu' Israel rechter Art,
Der aus dem Geist erzeuget ward,
Und seines Gotts erharre.

Ob bei uns ist der Sünden viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnade;
Sein' Hand zu helfen hat kein Ziel,
Wie groß auch sei der Schade.
Er ist allein der gute Hirt,
Der Israel erlösen wird
Aus seinen Sünden allen.

Das zweite Gesangbuch erschien zu Erfurt. Es enthielt schon fünfundzwanzig Lieder und ist vermutlich von Justus Jonas herausgegeben worden.

Das dritte Gesangbuch endlich hat Luther selbst zusammengestellt. Es brachte auch gleich die Melodien mit und zwar vierstimmig. Dieses um der Schuljugend willen, für die es zunächst bestimmt war. Johann Walter, des Kurfürsten Kantor zu Torgau, half ihm dabei.

Für die Melodien legte er meistens bekannte Volksweisen unter, aber etliche erfand er selbst. So hielt er es ja auch mit den Liedern. Da lehnte er sich entweder an alte deutsche Gesänge an, die schon im Munde des Volkes lebten und die er neu veränderte und vermehrte, oder er legte Psalmen zu Grunde (wie oben Psalm 130), oder er dichtete frei aus seiner Seele heraus (wie oben das Lied: „Nun freut euch, lieben Christen gmein“).

Dieses erste Gesangbuch von Luthers Hand bot unter 32 Liedern, die es enthielt, 24 Luthersche. Hier folgt eines davon, das für die dritte Art seiner Liederdichtung als Probe dienen mag, nämlich wie er sich gerne anlehnte an alte deutsche Volksgesänge. Das Lied hat vier Verse; der erste ist die alte Pfingstweise, wie Luther sie vorfand; dazu dichtete er frei die anderen drei Verse hinzu. Lange Zeit hindurch hat man dieses Lied in den lutherischen Gottesdiensten regelmäßig vor der Predigt gesungen.

Nun bitten wir den heiligen Geist
Um den rechten Glauben allermeist,
Daß er uns behüte
An unserm Ende,
Wenn wir heimfahrn
Aus diesem Elende.
Kyrieleis.

Du wertes Licht, gieb uns deinen Schein,
Lehr' uns Jesum Christ kennen allein,
Daß wir an ihm bleiben,
Dem treuen Heiland,
Der uns bracht hat
Zum rechten Vaterland.
Kyrieleis.

Du süße Lieb, schenk uns deine Gunst,
Laß uns empfinden der Liebe Brunst,
Daß wir uns von Herzen
Einander lieben,
Und in Friede
Auf einem Sinn bleiben.
Kyrieleis.

Du höchster Tröster in aller Not,
Hilf, daß wir nicht fürchten Schand' noch Tod,
Daß in uns die Sinne
Nicht verzagen,
Wenn der Feind wird
Das Leben verklagen.
Kyrieleis.

Zu diesem „Geistlichen Gesangbüchlein", wie Luther es betitelte, schrieb er folgende Vorrede.

„Daß geistliche Lieder singen gut und Gott angenehm sei, acht' ich, sei keinem Christen verborgen, dieweil jedermann nicht allein das Exempel der Propheten und Könige im Alten Testament, die mit Singen und und Klingen, mit Dichten und allerlei Saitenspiel Gott gelobt haben, sondern auch solcher Brauch, sonderlich mit Psalmen, gemeiner Christenheit von Anfang kund ist. Ja auch Sankt Paulus solches 1. Kor. 14 einsetzt und den Kolossern gebietet, von Herzen dem Herrn zu singen geistliche Lieder und Psalmen, auf daß dadurch Gottes Wort und christliche Lehre auf allerlei Weise getrieben und geübt werde.

„Demnach hab' ich auch, samt etlichen andern, zum guten Anfang und Ursach' zu geben denen, die es besser vermögen, etliche geistlich Lieder zusammengebracht, das heilige Evangelium, so jetzt von Gottes Gnaden wieder aufgegangen ist, zu treiben und in Schwang zu bringen, daß wir auch uns möchten rühmen, wie Mose in seinem Gesang thut (2. Mos. 15), daß Christus unser Lob und Gesang sei, und nichts wissen sollen zu singen noch zu sagen, denn Jesum Christum, unsern Heiland, wie Paulus sagt (1. Kor. 2, 2).

„Und sind dazu auch in vier Stimmen gebracht, nicht aus anderer Ursache, denn daß ich gerne wollte, die Jugend, die doch sonst soll und muß in der Musika und andern rechten Künsten erzogen werden, etwas hätte, damit sie der Buhllieder und fleischlichen Gesänge los würde und an derselben Statt etwas Heilsames lernte und also das Gute mit Lust, wie den Jungen gebührt, einginge. Auch daß ich nicht der Meinung bin, daß durch's Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistlichen vorgeben; sondern ich wollte alle Künste sonderlich die Musika, gerne sehen im Dienst des, der sie gegeben und geschaffen hat.

„Bitte derhalben, ein jeglicher frommer Christ wollte solches ihm lassen gefallen, und wo ihm Gott mehr oder desgleichen verleihet, helfen fördern. Es ist sonst leider alle Welt allzu laß und zu vergessen, die arme Jugend zu ziehen und zu lehren, daß man nicht allererst darf auch Ursach dazu geben.

„Gott geb uns seine Gnade. Amen."

Für die Jugend also, sonderlich für die in den städtischen Schulen, war dieses Gesangbuch bestimmt. Durch sie sollten die Lieder und die rechten Melodien ins Volk kommen.

Denn so wie wir heute unser Gesangbuch mit zur Kirche nehmen, so konnte man's damals nicht halten. In der Kirche sangen die Leute auswendig. Wie die Lutherschen Lieder bekannt wurden, lernte sie schnell einer vom Munde des andern; nur wer lesen konnte — und das waren die Wenigsten — mochte sie aus Flugblättern oder aus solchen Liederbüchern, wie ihrer nun seit dem Jahre 1524 viele erschienen sind, lernen. Aber die Bücher mit in den Gottesdienst zu nehmen, fiel niemandem ein. Diese Sitte kam erst im siebzehnten Jahrhundert

auf, als der Lieder viele wurden und sie nicht mehr so fest im Gedächtnis hafteten.

Aber schön muß das doch gewesen sein, wie das Volk damals zuerst mit Herzenslust beim Gottesdienst die Lutherschen Lieder anstimmte. Da freute sich die Gemeinde, daß sie nun auch mit beten und mit predigen durfte.

Und mehr als einmal haben die Anhänger des Evangeliums durch solches Singen Städte und Kirchen erobert und die Papisten aus dem Felde geschlagen.





Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die neue Schule.

Für die Schuljugend war das „Geistliche Gesangbüchlein" verfaßt. Ja, gab es denn wieder eine Schule?

Als Luther nach Wittenberg zurückkam, freilich nicht. Wo einst den Knaben allerlei Kenntnisse waren beigebracht worden, da verkaufte man jetzt Brot. Wer sollte die Kinder noch zur Schule halten, wenn der Herr Schuldirektor selber zu ihnen sagte: ‚Kinder, geht heim, das Lernen taugt nichts'? (Seite 443 f.)

Da nun Luther den Gottesdienst wieder herstellte, soweit es anging, nach der Väter Weise, fand er nicht einmal Knaben vor, die in der Pfarrkirche hätten mit dem Geistlichen die Meßgesänge aufführen können; so mußten die Diakonen und der Küster einstweilen dafür eintreten. Indessen wurde die Wittenberger Stadtschule durch Bugenhagen alsbald wieder eingerichtet.

Natürlich erblühte auch die Wittenberger Universität immer schöner. Es war jetzt unbestritten die berühmteste von allen deutschen Hochschulen. Wir haben ja gehört, wie sie sogar bis aus der Schweiz herkamen, um zu Luthers Füßen zu sitzen.

So war der Schaden, den Karlstadt auch unter den Wittenberger Studenten angestiftet hatte, schnell gutgemacht. Aber außerhalb Wittenbergs machte sich vielfach ein Geist bemerklich, welcher den Wissenschaften feind war.

Das hing damit zusammen, daß die Schulen und Bildungsanstalten jener Tage mit Klöstern verbunden waren und daß die Gelehrsamkeit

bisher mehr oder weniger ein Vorzug des geistlichen Standes gewesen war. Nun lernte man die Klöster und den Priesterstand verachten und zog daraus den Schluß, daß Lehren und Lernen überhaupt nicht mehr nötig sei.

Luther war von Herzen damit einverstanden, daß man die Klöster eingehen und den ganzen Kram von toten und unnützen Kenntnissen, der dortselbst zu holen war, fahren ließ. Er freute sich auch, wenn die Scholastik, jene steife, schwerfällige Richtung der Wissenschaft (Band 1 Seite 14), die er bekämpft hatte, seit er sein Lehramt bekleidete, immer mehr in Verachtung geriet. Und gar willkommen hieß er es, wenn der weltliche Stand (die Laien) sich kecklich neben den geistlichen stellte und auch für sich Erkenntnis und Urteil in geistlichen Dingen in Anspruch nahm.

Aber — das Lernen sollte darum nicht aufhören. Im Gegenteil, das sollte erst recht anheben. Viel zu wenig war bisher gelehrt und studiert worden. Kein Knabe durfte heranwachsen, ohne im Glauben und allerlei nützlichem Wissen unterrichtet zu werden. Und auch die Mägdlein, nach denen bisher kein Schulmeister gefragt hatte, sollten zur Schule gehalten werden.

Darum: mochte man Klöster aufheben, Stifter schließen — immerhin; aber dafür hieß es nun Schulen bauen und Lehrer anstellen für die liebe Jugend, in allen Landen, zuvörderst aber in den Städten.

Solchen Unterricht zu fördern, hatte er schon früher die zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis und das heilige Vaterunser herausgegeben, als die Hauptstücke, welche die Kinder lernen müßten — es war der erste Vorbote des kleinen Katechismus. Jetzt ließ er ein Schriftchen ähnlichen Inhalts ausgehen, das „Betbüchlein“. Dazu nun das „Gesangbüchlein“.

Aber derlei Schriftchen und auch das gute Beispiel Wittenbergs genügten nicht. Der Unverstand der Menschen war zu groß. Dieselben Leute, die mit Vergnügen den Klöstern und Kirchen die alten, beträchtlichen Opfer entzogen, waren laß und faul, wenn sie nun eine Kleinigkeit für Schulen hergeben sollten.

Unermüdet sagte Luther in Briefen darüber seine Meinung. An den Pfarrer von Eisenach schrieb er:

„Haltet bei Euren Leuten darauf, daß der Unterricht der Jugend in Gang kommt. Denn ich sehe, daß dem Evangelium gänzlicher Ruin

droht, wenn man die Erziehung der Kinder verabsäumt. Diese Sache ist von allen durchaus die notwendigste.“

Aber er konnte nicht überallhin Briefe schreiben, nicht überall selbst Hand anlegen. Hier konnte überhaupt nur dann Rat geschafft werden, wenn die Obrigkeit ihre Pflicht erkannte.

So erließ denn Luther im Jahre 1524 ein Sendschreiben an die Ratsherren der Städte. Es ist eine seiner wirksamsten Schriften, grundlegend für das Schulwesen in Deutschland.

Schon in der Schrift an den christlichen Adel hatte er manch gutes Wort darüber gesagt (Band 1 Seite 659 ff), aber er handelte dort mehr von den hohen Schulen. Jetzt fordert er Volksschulen. Die Gemeinde muß Schulmeister bestellen, wo die Eltern nicht selbst dafür sorgen, daß ihre Kinder den nötigen Unterricht empfangen. Knaben- und Mädchenschulen sind not. Bibliotheken müssen errichtet werden, damit es niemandem an guten Büchern mangle, sich daraus zu belehren.

Vor allen Dingen soll niemand die alten Sprachen verachten, zumal die hebräische und griechische, als worin die heilige Schrift geschrieben ist. Ohne die kann eine theologische Wissenschaft nicht bestehen, und ohne diese wiederum auch die Kirche nicht.

Dazu nun der weltliche Stand, der muß auch studieren. Denn wer nichts gelernt hat, ist nicht geschickt zu regieren.

Wenn das die thörichten Deutschen nicht einsehen, jetzt, wo sie Schulen und Wissenschaft so reichlich haben können — so werden sie freilich ‚deutsche Bestien‘ bleiben, wie die anderen Völker sie bis dahin mit Recht gescholten und verlacht haben! Dessen gedenkt Luther mit großem Unmut, wie denn überhaupt seine Liebe zu deutschem Volk und Vaterland in dieser Schrift oftmals hell hervorleuchtet.

Was er aber alles gefordert und wie er es begründet hat, das mag, wer da will, selber lesen; denn hier folgt die Schrift, unverkürzt.

An die Bürgermeister und Ratsherren allerlei Städte in deutschen Landen.

Gnade und Friede von Gott unserm Vater und dem Herrn Jesu Christo.

Fürsichtige, weise, liebe Herren!

Wiewohl ich, nun wohl drei Jahre verbannt und in die Acht ge

than, hätte sollen schweigen, wo ich Menschengebot mehr denn Gott gescheuet hätte — wie denn auch viele in deutschen Landen, beide Groß und Klein, mein Reden und Schreiben aus derselben Sache noch immer verfolgen und viel Bluts darüber vergießen — aber weil mir Gott den Mund aufgethan hat und mich heißen reden, dazu so kräftiglich bei mir steht und meine Sache, ohn' meinen Rat und That, so viel stärker macht und weiter ausbreitet, soviel mehr sie toben, und sich gleich stellt, als lache und spotte er ihres Tobens, wie der zweite Psalm sagt — an welchem allein merken mag, wer nicht verstockt ist, daß diese Sache muß Gottes eigen sein, sintemal sich die Art göttlichen Worts und Werks hier zeigt, welches allezeit dann am meisten zunimmt, wenn man's auf's höchste verfolgt und dämpfen will:

Darum will ich reden, wie Jesaias sagt und nicht schweigen, weil ich lebe, bis daß Christi Gerechtigkeit ausbreche, wie ein Glanz, und seine heilsame Gnade wie eine Lampe angezündet werde. Und bitte nun euch alle, meine lieben Herren und Freunde, wollet diese meine Schrift und Ermahnung freundlich annehmen und zu Herzen fassen.

Denn, ich sei gleich an mir selbst, wie ich sei, so kann ich doch vor Gott mit rechtem Gewissen rühmen, daß ich darinnen nicht das Meine suche, welches ich viel besser möchte mit Stillschweigen überkommen, sondern meine es von Herzen treulich mit euch und dem ganzen deutschen Lande, dahin mich Gott verordnet hat, es glaube oder glaube nicht, wer da will. Und will eurer Liebe das frei und getrost zugesagt und angesagt haben, daß, wo ihr mir hierin gehorchet, ihr ohne Zweifel nicht mir, sondern Christo gehorchet, und wer mir nicht gehorchet, nicht mich, sondern Christum verachtet. Denn ich weiß ja wohl und bin gewiß, was und wo ich rede oder lehre, so wird's auch jedermann wohl selbst spüren, so er meine Lehre recht will ansehen. —

Auf's Erst', erfahren wir jetzt in deutschen Landen durch und durch, wie man allenthalben die Schulen zergehen läßt. Die hohen Schulen (Universitäten) werden schwach, Klöster nehmen ab, und will solches Gras dürre werden und die Blume fällt dahin, wie Jesaias sagt, (40, 7 f), weil der Geist Gottes durch sein Wort drein wehet und scheinet so heiß drauf durch das Evangelium. Denn nun wird das Wort Gottes kund, wie solch Wesen unchristlich und nur auf den Bauch gerichtet sei. Ja, weil der fleischliche Haufe siehet, daß sie ihre Söhne, Töchter und Freunde nicht mehr sollen oder können in die Klöster und Stifter ver-

stoßen und aus dem Hause und Gute weisen und auf fremde Güter setzen, will niemand mehr lassen Kinder lernen noch studieren. ‚Ja' sagen sie, ‚was soll man lernen lassen, so nicht Pfaffen, Mönche und Nonnen werden sollen? Man lasse sie so mehr (lieber) lernen, damit sie sich ernähren.'

Was aber solche Leute für Gedanken und im Sinn haben, bezeuget genugsam solch ihr eigen Bekenntnis. Denn wo sie hätten nicht allein den Bauch und zeitliche Nahrung für ihre Kinder gesucht in Klöstern und Stiftern oder im geistlichen Stand (wie z. B. Huttens Vater aus diesem Grunde seinen Sohn in's Kloster steckte: Band 1 Seite 567) und wäre ihr Ernst gewesen, der Kinder Heil und Seligkeit zu suchen, so würden sie nicht so (jetzt auf einmal) die Hände ablassen und hinfallen und sagen: ‚Soll der geistliche Stand nichts sein, so wollen wir auch das Lernen lassen anstehen und nichts dazu thun'; sondern würden also sagen: ‚Ist's wahr, wie das Evangelium lehret, daß solcher Stand unsern Kindern gefährlich ist — ach Lieber, so lehret uns doch eine andere Weise, die Gott gefällig und unsern Kindern seliglich sei. Denn wir wollten ja gerne unsern lieben Kindern nicht allein den Bauch, sondern auch die Seele versorgen'. Das werden freilich rechte, christliche treue Eltern von sochen Sachen reden.

Daß aber der böse Teufel sich also zur Sache stellet und giebt solches den fleischlichen Herzen ein, die Kinder und das junge Volk so zu verlassen, ist kein Wunder, und wer will's ihm verdenken? Er ist ein Fürst und Gott der Welt. Daß er nun daran sollt ein Gefallen tragen, daß ihm seine Nester, die Klöster und geistlichen Rotten (Stifter) verstöret werden durch's Evangelium, in welchen er allermeist das junge Volk verderbet, an welchem ihm gar viel, ja ganz und gar gelegen ist — wie ist's möglich? Wie sollt' er das zugeben oder anregen, daß man das junge Volk recht aufziehe? Ja, ein Narr wäre er, daß er in seinem Reich sollt' das lassen und helfen aufrichten, dadurch er auf's allergeschwindeste müßte zu Boden gehen, wie denn geschähe, wenn er das niedliche Bißlein, die liebe Jugend, verlöre und leiden müßte, daß sie mit seinen Kosten und Gütern erhalten würde zu Gottes Dienst.

Darum hat er sehr weislich gethan zu der Zeit, da die Christen ihre Kinder christlich aufzogen und lehren ließen. Es wollt' ihm der junge Haufe zu gar entlaufen und in seinem Reich ein Unleidliches aufrichten. Da fuhr er zu und breitete seine Netze aus, richtete solche Klöster, Schulen und Stände an, daß es nicht möglich

war, daß ihm ein Knabe hätt' sollen entlaufen, ohn' sonderlich Gotteswunder.

Nun er aber siehet, daß diese Stricke durch Gottes Wort verraten werden, fähret er auf die andere Seite und will nun gar nichts lassen lernen.

Recht und weislich thut er abermal, sein Reich zu erhalten, daß ihm der junge Hause ja bleibe. Wenn er denselben hat, so wächst er unter ihm auf und bleibt sein — wer will ihm etwas nehmen? Er behält die Welt dann voll mit Frieden innen. Denn wo ihm soll ein Schaden geschehen, der da recht beiße, der muß durch's junge Volk geschehen, das in Gottes Erkenntnis aufwächst und Gottes Wort ausbreitet und andere lehret.

Niemand, niemand glaubt, welch ein schädliches, teuflisch Fürnehmen das sei — und gehet doch so still daher, daß es niemand merkt. Und will (der Teufel) den Schaden gethan haben, ehe man raten, wehren und helfen kann. Man fürchtet sich vor Türken und Kriegen und Wassern, denn da verstehet man, was Schaden und Frommen sei. Aber was hier der Teufel im Sinn hat, siehet niemand, fürchtet auch niemand: es gehet still herein. So doch hier billig wäre, daß, wo man einen Gulden gäbe, wider die Türken zu streiten — wenn sie uns gleich auf dem Halse lägen — hier hundert Gulden gegeben würden, ob man gleich nur einen Knaben könnte damit auferziehen, daß ein rechter Christenmann draus würde. Sintemal ein rechter Christenmensch besser ist und mehr Nutzen vermag, denn alle Menschen auf Erden.

Derhalben bitte ich euch alle, meine lieben Herrn und Freunde, um Gottes und der armen Jugend willen, wollet diese Sache nicht so geringe achten, wie viele thun, die nicht sehen, was der Weltfürst gedenkt. Denn es ist eine ernste, große Sache, da Christo und aller Welt viel anliegt, daß wir dem jungen Volke helfen und raten. Damit ist dann auch uns und allen geholfen und geraten. Und denkt, daß solcher stillen, heimlichen, tückischen Anfechtung des Teufels will mit großem christlichem Ernst gewehret sein.

Lieben Herren, muß man jährlich so viel wenden an Büchsen, Wege, Stege, Dämme und dergleichen unzählige Stücke mehr, damit eine Stadt zeitlich Friede und Gemach habe — warum sollte man nicht vielmehr doch auch so viel wenden an die dürftige arme Jugend, daß man einen geschickten Mann oder zween hielte zu Schulmeistern?

Auch soll sich ein jeglicher Bürger selbst das lassen bewegen: hat er bisher so viel Geld und Gut an Ablaß, Messen, Vigilien, Stifter, Testamente, Jahrtage, Bettelmönche, Bruderschaften, Wallfahrten und was des Geschwürms mehr ist, verlieren müssen, und ist nun hinfort, von Gottes Gnade, solchen Raubens und Gebens los — wollt' er doch, Gott zu Dank und zu Ehren, hinfort desselben ein Teil zur Schule geben, die armen Kinder aufzuziehen, das so herzlich wohl angelegt ist; hätte er doch müssen wohl zehnmal so viel vergebens den obgenannten Räubern noch mehr geben ewiglich, wo solch Licht des Evangelii nicht gekommen wäre und ihn davon erlöset hätte. Und erkenne (derselbe Bürger) doch, daß, wo sich das wehret, beschweret, sperret, und zerret — daß gewißlich der Teufel da sei, der sich nicht so sperrte, da man's zu Klöstern und Messen gab, ja mit Haufen dahin trieb. Denn er fühlet, daß dies Werk nicht seines Dinges ist.

So laßt nun dies die erste Ursach' sein, alle lieben Herrn und Freunde, die euch bewegen soll, daß wir hierin dem Teufel widerstehen als dem allerschädlichsten, heimlichsten Feinde. —

Die andere: daß, wie Sankt Paulus sagt (2. Kor. 6, 1 f), wir die Gnade Gottes nicht vergeblich empfahen und die selige Zeit nicht versäumen.

Denn Gott der Allmächtige hat fürwahr uns Deutsche jetzt gnädig heimgesucht und ein recht gülden Jahr aufgerichtet. Da haben wir jetzt die feinsten, gelehrtesten Junggesellen und Männer, mit Sprachen und aller Kunst geziert, welche so wohl Nutzen schaffen könnten, wo man ihrer brauchen wollte, das junge Volk zu lehren.

Ist's nicht vor Augen, daß man jetzt einen Knaben in drei Jahren kann zurichten, daß er in seinem fünfzehnten oder achtzehnten Jahre mehr kann, denn bisher alle hohen Schulen und Klöster gekonnt haben? Ja, was man hat gelernt in hohen Schulen und Klöstern bisher, denn nur Esel, Klotz und Block werden? Zwanzig, vierzig Jahre hat einer gelernt und hat weder Lateinisch noch Deutsch gewußt. Ich geschweige des schändlich lästerlichen Lebens, darinnen die edle Jugend so jämmerlich verdorben ist.

Wahr ist's: ehe ich wollt', daß hohe Schulen und Klöster blieben so, wie sie bisher gewesen sind, daß keine andere Weise zu lehren und leben sollt' für die Jugend gebraucht werden, wollt' ich eher, daß kein Knabe nimmer nichts lernte und stumm wäre. Denn es ist meine ernste Meinung, Bitt' und Begierde, daß diese Eselsställe und Teufelsschulen

entweder in Abgrund versänken oder zu christlichen Schulen verwandelt werden.

Aber nun uns Gott so reichlich begnadigt und solcher Leute die Menge gegeben hat, die das junge Volk fein lehren und ziehen mögen — wahrlich, so ist not, daß wir die Gnade Gottes nicht in Wind schlagen und lassen ihn nicht umsonst anklopfen. Er steht vor der Thür; wohl uns, so wir ihm aufthun! Er grüßet uns; selig, der ihm antwortet! Versehen wir's, daß er vorübergeht, wer will ihn wieder holen?

Laßt uns unsern vorigen Jammer ansehen und die Finsternis, darinnen wir gewesen sind. Ich acht', daß Deutschland noch nie so viel von Gottes Wort gehört habe, als jetzt. Man spürt ja nichts in der Historie davon. Lassen wir's denn so hingehen ohne Dank und Ehre, so ist zu besorgen, wir werden noch gräulichere Finsternis und Plage leiden. Lieben Deutschen, kauft, weil der Markt vor der Thür ist; sammelt ein, weil es scheinet und gut Wetter ist; brauchet Gottes Gnade und Wort, weil es da ist! Denn das sollt ihr wissen, Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Platzregen, der nicht wiederkommt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewesen, aber hin ist hin, sie haben nichts. Paulus brachte ihn nach Griechenland. Hin ist auch hin; nun haben sie den Türken. Rom und lateinisch Land hat ihn auch gehabt; hin ist hin; sie haben nun den Papst. Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet, denn der Undank und Verachtung wird ihn nicht lassen bleiben. Darum greife zu und halte zu, wer greifen und halten kann; faule Hände müssen ein böses Jahr haben. —

Die dritte (Ursach') ist wohl die allerhöchste, nämlich Gottes Gebot, der durch Mose so oft treibt und fordert, die Eltern sollen die Kinder lehren. Das spricht auch der 78. Psalm (V. 5 f): „Wie hat er so hoch unsern Vätern geboten, den Kindern kund zu thun, und zu lehren Kindes Kind." Und das weiset auch aus das vierte Gebot Gottes, da er der Eltern Gehorsam den Kindern so hoch gebeut, daß man auch durch's Gericht töten soll ungehorsame Kinder. Und warum leben wir Alten anders, denn daß wir des jungen Volks warten, lehren und aufziehen? Es ist nicht möglich, daß sich das junge Volk sollte selbst lehren und halten; darum hat sie uns Gott befohlen, die wir alt und erfahren sind, was ihnen gut ist, und wird gar schwerliche Rechnung von uns für dieselben fordern. Darum auch Mose

befiehlt (5. Mose 32, 7) und spricht: „Frage deinen Vater, der wird dir's sagen, die Alten, die werden dir's zeugen."

Wiewohl es Sünde und Schande ist, daß es dahin mit uns gekommen ist, daß wir allererst reizen und uns reizen sollen lassen, unsere Kinder und junges Volk zu ziehen und auf ihr Bestes zu denken, so doch dazu uns die Natur selbst sollte treiben und auch der Heiden Exempel uns mannigfaltig weisen. Es ist kein unvernünftig Tier, das seiner Jungen nicht wartet und lehret, was ihnen gebührt; ohne der Strauß, da Gott von sagt (Hiob 39, 16), daß er gegen seine Jungen so hart ist, als wären sie nicht sein, und läßt seine Eier auf der Erde liegen. Und was hülf's, daß wir sonst alles hätten und thäten und wären gleich eitel Heiligen, so wir das unterwegens lassen, darum wir allermeist leben, nämlich, des jungen Volks zu pflegen? Ich achte auch, daß unter den äußerlichen Sünden die Welt vor Gott von keiner so hoch beschweret ist und so gräuliche Strafe verdient, als eben von dieser, die wir an den Kindern thun, daß wir sie nicht ziehen . . .

O wehe der Welt immer und ewiglich! Da werden täglich Kinder geboren und wachsen bei uns daher, und ist leider niemand, der sich des armen jungen Volks annehme und regiere, da läßt man's gehen, wie es gehet. Die Klöster und Stifter sollten's thun, so sind sie eben die, von denen Christus sagt: „Wehe der Welt um der Ärgernisse willen! Wer dieser Jungen einen ärgert, die an mich glauben, dem wäre besser, einen Mühlstein an den Hals gehängt und ins Meer gesenkt, da es am tiefsten ist (Matth. 18, 6)." Es sind nur Kinderfresser und Verderber." —

Ja, sprichst du, solches alles ist den Eltern gesagt, was gehet das Ratsherrn und Obrigkeit an?

Ist recht geredet, ja. Wie, wenn die Eltern aber solches nicht thun? Wer soll's dann thun? Soll's darum unterbleiben und die Kinder versäumt werden? Wo will sich da die Obrigkeit und Rat entschuldigen, daß ihnen sollte nicht solches gebühren?

Daß es von den Eltern nicht geschieht, hat mancherlei Ursach'.

Auf's Erste, sind etliche auch nicht so fromm und redlich, daß sie es thäten, ob sie es gleich könnten, sondern wie die Strauße härten sie sich auch gegen ihre Jungen, und lassen's dabei bleiben, daß sie die Eier von sich geworfen und Kinder gezeuget haben; nicht mehr thun sie

dazu. Nun diese Kinder sollen dennoch unter uns und bei uns leben in gemeiner Stadt. Wie will denn nun Vernunft und sonderlich christliche Liebe das leiden, daß sie ungezogen aufwachsen und den andern Kindern Gift und Geschmeiße seien, damit zuletzt eine ganze Stadt verderbe, wie es denn zu Sodom und Gemorra und Gaba und etlichen mehr Städten ergangen ist?

Auf's Andere, so ist der größte Haufe der Eltern leider ungeschickt dazu und weiß nicht, wie man Kinder ziehen und lehren soll. Denn sie selbst nichts gelernet haben, außer den Bauch versorgen, und gehören sonderliche Leute dazu, die Kinder wohl und recht lehren und ziehen sollten.

Auf's Dritte, obgleich die Eltern geschickt wären und wollten es gerne selbst thun, so haben sie vor andern Geschäften und Haushalten weder Zeit noch Raum dazu, also daß die Not zwingt, gemeine Zuchtmeister für die Kinder zu halten -- es wollte denn ein jeglicher für sich selbst einen eignen halten; aber das würde dem gemeinen Manne zu schwer und würde abermal manch feiner Knabe um Armut willen versäumt.

Dazu, so sterben viele Eltern, und lassen Waisen hinter sich, und wie dieselben durch Vormünder versorgt werden, ob uns die Erfahrung zu wenig wäre, sollte uns das wohl zeigen, daß sich Gott selbst der Waisen Vater nennt, als derer, die von jedermann sonst verlassen sind. — Auch sind etliche, die nicht Kinder haben, die nehmen sich auch darum nichts an.

Darum will's hier dem Rat und der Obrigkeit gebühren, die allergrößte Sorge und Fleiß auf's junge Volk zu haben. Denn weil der ganzen Stadt Gut, Ehre, Leib und Leben ihnen zu treuer Hand befohlen ist, so thäten sie nicht redlich vor Gott und der Welt, wo sie der Stadt Gedeihen und Besserung nicht suchten mit allem Vermögen, Tag und Nacht. Nun liegt einer Stadt Gedeihen nicht allein darin, daß man große Schätze sammle, feste Mauern, schöne Häuser, viel Büchsen und Harnischzeuge. Ja wo des viel ist und tolle Narren darüber kommen, ist so viel desto ärger und desto größerer Schade derselben Stadt. Sondern das ist einer Stadt bestes und allerreichstes Gedeihen, Heil und Kraft, daß sie viel feiner, gelehrter, vernünftiger, ehrbarer, wohlgezogener Bürger hat, die könnten darnach wohl Schätze und alles Gut sammeln, halten und recht brauchen

Wie hat die Stadt Rom gethan (in der alten heidnischen Zeit), die ihre Knaben also ließ ziehen, daß sie in fünfzehn, achtzehn, zwanzig Jahren auf's ausbündigste konnten Lateinisch und Griechisch und allerlei freie Künste, wie man sie nennet — darnach flugs in den Krieg und Regiment. Da wurden witzige, vernünftige und treffliche Leute aus, mit allerlei Kunst und Erfahrung geschickt, daß wenn man jetzt alle Bischöfe und alle Pfaffen und Mönche in deutschem Lande auf einen Haufen schmelzte, sollte man nicht so viel finden, als man da wohl in einem römischen Kriegsknechte fand. Darum ging auch ihr Ding von statten; da fand man Leute, die zu allerlei tüchtig und geschickt waren. Also hat's die Not allezeit erzwungen und erhalten in aller Welt, auch bei den Heiden, daß man Zuchtmeister und Schulmeister hat müssen habe, so man anders etwas Redliches hat wollen aus einem Volk machen. Daher ist auch das Wort ‚Zuchtmeister‘ bei Sankt Paulus (Gal. 3, 24) als aus dem gemeinen Brauch menschlichen Lebens genommen, da er spricht: „Das Gesetz ist unser Zuchtmeister gewesen.“

Weil denn eine Stadt soll und muß Leute haben, und allenthalben das größte Gebrechen, Mangel und Klage ist, daß es an Leuten fehle, so muß man nicht harren, bis sie selbst wachsen, man wird sie auch weder aus Steinen hauen noch aus Holz schnitzen; auch wird Gott nicht Wunder thun, solange man der Sachen durch seine anderen dargethanen Güter geraten (Rat schaffen) kann. Darum müssen wir dazuthun und Mühe und Kosten dran wenden, sie selbst erziehen und machen. Denn wes ist die Schuld, daß es jetzt in allen Städten so dünn sieht von geschickten Leuten, ohne der Obrigkeit, die das junge Volk hat lassen aufwachsen, wie das Holz im Walde wächst, und nicht zugesehen, wie man's lehre und ziehe? Darum ist's auch so unordentlich gewachsen, daß es zu keinem Bau, sondern nur ein unnützes Gehege und nur zum Feuerwerk tüchtig ist.

Es muß doch weltlich Regiment bleiben. Soll man denn zulassen, daß eitel Rülzen und Knebel (rohe und grobe Leute) regieren, so man's wohl bessern kann? Ist ja ein wild, unvernünftiges Fürnehmen. So lasse man ebenso mehr lieber Säue und Wölfe zu Herren machen und setzen über die, so nicht denken wollen, wie sie von Menschen regiert werden.

So ist's auch eine unmenschliche Bosheit, wenn man nicht weiter denkt, denn also: ‚Wir wollen jetzt regieren, was geht's uns an, wie es denen gehen werde, die nach uns kommen.‘ Nicht über Menschen, sondern über Säue und Hunde sollten solche Leute regieren,

die nicht mehr, denn ihren Nutzen oder Ehre im Regiment suchen. — Wenn man gleich den höchsten Fleiß fürwendete, daß man eitel feine, gelehrte, geschickte, Leute erzöge zu regieren, es würde dennoch Mühe und Sorge genug haben, daß es wohl zuginge. Wie soll es denn zugehen, wenn man da gar nichts zuthut? —

‚Ja', sprichst du abermals, ‚ob man gleich sollte und müßte Schulen haben, was ist's uns aber nütze, lateinische, griechische, hebräische Zungen und andere freie Künste zu lehren? Könnten wir doch wohl deutsch die Bibel und Gottes Wort lehren, die uns genug ist zur Seligkeit?'

Antwort: Ja, ich weiß leider wohl, daß wir Deutschen müssen immer Bestien und wilde Tiere sein und bleiben, wie uns denn die umliegenden Länder nennen und wir auch wohl verdienen. Mich wundert aber, warum wir nicht auch einmal sagen: was sollen uns Seide, Wein, Würze und die fremden ausländischen Waaren, so wir doch selbst Wein, Korn, Wolle, Flachs, Holz und Stein in deutschen Landen nicht allein die Fülle haben zur Nahrung, sondern auch die Auswahl zu Ehren und Schmuck? Die Künste und Sprachen, die uns ohne Schaden, ja größerer Schmuck, Nutzen, Ehre und Frommen sind, beide, die heilige Schrift zu verstehen und weltlich Regiment zu führen, wollen wir verachten und der ausländischen Waaren, die uns weder not noch nütze sind, dazu uns schinden bis auf den (Rück)Grat, da wollen wir nicht zu geraten. Heißen das nicht billig deutsche Narren und Bestien?

Zwar, wenn kein andrer Nutzen an den Sprachen wäre, sollte doch uns das billig erfreuen und entzünden, daß es so eine edle, feine Gabe Gottes ist, damit uns Deutschen Gott jetzt so reichlich fast über alle Länder heimsucht und begnadet (Band 1 Seite 15). Man sieht nicht viel, daß der Teufel dieselben hätte lassen durch die hohen Schulen und Klöster aufkommen. Ja, sie haben allezeit auf's höchste dawider getobt und toben auch noch. Denn der Teufel roch den Braten wohl: wo die Sprachen hervorkämen, würde sein Reich ein Fach (Loch) gewinnen, das er nicht könnte leicht wieder zustopfen. Weil er nun nicht hat mögen wehren, daß sie hervorkämen, denkt er doch, sie nun also schmal zu halten, daß sie von sich selbst wieder sollen vergehen und fallen. Es ist ihm nicht ein lieber Gast damit in's Haus gekommen, darum will er ihn auch also speisen, daß er nicht lange soll bleiben. Diesen bösen Tück des Teufels sehen unser gar wenig, liebe Herrn.

Darum, lieben Deutschen, laßt uns hier die Augen aufthun, Gott

danken für das edle Kleinod und fest darauf halten daß es uns nicht wieder entzogen werde und der Teufel nicht seinen Mutwillen büße.

Denn das können wir nicht leugnen, daß, wiewohl das Evangelium allein durch den heiligen Geist ist gekommen und täglich kommt, so ist's doch durch Mittel (Vermittelung) der Sprachen gekommen und hat auch dadurch zugenommen, muß auch dadurch behalten werden. Denn gleich als da Gott durch die Apostel wollte in aller Welt das Evangelium lassen kommen, gab er die Zungen dazu (Apgesch. 2). Und hatte auch zuvor durch der Römer Regiment die griechische und lateinische Sprache so weit in alle Land ausgebreitet, auf daß sein Evangelium ja bald fern und weit Frucht brächte. Also hat er jetzt auch gethan. Niemand hat gewußt, warum Gott die Sprachen hervor ließ kommen, bis daß man nun allererst sieht, daß es um des Evangeliums willen geschehen ist, welches er hernach hat wollen offenbaren, und dadurch des Endchrist's Regiment aufdecken und zerstören. Darum hat er auch Griechenland dem Türken gegeben, auf daß die Griechen, verjagt und zerstreut, die griechische Sprache ausbrächten und ein Anfang würde, auch andere Sprachen mit zu lernen.

So lieb nun als uns das Evangelium ist, so hart laßt uns über den Sprachen halten. Denn Gott hat seine Schrift nicht umsonst allein in die zwei Sprachen schreiben lassen, das Alte Testament in hebräische, das neue in die griechische. Welche nun Gott nicht verachtet, sondern zu seinem Wort erwählt hat vor allen andern, sollen auch wir dieselben vor allen andern ehren. Denn Sankt Paulus rühmt das für eine sonderliche Ehre und Vorteil der hebräischen Sprache, daß Gottes Wort darinnen gegeben ist, da er spricht (Röm. 3, 1 f): „Was hat die Beschneidung Vorteils oder Nutzens? Fast viel, auf's erste, so sind ihnen Gottes Reden befohlen"; das rühmt auch der König David (Psalm 147, 19 f): „Er verkündet sein Wort Jakob, und seine Gebote und Rechte Israel. Er hat keinem Volk also gethan, noch seine Rechte ihnen offenbart". Daher auch die hebräische Sprache heilig heißt. Und Sankt Paulus (Röm. 1, 2) nennt sie die heilige Schrift, ohne Zweifel um des heiligen Wortes Gottes willen, das darinnen verfaßt ist. Also mag auch die griechische Sprache wohl heilig heißen, daß dieselbe vor andern dazu erwählt ist, daß das Neue Testament darinnen geschrieben würde, und aus derselben als aus einem Brunnen, in andere Sprachen durch's Dolmetschen geflossen und sie auch geheiligt hat.

Und laßt uns das gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht

wohl werden erhalten ohne die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheiden, darinnen das Messer des Geistes steckt. Sie sind der Schrein, darinnen man das Kleinod trägt. Sie sind das Gefäß, darinnen man diesen Trank faßt. Sie sind das Gemach, darinnen diese Speise liegt. Und wie das Evangelium selbst zeigt, sie sind die Körbe, darinnen man diese Brode und Fische und Brocken behält. Ja wo wir's versehen, daß wir — da Gott vor sei — die Sprachen fahren lassen, so werden wir nicht allein das Evangelium verlieren, sondern wird auch endlich dahin geraten, daß wir weder lateinisch noch deutsch reden oder schreiben können. Des laßt uns das elende, gräuliche Exempel zum Beweis und Warnung nehmen in den hohen Schulen und Klöstern, darinnen man nicht allein das Evangelium verlernt, sondern auch lateinische und deutsche Sprache verdorben hat, daß die elenden Leute schier zu lauter Bestien geworden sind, weder deutsch noch lateinisch recht reden oder schreiben können und beinahe auch die natürliche Vernunft verloren haben.

Darum haben es die Apostel auch selbst für nötig angesehen, daß sie das Neue Testament in die griechische Sprache faßten und anbänden, ohne Zweifel, daß sie es uns daselbst sicher und gewiß verwahrten, wie in einer heiligen Lade. Denn sie haben gesehen all dasjenige, das zukünftig war und nun also ergangen ist: wo es allein in die Köpfe gefaßt würde — wie manche wilde, wüste Unordnung und Gemenge, wie mancherlei Sinnen, Dünkel und Lehren sich erheben würden in der Christenheit, welchen in keinem Weg zu wehren noch die Einfältigen zu schützen wären, wo nicht das Neue Testament gewiß in Schrift und Sprache gefasset wäre. Darum ist's gewiß: wo nicht die Sprachen bleiben, da muß zuletzt das Evangelium untergehen.

Das hat auch bewiesen und zeigt noch an die Erfahrung. Denn sobald nach der Apostel Zeit die Sprachen aufhörten, nahm auch das Evangelium und der Glaube und die ganze Christenheit je mehr und mehr ab, bis daß sie unter dem Papst ganz versunken ist. Und ist, seit der Zeit die Sprachen gefallen sind, nicht viel Besonderes in der Christenheit ersehen, aber gar viel gräulicher Gräuel aus Unwissenheit der Sprachen geschehen. Also wiederum, weil jetzt die Sprachen hervorgekommen sind, bringen sie ein solch Licht mit sich und thun solch große Dinge, daß sich alle Welt verwundert, und muß bekennen, daß wir das Evangelium so lauter und rein haben, fast als die Apostel gehabt haben, und ganz in seine erste Reinigkeit gekommen ist, und gar viel reiner,

denn es zur Zeit des Sankt Hieronymus († 420) und Augustinus († 430) gewesen ist.

Und Summa, der heilige Geist ist kein Narr, geht auch nicht mit leichtfertigen, unnötigen Sachen um; der hat die Sprachen so nützlich und nötig geachtet in der Christenheit, daß er sie oftmals vom Himmel mit sich gebracht hat, welches uns allein sollte genugsam bewegen, dieselben mit Fleiß und Ehren zu suchen und nicht zu verachten, weil er sie nur selbst wieder auf Erden erweckt.

‚Ja‘, sprichst du, ‚es sind viel Väter selig geworden, haben auch gelehret ohne Sprachen‘.

Das ist wahr. Wo rechnest du aber auch das hin, daß sie so oft in der Schrift gefehlt haben? Wie oft fehlt Sankt Augustinus im Psalter und anderer Auslegung, sowohl als Hilarius († 366), ja auch alle, die ohne die Sprachen sich die Schrift haben unterwunden auszulegen? Und ob sie gleich etwa recht geredet haben, sind sie doch der Sache nicht gewiß gewesen, ob dasselbe recht an dem Orte stehe, da sie es hindeuten. Als, daß ich des ein Exempel zeige: recht ist's geredet, daß Christus Gottes Sohn ist. Aber wie spöttisch lautet es in den Ohren der Widersacher, wenn sie des Grund führten (das begründen wollten) aus dem 110. Psalm: Tecum principium in die virtutis tuae (Psalm 110, 3). So doch daselbst in der hebräischen Sprache nichts von der Gottheit geschrieben steht. Wenn man aber also mit ungewissen Gründen und Fehlsprüchen den Glauben schützt — ist's nicht eine Schmach und Spott der Christen bei den Widerfechtern, die der Sprache mächtig sind? Und werden nur halsstarriger im Irrtum und halten unsern Glauben mit gutem Schein für einen Menschentraum.

Wes ist nun die Schuld, daß unser Glaube so zu Schanden wird? Nämlich, daß wir die Sprachen nicht wissen, und ist hier keine Hilfe, denn die Sprachen wissen. Wurde nicht Sankt Hieronymus gezwungen den Psalter von neuem zu verdolmetschen aus dem Hebräischen um deswillen, daß, wo man mit den Juden aus unserm Psalter handelt, spotten sie unser, daß es nicht also stünde im Hebräischen, wie es die Unsern führten? Nun sind aller alten Väter Auslegung, die ohne (Kenntnis der alten) Sprachen die Schrift haben gehandelt — ob sie wohl nichts Unrechtes lehren — doch dergestalt, daß sie sehr oft ungewisse, uneben, und unzeitige Sprache führen und tappen wie ein Blinder an der Wande daß sie gar oft des rechten Textes fehlen und machen ihm eine Nase nach ihrer Andacht, wie dem Vers droben angezeigt (Psalm 110, 3) —

daß auch Augustin selbst muß bekennen, wie er schreibt de doctrina christiana, daß einem christlichen Lehrer, der die Schrift soll auslegen, not sind über die lateinische auch die griechische und hebräische Sprache. Es ist unmöglich, daß er nicht allenthalben anstoße. Ja es ist noch Not und Arbeit da, ob einer die Sprachen schon wohl kann.

Darum ist's gar viel ein ander Ding um einen schlichten Prediger des Glaubens und um einen Ausleger der Schrift, oder wie es Sankt Paulus nennt, einen Propheten. Ein schlichter Prediger — ist wahr — hat so viel helle Sprüche und Texte durch das Dolmetschen, daß er Christum verstehen, lehren und heiliglich leben und andern predigen kann. Aber die Schrift auszulegen und zu handeln vor sich hin und zu streiten wider die irrigen Einführer der Schrift, ist er zu geringe; das läßt sich ohne Sprachen nicht thun. Nun muß man ja in der Christenheit solche Propheten haben, die die Schrift treiben und auslegen, und auch zum Streit taugen, und ist nicht genug am heiligen Leben und recht Lehren. Darum sind die Sprachen stracks und aller Dinge vonnöten in der Christenheit, gleichwie die Propheten oder Ausleger, ob's gleich nicht not ist, noch sein muß, daß ein jeglicher Christ oder Prediger sei ein solcher Prophet, wie Sankt Paulus sagt 1. Kor. 12, 8. 9 und Eph. 4, 11.

Daher kommt's, daß seit der Apostel Zeit die Schrift so finster ist blieben und nirgends gewisse, beständige Auslegungen darüber geschrieben sind. Denn auch die heiligen Väter haben, wie gesagt, oft gefehlt, und weil sie der Sprachen unwissend gewesen, sind sie gar selten eins; der fähret so, der fähret sonst. Sankt Bernhard ist ein Mann von großem Geist gewesen, daß ich ihn schier dürfte über alle Lehrer setzen, die berühmt sind, beide alte und neue. Aber siehe, wie er mit der Schrift so oft — wiewohl geistlich — spielt und sie führt außer dem rechten Sinn. (Er allegorisierte — vergl. Seite 304 f.) Deshalb haben auch die Sophisten (die Scholastiker — vergl. Band 1 Seite 14. 92) gesagt, die Schrift sei finster; haben gemeint, Gottes Wort sei von Art so finster und rede so seltsam. Aber sie sehen nicht, daß aller Mangel liegt an den Sprachen. Sonst wäre nichts Leichteres je geredet, denn Gottes Wort, wo wir die Sprachen verstünden. Ein Türke muß mir wohl finster reden, welchen doch ein türkisch Kind von sieben Jahren wohl vernimmt, dieweil ich die Sprache nicht kenne.

Darum ist das auch ein tolles Fürnehmen gewesen, daß man die Schrift hat wollen lernen durch der Väter Auslegung und viel

Bücher und Glossen (Erklärungen) =lesen. Man sollte sich dafür auf die Sprachen begeben haben. Denn die lieben Väter, weil sie ohne Sprachen gewesen sind, haben sie zuweilen mit vielen Worten an einem Spruch gearbeitet, und dennoch nur kaum hintennach geahnet, und halb geraten, halb gefehlt. So läufst du demselben (dem Kirchenvater und seiner Auslegung) nach mit Mühe, und könntest dieweil durch die Sprachen demselben viel besser selbst raten, denn der, dem du folgest. Denn wie die Sonne gegen den Schatten ist, so ist die (hebräische und griechische) Sprache gegen aller Väter Glossen.

Weil denn nun den Christen gebührt, die heilige Schrift zu üben als ihr eigen einiges Buch, und eine Sünde und Schande ist, daß wir unser eigen Buch nicht wissen, noch unsers Gottes Sprache und Worte nicht kennen, so ist's noch viel mehr Sünde und Schande, daß wir nicht Sprachen lernen, sonderlich, so uns Gott jetzt darbietet und giebt Leute und Bücher und allerlei, was dazu dient, und uns gleich dazu reizt, und sein Buch gern wollt' offen haben. O wie froh sollten die lieben Väter gewesen sein, wenn sie hätten so können zur heiligen Schrift kommen und die Sprachen lernen, als wir könnten. Wie haben sie mit so großer Mühe und Fleiß kaum die Brocken erlangt, da wir mit halber, ja schier ohne alle Arbeit, das ganze Brot gewinnen könnten! O wie schändet ihr Fleiß unsere Faulheit; ja wie hart wird Gott auch rächen solchen unsern Unfleiß und Undankbarkeit!

Daher gehöret auch, daß Sankt Paulus 1. Kor. 14, 29 will, daß in der Christenheit soll das Urteil sein über allerlei Lehre, dazu allerdings vonnöten ist, die Sprache zu wissen. Denn der Prediger oder Lehrer mag wohl die Bibel durch und durch lesen, wie er will, er treffe oder fehle, wenn niemand da ist, der da urteile, ob er's recht mache oder nicht. Soll man denn urteilen, so muß Kunst (Kenntnis) der Sprachen sein, sonst ist's verloren.

Darum ob wohl der Glaube und das Evangelium durch schlichte Prediger mag ohne Sprachen gepredigt werden, so geht es doch faul und schwach, und man wird es zuletzt müde und überdrüssig und fällt zu Boden. Aber wo die Sprachen sind, da geht es frisch und stark, und wird die Schrift durchtrieben, und findet sich der Glaube immer neu durch andere und aber andere Worte und Werke, daß der 104. Psalm (V. 18) solch Studieren in der Schrift vergleicht einer Jagd und spricht: Gott öffne dem Hirsche die dicke Weide, und Psalm 1, 3: einem Baum, der immer grünt und immer frisch Wasser hat.

Es soll uns auch nicht irren, daß etliche sich des Geistes rühmen und die Schrift geringe achten (Seite 426. 443), etliche auch wie die Brüder Waldenser, die Sprachen nicht nützlich achten. Aber lieber Freund, Geist hin, Geist her; ich bin auch ein Geist gewesen und habe auch Geister gesehen — wenn's gelten soll, von eignem Fleisch rühmen — vielleicht mehr denn eben dieselben noch im Jahr sehen werden, wie sehr sie auch sich rühmen. Auch hat mein Geist sich etwas bewiesen, so doch ihr Geist im Winkel ganz still ist und nicht viel mehr thut, denn seinen Ruhm aufwirft. Das weiß ich aber wohl, wie sehr der Geist alles allein thut, wäre ich doch allen Büschen zu ferne gewesen, wo mir nicht die Sprachen geholfen und mich der Schrift sicher und gewiß gemacht hätten. Ich hätte auch wohl können fromm sein und in der Stille recht predigen. Aber den Papst und die Sophisten mit dem ganzen Endechristischen (antichristlichen) Regiment würde ich wohl lassen sein, was sie sind. Der Teufel achtet meinen Geist nicht so sehr, als meine Sprache und Feder in der Schrift. Denn mein Geist nimmt ihm nichts, denn mich allein; aber die heilige Schrift und Sprachen machen ihm die Welt zu enge, und thut ihm Schaden in seinem Reich.

So kann ich auch die Brüder Waldenser darinnen gar nicht loben, daß sie die Sprachen verachten. Denn ob sie gleich recht lehrten, so müssen sie doch gar oft des rechten Textes fehlen und auch ungerüstet und ungeschickt bleiben, zu fechten für den Glauben wider den Irrtum. Dazu ist ihr Ding so finster und auf eigene Weise gezogen, außer der Schrift weise zu reden, daß ich besorge, es sei oder werde nicht lauter bleiben. Denn es gar gefährlich ist, von Gottes Sachen anders reden oder mit andern Worten, denn Gott selbst braucht. Kurz, sie mögen bei sich selbst heilig lehren oder leben; aber weil sie ohne Sprache bleiben, wird ihnen mangeln müssen, das allen andern mangelt, nämlich, daß sie die Schrift gewiß und gründlich nicht handeln, noch andern Völkern nützlich sein mögen. Weil sie aber das wohl könnten thun und nicht thun wollen, mögen sie zusehen, wie es vor Gott zu verantworten sei.

Nun, das sei gesagt von Nutz und Not der Sprachen und christlichen Schulen für das geistliche Wesen und zu der Seelen Heil. —

Nun laßt uns auch den Leib fürnehmen und setzen, obschon keine Seele, noch Himmel oder Hölle wäre, und sollten allein das zeitliche Regiment ansehen nach der Welt, ob dasselbe nicht bedürfe viel mehr

guter Schulen und gelehrter Leute, denn das geistliche. Denn bisher sich desselben die Sophisten so gar nichts haben angenommen und die Schulen so gar auf den geistlichen Stand gerichtet, daß gleich eine Schande gewesen ist, so ein Gelehrter ist ehelich geworden, und hat müssen hören sagen: ‚Siehe, der wird weltlich und will nicht geistlich werden‘; gerade als wäre allein ihr geistlicher Stand Gott angenehm, und der weltliche — wie sie ihn nennen — gar des Teufels und unchristlich.

Nun ist hier nicht not zu sagen, wie das weltliche Regiment eine göttliche Ordnung und Stand ist, davon ich sonst so viel gesagt habe (Band 1 Seite 595. 604), daß ich hoffe, es zweifle niemand daran; sondern ist zu handeln, wie man feine, geschickte Leute drein kriege.

Und hier bieten uns die Heiden einen großen Trotz und Schmach an, die vor Zeiten, sonderlich die Römer und Griechen, gar nichts gewußt haben, ob solcher Stand Gott gefiele oder nicht, und haben doch mit solchem Ernst und Fleiß die jungen Knaben und Mägdlein lassen lehren und aufziehen, daß sie darin geschickt würden; daß ich mich für uns Christen schämen muß, wenn ich daran denke, und sonderlich für uns Deutsche, die wir sogar Stöcke und Tiere sind, und sagen können: ‚Ja, was sollen die Schulen, so man nicht soll geistlich werden?‘ Die wir doch wissen oder je wissen sollten, wie ein nötiges und nützliches Ding es ist und Gott so angenehm, wo ein Fürst, Herr, Ratsmann, oder was regieren soll, gelehrt und geschickt ist, denselben Stand christlich zu führen.

Wenn nun gleich — wie ich gesagt habe — keine Seele wäre und man der Schulen und Sprachen gar nicht bedürfte um der Schrift und Gottes willen, so wäre doch allein diese Ursach' genugsam, die allerbesten Schulen, beide für Knaben und Mägdlein, an allen Orten aufzurichten, daß die Welt, auch ihren weltlichen Stand äußerlich zu halten, doch bedarf feiner, geschickter Männer und Frauen; daß die Männer wohl regieren könnten Land und Leute, die Frauen wohl ziehen und halten könnten Haus, Kinder und Gesinde.

Nun, solche Männer müssen aus Knaben werden, und solche Frauen müssen aus Mägdlein werden. Darum ist's zu thun, daß man Knaben und Mägdlein dazu recht lehre und aufziehe. Nun habe ich droben gesagt (Seite 561 f): der gemeine Mann thut hier nichts zu, kann's auch nicht, will's auch nicht, weiß es auch nicht; Fürsten und Herren sollten's thun, aber sie haben auf dem Schlitten

zu fahren, zu trinken und in die Mummerei (Komödie) zu laufen, und sind beladen mit hohen merklichen Geschäften des Kellers, der Küche und der Kammer. Und ob es etliche gern thäten, müssen sie die andern scheuen, daß sie nicht für Narren oder Ketzer gehalten werden. Darum will's euch, lieben Ratsherrn, allein in der Hand bleiben; ihr habt auch Raum und Fug dazu, besser denn Fürsten und Herren.

‚Ja,‘ sprichst du, ‚ein jeglicher mag seine Töchter und Söhne wohl selbst lehren oder je sie ziehen mit Zucht.‘

Antwort: Ja, man sieht wohl, wie sich's lehret und ziehet. Und wenn die Zucht auf's höchste getrieben wird und wohl gerät, so kommt's nicht ferner (weiter), denn daß ein wenig eine eingezwungene und ehrbare Geberde da ist; sonst bleiben es gleichwohl eitel Holzböcke, die weder hiervon noch davon wissen zu sagen, niemandem weder raten noch helfen können. Wo man sie aber lehrte und zöge in Schulen oder sonst, da gelehrte und züchtige Meister und Meisterinnen wären, die da Sprachen und andere Künste und Historien lehrten, da würden sie hören die Geschichte und Sprüche aller Welt, wie es dieser Stadt, diesem Reich, diesem Fürsten, diesem Mann, diesem Weibe gegangen wäre, und könnten also in kurzer Zeit gleich der ganzen Welt von Anbeginn Wesen, Leben, Rat und Anschläge, Gelingen und Ungelingen für sich fassen, wie in einem Spiegel — daraus sie dann ihren Sinn schicken und sich in der Welt Lauf richten könnten mit Gottesfurcht, dazu witzig und klug werden aus denselben Historien, was zu suchen und zu meiden wäre in diesem äußerlichen Leben, und andern auch darnach raten und regieren. Die Zucht aber, die man daheim ohne solche Schulen vornimmt, die will uns weise machen durch eigne Erfahrung. Ehe das geschieht, so sind wir hundertmal tot und haben unser Lebenlang alles unbedächtig gehandelt; denn zu eigner Erfahrung gehört viel Zeit.

Weil denn das junge Volk muß löcken (ausschlagen) und springen oder je was zu schaffen haben, da es Lust innen hat, und ihm darum nicht zu wehren ist, auch nicht gut wäre, daß man alles wehrete — warum sollte man denn ihm nicht solche Schulen zurichten und solche Kunst vorlegen? Sintemal es jetzt von Gottes Gnade alles also zugerichtet ist, daß die Kinder mit Lust und Spiel lernen könnten, es seien Sprachen oder andere Künste oder Historien. Und ist jetzt nicht mehr die Hölle oder das Fegefeuer, unsre Schule, da wir innen gemartert sind über den Casualibus und Temporalibus, da wir doch nichts denn

eitel nichts gelernt haben durch soviel Stäupen, Zittern, Angst und Jammer (Band 1 Seite 6).

Nimmt man so viel Zeit und Mühe, daß man die Kinder spielen auf Karten, singen und tanzen lehrt, warum nimmt man nicht auch so viel Zeit, daß man sie lesen und andere Künste lehrt, weil sie jung und müssig, geschickt und listig dazu sind? Ich rede für mich: Wenn ich Kinder hätte und vermöchte es, sie müßten mir nicht allein die Sprachen und Historien hören, sondern auch singen, und die Musika mit der ganzen Mathematika lernen. Denn was ist dies alles, denn eitel Kinderspiel, darinnen die Griechen ihre Kinder vor Zeiten zogen? Dadurch doch wundergeschickte Leute aus wurden, zu allerlei hernach tüchtig. Ja, wie leid ist mir's jetzt, daß ich nicht mehr Poeten und Historien gelesen habe, und mich auch dieselben niemand gelehrt hat. Habe dafür müssen lesen des Teufels Dreck, die Philosophen und Sophisten, mit großen Kosten, Arbeit und Schaden, daß ich genug habe dran auszufegen.

So sprichst du: ‚Ja, wer kann seiner Kinder so entbehren, und alle zu Junkern ziehen? Sie müssen im Hause der Arbeit warten, u. s. w.

Antwort: Ist's doch auch nicht meine Meinung, daß man solche Schulen anrichte, wie sie bisher gewesen sind, da ein Knabe zwanzig oder dreißig Jahre hat über dem Donat und Alexander (lateinischen Schulbüchern) gelernt, und dennoch nichts gelernt. Es ist jetzt eine andere Welt und geht anders zu. Meine Meinung ist, daß man die Knaben des Tages eine Stunde oder zwei lasse zu solcher Schule gehen und nichts desto weniger die andere Zeit im Hause schaffen, Handwerk lernen, und wozu man sie haben will, daß beides miteinander gehe, solange das Volk jung ist und warten kann. Bringen sie doch sonst wohl zehnmal so viel Zeit zu mit Käulchen schießen, Ballspielen, Laufen und Rammeln.

Also kann ein Mägdlein ja so viel Zeit haben, daß es des Tages eine Stunde zur Schule gehe und dennoch seines Geschäfts im Hause wohl warte; verschläft und vertanzt und verspielt es doch wohl mehr Zeit. Es fehlt allein daran, daß man nicht Lust noch Ernst dazu hat, das junge Volk zu ziehen, noch der Welt zu helfen und zu raten mit feinen Leuten. Der Teufel hat viel lieber grobe Blöcke und unnütze Leute, daß es den Menschen ja nicht zu wohl gehe auf Erden.

Welche aber der Ausbund (die Besten) darunter wären, deren man sich

verhofft, daß es geschickte Leute sollen werden zu Lehrern und Lehrerinnen, zu Predigern und andern geistlichen Ämtern, die soll man desto mehr und länger dabei lassen, oder ganz dazu (zum Lernen und Lehren) verordnen; wie wir lesen von den heiligen Märtyrern, die Sankt Agnes und Agatha und Lucia und dergleichen aufzogen — daher auch die Klöster und Stifter gekommen sind, aber nun sind sie gar in einen andern verdammten Gebrauch verkehrt.

Und das will auch wohl not sein; denn der beschorene Haufe (Geistliche und Mönche) nimmt sehr ab, so sind sie auch der mehrere Teil untüchtig zu lehren und zu regieren; denn sie können nichts, ohne des Bauches pflegen, welches man auch sie allein gelehrt hat. So müssen wir ja Leute haben, die uns Gottes Wort und Sakrament reichen und Seelenwärter sind im Volk. Wo wollen wir sie aber nehmen, so man die Schulen vergehen läßt, und nicht andere christliche aufrichtet? Sintemal die Schulen, bisher gehalten, ob sie gleich nicht vergingen, doch nichts geben mögen, denn eitel verlorne, schädliche Verführer.

Darum es hohe Not ist, nicht allein der jungen Leute halben, sondern auch beide unsre Stände, geistlich und weltlich, zu erhalten, daß man in dieser Sache mit Ernst und in der Zeit dazu thue, auf daß wir es nicht hinten nach, wenn wir's versäumt haben, vielleicht müssen lassen, ob wir's dann gern thun wollten, und umsonst den Reuling (die Reue) uns mit Schaden beißen lassen ewiglich.

Denn Gott erbietet sich reichlich und reicht die Hand dar und giebt dazu, was dazu gehört. Verachten wir es, so haben wir schon unser Urteil mit dem Volke Israel, da Jesaias davon sagt (65, 2): „Ich habe meine Hand dargeboten den ganzen Tag dem ungläubigen Volke, das mir widerstrebt.“ Und Sprüche (1, 24 ff): „Ich habe meine Hand dargeboten, und niemand wollt's ansehen; ihr habt alle meinen Rat verachtet; wohlan, so will ich euer auch lachen in eurem Verderben, und spotten, wenn über euch kommt euer Unglück“ u. s. w. Da laßt uns vor hüten!

Sehet an zum Exempel, welch einen großen Fleiß der König Salomo hierinnen gethan hat. Wie hat er sich des jungen Volkes angenommen, daß er unter seinen königlichen Geschäften auch ein Buch für das junge Volk gemacht hat, das da heißt „Sprichwörter“.

Und Christus selbst, wie zieht er die jungen Kindlein zu sich! Wie fleißig befiehlt er sie uns, und rühmt auch die Engel, die ihrer warten

(Matth. 18, 10) daß er uns anzeigte, wie ein großer Dienst es ist, wo man das junge Volk wohl zieht; wiederum, wie gräulich er zürnet, so man sie ärgert und so verderben läßt.

Darum, lieben Herren, laßt euch das Werk anliegen, das Gott so hoch von euch fordert, das euer Amt schuldig ist, das der Jugend so not ist und des weder Welt noch Geist entbehren kann. Wir sind leider lange genug in Finsternis verfault und verdorben. Wir sind allzulange genug deutsche Bestien gewesen. Laßt uns einmal auch der Vernunft brauchen, daß Gott merke die Dankbarkeit seiner Güter, und laßt andere Lande sehen, daß wir auch Menschen und Leute sind, die etwas Nützliches entweder von ihnen lernen oder sie lehren könnten, damit auch durch uns die Welt gebessert werde.

Ich habe das Meine gethan. Ich wollte je deutschem Lande gerne geraten und geholfen haben, ob mich gleich etliche darüber werden verachten und solchen treuen Rat in Wind schlagen und Besseres wissen wollen; das muß ich geschehen lassen. Ich weiß wohl, daß andere es könnten besser haben ausgerichtet; aber weil sie schweigen, richte ich es aus, so gut als ich es kann. Es ist ja besser dazu geredet, wie ungeschickt es auch sei, denn aller Dinge davon geschwiegen. Und bin der Hoffnung, Gott werde ja euer etliche erwecken, daß mein treuer Rat nicht gar in die Asche falle, und werden ansehen nicht den, der es redet, sondern die Sache selbst bewegen und sich bewegen lassen. —

Am Letzten, ist auch das wohl zu bedenken allen denjenigen, so Lieb' und Lust haben, daß solche Schulen und Sprachen in deutschen Landen aufgerichtet und erhalten werden, daß man Fleiß und Kosten nicht spare, gute Librareien (Bibliotheken) oder Bücherhäuser zu verschaffen, sonderlich in den großen Städten, die solches wohl vermögen.

Denn so das Evangelium und allerlei Kunst soll bleiben, muß es ja in Bücher und Schrift verfaßt und angebunden sein, wie die Propheten und Apostel selbst gethan haben, wie ich oben gesagt habe. Und das nicht allein darum, daß diejenigen, so uns geistlich und weltlich vorstehen sollen, zu lesen und studieren haben; sondern daß auch die guten Bücher behalten und nicht verloren werden samt der Kunst und Sprachen, so wir jetzt von Gottes Gnade haben. Hierin ist auch Sankt Paulus fleißig gewesen, da er Timotheo befiehlt, er solle anhalten am

Lesen (1. Tim. 4, 13), und auch befiehlt, er solle das Pergamen, zu Troas gelassen, mit sich bringen (2. Tim. 4, 13).

Ja, solches haben sich beflissen alle Königreiche, die etwas Sonderliches gewesen sind, und zuvor das israelische Volk, unter welchem solches Werk zuerst Mose anfing, und hieß das Buch des Gesetzes in die Lade Gottes verwahren, und that es unter die Hand der Leviten, daß man bei denselben sollte holen Abschrift, wer es bedürfe, also, daß er auch dem Könige gebot, er solle von den Leviten solches Buches Abschrift nehmen. Daß man wohl siehet, wie Gott das levitische Priestertum unter andern Geschäften auch dazu verordnet hat, daß sie der Bücher hüten und warten sollten. Nach dem hat diese Librarei gemehrt und gebessert Josua, darnach Samuel, David, Salomo, Jesaias und so fortan viel mehr Könige und Propheten. Daher ist gekommen die heilige Schrift des Alten Testaments, welche sonst nimmermehr wäre zusammengebracht oder geblieben, wo Gott nicht hätte solchen Fleiß darauf heißen haben.

Dem Exempel nach haben auch die Stifter und Klöster vor Zeiten Librareien angerichtet, wiewohl mit wenig guten Büchern. Und was es für Schaden gethan hat, daß man zu der Zeit nicht darauf gehalten hat, Bücher und gute Librareien zu verschaffen, da man Bücher und Leute genug dazu hatte, ist man darnach wohl gewahr worden, daß leider mit der Zeit dahingefallen ist alle Kunst und Sprachen. Und anstatt rechtschaffner Bücher die tollen, unnützen, schädlichen Mönchbücher: Catholicon, Florista, Gräcista, Labyrinthus, Dormi secure und dergleichen Eselsmist vom Teufel eingeführt ist, daß damit die lateinische Sprache zu Boden ist gegangen und nirgends keine geschickte Schule noch Lehre noch Weise zu studieren ist übrig geblieben. Und wie wir erfahren und gesehen haben, hat man (die Humanisten) die Sprachen und Künste mit so viel Mühe und Arbeit, dennoch gar unvollkommen, aus etlichen Brocken und Stücken alter Bücher aus dem Staub und Würmern wieder hervorgesucht und arbeitet noch täglich daran, gleichwie man in einer zerstörten Stadt in der Asche nach den Schätzen und Kleinoden gräbt.

Darin ist uns auch recht geschehen, und hat Gott unsere Undankbarkeit recht wohl bezahlt, daß wir nicht bedachten seine Wohlthat und Vorrat schafften, da es Zeit war und wohl konnten, damit wir gute Bücher und gelehrte Leute hätten behalten, ließen es so fahren, als ginge es uns nichts an — that er auch wiederum, und ließ anstatt der hei-

ligen Schrift und guter Bücher den Aristoteles (Band 1 Seite 92. 95), kommen mit unzähligen schädlichen Büchern, die uns nur immer weiter von der Bibel führten, dazu die Teufelslarven, die Mönche und der hohen Schulen Gespenst. Die haben wir mit unmenschlichem Gut gestiftet (mit Stiftungen bedacht), und viel Doktoren, Prädikatoren, Magister, Pfaffen und Mönche, das ist, große, grobe, fette Esel, mit roten und braunen Baretten geschmückt, wie die Sau mit einer güldenen Kette und Perlen, erhalten und auf uns selbst geladen, die uns nichts Gutes lehrten, sondern nur immer blinder und toller machten und dafür alle unser Gut fraßen und sammelten nur den Dreck und Mist ihrer unflätigen, giftigen Bücher, alle Klöster, ja alle Winkel voll, da gräulich an zu denken ist.

Ist's nicht ein elender Jammer bisher gewesen, daß ein Knabe hat müssen zwanzig Jahre oder länger studieren, allein, daß er soviel böses Lateinisch hat gelernt, daß er möchte Pfaffe werden und Messe lesen? Und welchem es dahin gekommen ist, der ist selig gewesen; selig ist die Mutter gewesen, die ein solches Kind getragen hat! Und ist doch ein armer, ungelehrter Mensch sein Lebenlang geblieben, der weder zu glucken noch zu Eier legen getaugt hat. Solche Lehrer und Meister haben wir müssen allenthalben haben, die selbst nichts gekonnt und nichts Gutes noch Rechtes haben mögen lehren, ja auch die Weise nicht gewußt, wie man doch lernen und lehren sollte.

Wes ist die Schuld? Es sind keine andere Bücher vorhanden gewesen, denn solche tolle Mönch- und Sophistenbücher. Was sollten denn anders draus werden, denn eitel tolle Schüler und und Lehrer, wie die Bücher waren, die sie lehrten? Eine Dohle heckt keine Taube, und ein Narr macht keinen Klugen. Das ist der Lohn der Undankbarkeit, daß man nicht hat Fleiß an Librareien gewendet, sondern hat lassen die guten Bücher vergehen und die unnützen behalten.

Aber mein Rat ist nicht, daß man ohne Unterschied allerlei Bücher zu Haufen raffe und nicht mehr gedenke, denn nur auf die Menge und Haufen Bücher. Ich wollte die Wahl drunter haben, daß nicht not sei, aller Juristen Komment (Auslegungen), aller Theologen Sentenzen (Meinungen) und aller Philosophen Quästionen (Fragen), und aller Mönche Sermone (Predigten) zu sammeln. Ja, ich wollte solchen Mist ganz ausstoßen und mit rechtschaffnen Büchern meine Librarei versorgen und gelehrte Leute darüber zu Rate nehmen.

Erstlich sollte die heilige Schrift, beide auf lateinisch, griechisch.

hebräisch und deutsch, und ob sie in noch mehr Sprachen wäre, drinnen sein. Darnach die besten Ausleger und die ältesten, beide griechisch, hebräisch und lateinisch, wo ich sie finden könnte. Darnach solche Bücher, die zu den Sprachen zu lernen dienen, als die Poeten und Oratoren (Dichter und Redner), nicht angesehen, ob sie Heiden oder Christen wären, griechisch oder lateinisch. Denn aus solchen muß man die Grammatika (Sprachregeln) lernen. Darnach sollten sein die Bücher von den freien Künsten und sonst von allen andern Künsten. Zuletzt auch der Rechte und Arzenei Bücher, wiewohl auch hier unter den Kommenten einer guten Wahl not ist.

Mit den vornehmsten aber sollten sein die Chroniken und Historien, in welcherlei Sprachen man sie haben könnte; denn dieselben wundernütze sind, der Welt Lauf zu erkennen und zu regieren, ja auch Gottes Wunder und Werke zu sehen. O wie manche feine Geschichte und Sprüche sollte man jetzt haben, die in deutschen Landen geschehen und gegangen sind, deren wir jetzt gar keine wissen; das macht, niemand ist da gewesen, der sie beschrieben oder ob sie schon beschrieben gewesen wären, niemand hat die Bücher behalten. Darum man auch von uns Deutschen nichts weiß in andern Landen und müssen aller Welt ‚die deutschen Bestien‘ heißen, die nichts mehr können, denn kriegen (Kriegsdienste thun) und fressen und saufen. Aber die Griechischen und Lateinischen, ja auch die Hebräischen haben ihr Ding so genau und fleißig beschrieben, daß, wo auch ein Weib oder Kind etwas Sonderliches gethan oder geredet hat, das muß alle Welt lesen und wissen; dieweil (unterdessen) sind wir Deutsche noch immer Deutsche, und wollen Deutsche bleiben!

Weil uns denn jetzt Gott so gnädig beraten hat mit aller Fülle, beide der Kunst, gelehrter Leute und Bücher, so ist es Zeit, daß wir ernten und einschneiden das Beste, das wir könnten, und Schätze sammeln, damit wir etwas behalten auf das Zukünftige von diesen güldnen Jahren, und nicht diese reiche Ernte versäumen.

Denn es zu besorgen ist und jetzt schon wieder anfängt, daß man immer neue und andere Bücher macht, daß zuletzt dahin komme, daß durch des Teufels Werk die guten Bücher, so jetzt durch den Druck hervorgebracht sind, wiederum unterdrückt werden, und die losen, heillosen Bücher von unnützen, tollen Dingen wieder einreißen und alle Winkel füllen. Denn damit geht der Teufel gewiß um, daß man sich wiederum mit eitel Catholicon, Floristen, Modernisten und des verdammten

Mönchen- und Sophistenmists (Seite 576) tragen und martern müsse, wie vorhin, und immer lernen und doch nimmer nichts erlernen.

Deshalb bitte ich euch, meine lieben Herren, wollet diese meine Treue und Fleiß bei euch lassen Frucht schaffen. Und ob etliche wären, die mich zu geringe dafür hielten, daß sie meines Rats sollten leben, oder mich, als den von den Tyrannen Verdammten, verachten, die wollten doch das ansehen, daß ich nicht das Meine, sondern allein des ganzen Deutschlands Glück und Heil suche. Und ob ich schon ein Narr wäre und träfe doch was Gutes, sollte es ja keinem Weisen eine Schande dünken, mir zu folgen. Und ob ich gleich ein Türke und Heide wäre, so man doch sieht, daß nicht mir daraus kann der Nutzen kommen, sondern den Christen, sollen sie doch billig meinen Dienst nicht verachten.

Es hat wohl ehemals ein Narr besser zugeraten, denn ein ganzer Rat der Klugen. Mose mußte sich von Jethro lehren lassen (2. Mose 18, 14 ff).

Hiermit befehle ich euch alle der Gnade Gottes. Der wolle eure Herzen erweichen und entzünden, daß sie sich der armen, elenden, verlassenen Jugend mit Ernst annehmen, und durch göttliche Hilfe ihnen raten und helfen zu seligem und christlichem Regiment deutschen Landes, an Leib und Seele, mit aller Fülle und Überfluß, zu Lob und Ehren Gott dem Vater durch Jesum Christum, unsern Heiland. Amen.



Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Ritteraufstand am Oberrhein; Sickingen's und Hutten's Ende.

An die Bürgermeister und Ratsherren der deutschen Städte richtete Luther sein Sendschreiben. Einst hatte er andere Mächte aufgerufen, das Werk der Reformation in die Hand zu nehmen: Kaiser, Fürsten und Ritterschaft. „An den christlichen Adel deutscher Nation“ hatte sich seine erste große Reformationsschrift gewendet (Band 1 Seite 592); warum ließ er ihn jetzt so ganz bei Seite liegen?

Es war klar an den Tag gekommen, daß sich nirgends so viel Verständnis für das Evangelium fand, als in den Städten. Kaiser und Fürsten hatten Luthern geächtet, von den Rittern war auch nicht viel zu hoffen, eben in jener Zeit ging es mit ihrem ganzen Stande unaufhaltsam bergab; aber in den Bürgerschaften der Städte, da war Leben und Geist, und auch die städtischen Obrigkeiten waren im allgemeinen der neuen Bewegung günstig.

Ja, wenn die Ritter alle gewesen wären wie Hartmut von Kronberg (Seite 309), so ehrlich, furchtlos und treu. Seit dem Wormser Reichstage erließ er einen offenen Brief nach dem andern, voll freudigen Bekennens zu dem von Luther neu entdeckten Evangelium. Mit aller Entschiedenheit wiederholte er gegen Kaiser und Papst, gegen Reichsregiment und Bettelorden immer wieder dieselbe Forderung: der Wahrheit und dem Worte Gottes Ehre und Platz zu geben! Dieser fromme Ritter hatte denn auch Luthers Herz gewonnen. Im März 1522 schrieb ihm Luther einen schönen Brief, darin es heißt: „Man

spürt wohl, daß Eure Worte aus Herzens Grund und Brust quellen, und beweisen, daß nicht, wie bei vielen, das Wort Gottes allein auf der Zunge und in den Ohren schwebe, sondern ernstlich und gründlich im Herzen wohne."

Hartmut von Kronberg war Sickingens Schwiegersohn und gehörte mit zu jenem Wittenbergisch gesinnten Kreise, der auf der Ebernburg sein Wesen hatte. So läßt ihn denn auch Luther Grüße an die Genossen bestellen: „Grüßet alle unsere Freunde im Glauben, Herr Franzen (von Sickingen) und Herr Ulrichen von Hutten und wer ihrer mehr sind." Es war Luthers letzter Gruß an Sickingen und Hutten. Bald sollte ihr hoffnungsreiches Leben ein trauriges Ende nehmen.

Wir haben Sickingen aus dem Auge verloren, seit er im Dienste Kaiser Karls seine Kriegsscharen gegen Frankreich führte (Seite 208). Aber er hatte diesmal kein Glück. Seine Kraft brach sich an der festen Stadt Mezieres (ohnweit Sedan). Da er sie nicht einnehmen konnte, war der ganze Feldzug gescheitert. Der Kaiser, mit seinem Feldhauptmann unzufrieden, nahm Anstand, ihm die Kosten des ganzen Unternehmens, welche er einstweilen aus seiner Tasche gedeckt hatte, zu zahlen.

Mißmutig kehrte Sickingen nach Deutschland zurück. Da bot sich dem thatendurstigen, kriegslustigen Manne eine andere, willkommene Aufgabe.

Zu Landau in der Pfalz fand im August 1522 ein Rittertag statt. Die edlen Herren vom Oberrhein schlossen da eine „brüderliche Vereinigung", zur Wahrung ihrer vielfach bedrohten Rechte und Vorrechte, und erkoren Franz von Sickingen zu ihrem Hauptmann. Die Spitze des Bundes richtete sich gegen die Fürsten. Einst waren die Ritter beinahe so frei und mächtig gewesen wie die Fürsten, hatten mit diesen nur Einen Herrn anerkannt, den Kaiser; jetzt wurden die Fürsten immer mächtiger und machten Miene, auch von den Rittern Unterthanengehorsam zu fordern.

Eine Ursache zur Fehde fand sich schnell. Am 13. August war Sickingen Hauptmann des Bundes geworden; am 27. schickte er schon dem Erzbischof Richard von Trier, den wir von Worms her wohl kennen (Seite 152 ff), die Kriegserklärung.

Mit Bedacht hatte Sickingen gerade einem geistlichen Fürsten den Fehdehandschuh hingeworfen. Ihm gegenüber fühlte er sich nicht nur als ein Verteidiger der Ritterschaft, sondern auch als ein Vorkämpfer der Reformation. Ausdrücklich erklärte er den Unterthanen

des Erzbischofs von Trier in einer Proklamation: er komme, „sie von dem schweren antichristlichen Gesetz der Pfaffen zu erlösen und sie zu evangelischer Freiheit zu bringen.“ Und gewiß war dies sein Ernst; er meinte wirklich mit seinem Schwerte nicht nur Fürstenunrecht zu strafen, sondern auch der Sache Luthers und dem Evangelium zum Siege zu verhelfen. Wie denn Hartmut von Kronberg an Spalatin meldete: Sickingen ziehe aus, um dem Evangelium eine Öffnung zu zu machen.

Aber die Wittenberger waren solchen Gewaltstreichen abgeneigter als je. Sobald Luther merkte, daß Sickingen und Hutten darauf hinauswollten, war seine Freundschaft gegen sie immer kühler geworden. Als er jetzt von der Fehde hörte, prophezeite er einen schlimmen Ausgang. Melanchthon aber erklärte sie für einen ganz schnöden Raubzug.

In der That war die Fehde ein schwerer Bruch des Landfriedens, welchen die Reichsgewalt, wenn sie irgend etwas taugte, nicht so hingehen lassen durfte. Das Reichsregiment richtete denn auch dringende Abmahnungen an Sickingen; aber der entgegnete: „er wüßte fürwahr, sein Herr der Kaiser würde ihm nicht zürnen, ob er den Pfaffen ein wenig strafte und ihm die Kronen eintränkte, die er genommen hätte.“

Wenn Sickingen nur Glück gehabt hätte, so würde das Reichsregiment ihm schwerlich den Weg vertreten haben. Wirklich fiel am 3. September die triersche Feste Sankt Wendel in seine Hände. Schon sprach er offen aus, daß er aus diesem geistlichen Fürstentum ein weltliches machen und selber Kurfürst werden wolle. Manche trauten ihm zu, daß er gar nach dem Kaiserthrone trachte.

So erschien er am 7. September vor Trier, mit 7 000 Mann oder mehr. Aber der geistliche Herr von Trier zeigte ihm, daß er nicht nur den Bischofsstab, sondern auch die Waffen führen konnte. Er verteidigte die Stadt mit aller Umsicht und Kriegskunst; sein Volk stand treu und und tapfer zu ihm.

Schon nach acht Tagen mußte Sickingen die Belagerung aufheben. Ohne Zuzug von Bundesgenossen konnte er die Stadt nicht bewältigen; aber die Freunde ließen ihn im Stich. Statt dessen kamen dem Erzbischof zwei mächtige Fürsten zu Hilfe: der junge Landgraf Philipp von Hessen und Kurfürst Ludwig von der Pfalz, Sickingens Lehnsherr und alter Gönner. Der rühmte sich: wie er einst aus dem Fränzchen einen Franz gemacht, so werde er auch wohl im Stande sein, aus dem Franz ein Fränzchen zu machen.

Während diese beiden Fürsten ihrem Nachbar von Trier zu Hilfe zogen, spielte Erzbischof Albrecht von Mainz ein zweideutiges Spiel; er wollte für alle Fälle sicher gehen und lieber neutral bleiben. Aber jene beiden und Erzbischof Richard räumten hart auf unter denen, die mit Sickingen Freund waren. Hartmut von Kronberg war das erste Opfer ihrer Rache, Seine Stadt Kronberg (ohnweit Frankfurt), in der er gar nicht zugegen war, mußte sich nach zweitägiger Beschießung ergeben und wurde hessisch.

Sickingen, über den am 8. Oktober die Reichsacht verhängt worden, warf sich in seine Feste Landstuhl. Erst im Frühjahr 1523 folgten ihm die Feinde dahin. Am 30. April begannen sie aus ihren Karthaunen und Notschlangen mit eisernen Kugeln Landstuhl zu beschießen — die Mauern der Ritterburg waren nicht stark genug, diesen neumodischen Geschossen zu widerstehen. Sickingen selbst wurde, während er die Verteidigung leitete, durch die Wucht einer einschlagenden Kugel gegen einen spitzen Balken geschleudert und in der Seite tötlich verwundet. Unter dem Burggewölbe war der einzige Raum, wo man ihn hinlegen konnte. Daß er sterben mußte, war schlimm; schlimmer, daß er kapitulieren mußte. Sechs Tage lang, nachdem er die Wunde empfangen, hielt er sich noch. Am 6. März übergab er die Burg.

Als er so unterlegen war, sprach er zu den Seinen: „Wo sind nun meine Herren und Freunde, der von Arnberg, der von Fürstenberg, der von Zollern, die Schweizer, die von Straßburg und die in der Brüderschaft, die mir viel zugesagt und wenig gehalten haben? Darum, Liebe, verlasse sich keiner auf groß Gut und der Menschen Vertrösten!“

Sickingen mußte den Kelch bis auf die Hefe leeren. Denn was konnte demütigender für den stolzen Ritter sein, als der Besuch der drei Fürsten an seinem Schmerzenslager?

Am Tage nach der Übergabe von Landstuhl zogen die Sieger ein in die eroberte Burg. Sie gingen auch hinunter zu dem verwundeten Feinde. Der Erzbischof von Trier konnte seinen Groll nicht meistern, obwohl er sah, daß Sickingens letztes Stündlein nahe war. „Franz,“ sagte er zu ihm, „was hat dich getrieben, daß du mich und meine armen Leute so hart überzogen hast?“

„Davon wäre viel zu reden,“ war Sickingens Antwort. „Nicht ohne Ursach'. Aber ich habe jetzt einem höheren Richter Rede zu stehen.“

Als die Fürsten die Felsenhöhle wieder verlassen hatten, beichtete Sickingen seinem Kaplan. Darauf schickte er ihn, das Sakrament zu

holen. Doch als derselbe zurückkehrte, hatte Sickingen schon seine Seele ausgehaucht.

So starb Franz von Sickingen, den man auch mit gutem Rechte den letzten Ritter nennen könnte, am 7. Mai 1523.

Wie Landstuhl, so fiel bald darauf auch die Ebernburg, die „Herberge der Gerechtigkeit" (Band 1 Seite 574). Siebenundzwanzig Burgen wurden eine Beute der Sieger.

Viele Papisten hofften, Sickingens Niederlage würde auch Luther mit zu Falle bringen. „Der Afterkaiser (Sickingen) ist tot; bald wird es auch mit dem Afterpapste (Luther) zu Ende sein!" Aber auch die gehässigsten Feinde Luthers mußten doch nachgerade einsehen, daß Luther die Hand hier nicht im Spiele gehabt. Kurfürst Ludwig von der Pfalz und Landgraf Philipp von Hessen, also die beiden Fürsten, welche Sickingens Sturz herbeigeführt hatten, waren zwar keine Lutheraner, aber doch ganz und gar nicht Feinde Luthers und Kursachsens — ein klarer Beweis, daß es sich bei dieser Fehde um andere Dinge gehandelt hat, als um das Evangelium.

Luther selbst war mehr als je von der Überzeugung durchdrungen, daß es Unrecht sei, um des Evangeliums willen Krieg zu führen. Darum sofern Sickingen sich zu der Absicht bekannt hatte, mit seiner Fehde „dem Worte Gottes die Thüre zu öffnen," konnte er das nur von Herzen mißbilligen. Und so erkannte er in dem Untergange des Ritters, der ihm einstmals so wert gewesen war, ein Gottesgericht.

„Gestern," so schreibt er Ende Mai an Spalatin, „habe ich Franzens von Sickingens wahrhaftige und klägliche Geschichte erfahren. Gott ist ein gerechter, aber wunderbarer Richter."

Drei Monate nach Sickingens Tode starb auch Ulrich von Hutten.

Wie schwer hatte es Hutten empfunden, als sein Freund und Gönner Sickingen gerade zur Zeit des Wormser Reichstages kaiserliche Dienste genommen hatte, statt für den geächteten Luther loszuschlagen (Seite 208). Wie mußte er darum die Wendung mit Freuden begrüßen, als Sickingen endlich mit den alten Plänen Ernst machte und sich an die Spitze der Ritterschaft stellte Da tauchte er noch einmal die Feder ein und schrieb ein Gedicht „an die freien Städte deutscher Nation"; das war auch eine Kriegserklärung, eine Klagschrift wider Ungerechtigkeit

und Gewaltthat der Fürsten und eine Mahnschrift an die Städte, sich mit den Rittern wider die gemeinsamen Feinde zu verbinden.

Aber die Städte folgten seinem Rate nicht, und das Gestirn Sickingens, das noch eben auf's schönste erglänzte, verblich schnell. Hutten fühlte, daß in Deutschland seines Bleibens nicht mehr sei.

Er wendete sich nach der Schweiz. Dort wollte er weiter für die gute Sache wirken. Aber Leiden und Enttäuschungen warteten sein. In Basel wohnte Erasmus, das Haupt der Humanisten. Wie manchmal hatte Hutten den Ruhm des hochverehrten Meisters mit begeisterter Zunge gepriesen! Und es hatte Zeiten gegeben, wo er sich dünken durfte, die Gunst des Mannes in beneidenswertem Maße zu besitzen. Was war natürlicher, als daß er jetzt in seiner Bedrängnis Zuflucht bei ihm suchte?

Aber Erasmus erschrak, als er hörte, Hutten wolle ihn besuchen. Das konnte ihm bei seinen fürstlichen Gönnern Verlegenheiten und Verdruß bereiten! Mit diesem Menschen, dem Hutten, mochte er um keinen Preis mehr etwas zu thun haben. Also ließ er ihm sagen: er habe keine Zeit, ihn zu empfangen.

Huttens ganze Leidenschaft schäumte auf, als er sich so schlecht behandelt sah. Je mehr er den Erasmus bisher geliebt und verehrt hatte, desto mehr haßte er ihn nun. Und die einzige Rache, die er an ihm nehmen konnte, war die, daß er wider ihn schrieb und ein öffentliches Gericht hielt über den Abgefallenen, der aus lauter Feigheit an der guten Sache verzweifle, um Fürstengunst buhle und wieder vom Papste Dienste genommen habe.

Aber schon hatte er Basel wieder verlassen müssen. Er ging nach Mühlhausen im Elsaß und von da nach Zürich. Er war, wie in seiner Jugend, unstet und flüchtig. Auch die häßliche Krankheit seiner Jugend zerrüttete auf's neue seinen Leib.

In Zürich nahm sich Ulrich Zwingli, der Schweizer Reformator, von dem wir bald mehr hören werden, seiner an. Er wies ihn zu dem heilkundigen Pfarrer Schnapp auf der Insel Ufnau im Züricher See. Dort erreichte ihn die Kunde von Sickingens Ausgang. Schmerzen Leibes und der Seele zehrten an seinem Leben. Am 29. August 1523 gab ihm der Tod, wonach sein Geist dürstete: Freiheit.

Sechsunddreißig Jahre war er alt geworden. Wie kühn hat er gestrebt, wie gewaltig geredet; nicht ohne Wirkung waren seine Worte verhallt und doch, wie unbefriedigt, wie elend starb er! Hinterlassen hat

er schlechthin nichts von Wert. Bücher besaß er keine mehr, Hausgerät auch nicht — seine Feder, die er so manchesmal als ein echter Rittersmann in kühnem Streite geführt, das war alles, was er noch hatte.

Welchen Eindruck die Nachricht von Huttens Tode in Wittenberg gemacht hat, wissen wir nicht. Sie hatten dort wohl kaum noch die Empfindung, daß sie einen Freund an ihm verloren; ein Mitarbeiter war er ihnen seit den Tagen von Worms nicht mehr gewesen.

Sickingen und Hutten haben das Werk der Reformation eine Zeit lang auf ihre Weise begleitet, aber geleitet niemals. Darum gedieh es auch fröhlich weiter, als sie nicht mehr dafür schrieben und stritten.





Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Siegeslauf des Evangeliums.

Durch seine fünfundneunzig Thesen war Luther mit einem Schlage ein berühmter Mann geworden. Durch seine großen Reformationsschriften vom Jahre 1520 hatte er Gedanken in das deutsche Volk geworfen, welche tiefer als alles andere die Gemüter bewegten. Als er dann der Vorladung nach Worms folgte — das war nicht der Zug eines Angeklagten, das war ein Triumphzug. Und als er ebendort geächtet wurde, wandte sich ihm die Bewunderung und Begeisterung seines Volkes erst recht zu. Denn man empfand das Urteil des Reichstages als ein Unrecht, da er nicht gehört und mit Gründen überwiesen worden war, und man freute sich seines mannesmutigen Zeugnisses in der Entscheidungsstunde. Und eben als der Kaiser das verhängnisvolle Edikt unterzeichnete, das ihm und seiner Lehre den Garaus machen sollte, als Aleander frohlockte und Luther auf das Drängen besorgter Freunde eine Weile aus der Welt verschwinden mußte, — eben zu derselben Zeit begann das Evangelium seinen Siegeslauf. Da wälzte ihm ja der Satan noch manchen Stein in den Weg, wie die Schwarmgeisterei in Wittenberg und den Ritteraufruhr am Oberrhein, auch kam es wohl hier und da zu heftigen Verfolgungen der neuen Lehre; aber zieht man aus allem die Summe, so waren die Jahre nach dem Wormser Reichstage, von 1521 bis 1525, die fröhliche Frühlingszeit der Reformation: überall ging der Same auf, den Luther ausgestreuet hatte.

Am freiesten konnte die evangelische Bewegung in Kursachsen fort-

schreiten. Der Kurfürst nötigte niemanden, ihr beizustimmen; im Gegenteil, so sehr er ihr von Herzen zugeneigt war, schützte er auch die Anhänger des Alten vor Vergewaltigung und erkannte bestehende Rechte an. So hat er die Wittenberger Stiftsherren so lange als möglich geschützt (Seite 523), so ließ er auch die Bischöfe von Merseburg und Meißen in seinem Lande ihre gegen die Luthersche Ketzerei gerichteten Visitationen halten (Seite 527). Nur wenn sie von ihm forderten, er solle ihnen den weltlichen Arm leihen und die ausgetretenen Mönche bestrafen, beschied er sie ablehnend mit dem Bemerken, er verstehe von dergleichen Dingen zu wenig.

Der wahre Bischof von Kursachsen war seit seiner Heimkehr von der Wartburg niemand anderes als Luther. Er konnte sich auch dem nicht entziehen, hierhin und dahin zu reisen, wie die Bischöfe pflegten, und nach dem Rechten zu sehen.

Nachdem er zu Wittenberg Ostern gehalten, machte er sich auf und besuchte im April und Mai 1522 die Städte Borna, Altenburg, Zwickau und Eilenburg. Überall predigte er fleißig, in Zwickau viermal. Das Volk strömte weither zusammen, um ihn zu hören; über 25 000 Menschen sollen seinetwegen nach Zwickau gekommen sein, bis von Schneeberg und Annaberg. In der Kirche hatte die Menge der Zuhörer nicht Raum, darum predigte er einmal im Schloßhofe, ein andermal auf dem Marktplatze von einem Fenster des Rathauses aus.

Kurfürst Friedrichs und Herzog Georgs Länder lagen so durcheinander, daß Luther auf diesen Reisen es nicht wohl vermeiden konnte, das Gebiet seines erbitterten Feindes zu betreten. Er that es mit aller Vorsicht; denn er wollte Gott nicht versuchen. Bei Nacht ritt er von Zwickau nach Borna, in weltlicher Kleidung, und ließ sein Mönchsgewand sich nachführen.

Am 25. September 1522 besuchte Luther das Städtchen Leisnig an der Mulde. Hier brauchte man seinen Rat und seine Billigung zu einem wichtigen Unternehmen.

Man wollte einen „gemeinen Kasten" für die Kirchfahrt einrichten, d. h. eine Gemeinekasse anlegen, aus welcher alle kirchlichen Bedürfnisse sollten bestritten werden. Ein Gleiches hatte zuerst Karlstadt in Wittenberg durchgesetzt (Seite 438 ff). Aber wenn auch Karlstadt damit vorgegangen war, so verdiente der Gedanke doch Nachahmung.

Zu Leisnig war besonders der edle Herr von Kötteritz für die Einrichtung, aber auch der Stadtrat betrieb sie. Man legte Luthern den

Plan vor und gewann dessen ganzen Beifall. Er gab selber im Jahre 1523 die berühmte Leisniger Kastenordnung heraus, in der Hoffnung, „daß sie ein gemein Exempel würde, dem auch viel andere Gemeinen nachfolgeten."

In dieser „Ordnung eines gemeinen Kastens" erklärten die „ehrbaren Mannen (d. i. Edelleute), Rat, Viertelmeister (d. i. Vorsteher der Zünfte), Ältesten und gemeinen Einwohner der Stadt und der eingepfarrten Dörfer des Kirchspiels zu Leisnig:

„Wir wollen und sollen zu aller Zeit unsere christliche Freiheit nicht anders, denn nach Aussetzung und Verordnung göttlicher, biblischer Schrift handeln, üben und gebrauchen.

„Wir wollen und sollen das heilsame tröstliche Wort Gottes zu geordneten Tagen und Stunden treulich anhören und zur Besserung einbilden." Das soll jeder Hauswirt und jede Hauswirtin für sich thun, aber auch Kinder und Gesinde dazu anhalten.

So sollen auch „Hauswirte und Hauswirtinnen, ein jeder in seinem Haus, für sich selbst, Kinder und Hausgesinde, festiglich darauf halten, öffentliche Gotteslästerung, übermäßiges Zutrinken, Hurerei, betrüglich Doppelspiel und andere Sünden und Laster zu vermeiden und zu wehren. Ob auch bei einigen hierin Unfleiß vermerket werde, soll dann die ganze eingepfarrte Gemeinde gut Fug und Macht haben, sich hierum anzunehmen, durch gebührliche Mittel, Hilfe und Zuthun der Obrigkeit solches zu würdiger Strafe und seliger Besserung zu bringen."

Nachdem so der Grund zu einem christlichen Gemeindeleben gelegt ist, handeln die folgenden Stücke von dem „gemeinen Kasten". In diesen fließt der Erlös der bisherigen Stiftungen und geistlichen Güter, freiwillige Gaben christlicher Liebe und eine Kirchensteuer von jedermann, eine „jährlich Zulage", die bei den nicht Angesessenen, bei Handwerksknappen und Dienstgesinde des Jahres einen silbernen Groschen oder auf jeden Quatember drei neue Pfennige betragen sollte. Bestritten wurden aus dem gemeinen Kasten die Gehälter der Pfarrer, Küster und Schulmeister (nur die Kinder von auswärts sollten Schulgeld zahlen), ferner die Baukosten bei der Kirche, Pfarre, Schule, Küsterei, beim Spital und bei der Muldenbrücke, endlich Notdurft und Unterhalt armer Waisenkinder, alter und gebrechlicher Leute. Auch sollten zinsfreie Darlehen gereicht werden an „hausarme Leute, ihre Handwerke, bürgerlich' und Bauersnahrung gründlich zu treiben und zu arbeiten", auch an „fremde Ein-

kömmlinge, Mannes- oder Weibspersonen, die innerhalb unserm Kirchspiel mit ihrer Arbeit, Mühe und Fleiß ihre Nahrung suchen werden."

Dafür soll nun aber auch der Bettel ganz abgestellt sein. „Kein Bettler und Bettlerin sollen in unserm Kirchspiel, weder in der Stadt noch in den Dörfern, gelitten werden. Denn welche mit Alter oder Krankheit nicht beladen, sollen arbeiten oder aus unserm Kirchspiel, aus der Stadt und den Dörfern, auch mit Hilfe der Obrigkeit hinweggetrieben werden." Ausdrücklich wurde dieses Bettelverbot auf Mönche, Kirchenbitter und fahrende Schüler ausgedehnt.

Zehn Vorsteher sollten den gemeinen Kasten verwalten: zwei aus den Edelleuten, zwei vom Rat, drei Bürger und drei Bauern. Allsonntäglich sollten sie Sitzung halten. Dazu sollte dreimal im Jahr die ganze Kirchgemeinde zusammenkommen, von den Vorstehern Rechenschaft fordern und neue wählen.

Leider entsprach die Ausführung den großen Hoffnungen nicht, welche Luther und andere mit ihm auf diese Kirchenordnung setzten. Die Leisniger sollten ein gutes Beispiel geben und gaben ein schlechtes. Ihr Pfarrer Tilemann Schnabel klagte im November 1524 Luthern seine Not, daß man ihn fast Hungers sterben lasse.

Luther machte hier, wie nur zu oftmals, die Erfahrung, daß man das Evangelium mit Freuden annahm, zu seinen Grundsätzen sich klar und bündig bekannte — aber der alte Adam war darum noch lange nicht ausgetrieben.

Das zeigte sich besonders auch bei der Reformation von E r f u r t.

Luther ging dahin, begleitet von Melanchthon und anderen, im Oktober 1522. Unterwegs besuchte er Weimar. Dahin hatte ihn Herzog Johann, des Kurfürsten Bruder, und sein Sohn Johann Friedrich geladen, welche daselbst residierten. Er fand die allerfreundlichste Aufnahme. Sechsmal predigte er vor den Fürsten und der Gemeinde.

Notwendiger war sein Besuch in Erfurt. Das blieb eine unruhige Stadt. Zwar das wüste Pfaffenstürmen vom Jahre 1521 hatte sich seither nicht wiederholt. Die Stiftsherren waren damals zu Kreuze gekrochen, und so hatte die Bürgerschaft ihren Willen gehabt (Seite 209 ff). Die alten kirchlichen Ordnungen blieben ungestört.

Da, im Anfang des Jahres 1522, begannen auch in Erfurt die Mönche ihre Klöster zu verlassen und bei den Bürgern Quartier zu nehmen. Auch der Prior des Augustinerklosters, Luthers Freund Lang, legte das Ordensgewand ab. In einer Rechtfertigungsschrift gab er

sechszehn Gründe dafür an. Gleichwohl billigte Luther seinen Schritt nicht. Denn er war nicht ohne Ärgernis der Schwachen unter großer Aufregung geschehen. Er schrieb ihm am 28. März 1522:

„Daß Dein Austritt aus dem Kloster seine guten Ursachen gehabt hat, glaube ich wohl; aber ich wollte, Du wäreſt über alle Ursachen erhaben gewesen. Nicht als ob ich die Freiheit auszutreten verwürfe; sondern ich möchte den Widersachern den Anlaß zur Lästerung abgeschnitten sehen."

So war Luther auch sonst mit den Erfurtern nicht zufrieden. Zwar er lobt sie: „Ich sehe, daß ihr in der Erkenntnis des Wortes uns weit überholt habt", aber er muß auch tadeln und klagen: „Die Kraft und Wirkung des Wortes hält sich noch geheim und verborgen oder sie ist wenigstens noch allzu gering in uns allen — darüber wundre ich mich sehr. Wir sind noch immer dieselben Menschen wie früher: hart, fühllos, ungeduldig, frech, trunken, übermütig, zänkisch. Kurz, jenes alte Kennzeichen der Christen, die herrliche Liebe will nirgends hervorkommen, und geht es nach Pauli Worten: „Wir haben das Reich Gottes in Worten, aber nicht in der Kraft (1. Kor. 4, 20)."

So ermahnte auch Luther die Erfurter in einem Sendschreiben, das er am 10. Juli an sie ergehen ließ: „Meine Liebsten, wie wir lehren, so lasset uns auch thun."

Von allen Kanzeln Erfurts wurde das Evangelium auf gut Wittenbergisch verkündet, da konnte Luther nur seine Freude dran haben. Und das Volk wollte auch nichts anderes mehr hören, als was aus der Bibel geschöpft war und den köstlichen Trost der Rechtfertigung aus dem Glauben. Wo noch Messe gelesen wurde, da blieb die Gemeinde bald weg, die Kirchengebote verloren ihr Ansehen und die alte Ordnung löste sich auf.

Aber mitten zwischen die Predigt des Wortes Gottes mischten die Prediger harte Ausfälle gegen die Priester der alten Kirche und gegen die früheren Zustände, daß es bald des Schelten zu viel wurde. Zumal als Luthers einstmaliger Lehrer Usingen (Band 1 Seite 276), der einzige Augustiner zu Erfurt, der dem Kloster treu geblieben war, öffentlich mit Wort und Schrift für die alte Lehre eingetreten war, begann ein allgemeines Kanzelgezänk. Auf jede Predigt von Usingen folgte eine ganze Reihe von Gegenpredigten. Es kam auch vor, daß man die Gottesdienste zu stören und den Prediger gleich auf der Stelle zu widerlegen

versuchte. Vor allem stritt man sich über Recht und Unrecht der Heiligenverehrung.

Luther erklärte das für eine geringe Nebensache. „Es wird der Satan hinfort noch viel dergleichen unnötige Sachen und Fragen aufbringen, sagt er in jenem Sendschreiben, „auf daß er die einige, nötige, einfältige Erkenntnis Christi verderbe, und es werden ihm folgen die leichtfertigen, unfürsichtigen Geister und viel Sekten anrichten. Also, meine Brüder, treibt auf Christum alleine und straft den Aberglauben und lasset das Unnötige unnötig bleiben und verschonet der Schwachen.

„Ich bitt' euch, meine lieben Brüder, wollt daran sein, daß kein Aufruhr durch uns erregt, noch Ursach' dazu gegeben werde. Es sind viel leichtfertige Leute, die meinen der Sache des Evangelii mit dem Schwert und der Faust zu helfen und wollen's wohl ausgerichtet haben, wenn sie Pfaffen und Mönche schmähen oder beschädigen."

Aber dieses Sendschreiben stellte den Frieden nicht wieder her. So kam Luther im Oktober selber nach Erfurt. Wieder strömten ihm die Leute zum Empfange entgegen. Ihrem Andrang auszuweichen, stieg er vor dem Thore vom Wagen. Am 20. traf er ein, am 21. predigte er, am 22. gar zweimal. Die Kirche konnte das Volk nicht fassen. Immer drang er auf die Hauptsache am Christentum, Glauben und Liebe.

Seine Feinde zu überzeugen und dem Streite der Parteien ganz ein Ende zu machen, gelang ihm doch nicht. Aber Rat, Universität und Bürgerschaft wurden in ihrer Begeisterung für die Reformation gestärkt.

Nach mancherlei Unruhen, wie sie besonders der Bauernkrieg mit sich brachte, kam es im Jahre 1525 zur Einführung einer neuen Kirchenordnung, von Lang entworfen und von Luther bestätigt, welche das alte römische Wesen beseitigte und nur noch evangelische Predigt und evangelischen Gottesdienst duldete.

Um dieselbe Zeit, wo Erfurt eine evangelische Stadt wurde, entstand im fernen Nordosten von Deutschland der erste evangelische Staat. Es war das Herzogtum Preußen.

Wie solches zuging, und wie Luther dabei, ohne es zu ahnen, mit den Grund legte zu der heutigen mächtigen Stellung Preußens im deutschen Reiche, das ist eine ganz merkwürdige Geschichte.

Preußen, d. h. die heutigen Provinzen Ost- und Westpreußen, war

um das Jahr 1200 ein noch fast ganz heidnisches Land, obwohl seit dem zehnten Jahrhundert die Sendboten des Christentums auch dort einzudringen versucht hatten. Da rief im Jahre 1226 der Bischof Christian von Preußen in Verbindung mit dem Herzog Konrad von Masovien die Ritter des deutschen Ordens zu Hilfe: sie sollten mit ihrem Schwert das Preußenland erobern, und dann mußte es ja gelingen, die widerspenstigen Bewohner zu bekehren.

Der deutsche Orden war ein Ritterorden. Herzog Friedrich von Schwaben, Friedrich Barbarossas Sohn, hatte ihn einst im heiligen Lande während des dritten Kreuzzuges gestiftet (im Jahre 1190) nach dem Muster des Johanniter- und des Templerordens. Wer in solch einen Orden eintrat, nahm die drei Mönchsgelübde auf sich: Gehorsam, Armut, Ehelosigkeit; außerdem aber gelobte er noch, mit seinem Schwerte als ein tapferer Ritter Christo zu dienen und wider die Ungläubigen zu kämpfen.

Als die Kreuzzüge aufhörten und das heilige Land wieder für immer an die Ungläubigen verloren war, hatten diese Ritterorden damit den Grund und Boden ihrer Wirksamkeit unter den Füßen verloren. Darum hießen die Deutschritter jenen Ruf willkommen, der ihnen im Preußenlande eine neue, große Aufgabe stellte. Sie siedelten dahin über und eroberten das ganze Gebiet in den Jahren 1230 bis 1283, nicht nur Kriege führend, sondern auch Städte gründend (Thorn, Elbing, Königsberg, Marienburg) und deutsche Kultur verbreitend. Seit 1309 residierte der Oberste des Ordens, der „Hochmeister", in Marienburg.

Leider wurde die Macht der Deutschritter hundert Jahre später gebrochen durch einen bösen Nachbar, den sie hatten. Das waren die Polen. 1410 wurden sie von den Polen bei Tannenberg auf's Haupt geschlagen und 1446 mußten sie Westpreußen an den König von Polen abtreten, das Übrige von demselben zu Lehen nehmen. Sie versuchten aber immer wieder das polnische Joch abzuwerfen, und so hörten die Kämpfe nicht auf, worunter das Land des Ordens am allermeisten zu leiden hatte. Im Jahre 1521 kam es endlich zu einem vierjährigen Waffenstillstande.

Hochmeister des deutschen Ordens war seit 1511 Albrecht, Markgraf von Brandenburg-Ansbach, ein Vetter des Erzbischofs von Mainz. Er zählte erst einundzwanzig Jahre, als man ihn zu dieser Würde erkor; einunddreißig, als er den erlangten Waffenstillstand benützte, um einen längeren Aufenthalt in Deutschland zu nehmen. Er wollte dort bei

Kaiser und Reich die Angelegenheiten seines Ordens betreiben und um Schutz gegen die Polen nachsuchen. Das erlangte er nicht: dafür aber fand er in Deutschland das Evangelium und eine Herzogskrone.

Die Verhältnisse in Preußen mußten sich von Grund aus anders gestalten, wenn Herren und Unterthanen dort sollten wieder zu Kräften kommen. Innerhalb des deutschen Ordens stand es ganz faul; er hatte sich überlebt. Es fiel den Rittern gar nicht mehr ein, nach den Ordensgesetzen zu leben: Armut, Keuschheit und Gehorsam hatten sie gelobt, aber Habsucht, Genußsucht, Zucht- und Zügellosigkeit gingen bei ihnen im Schwange. Und so war auch ihre kriegerische Tapferkeit erlahmt.

Luther vernahm von diesen Zuständen mit besonderer Teilnahme. Er erkannte die Ursache allen Übels in dem wunderlichen Mönchtume der Ritter. Wenn sie dem falschen geistlichen Stande entsagten und offen und ehrlich in den weltlichen Stand zurückträten, konnte seiner Meinung nach eine neue, bessere, Gott wohlgefällige Ordnung zustande kommen.

Und so schrieb er am 28. März 1523 an die deutschen Ritter in in Preußen einen Brief, eine Art Gutachten, wie ihren verrotteten Verhältnissen zu helfen sei. Er that es unaufgefordert; er mußte doch denken, daß man auch dort in dem fernen Grenzlande auf sein Wort etwas geben würde.

Was er den Rittern zu sagen hatte, das erfahren wir klar schon aus der Überschrift des Sendschreibens, unter welcher es im August 1523 gedruckt ausging: „Ermahnung an die Herren deutschen Ordens, daß sie falsche Keuschheit meiden und zur rechten, ehelichen Keuschheit greifen." Und im Eingange sagt er:

„Daß ich insonderheit an Euch, meine lieben Herren deutschen Ordens, mich zu schreiben unterstanden habe und zu dem ehelichen Leben von der unkeuschen Keuschheit zu raten, lasse sich Eure Liebe nicht verwundern. Ich meine es ohne Zweifel gut; so ist's bei vielen Redlichen und Vernünftigen nicht allein für nützlich, sondern auch für nötig angesehen, solches an Eurer Liebe zu suchen, sintemal Euer Orden fürwahr ein seltsamer Orden ist, derhalben am meisten, daß er zum Streitführen wider die Ungläubigen gestiftet ist — darum muß er das weltliche Schwert führen und weltlich sein — und soll doch zugleich auch geistlich sein, Keuschheit, Armut und Gehorsam geloben und halten, wie andere Mönche. Wie sich das zusammen reime, lehret täglich die Erfahrung und Vernunft allzu wohl."

Gegen den weltlichen Stand der Ritter redet nun Luther kein Wort; im Gegenteil, er will dazu helfen, daß „ein solcher deutscher Herr zum Streit besser denn itzt geschickt sei“, er möchte, daß aus dem Ordenslande „mit der Zeit eine rechte, ordentliche Herrschaft würde, die ohne Gleißen und falschen Namen vor Gott und der Welt angenehm wäre.“ Dazu sollen die deutschen Herren dem ehelosen Stande entsagen und damit „ein groß, trefflich, stark Exempel sein.“

Denn das Gelübde der falschen Keuschheit, der Ehelosigkeit ist wider Gottes Gebot: 1. Mos. 2, 18 „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ Zwar haben so viele Konzilien und heilige Väter den ehelosen Stand empfohlen und bestätigt, aber auf solch „alt Herkommen“ soll sich niemand berufen, denn „Gott ist älter, als alle Konzilien und Väter. Item, so ist der Brauch (der Ehe), von Adam her gewesen, auch älter denn der Brauch, durch die Päpste aufgekommen.“

„Auf das Wort wagen wir's und thun's, nur zu Trotz und zuwider allen Konzilien, Kirchen, allen Menschensätzen, allen Gelübden, Gewohnheiten und was dawider sein möchte oder je gewesen ist: Augen und Ohren zu, und nur Gottes Wort ins Herz gefasset!“

Das schrieb Luther den deutschen Herren nicht nur heimlich, sondern ließ es auch drucken. Und sein Rat sollte einen hellen Wiederhall finden.

Auch eine andere Hoffnung sollte sich zu seiner großen Freude in Preußen erfüllen. In ebendiesem Sendschreiben hatte er gesagt: „Ich bin aber der Hoffnung, Christus habe sich etliche Bischöfe, oder werde sie sich noch behalten, daß sie in ihr Herz gehen und zu rechter Erkenntnis Gottes kommen und ihr schrecklich und gräulich Amt entweder lassen oder in ein recht bischöflich Amt wiederherstellen.“

Da waren nun zwei treffliche Bischöfe im Preußenlande, welche zu Gottes Wort und Luthers Lehr' ein Herz faßten. Nämlich der Bischof von Samland, Georg von Polenz, und der Bischof von Pomesanien, Erhard von Quais. Der erstere, welcher für den abwesenden Hochmeister Albrecht einstweilen die Regierung verwaltete, ließ schon im Jahre 1523 den Domherrn Schmidt zu Königsberg evangelische Predigten halten.

Inzwischen hatte sich Albrecht von Brandenburg immer mehr mit der Wittenbergischen Reformation befreundet. Er hielt sich die längste Zeit in Nürnberg auf, dem Reichsregiment und dem Reichstage zu Liebe, die dort ihren Sitz hatten. In Nürnberg aber waren treffliche Männer

ganz im Sinne Luthers thätig; ja diese Stadt wurde immer mehr zu einer rechten Vorburg des Luthertums.

Mit den Freunden Luthers trat Albrecht dort zu Nürnberg in regen Verkehr. Den Prediger Osiander von Sankt Lorenz daselbst pflegte er später seinen „geistlichen Vater in Christo" zu nennen, durch den ihn Gott zuerst aus der Finsternis des Papsttums gerissen und zu rechter göttlicher Erkenntnis geführt habe." Wie er gesinnt war, erfuhr einmal der päpstliche Gesandte, als derselbe den Hochmeister aufforderte, an seinem Teil der Kirche Hilfe zu leisten. Darauf erwiderte Albrecht: „er werde sehr gern der Kirche Hilfe leisten, aber das sei nicht die rechte Art, der Kirche aufzuhelfen, wenn man die offenbare Wahrheit verdamme und Bücher verbrenne."

Diese Äußerung erfuhr Luther im Dezember 1522. „Er (der Hochmeister) soll dem Evangelium nicht abgeneigt sein," berichtet er dazu.

Bald fand sich Albrecht bewogen, mit Luther selber Verkehr anzuknüpfen. Sonderbarerweise war es der Papst, der die Veranlassung dazu gab. Der Hochmeister erhielt nämlich von Rom her Befehl, eine gründliche Reformation des deutschen Ordens vorzunehmen. Natürlich wollte der Papst das Wort „Reformation" nicht auf Wittenbergisch verstanden wissen; er meinte nur, daß die deutschen Herren ihre Ordensregel besser beobachten sollten. Aber der Hochmeister wußte keinen besseren Rat, als sich an Luther zu wenden und ihn um Auskunft zu bitten: „durch welche Maßregeln die Bischöfe, Prälaten und Geistlichen im Ordensgebiet zu einem wahrhaft christlichen Leben gebracht werden könnten" u. s. w.

Diese Anfrage geschah unter dem Siegel der Verschwiegenheit im Juni 1523. Luther aber hatte bereits im März in seinem Sendschreiben an die deutschen Herren gesagt, welches ihm das beste Heilmittel für den Orden und sein Land zu sein dünkte. Dabei blieb er.

Im September kam Albrecht selber nach Wittenberg. Er verhandelte mit Luther und Melanchthon über die Ordensreformation. Da gab ihm nun Luther den klaren und deutlichen Rat, welchem auch Melanchthon beistimmmte: „er solle die thörichte und verkehrte Ordensregel beiseite werfen, in den Ehestand treten und Preußen in einen weltlichen Staat verwandeln, es sei ein Fürstentum oder Herzogtum."

Albrecht lächelte. Der Vorschlag gefiel ihm gar wohl und er sann ernstlich darauf, ihn auszuführen.

Inzwischen sendete Luther auf seinen Wunsch zwei Prediger des Evangeliums nach Königsberg. Es waren Johann Briesmann aus Cottbus und Johann Amandus, welch letzterer leider bald auf die Lehren der Schwarmgeister geriet und deshalb ausgewiesen werden mußte. Er wurde reichlich ersetzt durch Paul Speratus (d. i. von Spretten), jenen Liedersänger aus Schwaben (Seite 549), der schon ein bewegtes Leben hinter sich hatte: in Würzburg, Salzburg, Wien, Iglau (Mähren) hatte er das Evangelium verkündigt und viel Verfolgung deswegen erlitten. 27 Jahre ist er in Preußen thätig gewesen und hat Hand in Hand mit Briesmann und Poliander, der gleichzeitig mit ihm nach Königsberg übersiedelte, die Reformation in Preußen durchgeführt und befestigt.

Die alten Bischöfe Georg von Samland und Erhard von Pomesanien unterstützten die Arbeit dieser Männer nach Kräften. Bischof Erhard gebot im Jahre 1524 seinen Geistlichen, bei der Taufe die deutsche Sprache zu gebrauchen, und empfahl ihnen zu ihrem eigenen Unterricht Luthers Schriften, sowie seine Bibelübersetzung.

Luther sah mit Freuden den Sieg der Wahrheit in Preußen. Wie ging dort die Bewegung so viel rascher und glücklicher von Statten, als in den alten deutschen Ländern! „Schaut das Wunder," schreibt er an den Bischof Georg. „In vollem Lauf, mit vollen Segeln eilt das Evangelium nach Preußen, wo es nicht hingerufen worden, wo niemand danach fragte; aber bei uns in Deutschland wird es verworfen gelästert und verfolgt. Ja, das ist jenes seltsame Geschick des Evangelii, davon Paulus redet (Röm. 10, 20 f): ‚Ich bin erfunden von denen, die mich nicht gesucht haben, und bin erschienen denen, die nicht nach mir gefragt haben. Zu Israel aber spricht er: Den ganzen Tag habe ich meine Hände ausgestreckt zu dem ungläubigen Volke.'"

Die Ordensherren huldigten fast alle der Reformation. So stieß nun auch der Entschluß des Hochmeisters, den Orden aufzulösen, auf keinen Widerspruch. Auch daß Albrecht, den sie zuvor durch Wahl zum Ersten unter seinesgleichen erhoben hatten, nun sich zu ihrem Herrn und Herzog aufwarf, erfuhr keinen ernstlichen Widerspruch. Ein einziger Ritter protestierte dagegen.

Freilich mußte sich Albrecht das Herzogtum, welches er an Stelle des Ordensstaates gründete, durch den König von Polen bestätigen

lassen. Denn da er im Reiche keine Unterstützung erlangt hatte, blieb ihm nichts übrig, als die Lehnsoberhoheit Polens anzuerkennen.

Am 10. April 1522 leistete er dem Könige Sigismund von Polen den Eid und wurde dafür von ihm mit dem erblichen Herzogtum Preußen belehnt. Als er dann in Königsberg einzog, empfing ihn das Volk mit Jubel. Speratus begrüßte ihn als Hofprediger. Er und sein Land sind dem Evangelium treu geblieben. Mit Luther verband ihn auch fernerhin freundschaftlicher Verkehr.

179 Jahre später wurde Preußen ein Königreich. Und wieder 170 Jahre später wurde ein König von Preußen deutscher Kaiser, der erste evangelische Kaiser. So hat Luther durch seinen Rat, den Ordensstaat in ein weltlich Herzogtum zu verwandeln, ohne es zu ahnen, mit Grund gelegt zu unserm lieben deutschen Reiche.

Noch über die Grenzen des Preußenlandes hinaus flog der Same des göttlichen Wortes, den Luther ausgestreut hatte.

In Livland, in den heute russischen Ostseeprovinzen, einem Gebiete, welches großenteils auch unter den Deutsch-Ordensrittern stand, faßte die Wittenbergische Lehre sogar noch früher Wurzel, als in Preußen. Riga wurde zuerst von der Bewegung erfaßt. Nachdem Luthers Schriften daselbst bekannt worden waren, gab der Prediger Knöpken aus Pommern ein Genosse Bugenhagens, der aus Pommern hatte weichen müssen und seit 1521 in Riga predigte, einen mächtigen Anstoß. Bald folgten Reval und Dorpat und von diesen drei Hauptstädten aus wurde allmählich das ganze „Pfaffenland“ (welchen Beinamen Livland damals führte) reformiert.

Der Rigaische Stadtsekretär Lohmüller, ein eifriger Freund der Reformation, wandte sich noch Ende 1521 an Luther mit der Bitte, er möge doch für die Christen zu Livland einen christlichen Unterricht abfassen. Luther freute sich sehr darüber, daß die Wahrheit schon bis an die äußerste Grenzmark deutschen Wesens, ja bis ans „Ende der Welt“ sich Bahn gebrochen hatte. „So geht Christus von den Juden zu den Heiden (Apgesch. 13, 46) und aus Steinen werden Abrahamskinder (Matth. 3, 9)“, schrieb er am 23. Januar 1522 dem Spalatin.

Aber erst im Jahre 1523 kam Luther dazu, „den auserwählten lieben Freunden Gottes, allen Christen zu Riga, Reval und Dorpat in Livland“ einen Brief zu senden. darin er sie ermahnt festzustehen: „daß

nicht Galater aus Euch werden, die so herrlich anhuben und so feine, reine, lautere Christen worden (Gal. 3, 1 ff)."

Darnach ließ er im Jahre 1524 ein längeres Sendschreiben folgen mit einer ausführlichen Auslegung des 127. Psalms.

Und als auch in Livland Schwärmer und Stürmer sich regten, schickte er „allen lieben Christen in Livland samt ihren Pfarrherrn und Predigern" im Jahre 1525 eine eindringliche Warnung vor Rotten und Spaltungen und ermahnte Hirten und Herden väterlich zur Eintracht.

Seitdem sind jene fernen Ostseeländer gut lutherisches Land geblieben. —

Wie Preußen und Livland nur in losem Verbande zu dem deutschen Reiche standen, so machte auch sonst die evangelische Lehre ganz und gar nicht an den deutschen Grenzen Halt.

In Schweden predigten seit 1519 die Brüder Petersen, beide Luthers Schüler. Als dann im Jahre 1521 Gustav Wasa das dänische Joch zerbrach und 1523 selber König von Schweden wurde, hat er das Reformationswerk kräftig gefördert. Sein Enkel Gustav Adolf sollte hundert Jahre später der Retter des Protestantismus in Deutschland werden.

In Dänemark hatte König Christian, derselbe, dessen grausames Regiment die Schweden unter Gustav Wasa zur Empörung trieb, frühzeitig den lebhaften Wunsch zu erkennen gegeben, sein Land der Reformation zu öffnen. So rief er ja im Jahre 1521 den Karlstadt nach Kopenhagen (Seite 342 f). Aber Christian war nicht der Mann dazu, dem Evangelium eine Bahn in die Herzen zu brechen. Um seiner Gewaltthaten willen verlor er nicht nur die schwedische, sondern auch die dänisch-norwegische Krone (1523). Während er nun in Deutschland Pläne schmiedete, sein Reich wiederzugewinnen, suchte und erlangte er Luthers Freundschaft, wie er denn auch selbst eine Zeitlang zu Wittenberg im Hause des Lukas Kranach sich aufhielt. Aber es war kein Ernst und kein Bestand in ihm; als er sich Nutzen davon versprach, wurde er wieder katholisch.

Unterdessen wurde Dänemark doch für das Evangelium gewonnen. Seit 1524 wirkte der Jüte Tausen dafür, der auch in Wittenberg studiert hatte, und an Christians Nachfolger Friedrich hatte die Reformation einen aufrichtigeren Anhänger als an Christian.

In den Niederlanden, in Frankreich, in der Schweiz, in Ungarn — überall, wo die Kunde von Luthers Predigt hindrang, regte sich evangelisches Leben. Den Schweizern erstand in dem Züricher Prediger Ulrich Zwingli ein eigener Reformator der, nicht ohne alle Kenntnis Lutherscher Schriften, dennoch unabhängig von ihm, die Schäden der Kirche mit der nämlichen Waffe des Gotteswortes bekämpfte und viele für die evangelische Wahrheit gewann.

Die Böhmen hatten Luthern schon längst vor dem Wormser Reichstage als den deutschen Hus begrüßt (Band 1 Seite 497 ff). Seit 1519 hatten die Wittenbergischen Lehrer immer größeren Anklang bei ihnen gefunden. Daraufhin baute ja Münzer seine Hoffnungen, als er sich von Zwickau nach Prag wandte, zum Glück, ohne dort etwas auszurichten (Seite 422 f).

Böhmen bildete mit Schlesien, Mähren und den beiden Lausitzen Ein Reich. Aber auch mit Ungarn hatte es damals Einen König, das war der junge und schwache Ludwig II., Kaiser Karls und seines Bruders Ferdinand von Österreich Schwager. Seit 1516 König, wurde Ludwig im Jahre 1522 mündig und versammelte alsbald zum erstenmale die böhmischen Stände in Prag.

Luther hörte, es werde bei dieser Gelegenheit daran gearbeitet, „daß die Böhmen wiederum dem schädlichen Stuhl der römischen Tyrannei zufallen sollten“. Sofort richtete er ein ermahnendes und ermutigendes Sendschreiben an die böhmischen Landstände, unter dem 10. Juli 1522. Darin sagt er unter anderm:

„Zwar ich bin vor dieser Zeit den Böhmen sehr ungeneigt gewesen; nun aber glaube ich wohl, daß Ew. Gnaden, Hochwürden und Achtbarkeit vernommen haben, daß ich Euern Ungehorsam wider die Päpstlichen also gelobt habe, daß den Haß Eures Namens Euer keiner nie mit so großer Beschwerung getragen hat, als eben ich. Denn wie oft werde ich gescholten, auch noch heutigen Tages (z. B. von König Heinrich VIII. — vgl. Seite 526), als sei ich ein geborener Böhme oder hätte mich unterstanden, nach Böhmen zu fliehen!“

Des Weiteren versichert er, daß er längst schon gerne nach Böhmen gekommen wäre, „aus Begier, Euch zu sehen und Eueren Glauben zu erlernen.“ Wie er denn der guten Hoffnung ist, „es werde in kurzem dahin kommen, daß beide, Deutsche und Böhmen, durch das Evangelium und göttlich Wort Einen Sinn und Namen überkommen werden.“

Dann folgt die dringende Mahnung: „Daß Ihr das unschuldige Blut Eures seligen Johannis Hus und Hieronymi von Prag samt

ihrer Lehre nicht verdammet! Wahrlich, ich und die Unsern wollen Johannem Hus, den heiligen Märtyrer Christi, verteidigen; und wenn auch gleich ganz Böhmen, da Gott vor sei! seine Lehre verleugnete, so sollt' er doch der Unsere sein. Allein, fallet nicht gar ab, d. i. unterwerft Euch nicht der gottlosen, römischen Tyrannei!"

Bald fand Luther neuen Anlaß, die Böhmen zu belehren. Man hing dort noch an dem Wahne, daß ein Geistlicher erst dann im vollen Besitze seines Rechtes und seiner Würde sei, wenn er von einem Bischof die Weihen empfangen habe. Dagegen wendete sich Luther in einer Schrift vom Jahre 1523, worin er ausführt, daß die bischöfliche Weihe unnötig, ja schädlich sei, daß vielmehr „eine christliche Versammlung oder Gemeinde das Recht habe, alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen."

„Denn das kann niemand leugnen," sagt Luther in einem gleichzeitigen deutschen Schriftchen, „daß ein jeglicher Christ Gottes Wort hat und von Gott gelehrt und gesalbet ist zum Priester (Band 1 Seite 594). Ist's aber so, daß sie Gottes Wort haben, so sind sie auch schuldig, dasselbe zu bekennen, zu lehren und auszubreiten.

„So sprichst du: ‚Ja wie? Wenn er nicht dazu berufen ist, so darf er ja nicht predigen, wie du selbst oft gelehrt hast!'

„Antwort: Auf's Erst', wenn er ist an dem Ort, da keine Christen sind, da bedarf er keines anderen Berufs, denn daß er ein Christ ist, inwendig von Gott berufen und gesalbet; da ist er schuldig, den irrenden Heiden oder Unchristen zu predigen und zu lehren das Evangelium, ob ihn schon kein Mensch dazu beruft. Auf's Andre: wenn er aber ist, da Christen an dem Ort sind, die mit ihm gleiche Macht und Recht haben, da soll er sich selbst nicht herfürthun, sondern sich berufen und herfürziehen lassen, daß er an Statt und auf Befehl der andern predige und lehre."

„Soll kein Bischof jemand einsetzen ohne der Gemeine Wahl, Willen und Berufen, sondern soll den von der Gemeine Erwählten und Berufenen bestätigen. Thut er's nicht, so ist derselbe dennoch bestätigt, durch der Gemeine Berufen."

Darnach sollte also jede Gemeinde (oder vielmehr Gemeindeobrigkeit) ihren Pfarrer frei wählen. Und weil die Böhmen doch auch einen Bischof begehrten, riet ihnen Luther, aus der Zahl ihrer Priester einen zu diesem Amte zu bestimmen, welcher die Berufung und Bestätigung der Geistlichen nach den Vorschriften der Apostel in die Hand nähme.

Solchem Rate folgend, wählten die böhmischen Stände einen Bischof, der aber nur den Titel ‚Administrator‘ führte. Und zwar traf die Wahl den Cahera, einen von Luther sehr empfohlenen Mann, der sich eine Zeit lang in Wittenberg aufgehalten und den Verkehr Luthers mit den Böhmen vermittelt hatte.

Leider hatte Luther sein Vertrauen einem Unwürdigen zugewendet. Als er das Ziel seines Ehrgeizes erreicht und die erste Stelle in der böhmischen Kirche erjagt hatte, erlosch sein Eifer für das Evangelium. Er schloß sich jener Partei an, welche von Rom nichts weiter begehrte, als den Laienkelch; alles übrige Unwesen der Papstkirche nahmen sie mit in den Kauf. Diese Partei erlangte im Prager Stadtrat und im böhmischen Landtage wieder die Übermacht, und so mußten die lutherischen Prediger im Jahre 1524 und 1525 aus Böhmen weichen. Am 2. Februar 1525 schrieb Luther an Hausmann über ihn: „Das böhmische Ungeheuer kenne ich nun; Gott mache sein Beginnen zu schanden! — er hat uns übel betrogen.“

In Böhmen gab es außer der nunmehr wieder herrschenden Kirchenpartei mancherlei Sekten. Die ernsthafteste und eifrigste war die Gemeinschaft der böhmischen Brüder. Diese hielten seit 1520 Fühlung mit Luther. Es kam zu freundlichem Austausch, bald auch zu Meinungsverschiedenheiten. Lutheraner wurden die böhmischen Brüder nicht.

Eine Weile schien es, als ob in Mähren das Evangelium eine besonders gesegnete Stätte finden sollte. Paul Speratus kam auf seinen Irrfahrten im Jahre 1522 nach Iglau. Seine Predigt weckte Begeisterung. Rat und Bürgerschaft fielen ihr einmütig zu. Aber König Ludwig fuhr mit scharfen Verfügungen drein. Paul Speratus wurde gefangengesetzt und zum Tode verurteilt. Im Kerker dichtete er das Lied: „Es ist das Heil uns kommen her“, welches gleich in das erste Gesangbuch mit aufgenommen wurde (Seite 548). Auf hohe Fürsprache erhielt er die Freiheit wieder; aber in Iglau zu predigen, wurde ihm streng verboten. Rat und Gemeinde ließen ihn mit Schmerzen ziehen (Seite 597).

Siegreich war dagegen das Evangelium in Schlesien. Zwar der evangelisch gesinnte Bischof Thurzo von Breslau (Band 1 Seite 513) hatte allzufrüh das Zeitliche gesegnet. Ein Brief, den Luther ihm am 30. Juli 1520 schrieb, um ihn auf seinem Krankenlager zu trösten, traf ihn nicht mehr am Leben. Dennoch wurde Breslau eine Hauptburg der evangelischen Wahrheit.

Seit 1520 konnten die Breslauer in einem Kloster „lutherische“

Predigten hören. Die Bürgerschaft wurde schnell dafür gewonnen. 1524 berief der Magistrat einen Schüler und Freund Luthers und Melanchthons, den Johann Heß, zum Pfarrer, ließ denselben öffentlich über die evangelische Lehre disputieren und gebot von da ab den städtischen Predigern, nichts weiter zu predigen, als das lautere, in der heiligen Schrift enthaltene Wort Gottes.

Auch sonst kam aus Schlesien manche gute Botschaft nach Wittenberg.

Wie stand es nun aber im inneren Deutschland? Denn bisher haben wir uns fast nur in den Grenzländern umgesehen.

Nun in allen Gauen unseres Vaterlandes war das Evangelium im Vordringen. Fürstengunst fand es in jenen Jahren noch wenig, eher suchten es die Großen hier und da aufzuhalten, wie vor allen Dingen Herzog Georg von Sachsen. Er suchte, Hand in Hand mit den Bischöfen von Meißen und Merseburg, sein Land nach Kräften von dem Gifte der Wittenbergischen Ketzerei freizuhalten. Die Nachbarschaft Kursachsens machte ihm das schwer genug. Die neuen Gedanken hielten an den Grenzpfählen nicht still, Bücher und Menschen auch nicht. Besonders auf die ketzerischen Bücher hatte er es abgesehen. Wer sie nicht auslieferte, den strafte er mit Verbannung, Gefängnis und Geldbußen. Dagegen war es aller Ehren wert, daß er denen, die Luthers Bibelübersetzung gehorsam der Obrigkeit übergaben, den dafür gezahlten Preis wiedererstattete.

Der Kurfürst Joachim von Brandenburg hielt auch an dem Wormser Richtspruche fest. So blieb auch der schwäbische Bund, welcher in Süddeutschland große Macht hatte, vor allem das Haus Baiern der Reformation feindlich. Von des Kaisers Bruder, dem Erzherzog Ferdinand von Österreich, war auch nichts zu hoffen.

Kein einziger Reichsfürst bekannte sich damals (1521 bis 1525) offen zu Luther und seinem Evangelium. Abgesehen von dem Kurfürsten Friedrich zeigten nur zwei Herzöge von Mecklenburg und Herzog Heinrich von Braunschweig einige Hinneigung zu den Wittenbergern; das war aber auch nicht von Bedeutung. Dagegen machte die Reformation eine wichtige Erwerbung an dem Landgrafen Philipp von Hessen.

Dieser junge Fürst — er war 1504 geboren — hatte auf dem

Reichstage zu Worms einen günstigen Eindruck von Luther empfangen (Seite 151). Er war dort auf Seiten derer, welche Luthern das freie Geleit wollten erhalten wissen. Und noch im Jahre 1521 ließ er es geschehen, daß in seiner Hauptstadt Kassel die Messe deutsch gelesen wurde.

An den beiden Feldzügen gegen Sickingen 1522 und 1523 nahm er mit Leidenschaft teil (Seite 582 f); Sickingen hatte einst dem Fünfzehnjährigen den Anfang seiner Regierung durch eine heiße Fehde arg verbittert. Im Oktober 1523 heiratete er die achtzehnjährige Tochter Herzog Georgs von Sachsen. Beides, der Krieg mit Sickingen und daß er Georgs Schwiegersohn wurde, schien nicht gerade für seine Wittenbergische Gesinnung zu zeugen.

Im Frühjahr 1524 traf er zufällig auf einer Reise nach Heidelberg mit Melanchthon zusammen. Die Unterredung, die er da mit ihm hatte, und ein Gutachten, das Melanchthon hernach auf sein Begehren für ihn abfaßte, gewannen ihn vollends für die Reformation. Als seine Mutter ihn vor den kirchlichen Neuerungen warnte, vor deutscher Messe und lutherischen Predigern, ermahnte sie der Landgraf, sie möge doch die Bibel lesen. In demselben Sinne wechselte er auch mit seinem Schwiegervater Georg eifrig Briefe.

Im März 1525 hielt er eine Zusammenkunft mit den Herzögen Johann und Johann Friedrich von Sachsen. Dabei erklärte er eher Leib und Leben, Land und Leute zu lassen, als vom Worte Gottes zu weichen.

Um diese Zeit wandten immer mehr Reichsfürsten sich dem Evangelium zu.

Aber das Evangelium wartete nicht, bis die Fürsten sich besannen. Überall, zumal in den Städten, standen lutherisch gesinnte Prediger auf, überallhin drangen Luthers Schriften, Luthers Lieder, und die allergrößte Wirkung that Luthers deutsche Bibel. Allerhand Menschliches kam dabei vor, wenn die alten kirchlichen Ordnungen beseitigt und neue eingeführt wurden; Schwärmerei, Streitsucht und Eigennutz spielte hier und da auch eine Rolle, aber im Ganzen muß man doch sagen, daß die Liebe zur Wahrheit, die Freude am endlich entdeckten reinen Gotteswort die starke Triebfeder der Neuerungen war.

In Magdeburg hatte noch 1521 Erzbischof Albrecht den Prediger Kaugsdorf gemaßregelt (Seite 371). Aber das Feuer des Lutherischen

Glaubens glomm in den Herzen fort, bis es mächtig aufflammte und das papistische Wesen für immer verzehrte.

Der Sieg der Reformation wurde auf eine wunderliche Weise entschieden. Am 6. Mai 1524 sang mitten auf dem Markte an der Bildsäule Kaiser Ottos des Großen ein alter Tuchmacher von Magdeburg Luthers Lied: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir.“ Da mochte ihn der römisch gesinnte Vogt Langhans deshalb einen „losen Buben“ schelten — die Magdeburger stimmten ein und wollten von keinem andern Evangelium mehr wissen. Auf Andringen der Bürgerschaft mußte der Magistrat vom Kurfürsten Friedrich den Doktor Amsdorf, Luthers treuen Freund, zum Prediger erbitten. Auch Luthern selbst lud man ein herüberzukommen und den Sieg des Evangeliums in Magdeburg zu bestätigen. Er predigte daselbst am 26. Juni 1524. Amsdorf hat dann als Pfarrer von Sankt Ulrich mit rastlosem Eifer das Kirchen- und Schulwesen im Geiste Luthers von Grund aus erneuert.

Auch in Danzig, Hamburg, Bremen, Worms, Straßburg, Eßlingen, Ulm, Augsburg, Nürnberg, von kleineren Städten ganz zu schweigen, machte sich die evangelische Bewegung mit größerer oder geringerer Kraft geltend.

In Straßburg fanden zwei hervorragende Männer der Reformation eine bleibende Stätte. Das waren Butzer und Kapito. Butzer, den Luther einst durch jene Heidelberger Disputation gewonnen hatte (Band 1 Seite 274), der dann nach mancherlei Wechselfällen Sickingens rechte Hand geworden war (Seite 118), ließ sich im Mai 1522 von Sickingen die Pfarrei Landstuhl geben und verehelichte sich alsbald mit Elisabeth Silbereisen, einer armen, tadellosen Jungfrau. Er war mithin einer der Ersten, die diesen Schritt wagten (Seite 339 f). Als Sickingen jenen unseligen Krieg gegen Trier eröffnete, siedelte er nach Weißenburg über. Von dort vertrieb ihn der Bischof von Speier, indem er ihn in den Bann that. Er ging nach der freien Reichsstadt Straßburg, in der Hoffnung, bald nach Weißenburg zurückzukehren.

In Straßburg fand er schon alles auf dem besten Wege zur Reformation. Matthäus Zell predigte zu Sankt Lorenz mit großer Freimütigkeit das lautere Wort Gottes. Andere Prediger folgten seinem Beispiel. Das Volk fiel ihnen zu.

Butzer trat mit in die Arbeit ein. Da forderte der Bischof von Speier von dem Straßburger Rate, er solle Butzern das freie Geleit aufkündigen, damit er, der Bischof, an dem Schutzlosen den Bann voll-

strecken könne. Butzer mußte sich deshalb vor dem Rate verantworten. Und er that das mit solchem Erfolge, daß er Schutz vor jeder Gewalt zugesagt erhielt und von nun ab ungehindert im Münster predigen durfte. Es war vor allem sein Verdienst, daß der Rat am 1. Dezember 1523 allen städtischen Predigern befahl, nichts anderes als das heilige Evangelium zu predigen. Pfarrer und Gemeinde wetteiferten nun darin, ihren evangelischen Glauben zu bezeugen. Hartnäckige Papisten, wie Murner (Seite 10 f), dem der Rat verbot, seine gehässigen Schriften gegen Luther in Druck zu geben, zogen es schließlich vor, die Stadt zu verlassen. Murner ging nach Luzern in die Schweiz.

Im Mai 1523 finden wir auch Kapito in der elsässischen Reichsstadt. Er wurde bald neben Butzer das Haupt der Straßburger Reformation. Wie ist aus dem Domprediger und Kanzler des Erzbischofs Albrecht so schnell der Straßburger Reformator geworden?

Wir haben gehört, wie Luther ihn von der Wartburg aus hart anließ und seine zweideutige Stellung von Herzen mißbilligte (Seite 369 f. 376 ff). Hätte Kapito nicht wirklich ein aufrichtiges Verlangen nach Reformation gehabt, so würde er durch die Behandlung, die er von Luther erfuhr, für immer vor den Kopf gestoßen worden sein.

Aber kaum war Luther nach Wittenberg zurückgekehrt, so fand sich Kapito ein, um sich mit ihm auszusöhnen. Das machte sich um so leichter, weil Kapito eben noch zu jenen berühmten Fastenpredigten gegen die Schwärmer zurechtkam und daraus Luthern von einer ganz andern Seite kennen lernte. Wie mild, wie maßvoll, wie weise trat Luther damals auf! Das war nicht der „rasende, wütende Mann“, für den ihn Kapito zuweilen gehalten hatte. So kam es zu einer gründlichen Verständigung zwischen den beiden.

Noch arbeitete Kapito eine Weile an seinem Herrn, dem Kardinal und Erzbischof, ob er ihn für die Reformation gewinnen möchte. Es gab Zeiten, wo dieses Vornehmen gar nicht so aussichtslos schien. Albrechts Vertrauen besaß Kapito ganz und gar, wie ihm denn derselbe vom Kaiser einen ehrenvollen Adelsbrief auswirkte.

Aber ein Besuch in Straßburg wurde für Kapitos weiteren Lebensgang entscheidend. Dort besaß er von den Zeiten her, wo der Papst noch gute Dienste von ihm hoffen durfte, eine Pfründe: er war Probst von Sankt Thomä. Jetzt kam er gerade mitten in die lebhafte Straßburger Reformationsbewegung hinein. Seine Genossen, die Stiftsherren von Sankt Thomä, waren heftige Gegner der Reformation, aus den=

selben Gründen, wie die Stiftsherren von Allerheiligen zu Wittenberg (Seite 523). Aber der Probst Kapito trat bald mit größter Entschiedenheit auf Seiten der evangelisch Gesinnten und predigte zum großen Ärger der übrigen Stiftsherren selber in der Stiftskirche das lautere Wort Gottes. Und die Wirksamkeit, die sich ihm hier eröffnete, gefiel ihm so, daß er endlich dem Erzbischof Albrecht seine Dienste aufsagte und ganz in den Dienst der Gemeinde Straßburg trat. Am 1. August 1524 vermählte er sich mit der Tochter eines angesehenen Ratsherrn.

Die evangelische Partei konnte sich anfangs eines großen Mißtrauens gegen den Mann nicht entschlagen. Man gab sogar jenen scharfen Brief Luthers an ihn (Seite 377) in Druck. Aber Luther wies allen Verdacht, den man aus Kapitos Vergangenheit schöpfen mochte, durch ein Schreiben vom 25. Mai kräftig zurück: „Damals warst Du ein Knecht des Hofes, jetzt bist Du Christi Freigelassener, bist ganz mein und ich ganz Dein."

Straßburgs Reformation war durch die beiden, Butzer und Kapito, wohl gesichert und verbürgt.

Zuletzt möchte ich gern von der altehrwürdigen Stadt Nürnberg noch etwas erzählen. Sie liegt recht im Herzen Deutschlands, und wenn es in damaliger Zeit eine Reichshauptstadt gab, so war es Nürnberg. Hier hatte das Reichsregiment, welches den abwesenden Kaiser vertrat, seinen Sitz genommen; hier fanden in den Jahren 1522 auf 1523 und 1524 zwei Reichstage statt. Darum wird uns auch der Lauf der Ereignisse bald wieder nach Nürnberg führen. Recht unter den Augen des Reichsregiments, der deutschen Stände und des päpstlichen Gesandten beim Reich errang hier das Evangelium Sieg auf Sieg.

Und zwar kam die Bewegung hier in keinem Sinne von oben, sondern von unten. Der Rat, der lange vermitteln wollte und der Reichsstadt unangenehme Weiterungen nach Kräften ersparen mußte, wurde vom Volke Schritt für Schritt vorwärts gedrängt.

Kein Wunder, daß das Evangelium in Nürnberg einen fruchtbaren Boden fand. Dort hatte Staupitz oftmals gepredigt, dort war Link als Prior des Augustinerklosters lange der Prior eines Lutherisch gesinnten Freundeskreises gewesen, zu dem auch Spengler und Pirkheimer trotz ihrer der Bannbulle gegenüber bewiesenen Schwachheit gehörten (Seite 5 f). Link siedelte im Jahre 1522 als Prediger nach Altenburg

über. Aber ein reichlicher Ersatz für ihn war der Pfarrer Osiander von Sankt Lorenz (Seite 596), der Pfarrer Schleupner von Sankt Sebald u. a. Zu ihren Predigten drängte sich das Volk so sehr, daß z. B. in der Sebalderkirche Emporkirchen eingebaut werden mußten, um die Überzahl der Hörer zu fassen.

Jede Schrift, die Luther ausgehen ließ, las man alsbald in Nürnberg und druckte sie womöglich nach. Es gelang wohl gar einem Nürnberger Buchdrucker, dem es auf ein Spitzbubenstück nicht ankam, ein Buch von Luther früher herauszugeben, als es bei dem rechtmäßigen Verleger in Wittenberg erschien: das war die Fortsetzung seiner Kirchenpostille. Sie sollte im Jahre 1525 zu Wittenberg erscheinen, schon war ein Teil gedruckt — da entwendete jener Nünberger die Niederschrift, druckte sie ab und brachte sie unverschämt genug sofort zu Nürnberg auf den Markt. Luthern verdroß das nicht wenig. Es war ihm nicht um den Gewinn zu thun — denn er hatte keine Einnahme von seinen Schriften — aber in dem Spitzbubendrucke waren seine Predigten „falsch und schändlich zugerichtet". Darum beschwerte er sich auch beim Nürnberger Magistrat und mahnten die fremden Drucker, sie sollten doch wenigstens ein oder zwei Monate mit ihren Nachdrucken warten, damit der rechtmäßige Verleger auch etwas für seine Mühe habe.

Es ist schier unglaublich, welch einen Aufschwung Buchdruck und Buchhandel nahmen, allein infolge der Reformationsstreitigkeiten. Deutsche Bücher erschienen zu Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts alljährlich einige vierzig. Im Jahre 1517, dem Geburtsjahre der Reformation, kamen 37 deutsche Drucke auf den Markt. Aber von da ab welch ein Wachstum! 1518 erschienen 71, 1519: 111, 1520: 208, 1521: 211, 1522: 347, 1523: 498 deutsche Schriften. Natürlich werden diese Angaben nicht erschöpfend sein, d. h. die Zahlen würden bei genauerer Kenntnis noch größer ausfallen.

Und nun, wenn wir näher zusehen, auf welche Seite kommt von diesem Schrifttum der Löwenanteil? Auf Seiten der Papisten oder Lutheraner? Ganz entschieden auf Seiten der Lutheraner. Im Jahre 1523 gehörten von 498 deutschen Büchern nur zwanzig der römischen Richtung an, dagegen waren 398 lutherisch! Das ist mehr als vier Fünftel! Und unter den Lutheranern war wieder der fruchtbarste Luther selbst. 183 deutsche Drucke desselben Jahres 1523 trugen seinen Namen (wobei natürlich Nachdrucke, Übersetzungen und dergleichen mitgezählt sind).

Das waren also **deutsche** Schriften. Die las und verstand das Volk.

Zumal die Nürnberger waren ganz erpicht darauf. Eine Menge von fremden Händlern brachte die neuesten Erscheinungen nach der Stadt und boten sie aus, dazu hielten die Nürnberger Drucker ihre Waare feil. Auch in gewöhnlichen Kramläden wurden die gangbarsten Schriften ausgeboten; auf den Straßen, in den Thorbögen, selbst am Markte unter dem Rathause setzten die Verkäufer sich immer wieder fest.

Da wurde gekauft, gelesen und dann fleißig darüber disputiert. In den Baderstuben, in den Schenken, in den Werkstätten stritt man für und wider Luther und unterrichtete sich über das Evangelium. Es ist keine Übertreibung, wenn ein Vorkämpfer der Reformation, Heinrich von Kettenbach, damals versichert: „in einigen Städten Süddeutschlands, wie z. B. in Nürnberg, hätten Weiber, Knechte, Handwerker und Ritter mehr Kenntnis der Bibel, als anderswo die hohen Schulen.“

Da hing denn auch in den Bürgerhäusern manches gedruckte (d. h. in Holz geschnittene und vom Holzstock abgedruckte) und gemalte Bildnis Luthers. Lukas Kranach hat auch den Papst zu Rom als Antichrist abkonterfeit; solche „Schmachbilder“ gegen den Papst und gegen die römische Priesterherrschaft, sogar auf Taschentücher gedruckt, fanden reißenden Absatz.

Aber nicht genug, daß die Leute läsen und disputierten, lutherische Predigten hörten und Abstellung aller Mißbräuche forderten — es fanden sich auch schlichte Leute aus dem ungelehrten Stande, die zur Feder griffen und auch ihre Meinung drucken ließen. Flugschriften, ähnlich denen, welche oben sind mitgeteilt worden (Seite 16 ff), flogen durch's Land, ohne daß jemand erfuhr, von wem sie kamen.

Da erhob im Jahre 1523 ein wackerer Nürnberger Bürger und Handwerksmann seine Stimme und sang ein Lied, das dem Volke mächtig zu Herzen drang. Es war **Hans Sachs**, der ehrsame Schuhmachermeister.

Er hatte nicht nur das Schusterhandwerk auf's beste gelernt, sondern auch Verse machen und Reime schmieden. Er war ein „Meistersinger“, und zwar hat er die allerschönsten Gedichte gemacht von der ganzen edlen Zunft.

Als er mit hellem Sang Luthern begrüßte, war er dreißig Jahre alt. Er hatte Luthern seiner Zeit in Augsburg einmal gesehen; jetzt

war er ein warmer Anhänger seiner Lehre geworden. Auf seiner Wanderschaft hatte er Land und Leute kennen gelernt; seit er wieder in Nürnberg war, saß er eifrig über den Büchern. Von Luthers Schriften besaß er im Jahre 1522 nicht weniger als vierzig zu eigen; das war viel für einen schlichten Handwerksmeister. Und mit welch eindringendem Verständnis hatte er diese Schriften studiert! Wie war er in der Bibel zu Hause!

Als er jetzt öffentlich für Luther und sein Evangelium auftrat, da höhnte wohl mancher: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!" Aber seine Dichtung schlug mächtig ein. In Zwickau, in Eilenburg und an vielen andern Orten druckte man sie nach. Sein Name gewann einen guten Klang in den Herzen aller Lutherisch Gesinnten.

Und wir freuen uns des Liedes vor allen Dingen um des willen, weil es ein lautes und deutliches Zeugnis davon ablegt, daß Luthers Predigt nicht über die Köpfe wegging, sondern vom Volke, will sagen von den Verständigen im Volke, vollkommen verstanden wurde. Die frommen Leute, die so heiß gehungert und gedürstet hatten nach der göttlichen Wahrheit und sich lange vergebens darum abgemüht (Band 1 Seite 119 ff), jubelten auf, als sie endlich den Propheten gefunden hatten, der ihnen die rechte, frohe Botschaft von Gott wiederbrachte.

So sei denn Hans Sachsens Lied auch hier, ein wenig verkürzt, wieder abgedruckt. Es führte den Titel: „Die wittenbergisch Nachtigall, Die man jetzt höret überall. Von Hans Sachs." Gedichtet ist es am 8. Juli 1523. Fremd mutet uns der Eingang an; er enthält eine Allegorie, wie sie damals Mode waren (Seite 304), ein Gleichnis, welches im weiteren Verlaufe der Dichtung ausgelegt wird. Der Grundgedanke ist dieser:

Die Nachtigall (d. i. Martin Luther) verkündet den anbrechenden Tag (dessen Sonne das Evangelium ist). Bisher war Nacht, und statt der Sonne regierte der Mond (d. i. die Menschenlehre der Papstkirche). Von dem falschen Scheine des Mondes verführt, sind die Schafe (d. i. die Christen) von der rechten Weide abgeirrt und sind der Stimme eines Löwen (d. i. des Papstes) gefolgt, sind die Beute des Löwen geworden und seiner Helfershelfer, der Wölfe (d. i. der Priester) und Schlangen (d. i. der Mönche und Nonnen). Jetzt aber kehren auf den Ruf der Nachtigall viele von den betrogenen Schafen auf die rechte Weide Jesu Christi zurück.

Wacht auf, es naht der helle Tag!
Ich höre singen im grünen Hag
Die wonnigliche Nachtigall;
Ihr Lied durchklinget Berg und Thal.
Die Nacht neigt sich gen Occident (Abend),
Der Tag geht auf von Orient (Morgen);
Die rotbrünstige Morgenröt'
Her durch die trüben Wolken geht,
Und, flüchtend vor dem Sonnenlicht,
Verbirgt der Mond sein Angesicht.
Er ward jetzt bleich und finster ganz,
Der sonst mit seinem falschen Glanz
Die Schafe alle hat geblendet,
Daß sie sich haben abgewendet
Von ihrem Hirten und der Weide
Und haben sie verlassen beide,
Sind gangen nach des Mondes Schein
In die Wildnis den Holzweg ein,
Haben gehört des Leuen Stimm'
Und sind auch nachgefolget ihm:
Der führte sie mit argen Listen
Ganz weit abwegs tief in die Wüsten.
Da haben die schöne Weid' sie verlor'n,
Aßen Disteln, Unkraut und Dorn;
Auch legt' ihnen Strick' der Leu verborgen,
Darein gefallen sie mit Sorgen.
Und wie ihr Hals erst stak im Strick
Zerriß und fraß er Stück für Stück.
Zu solcher Hut thät ihnen verhelfen
Ein ganzer Hauf' von reißenden Wölfen:
Haben die arme Herd' umsessen
Mit Scheren, Melken, Schinden, Fressen;
Auch lagen Schlangen viel im Gras,
Sogen die Schaf ohn' Unterlaß
Durch alle Glieder bis auf das Mark.
Da wurden die Schafe dürr und arg
Wohl allenthalben die lange Nacht.
Nun aber sind sie neu erwacht,
Da die Nachtigall hell singet
Und hellen Tag uns wieder bringet,
Der über den Leun Erkenntnis beut,
Die Wölf' und ihre falsche Weid'.
Trotz ist der grimme Leu erwacht
Und lauert mit Zorne ungeschlacht
Über der Nachtigall Gesang,

Weil sie vermeld't der Sonn' Aufgang,
Darvon sein Reich ein Ende nimmt.
Drob ist der böse Leu ergrimmt,
Stellt der Nachtigall nach dem Leben
Mit Listen, vorn, hinten, daneben;
Aber er kann sie ergreifen nicht,
Sie verkriechet sich in Hecken dicht
Und singet fröhlich für und für.
Nun hat der Leu viel wilder Tier',
Die wider sie die Zähne blecken,
Waldesel, Katzen, Böck' und Schnecken;
Doch all ihr Schrein schlägt ihnen fehl:
Die Nachtigall, sie singt zu hell
Und thut sie all' darniederlegen.
Auch thut das Schlangengezücht sich regen,
Es zischet sehr und widersicht
Und fürchtet sehr des Tages Licht.
Ihnen will entgeh'n die arme Heerd',
Von der sie haben sich genährt
Die lange Nacht und wohl gemäst't,
Sagen, der Leu sei noch der best',
Sein' Weide, die sei süß und gut,
Wünschen der Nachtigall die Glut.
Auch tönt der Frösche Quaken dumpf
Hin und wieder aus ihrem Sumpf
Über der Nachtigall Getön,
Da ihnen das Wasser will entgehn;
Die Gänse schnattern auch: „Gagag!
Fort mit dem hellen, lichten Tag,
Ist's hell genug doch überall!
Was singet Neues die Nachtigall?
Verkündet uns des Tages Wonne,
Als wär mit einemmal die Sonne,
Und nicht der Mond das Allerbeste.
Wenn sie doch schwieg' in ihrem Neste
Macht' keinen Aufruhr unter den Schafen!
Man sollte sie mit Feuer strafen!"
Doch ist dies Mordgeschrei umsunst;
Es leuchtet her des Tages Brunst,
Und singt die Nachtigall so klar,
Daß viele Schaf' aus dieser Schar,
Die in die Wildnis sich verirrten,
Kehren wieder zu ihrem Hirten.
Und mancher meldet den Tag mit Schall,
Gleich wie auch jene Nachtigall.

Gegen diese die Wölf' die Zähne blecken,
Jagen sie in die Dornenhecken
Und martern sie bis auf das Blut,
Drohn ihnen auch mit Feuersglut:
Sie sollen von dem Tage schweigen!
Doch jene auf die Sonne zeigen,
Deren Schein niemand verbergen kann.

Daß man es klarer mög' verstahn,
Wer sei die liebliche Nachtigall,
Die kündet hellen Tag mit Schall —
Martinus Luther, daß ihr's wißt,
Der zu Wittenberg Augustiner ist,
Der hat erweckt uns von der Nacht,
Darein der Mondschein uns gebracht.
Der Mondschein deutet die Menschenlehr',
Der Herrn Sophisten Hin und Her
Innerhalb vierhundert Jahren;
Die sind nach ihrer Vernunft gefahren
Und haben abgeführt uns sehr
Von der evangelischen Lehr'
Unseres Hirten Jesu Christ
Hin zu den Leuten in die Wüst'.
Der Löwe wird der Papst genennt (Leo heißt zu Deutsch „Löwe"),
Die Wüst' das geistlich Regiment,
Darin er uns hat weit verführt
Auf Menschenränke, wie man nun spürt.
Die falsche Weide aber, seht,
Das ist sein Gottesdienst; er geht
Im vollen Schwange noch auf Erden
Mit Mönch- und Nonn'- und Pfaffewerden,
Mit Kuttentragen, Kopfbescheren,
Tag und Nacht in Kirchen Plärren,
Mit Horensingen früh und spät,
Mit Geißeln und mit kreuzweis Liegen,
Mit Knieen, Neigen, Bücken, Biegen,
Mit Glockenläuten, Orgelschlagen,
Mit Reliquien-, Kerzen-, Fahnentragen,
Mit Räuchern und mit Glockentaufen,
Mit Lampenschüren, Gnadverkaufen,
Mit Wachs-, Salz- und Wasserweihen.
Wie plagen sich die armen Laien:
Mit Opfern und mit Lichtlein Brennen,
Mit Wallfahrten, zun Heil'gen Rennen,
Mit Abendfasten, Tagesfeiern,

Und Beichten nach den alten Leiern,
Mit Brüderschaften, Rosenkränzen,
Mit Ablaßlösen, Kirchscharwenzen,
Mit Pacemküssen, Reliquenschauen,
Mit Messestiften, Kirchenbauen;
Müssen reichlich die Altäre schmücken,
Sammtne Meßgewänder sticken,
Bilder nach welschen Manieren spenden,
Monstranzen und Kelche mit vollen Händen,
In Klöster schaffen Zins und Rent' —
Dies Gottesdienst der Papst benennt
Und spricht, man dient dem Herrn damit
Und wird so aller Sünden quitt.
Ist doch all's in der Schrift nicht begründt,
Eitel erdichtet und Menschenfünd',
Was Gott noch nie gefallen thät.
Matthäi am Fünfzehnten steht:
„Sie dienen ganz vergebens schier
Nach ihren Menschengesetzen mir;
So wird auch eine jede Pflanz'
Vertilgt und ausgerottet ganz,
Die nicht gepflanzt des Vaters Hand."
Hör' zu, du ganzer geistlicher Stand,
Wo bleibst du mit deinen erdichteten Werken?
Nun laßt uns' auf die Mordstrick' merken
Will sagen auf des Papstes Netz,
Sein' Dekretal, Gebot, Gesetz,
Darein er Christi Schafe zwänget . . .
Viel hat der Papst solcher Gebote,
Die doch geboten nicht von Gotte;
Er jagt die Leut' zum Grund der Hölle,
Zum Teufel hin mit Leib und Seele.
Paulus weiset schon auf ihn
Im Vierten an Timotheus hin
Und spricht: „Der Geist belehret mich,
Daß in den letzten Zeiten sich
Etliche von des Glaubens Pfad
Wenden und folgen des Teufels Rat,
Werden den Leuten die Eh' verbieten
Und etliche Speis', die Gott in Güten
Geschaffen hat zur Danksagung."
Ich mein', das sei nun klar genung. —
Nun laßt uns schauen nach den Wölfen,
Die darzu thäten dem Papst verhelfen,
Zu führen solche Tyrannei:

Probst, Bischof, Pfarrer und Abtei,
Alle Seelensorger und Prälaten,
Die Menschenlehr' uns sagen und raten
Und das Wort Gottes unterdrücken,
Die kommen uns mit derlei Stücken,
Und wenn man's besieht bei Licht,
Ist alles auf das Geld gericht't . . . .
Darnach kommt eine edle Schar,
Man heißt sie deutsch die Romanisten,
Mit Ablaßbriefen und großen Kisten,
Mit Fahn' und Kreuz, gar feine Gesellen,
Schrein, daß einem die Ohren gellen:
„Legt ein, gebt eure Hilf' und Steuer,
Und löst die Seel' vom Fegefeuer!
Sobald der Gulden im Kasten klinget,
Die Seel' sich auf gen Himmel schwinget."
Der Schalkstrick' sind so mancherlei,
Das heißt mir röm'sche Schinderei. —
Nun weiter merkt von den Bischöfen,
Wie es zugeht an ihren Höfen!
Sie haben ihr falsches, geistlich Recht,
Das lehrt, wie man schindet Magd und Knecht,
Wie man geschlossene Eh' zerreißt,
Die nicht wollen, zusammenschweißt.
Wie quälen sie auch in der Beicht',
Die da gegessen haben vielleicht
Fleisch oder Eier in den Fasten;
Das thun sie also scharf antasten,
Als hätt' einer einen Mord gethan.
Sie selber führen Krieg mit Trutz,
Vergießen viel christlichen Bluts,
Machen elend Witwen und Waisen,
Verbrennen Dörfer, Städte einreißen,
Die Leut' verderben, schatzen und pressen —
Ich mein', das heißt die Schafe fressen!
Christus hat solchen Wolf verkündet;
Matthäi am Siebenten es sich findet:
„Seht euch vor vor falschen Propheten,
Die in Schafskleidern zu euch treten
(Inwendig reißende Wölf' er sie nennet),
An ihren Früchten sie erkennet."
Marci am Zwölften er's erklärte
Und sprach: „Habt Acht auf Schriftgelehrte,
Die gern in langen Kleidern gehn
Und lassen sich gern grüßen schön
Auf Markt und Straßen, wenn sie nahn,

Und sitzen gerne obenan
In Schulen und auch bei dem Essen.
Den Witwen sie die Häuser fressen
Plappern dafür Gebete her.
Darum so werden sie desto mehr
Erleiden der Verdammnis Pein."
O, wie malt Christus hier so fein
Unserer Geistlichen gottlos Wesen,
Als ob er jetzt bei ihnen gewesen!
Dabei hat man sie klar vor Augen.
Die Schlangen, so die Schäflein saugen,
Sind Mönche, Nonnen, der faule Haufen,
Die ihre guten Werk' verkaufen
Um Geld, Käs', Eier, Licht und Schmalz,
Um Hühner, Fleisch, Wein, Korn und Salz,
Damit sie aus dem Vollen leben
Und sammeln auch große Schätz' darneben.
Mit Träumen, Fabeln und Narrenweis'
Haben sie uns geführt aufs Eis,
So daß wir Gottes Wort verließen
Und nur gethan, was sie uns hießen,
Viel Werke, die Gott nicht begehrt;
Haben uns den Glauben nie erklärt
In Christo, der uns selig macht.
Dieser Mangel bedeutet die Nacht,
Darin wir alle irre gegangen.
So haben uns die Wölf' und Schlangen
Bis nahe vierthalbhundert Jahr
Behalten in ihrer Hut fürwahr
Und mit des Papstes Gewalt umtrieben,
Bis Doktor Luther hat geschrieben
Wider den geistlichen Amtsmißbrauch
Und uns die heilige Bibel auch
Wiedergeschenkt, das Gotteswort.
In Schrift und Wort hat fort und fort
Gewirket er, und es sind beinah'
Zu deutsch einhundert Stücke da.
Daß man versteh', was er thut lehren,
Will ich ganz kurz es hier erklären.
Gottes Gesetz und die Propheten
Bedeuten uns die Morgenröten;
Darin zeigt Luther, daß wir all'
Miterben sind von Adams Fall
In böser Neigung und Begier;
Drum folgt dem Gesetze keiner schier.
Wahren wir nach außen schon den Schein,

So ist doch unser Herz unrein
Und allen Sünden zugeneiget,
Wie Moses das ganz klar anzeiget.
Seit also nun befleckt das Herz,
Nach dem Gott urteilt allerwärts,
So hegt er zu uns allen Zorn,
Wir sind verflucht, verdammt, verlor'n.
Wer das im Herzen fein empfind't,
Den nagt und beißet seine Sünd'
Mit Trauern, Leid, Furcht, Schrecken gar,
Und seine Schwachheit wird ihm klar –
Da wird der Mensch demütig ganz.
So bringet her des Tages Glanz,
Bedeutet das Evangelium,
Das weist den Menschen an Christum,
Den eingebornen Sohn des Herrn,
Der für uns alles that so gern,
Das Gesetz erfüllte mit eigner Gewalt,
Den Fluch vertilgte, die Sünd' bezahlt'
Und den ew'gen Tod überwand,
Die Höll' zerstörte, den Teufel band
Und uns erwarb bei Gotte Gnad',
Wie Johannes angezeiget hat,
Der ein Lamm Gottes, Christ, verkünd't,
Das hinnimmt aller Menschen Sünd'.
Auch spricht Christus, er sei nicht kommen,
Ein Heiland der Gerechten und Frommen,
Vielmehr der Sünder; ja er spricht:
„Der Gesunde braucht des Arztes nicht."
Auch Johannes am Dritten meld't:
„Gott hat so lieb gehabt die Welt,
Daß er den eignen Sohn gesandt;
Und die zu ihm sich gläubig gewandt,
Dieselben sollen nicht verderben,
Noch des ew'gen Todes sterben,
Sondern haben das ew'ge Leben."
Auch spricht Christus am Elften eben:
„Wenn einer Glauben hegt an mich,
Der wird nicht sterben ewiglich."
So nun der Mensch solch tröstlich Wort
Von Christus höret, unserm Hort,
Und daran glaubt und darauf baut,
Den Worten auch von Herzen traut,
Die Christus ihm hat zugesagt,
Und sich ohn' Zweifel darauf wagt,
Derselbe neu geboren heißt

Aus Feuer und dem heil'gen Geist,
Und wird von allen Sünden rein,
Lebt in dem Gotteswort allein,
Von dem ihn nicht zu reißen droht
Weder Höll' noch Teufel, Sünd' noch Tod.
Wer also sich im Geist erneut,
Dient Gott im Geist und in Wahrheit,
Das ist, daß Gott er herzlich liebt,
Und sich ihm ganz und gar ergiebt,
Ihn hält für einen gnäd'gen Gott;
In Trübsal, Leid, in Angst und Not
Sich alles Guten von ihm versieht;
Gott geb', Gott nehm', und was geschieht —
Er bleibet still und Trostes voll
Und zweifelt nicht, Gott woll ihm wohl,
Durch Jesum Christum, seinen Sohn,
Der ihm giebt Fried', Ruh', Freud' und Wonn,
Und bleibt sein Trost auf dieser Welt:
Wem solcher Glaube zugesellt,
Derselbe Mensch, der ist schon selig,
All' seine Werk sind Gott gefällig,
Ob er nun schläft, ob er arbeitet.
Solcher Glaube sich dann ausbreitet
Zum Nächsten sein mit wahrer Liebe,
Daß keinen Menschen er betrübe;
Vielmehr übt er sich jederzeit
In Werken der Barmherzigkeit,
Thut jedermann herzlich nur Gut's
Aus freier Lieb', sucht keinen Nutz,
Steht bei mit Raten, Helfen, Leihen,
Mit Lehren, Strafen, Schuldverzeihen,
Thut jedem, wie er selbst auch wollte,
Daß gegen ihn geschehen sollte.
Dies wirkt in ihm der heil'ge Geist.
So das Gesetz erfüllet heißt,
Wie man es im Matthäus find't.
Hier merk', daß dieses einzig sind
Die wahren, christlich guten Werk';
Jedoch darneben fleißig merk',
Daß Seligkeit ist nicht ihr Lohn:
Die Seligkeit, die hat man schon
Durch den Glauben an Christum. —
Dies ist der Lehre kurze Summ',
Die Luther an den Tag gebracht.
Des ist Leo, der Papst, erwacht
Und riechet balde diesen Braten.

Fürcht't, ihm entgingen die Annaten (Band 1 Seite 623),
Der Papstmonat auch von ihm komm',
Darin er die Pfründen zieht gen Rom;
Auch würd' man nicht mehr Ablaß kaufen
Und nicht nach Rom mehr pilgern und laufen;
Man würde nicht mehr sammeln Geld,
Und er wär' nicht mehr Herr der Welt.
Mit List die Wahrheit zu unterdrücken,
Thät' er zu Herzog Friedrich schicken,
Daß all' die Bücher würden verbrannt
Und Luther ihm nach Rom gesandt.
Jedoch die Hand der Fürst in Gnad'
Christlich ob ihm gehalten hat.
Er sah wohl an das Gotteswort,
Und blieb dem Luther Schirm und Hort.
Da dieser Kniff dem Papst ging fehl,
So rief er ihn gen Augsburg schnell;
Der Kardinal bot ihm zu schweigen,
Konnte doch mit der Schrift nicht zeigen,
Daß der Luther im Irrtum war.
Weil dies nicht glückte, that nun gar
Der Papst den Luther in den Bann
Und alle, die ihm hingen an,
Ohne alle Schrift, Beweis, Verhör.
Doch Luther schrieb stets wie vorher
Und ließ sich durch die Bull' nicht irren.
Nun that der Kaiser ihn citieren
Hinab gen Worms vor den Reichstag.
Da führte man manch groben Schlag:
Er sollte einfach revocieren,
Und wollt' doch niemand disputieren
Mit ihm und ihn zum Ketzer machen.
Drum blieb er fest in seinen Sachen
Und widerrief nicht um ein Haar,
Da, was er schrieb, ja alles wahr,
Gebaut auf's Evangelium.
Drum schied er ab, frisch, froh und frumm,
Und ließ sich kein Edikt abschrecken.
Und ob die Emser, Murner, Ecken,
Viel Bücher wider Luther schrieben —
Hat er sie alle zu Paaren getrieben,
Weil sie nichts konnten mit Schrift beweisen,
Auf die der Luther thät stets hinweisen,
Daß es ein Bauer merken möcht',
Daß Luthers Lehre gut und recht.
Da hat ein groß Geschrei begonnen

Von den Schlangen, Mönchen und Nonnen,
Wider das Evangelium,
Wie man jetzt spüret um und um.
Die Frösche quaken auch im Pfuhl,
Die Lehrer mancher hohen Schul.
Ihnen bringt das Evangelium Weh,
Ihre heidnische Kunst gilt nicht wie eh'.
Da schnattern auch unverständige Laien,
Die ihn verfluchen und verschreien:
„Was will der Mönch uns Neues lehren,
Die ganze Christenheit verkehren?
Ich mein', der Mönch sei nicht recht klug,
Denkt nicht, daß auch zuvor gewesen
Schon solche, die die Schrift gelesen.
Unsre Eltern, die vor uns waren,
Sind doch auch nicht gewesen Narren,
Die unsern Glauben uns gelehrt,
Es hat viel hundert Jahre gewährt —
Die sollten alle haben geirrt
Und uns und auch sich selbst verführt!
Das woll' Gott nicht; das will ich treiben,
Und in meinem alten Glauben bleiben.
Luther schreibt seltsam Abenteuer,
Man sollt' ihn werfen in ein Feuer,
Ihn und den Anhang sein vertreiben!"
    Doch hilft das Widerbellen nicht,
Die Wahrheit kam uns an das Licht;
Deshalb die Christen wieder kehren
Zu den evangelischen Lehren
Unsers Hirten Jesu Christ,
Der unser aller Löser ist,
Des Glaub' allein uns selig macht.
Drum sind alle Menschenränk' veracht't
Und des Papstes Gebot vernichtet,
Weil erlogen, von Menschen erdichtet.
Man hänget nur an Gottes Wort,
Das man jetzt hört an manchem Ort
Von manchem wahren Christenmann.
Nun strengen sich die Bischöf' an
Vereint mit ein'gen weltlichen Fürsten,
Die auch nach Christenblute dürsten,
Und greifen solche Pred'ger auf
Und bringen sie in Haft zu Hauf,
Um sie zum Widerruf zu zwingen;
Ihnen auch ein Lied vom Feuer singen,
Damit sie möchten an Gott verzagen —

Das heißt die Schafe in Dornen jagen!
Ein Teil wirft man in Eisenbande
Ein Teil verjagt man aus dem Lande,
Luthers Schriften man auch verbrennt,
Verbietet sie an manchem End'
Bei Leib und Gut, ja selbst beim Kopf;
Wen man ergreift, nimmt man beim Schopf,
Und jagt ihn fort von Weib und Kind:
Das ist des Antichrist Hofgesind'.
Dies alles Christus künden thät,
Wie auch Matthäi am Zehnten steht:
„Wie Schafe send' ich euch, nehmt wahr,
Mitten unter der Wölfe Schaar;
Darum seid wie die Schlangen klug
Und wie die Tauben ohne Trug,
Und hütet vor den Menschen euch!
Sie werden euch überantworten gleich
Vor ihre Rathäuser und dann
In Schulen mit Geißeln gehen an;
Um meinetwillen man euch stellt
Vor Fürsten und Könige der Welt!
Dann sorgt nicht, was ihr reden wollt,
Euch wird gegeben, was ihr sollt
Dann reden, durch des Vaters Geist.
Ein Freund sich dem andern feind erweist,
Wird ihm zum Tod verhelfen dann.
Ihr werdet gehaßt von jedermann
Um den heil'gen Namen mein.
Wer ausharrt, der wird selig sein:
Verfolgt man euch aus einem Ort,
Zieht schnell nach einem andern fort.
Und führet man euch gar zum Tod
Meinet, man dienet damit Gott,
Getrost! wenn auch der Leib zerbricht,
Die Seele töten sie euch nicht." —
Ihr Christen, merkt dies Trosteswort;
So man euch fängt, hier oder dort,
Laßt euch durch nichts von Gott wegtrieben,
Thut bei dem Worte Gottes bleiben,
Verlieret lieber Leib und Gut:
Es wird noch schreien Abels Blut
Über Kain am jüngsten Tag.
Laßt morden, wer nur morden mag!
Glaubt mir, es geht doch einst zu End',
Des Antichristi Regiment.
Es steht in der Offenbarung Buch,

Kapitel Achtzehn klar genug;
Dort läßt der Engel den Ruf erschallen
„Babylon, Babylon ist gefallen!
Es ward der unsaubern Teufel Nest,
Weil der Wollust Kelch bis auf den Rest
Von ihr verführt, die Heiden tranken,
In arge Unkeuschheit versanken
Die Herrn und Kön'ge dieser Welt;
Ihr Kaufmannsvolk verdiente Geld,
Mit Menschenseelen es handeln that —
Mein Volk, geh' aus von dieser Stadt!
Die Sünden sind vor Gott gekommen;
Der hat ihres Frevels wahrgenommen,
Zahlt ihr, wie sie euch hat gezahlt,
Und widergeltet ihr zwiefalt.
Denn sie spricht stets in ihrem Herzen:
‚Als Königin sitz' ich, ohne Schmerzen',
Und ist sicher in ihrem Mute
Und trunken von der Heil'gen Blute.
Darum wird alle ihre Plage
Zusamenkommen an einem Tage,
Der Tod und Hunger, Weh und Schand',
Und mit Feuer wird sie verbrannt.
Denn wahrlich, stark ist Gott, der Herr,
Der wird sie richten." Nun hört mehr:
Die Zeichen all zusammenstellt
Daniel am Neunten und erzählt,
So daß man klar erkennen kann,
Daß Babylon deutet das Papsttum an,
Von dem Johannes prophezeit.
Darum, ihr Christen, wo ihr seid,
Kehrt wieder aus des Papstes Wüst'
Zu unserm Hirten, Jesu Christ.
Derselb' ein guter Hirte war,
Wie doch durch seinen Tod wird klar,
Durch den erlöst wir von der Pein.
Er ist unser Trost allein,
Er allein uns Hoffnung beut
Und Seligung, Gerechtigkeit,
Allen, die glauben an seinen Namen:
Wer das begehrt, der spreche Amen!



Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Zerfall der Klöster.

Ein deutliches Zeichen von dem immer weiteren Vordringen der Wittenbergischen Lehren war der Zerfall der Klöster. Zwar bewies damit, wie es scheint, die Reformation mehr ihre zerstörende, als ihre aufbauende Kraft. Aber es war doch viel faules Wesen, womit sie da aufräumte, und wenn die Klöster zerfielen, so wurde dafür manches fromme christliche Haus aufgebaut.

Von allen Orden war der Augustinerorden begreiflicherweise am meisten durch Luthers Auftreten erschüttert. In seinem Schoße hatte das Evangelium auf's neue wieder unter Wundern und Zeichen eine Stätte gefunden; aber mit diesem Evangelium vertrug sich nichts schlechter, als das Mönchstum und seine Gelübde. Und weil nun doch die meisten Augustiner von der Lehre ihres großen Bruders in Wittenberg schnell ergriffen wurden, so konnte es nicht anders kommen: der Orden löste sich auf.

Den Anfang dazu hatte die sächsische Kongregation gemacht, als sie auf jenem Wittenbergischen Kapitel durch feierlichen Beschluß jedem Bruder die Freiheit zurückgab (Seite 437).

Das währte keine zehn Jahre, so waren die Klöster der Kongregation sämtlich aufgehoben, mit Ausnahme der drei, die unter der Herrschaft des Herzog Georg standen; mit dessen Tode sollte auch ihre Stunde schlagen. Und auch diejenigen Augustinerklöster, welche nicht mit zum engeren Verbande der Kongregation gehörten (Band 1 Seite 26), widerstanden nicht lange dem neuen Geiste. Nur ein einziges, das

zu Würzburg, hat die Reformation überdauert und erinnert uns Deutsche heute allein mit dem später wiederhergestellten Kloster zu Münnerstadt, daß der Orden der Augustiner sich bis auf unsere Tage noch erhalten hat.

Bei der Auflösung der Klöster ging es sehr verschieden zu. Es gab heftige, böse Auftritte; aber oft auch machte sich es ganz von selbst, in aller Ruhe. Luther hat sich damals offen darüber ausgesprochen, wie er sich die allmählige Abschaffung der Klöster denke.

„Es wäre wohl gut," sagte er, „daß kein Feldkloster, als Benediktiner, Cisterzienser, Cölestiner und dergleichen, je auf Erden kommen wäre. Nun sie aber da sind, ist das Beste, daß man sie lasse vergehen, oder, wo man füglich kann, dazu helfe, daß sie rein und gar wegkommen. Das mag aber geschehen auf diese zwo Weisen. Die erste: daß man die Personen, so drinnen sind, lasse frei von sich selbst, so sie wollen, herausgehen, wie das Evangelium erlaubt. Die andere, daß eine jegliche Obrigkeit mit ihren Klöstern verschaffe, keine Person mehr aufzunehmen, und so ihrer zu viel drinnen sind, anderswohin schicke und die übrigen lasse aussterben.

„Weil aber niemand zum Glauben und Evangelium zu dringen ist, soll man die übrigen Personen, so in Klöstern, es sei Alters, Brauchs oder Gewissens halber, bleiben, nicht ausstoßen noch unfreundlich mit ihnen handeln, sondern sie ihr Leben lang lassen genughaben, wie sie zuvor hätten gehabt. Denn das Evangelium lehret Gutes thun auch den Unwürdigen.

„Das ist mein Rat, daß die Obrigkeit solcher Klöster Güter zu sich nehme und die übrigen Personen, so drinnen bleiben, davon versorgen, bis sie aussterben, auch reichlicher und milder, denn sie vielleicht vorher versorgt gewesen sind, damit man ja spüre, daß nicht der Geiz (die Habsucht) dem geistlichen Gut, sondern christlicher Glaube den Klöstereien feind sei."

Das war ein weiser Rat. So hatte sich Luthers Kloster zu Wittenberg aufgelöst, und war endlich niemand drinnen übrig geblieben, als er und sein Prior Brisger (Seite 517). Aber von der reichlichen Fürsorge, welche doch den im Kloster freiwillig Verbleibenden seiten der Obrigkeit sollte gewidmet werden, merkten die beiden nichts.

„Hier ist nichts mehr denn Lieb' und Freundschaft," scherzt Luther am 10. Mai 1522 gegen Spalatin. „Täglich leben wir, täglich sterben wir."

Die an das Kloster zu zahlenden Zinsen liefen nicht mehr ein, und da niemand mehr für die Insassen betteln ging, darbten sie jährlich ihre 300 Gulden. So mußten sie Schulden machen. Und weil keine Aussicht auf Besserung dieses Zustandes war, machte sich Luther mit dem Gedanken vertraut, anderswo als in Wittenberg sein Brot zu suchen. „Ich für meinen Teil würde gern eine würdige Gelegenheit ergreifen, mich wegzuwenden; so sehr verdrießt mich die Hartherzigkeit und Undankbarkeit dieser Stadt."

In solcher Bedrängnis ist immer wieder Spalatin seine Zuflucht:

„Der Schösser zu Wittenberg will bis Sonnabend das Malz bezahlt haben, das er ihm (dem Prior) verkauft hat, und der Prior hat kein Geld. Der Bettelsack hat ein Loch, das ist groß; doch will er leider nicht gar zerrissen sein."

So am 27. Mai 1523. Im Dezember 1524 wendete sich Luther an den Kurfürsten selbst.

„Es hat uns Ew. Kurf. Gnaden in diesem Jahre etwas von Korn lassen durch den Schösser werden. Nun mahnet uns der Schösser täglich strenge und wir können doch dasselbe nicht zahlen, weil unsere Zinse nicht fallen, noch bisher gefallen sind. Bitte derhalben unterthäniglich Ew. Kurf. Gnaden wollt' uns desselben Kornes bei genanntem Schösser lossprechen.

„Auch, gnädigster Herr, weil ich nun allein in diesem Kloster bin mit dem Prior — ohne daß wir aus christlicher Liebe etliche Verjagte bei uns halten — und ich denselben Prior länger denn Ein Jahr aufgehalten habe, mir zu dienen, ihn auf die Länge nicht kann noch will aufhalten, weil sein Gewissen von ihm fordert, sein Leben zu ändern (Brisger wollte also auch dem Mönchtum nunmehr Valet sagen); zu dem, daß ich solch täglichen Jammer mit dem Zinsen-Einmahnen nimmer haben mag: sind wir gesinnet, Ew. Kurf. Gnaden das Kloster mit allem, was dazu gehöret, als dem jüngsten Erben, zu lassen und zu übergeben. Denn wo der Prior abzeucht, ist meines Thuns nicht mehr da; so muß und will ich sehen, wo mich Gott ernähret.

„Daß wir aber, als die letzten, nicht so gar als mit bloßen Händen abscheiden, bitte ich unterthäniglich, Ew. Kurf. Gnaden wollt' entweder demselben Prior oder mir auf meinen Namen gnädiglich vergönnen und einnehmen lassen den Raum, so unser Kloster neben dem Spitalraum gekauft hat u. s. w."

Die Sache sollte schließlich noch einen für Luther ganz erfreu-

lichen Ausgang nehmen. Aber Kurfürst Friedrich starb, ehe sie zur Entscheidung kam.

Man sieht aber aus diesen Briefen, wie gleichgiltig es Luthern war, ob er im Kloster wohnen bleibe oder nicht; jederzeit war er bereit es zu verlassen. Schon legte er auch die Kutte beiseite. Es geschah am 9. Oktober 1524, daß er zum erstenmale nicht in seiner Mönchstracht, sondern in dem gewöhnlichen Rock, den die Gelehrten, Ratsherren, kurz die vornehmeren Bürger trugen, die Kanzel bestieg.

Seine alte Kutte war ganz abgetragen; da hatte ihm Kurfürst Friedrich ein Stück besten Tuches geschenkt, damit er sich eine neue Kutte oder einen Rock daraus machen ließe: „das Tuch geriet zu einem Rocke.“ So that er „Gott zu Ehren, vielen zu Freude, dem Satan zu Trotz und Schmach.“

Der Rock, den Luther damals anzog, ist das Amtskleid des evangelischen Geistlichen geblieben; aber damals zeichnete sich Luther nicht dadurch von den Laien ab, sondern predigte auch durch seinen Rock das allgemeine Priestertum.

Nicht so friedlich wie in Wittenberg ging es anderwärts bei der Auflösung der Klöster zu.

Wir haben schon vernommen von den Vorgängen im Erfurter Augustinerkloster und wie Luther seinen Freund Lang wegen seines stürmischen Austritts tadelte (Seite 591). Des alten Usingen Los, der allein die schwarze Augustinerkutte nicht ablegen wollte, war kein beneidenswertes. Wenn in Erfurt ein Mönch sich auf der Straße sehen ließ, da lief ihm das Volk nach, höhnte ihn und schrie: „Ein Wolf, ein Wolf!“

In manchen Klöstern gab es förmliche Kämpfe zwischen der katholischen und der evangelischen Partei.

Im Dominikanerkloster zu Nürnberg wagte der Prediger Korn von der Kanzel im Sinne Luthers über die Klostergelübde zu reden. Daraufhin wurde er von seinen Brüdern angespieen; sie schalten ihn einen tauben Narren, den man hätte von der Kanzel herabstürzen sollen. Sein Prior erklärte ihn für einen Ketzer und bedrohte ihn mit Kerkerstrafe. Als er endlich floh, wandten sich die erbitterten Genossen an den Magistrat um etliche Stadtknechte; die sollten ihn wieder in's Kloster

zurückschleppen helfen. Aber damals (1523) durfte der Rat, schon um des Volkes willen, dazu nicht mehr seine Hand reichen.

Diejenigen Mönche und Nonnen, welche für die neue Lehre kein Verständnis fanden, hielten um so hartnäckiger am Alten. Wie oft kam es vor, daß Mönche auf der Kanzel ihrem Haß gegen Luther Luft machten und dadurch das Wittenbergisch gesinnte Volk reizten, so daß sie wohl in der Kirche offenen Widerspruch erfuhren und schließlich in Gefahr gerieten, mißhandelt zu werden! Wenn dann eine ganze Stadt oder ein Land evangelisch wurden, bekamen die letzten Insassen der Klöster oft genug die Ungunst der neuen Zeit hart zu fühlen.

So ging es eben in Nürnberg. Nachdem diese Stadt infolge eines Religionsgespräches im März 1525 offen zur Reformation sich bekannte, übergaben alsbald die Augustiner, Karmeliter, Karthäuser, Benedektiner unter Bedingungen, wie sie dem obigen Ratschlage Luthers (Seite 625) entsprachen, ihre Klöster dem Magistrat. So blieben von Mönchsklöstern in Nürnberg nur die der Franziskaner und Dominikaner bestehen, weil daselbst die Richtung der Altkirchlichen stärker war, als die der Lutherischen. Ihnen verbot der Rat jegliche Seelsorge, wies die Vorlauten aus und untersagte die Aufnahme neuer Brüder. Die Dominikaner hielten sich noch bis 1543; die Franziskaner starben im Jahre 1562 aus.

Harnäckiger erwiesen sich zu Nürnberg die Nonnen. Da stand an der Spitze des Widerstandes Charitas Pirkheimer, die Schwester des mehrfach erwähnten Willibald Pirkheimer, eine Frau aus edlem Nürnberger Geschlechte, die Äbtissin des Klaraklosters. Sie führte ein mildes Regiment unter ihren Nonnen, die fast alle „Mühmelein“ von einander waren; es wohnte ein guter, friedlicher Geist in diesem Kloster.

Indessen, als Nürnberg evangelisch wurde, sollten auch die Klarissinnen das Evangelium annehmen. Und weil sie das nicht wollten, verordnete der Rat, daß künftig nicht mehr die Priester vom Franziskanerkloster ihre Beichtväter sein, sondern daß Lutherische Prediger den Gottesdienst bei ihnen verrichten sollten.

Und wirklich verkündeten nun die Prediger der Lutherischen Richtung den Nonnen die reine Lehre. Es war nicht eben zart, daß sie von Anfang an mit aller Rücksichtslosigkeit und Derbheit gegen die Klostergelübde predigten und dagegen die Heiligkeit und Herrlichkeit des von Gott selbst eingesetzten Ehestandes priesen. Es sah fast aus, als wäre dies das Hauptstück vom Evangelium: ‚Du sollst heiraten!‘

Dazu kam, daß das Volk in Massen zu diesen Predigten in der

Klosterkirche sich herzudrängte und seiner leidenschaftlichen Erbitterung gegen die verstockten Nonnen auch gelegentlich freien Lauf ließ. Kaum durften die Klostermägde sich auf den Markt wagen, die nötigsten Einkäufe zu machen. Man mußte befürchten, daß das Volk noch das Kloster selbst stürmen möchte.

Im Juni 1525 ging der Rat noch einen Schritt weiter. Die Nonnen mußten ihre Ordenstracht ablegen. Den Eltern derselben wurde das Recht zugesprochen, ihre Töchter aus dem Kloster zu nehmen, selbst gegen deren Willen; denn Kinder seien schuldig, ihren Eltern zu gehorchen.

Schon früher waren Verwandte und Befreundete zu den Nonnen gekommen und hatten ihnen vorgestellt: „wie der Klosterstand so verdammlich und verführerisch und wie nicht möglich wär', daß man darin selig werden könnte, denn sie wären alle des Teufels.“ Und hatten etliche ihre Kinder, Schwestern und Muhmen mit vielen Drohworten und auch mit großem Verheißen aus dem Kloster heraushaben wollen. Kein Wunder, daß die nun von dem neuen Ratsbefehl Gebrauch machten. Allen voran Hieronymus Ebner und Kaspar Nützel, die obersten Ratsherren von Nürnberg, die holten sich auch ihre Töchter wieder aus dem Kloster.

Das gab viel Geschrei und Thränen: denn die Mädchen wollten nicht und mußten von ihren Eltern mit Gewalt heimgeholt werden.

Die Thränen der jungen Nonnen trockneten bald; aber die Erbitterung der Nürnberger gegen das Klarakloster wuchs noch immer, bis endlich Melanchthon bei einem Besuche in der Reichsstadt sich für eine mildere Behandlung der Nonnen verwandte. Das Kloster hielt sich noch bis 1590; es verarmte immer mehr und starb endlich aus.

Diese Geschichte mag zeigen, daß standhafte Klosterleute in evangelischen Städten und Ländern keinen schönen Stand hatten. Aber was da soeben ist von Nürnberg gemeldet worden, das sind die größten Gräuelthaten, welche die Evangelischen sich haben zu schulden kommen lassen. Furchtbar dagegen haben nur zu oft die Altkirchlichen gegen die Anhänger der Reformation gewütet.

Es ist nicht zufällig, daß die Hauptführer der Reformation zuvor Mönche gewesen sind. Das Mönchtum war der Ruhm der katholischen Kirche und gerade im Mönchtum kamen ihre schwersten Irrtümer zu

Tage. Die das an sich selbst erfahren hatten, waren nun die geschicktesten Boten des Evangeliums.

Vor allem Luther selbst. Den hat recht eigentlich das Kloster zum Reformator gemacht (Band 1 Seite 33 ff). Augustiner wie er standen überall mit in der vordersten Reihe: Link erst zu Nürnberg, dann zu Altenburg, Lang zu Erfurt, der treffliche Johann Stiefel zu Eßlingen in Würtemberg. Franziskaner waren Briesmann, einer von den drei preußischen Evangelisten (Seite 597), Mykonius, der Gotha reformieren sollte und der uns schon einmal auf Tetzel's Pfaden begegnet ist (Band 1 Seite 174), ferner Eberlin von Günzburg und Heinrich von Kettenbach, die Barfüßer von Ulm, gar volkstümliche Prediger. Ein Dominikaner war, wie wir wissen, Martin Butzer, der Reformator von Straßburg; ein Prämonstratenser Johann Bugenhagen, Luthers treuer Freund, Genosse und Beichtvater. Auch die Karthäuser, Karmeliter Benediktiner stellten der Reformation hervorragende Mitarbeiter.

Seit Luther mit seiner Schrift „von den Klostergelübden“ (Seite 352) das Zeichen gegeben hatte, war die Welt voll von entlaufenen Mönchen. Und naturgemäß suchten viele eine Zuflucht in Wittenberg.

Da kamen sie nun freilich sehr verschieden. Neben den allertrefflichsten Männern heruntergekommene, die zu nichts mehr zu gebrauchen waren. „Ich sehe,“ klagt Luther am 28. März 1522, „viele von unsern Mönchen gehen aus dem Kloster um ganz derselben Ursache willen, darum sie in's Kloster gegangen sind, d. i. dem Bauche und der fleischlichen Freiheit zu Liebe.“

Und zu viel wird es ihm, als nun alle die Mönche und Nonnen ihn anlaufen, daß er ihnen zu weiterem Fortkommen möge behilflich sein. So seufzt er am 20. Juni 1523:

„Die ausgetretenen Mönche und Nonnen rauben mir viel Zeit; allen soll ich Nahrung und Notdurft schaffen.“

Er dachte dabei gewiß auch an die Nonnen von Nimtschen, für die er besonders besorgt war, sie gut unterzubringen und, wo möglich, zu verheiraten.

Am 8. April berichtet er dem Link nach Altenburg: „Gestern habe ich neun Nonnen aus dem Kloster Nimtschen in Empfang genommen, die glücklich aus ihrem Gefängnis entronnen sind, darunter zwei von Zeschau und eine Staupitz.“

Also am 7. April, d. i. am dritten Osterfeiertage, trafen die Flüchtlinge in Wittenberg ein. Am 10. schrieb Luther an Spalatin:

„Zu mir sind diese neun abgefallenen Nonnen gekommen: ein elendes Volk! Doch haben ehrenwerte Bürger von Torgau sie hergebracht, nämlich Leonhard Koppe (der ehemals Ratsherr und Amtsschösser seiner Vaterstadt war), seines Bruders Sohn und Wolfgang Tomitzsch, so daß hier kein gehässiger Verdacht aufkommen kann. Mich jammert ihrer sehr, aber besonders auch der andern, die überall in so großer Schar an den verwünschten und gräulichen Gelübden zu Grunde gehen."

Luther bittet im weiteren den Spalatin, bei den reichen Herren am Hofe für die Entlaufenen zu bitten, daß sie ein wenig Geld zu ihrer Unterstützung schickten; er möchte acht oder vierzehn Tage für sie sorgen, bis er sie bei ihren Verwandten oder sonst wohl unterbrächte.

Am selben Tage schrieb er einen offenen Brief nieder an besagten Leonhard Koppe, der alsbald im Druck erschien unter der Überschrift: „Ursache und Antwort, daß Jungfrauen Klöster göttlich verlassen mögen."

„Ihr habt ein neu Werk gethan, davon Land und Leute singen und sagen werden. Welches viele werden für großen Schaden ausschreien; aber die es mit Gott halten, werden's für großen Frommen (Gewinn) preisen. Ihr habt die armen Seelen aus dem Gefängnis menschlicher Tyrannei geführt, eben um die rechte Zeit auf die Ostern, da Christus auch der Seinen Gefängnis gefangen nahm.

„Daß ich aber solches ausrufe und nicht heimlich halte, thu' ich aus redlichen Ursachen.

„Erstlich, daß es nicht darum ist durch mich angeregt (also Luther bekennt sich selbst als den Anstifter!), daß es sollte heimlich bleiben. Denn was wir thun, thun wir in Gott und scheuen uns des nicht am Licht. Wollt' Gott, ich könnt' auf solche oder andere Weise alle gefangenen Gewissen erretten und alle Klöster ledig machen!

„Zum Andern thue ich's, der armen Kinder und ihrer Freundschaft Ehre zu erhalten. Daß niemand sagen darf, sie seien durch lose Buben unredlich ausgeführt und haben sich in Gefahr ihrer Ehre begeben, dieweil man Euch und die Euren (Koppe und Genossen) kann anzeigen. Dazu muß das jedermann lassen ehrbarlich gehandelt sein, daß sie nicht einzeln, eine hier hinaus, die andern da hinaus gelaufen sind, sondern allesamt bei einander mit aller Zucht und Ehre an redliche Stätten und Orte gekommen, damit den Lästermäulern die Ursach'

genommen werde, ihre lügenhaftige Zunge mit frommen Kindern zu waschen.

„Zum Dritten, zu warnen die Herren vom Adel und alle frommen Biederleute, so Kinder in Klöstern haben, daß sie selbst dazuthun und sie herausnehmen, auf daß nicht Ärgernis hernach folge. Denn wiewohl viel des Adels und der Biederleute der Sachen von Gottes Gnaden verständig, ihre Kinder oder Freundinnen wohl gerne heraus-hätten doch das Exempel scheuen sie, die erste Bahn zu brechen — nun sie aber sehen, daß so viel ehrbare Kinder mit verwahrter Zucht und Ehre die Bahn gebrochen haben und das frei bekennen, werden sie mutiger und kühner werden."

Und nun zur Verantwortung für den Koppe und die es mit ihm ausgerichtet, für sich, der es „geraten und gebeten", für die befreiten Jungfrauen und für alle, „die diesem Exempel wollen nachfolgen," giebt Luther weitere Nachricht und Unterricht.

„Auf's Erste, daß die Kinder (die Nonnen) zuvor selbst ihre Eltern und Freundschaft auf's allerdemütigste ersucht und gebeten haben um Hilfe, herauszukommen, mit vernünftigen Ursachen genugsam angezeigt, daß ihnen solch Leben der Seelen Seligkeit halben nicht länger zu dulden sei, sich daneben erboten, zu thun und zu leiden, was fromme Kinder thun und leiden sollen. Welches ihnen alles abgeschlagen und versagt ist und also von jedermann verlassen sind. Damit sie redliche Ursach' gehabt, ja genötigt und gedrungen sind, ihr Gewissen und Seele zu erretten anderswo Hilf' und Rat zu suchen, wie sie es haben konnten. Und sind diejenigen, so hier haben können helfen und raten, schuldig gewesen aus Pflicht christlicher Liebe, die Seelen und Gewissen zu erretten.

„Zum Andern ist das eine hohe, wichtige Ursach' und Not, daß man leider die Kinder, sonderlich das schwache Weibervolk und junge Mägdlein, in die Klöster stößet, reizt und gehen läßt, da doch keine tägliche Übung göttlichen Wortes ist, ja selten oder nimmermehr das Evangelium einmal recht gehöret wird. (Das redete Luther aus Erfahrung.) Diese Ursach' ist allein genug, daß die Seelen herausgerissen und geraubt würden, wie man kann, unangesehen ob tausend Eide und Gelübde geschehen wären."

Von den Gelübden redet nun Luther weiter, und beweist, warum sie nichts gelten. Und ist ein vornehmer Grund der: „Weil Gott kein Dienst gefällt, es gehe denn willig von Herzen und mit Lust, so folget,

daß auch keine Gelübde weiter gelten, denn sofern die Lieb' und Lust da ist: d. i. sofern der heilige Geist da ist.“

Und da er auf die besonderen Versuchungen des Klosterlebens kommt, tritt ihm deren furchtbare Gewalt so schmerzlich vor Augen, daß er sie um jeden Preis will von den Menschen genommen sehen: „Ärgernis hin, Ärgernis her! Not bricht Eisen und hat kein Ärgernis. Ich soll der schwachen Gewissen schonen, sofern es ohne Gefahr meiner Seele geschehen kann; wo nicht, so soll ich meiner Seele raten, es ärgere sich dann die ganze oder halbe Welt. Nun liegt hier der Seele Gefahr in allen Stücken. Darum soll niemand von uns begehren, daß wir ihn nicht ärgern, sondern wir sollen begehren, daß sie unser Ding billigen und sich nicht ärgern. Das fordert die Liebe!“

Zum Schluß: „Ich will aber auch die Jungfrauen hier nennen, auf daß alles ja frei am Tage sei. Und sind nämlich diese: Magdalene von Staupitz, Elisabeth von Kanitz, Veronika von Zeschau, Margaretha, ihre Schwester, Laneta von Gohlis, Eva Große, Katharina von Bora, Eva von Schönfeld und Margaretha, ihre Schwester.

„Der allmächtige Gott wolle gnädiglich erleuchten alle Freunde derjenigen, so mit Gefahr und Unlust in Klöstern sind, daß sie ihnen treulich heraushelfen! Welche aber geistverständig sind und Klösterei nützlich zu brauchen wissen und gerne drinnen sind, die lass' man drinnen in Gottes Namen!“

Mit diesem Schreiben bekannte sich Luther offen zu der Entführung der Nonnen von Nimtschen. Er hatte sie nicht entführt, aber den Torgauer Bürgern den Auftrag dazu gegeben. Denn an ihn wandten sich die ratlosen Jungfrauen, als sie vergebens ihre Eltern und Angehörigen gebeten hatten, sie zu befreien. War es doch seine Lehre, die wie ein helles Licht hereingedrungen war in ihre Klostermauern und sie mit solcher Sehnsucht erfüllt hatte, auch wieder hinauszutreten in's Leben.

Die Entführung fand statt die Nacht vor dem Osterfeste (5. April 1523). Die wackeren Befreier brachen ein Loch in die Lehmwand des Klosters; dadurch entschlüpften die Nonnen; dann fuhren sie auf verdeckten Wagen der Stadt der Freiheit zu.

Wenige Wochen später flüchteten sechszehn Nonnen aus dem Mansfeldischen Kloster Widerstetten, und fünf von ihnen fanden Aufnahme bei dem Grafen Albrecht von Mansfeld. „Gott thut immer neue Wunder,“ so jubelt Luther darüber.

Aber manche arme Jungfrau seufzte noch in den Klöstern und sehnte sich vergeblich nach Erlösung! —

Im Frühjahr 1524 veröffentlichte Luther „Eine Geschichte, wie Gott einer ehrbaren Klosterjungfrau ausgeholfen hat.“ Da erzählt eine glücklich entkommene Nonne von den Leiden, die sie in ihrem Kloster Eisleben ausgestanden.

„Ich bin im sechsten Jahre meines Alters von meinen Eltern, die den geistlichen Stand für gut und selig angesehen, in das Jungfrauenkloster zu Eisleben gegeben und darinnen erzogen.

„Da ich elf Jahre erreicht, bin ich durch Angeben der Äbtissin, meiner Muhme, ohn alles Befragen — und wenn ich gleich viel gefragt worden wäre, hatte ich keinen Verstand — also in unwissender Jugend eingesegnet.

„Aber als ich vierzehn Jahr alt ward und mein Gemüt begann zu fühlen und zu erkennen, befand ich, daß geistlicher Stand aller meiner Natur entgegen und also, daß meiner Seelen Seligkeit mir wäre zu halten unmöglich; welches ich auch klagte. Aber die Äbtissin ließ mir ansagen: ich sollt' und müßt' eine Nonne sein, so nicht mit Gutem, sollt' ich mit Bösem; ich wäre nun eingesegnet und hätte Gott, durch die Opferung des Ringes, ewige Reinigkeit verheißen und geschworen.

„Am Abend vor meiner Profession (d. h. vor dem endgiltigen Klostergelöbnis — vgl. Band 1 Seite 31) sagte mir die Äbtissin vor der ganzen Versammlung im Kapitel: Man sollte mir wohl die Schwierigkeit der Regel fürlegen und fragen, ob ich das gesinnet wäre zu halten; wäre aber nicht vonnöten, denn ich hätte mich in der Einsegnung (als vierzehnjähriges Mädchen!) genugsam verpflichtet.

„Also hab' ich in Widerwillen meiner angenommenen Geistlichkeit gestanden.

„Als nun die Zeit göttlichen Trostes, in welcher das Evangelium, das etwa lange verborgen, an den Tag gekommen, ganzer gemeiner Christenheit erschienen, sind auch mir, als einem verschmachteten, hungrigen Schaf, das lange der Weide gedarbt, die Schriften der rechten Hirten vorgekommen (also auch in das Nonnenkloster zu Eisleben fanden Lutherische Bücher den Weg!), worinnen ich gefunden, daß mein vermeintlich geistlich Leben ein gestrackter Weg zu der Hölle sei.

„Habe an den hochgelehrten Doktor Martin Luther geschrieben, ihm mein Gemüt zu erkennen gegeben, von ihm Trost, Hilf

und Rat begehrt; welches durch etliche meinesgleichen vor meine Oberste gekommen, dadurch ich härtiglich gefangen gesetzt.

„In dem Gefängnis ich vier Wochen gesessen ohn' alle Barmherzigkeit, in großer Kälte — wie man weiß, daß vor und nach Allerheiligen gewesen — in keine Stube gekommen.

„Nach Verlauf der vier Wochen mußte ich im Kapitel dieselbige meine bekannte Übertretung vor der ganzen Versammlung über mich ausrufen. Da legte mich die Äbtissin in den Bann. Mußt' ich in meiner Zelle verschlossen sitzen, aber zu den Horen (bei den Gebeten in der Kirche) vor dem Chore knieen, bis zu der Kollekte mich an die Erden prosternieren (platt auf die Erde legen), und so oft die Versammlung ein und aus der Kirche ging, mußten sie alle über mich gehen. Darinnen (in diesem Bann) war ich drei Tage.

„Darnach setzten sie mich in den kleinen Bann; da durft' ich mit zu Chore gehen; aber so oft die Versammlung ein oder aus der Kirche ging, mußt' ich mich, wie zuvor, prosternieren und sie über mich gehen lassen. Unterm Essen mußt' ich mit einem Strohkränzlein vor der Priorin auf der Erden sitzen. Die Buße hielt ich drei Tage.

„Darauf gab sie mich der Buße los, doch also, daß ich eine Person hatte, mir zudeputiert, die mußte Tag und Nacht Acht auf mich haben, bei mir gehen, stehen, sitzen und schlafen.

„Darnach kam mir hart in's Gemüte, meinem lieben Vetter Kaspar von Watzdorf als einem berühmten Liebhaber evangelischer Wahrheit zu schreiben und ihm meine Not zu klagen; welches verräterlich vor die Äbtissin gekommen.

„Ich ward durch sie und andere vier Personen durchgestäupet, daß ihrer keine mehr zu schlagen vermochte. Darauf setzte sie mich wieder in den Kerker und ließ mir die Beine in Eisen legen. Also saß ich beinahe einen Tag und Nacht. Da ließ sie mich vom Eisen; aber im Kerker mußte ich acht Tage verharren.

„Da um des Weihnachtsfestes willen ward ich los, also daß ich durfte mit zu Chore gehen; mußte aber daselbst ihnen allein zu Spott bei den Schulkindern stehen. Über Tag war ich in der Zelle verschlossen, durfte mit niemandem kein Wort reden, keinen Tritt gehen. Die Person, die mir zudeputiert, mußte an meiner Seite gehen. In solchem Gefängnis sollt' ich mein Leben lang bleiben.

„Aber Gott, dem alle Dinge möglich, schickte aus seiner göttlichen Weisheit, daß eines Tags nach dem Essen die Person, die mich sollte

verschließen, die Zelle ließ offenstehen und ich also mittelst sichtbarer göttlicher Hilfe entkommen."

Dazu macht Luther die Anmerkung: „Wenn will's denn auch einmal verlauten, daß man sie habe des christlichen Glaubens erinnert? Ja, Isebel ist hier; Gott und Christus ist tot!"

Und weiter sagt er: „Nicht allein aus dieser Florentina Geschichte (Florentina von Oberweimar hieß die Nonne), sondern auch aus vieler anderen Zeugnis siehet man wohl, welch ein teuflisch Ding die Nonnerei und Möncherei ist, da man mit eitel Treiben, Zwingen, Stöcken und und Blöcken will die Leute zu Gott bringen, so doch Gott so oft in der Schrift zeugen läßt, er wolle keinen gezwungenen Dienst (Seite 631 f) und soll niemand sein werden, er thue es denn mit Lust und Liebe. Hilf Gott! haben wir denn nicht Sinn oder Ohren? Ich sag's abermal: Gott will nicht gezwungenen Dienst haben. Ich sag's zum drittenmal, ich sag's hunderttausendmal: Gott will keinen gezwungenen Dienst haben."

Wenn diese Erkenntnis durchdrang, so war freilich damit allem Werkdienste und sonderlich der Klosterheiligkeit der Todesstoß gegeben.





Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die ersten Blutzeugen.



Siegreich unterwarf sich das Evangelium Seelen, Städte und Länder; aber zu verwundern wäre es ja gewesen, wenn die Papisten nicht alle Macht aufgeboten hätten, seiner Herr zu werden.

So ist denn die Geschichte der Ausbreitung und des Sieges zugleich eine Geschichte der Leiden und Verfolgungen. Und mehr als einmal schon hat solches von treuen Bekennern der wiedergefundenen Wahrheit müssen berichtet werden.

Z. B. von Paul Speratus, dem geliebten Prediger von Iglau, der um seiner Predigt willen in den Kerker geworfen wurde und nur mit Mühe dem Tode entrann (Seite 602). Unter demselben Könige Ludwig von Ungarn und Böhmen büßte im Jahre 1524 ein Buchhändler seinen Eifer für die Verbreitung Lutherscher Schriften mit dem Leben; man verbrannte ihn zu Pesth samt seinen Büchern.

Zur selben Zeit starb in Wien Kaspar Tauber für das Evangelium; er wurde enthauptet und dann, wie es einem Ketzer gebührte, verbrannt.

Auch die bairischen Herzöge, Wilhelm von Baiern-München und Ludwig von Baiern-Landshut, suchten ihr Land von dem Gifte der Ketzerei frei zu halten. Ihr Vorteil band sie fest an den Papst, der ihnen eben erst wichtige Rechte zugestanden hatte. Auch war ihre Universität Ingolstadt eine Hochburg der römischen Lehre. Herrschte doch hier Luthers Erzfeind, Doktor Eck.

Und doch drangen die evangelischen Gedanken auch nach Ingolstadt.

Im Jahre 1523 trug ein junger Magister — er zählte erst achtzehn Jahre — namens Arsacius Seehofer den Studenten Lutherische Lehren vor. Aber das bekam ihm schlecht. Eck, der Universität Kanzler, ließ ihn in sicheres Gewahrsam bringen und setzte ihm mit Androhung des Scheiterhaufens also zu, daß der arg Gequälte endlich seine Ketzerei widerrief und abschwor. Unter den siebzehn „Irrlehren“, die er abschwören mußte, waren Sätze wie dieser: „Es ziemt sich für einen Bischof, nichts anderes als das Wort Gottes zu lehren.“ Fürwahr, eine arge Irrlehre!

Aber Eck triumphierte zu früh über den Jüngling. Die Sache fand ein Nachspiel.

Eine edle Frau, Argula von Grumbach, geborene von Stauff, nahm sich des Verfolgten an. Ihr Gatte war in Diensten des Herzogs Ludwig, und sie selbst hatte einst am Münchener Hofe als Hofdame gelebt. Aber frühzeitig hatte sie angefangen, die heilige Schrift zu treiben nach den alten, schlechten Übersetzungen, und als nun Luther auftrat, erkannte sie in ihm schnell den Propheten der Wahrheit. Sie trat mit Spalatin und durch diesen mit Luther selbst in Verbindung, der sich ihres Glaubens und Bekenntnisses von Herzen freute. Er schickte am 18. Januar 1524 einen Brief, den er von ihr erhalten hatte, dem gemeinsamen Freunde mit folgenden Worten:

„Hier schicke ich Dir der Jüngerin Christi Argula Zuschrift, daß Du sollst sehen und Dich freuen mit den Engeln über eine Sünderin, eine Adamstochter, die da bekehrt ist und Gottes Tochter worden. Lieber, wo Du kannst an sie gelangen, grüße sie von meinetwegen und tröste sie in Christi Namen.“

Sie bedurfte damals des Trostes.

Denn sie wagte viel, als sie offen und mutig in den Ingolstädter Handel eingriff. In einem Schreiben an die Universität beweist sie, daß die Lehren des Magister Seehofer völlig im Einklang mit der heiligen Schrift stehen. Und daß sie nun als Frau ihre Stimme erheben muß, das rechtfertigt sie mit bittern, aber wahren Worten also:

„Ich hab' lange gehört, wie euer papistischer Prediger bei der Kirche Zu Unsrer Frauen hat geschrieen: ‚Ketzer! Ketzer!‘ Wiewohl es schlecht lateinisch ist; könnte es selbst wohl und bin doch auf keiner hohen Schule gewesen. Aber zum Beweisen bedarf es mehr. Ich hab' immer im Sinne gehabt, ihm zu schreiben, mir die ketzerischen Artikel anzuzeigen, die der getreue Arbeiter des Evangeliums, Martin Luther, gelehrt hat;

jedoch war mein Geist herniedergedrückt und mit Schwermütigkeit hab' ich's unterlassen, aus der Ursach, daß Paulus sagt 1. Korinther am 14.: ‚Die Weiber sollen schweigen und nicht reden in der Kirche.‘ Nun ich aber in dieser Sache keinen Mann sehe, der reden will noch darf, dringet mich der Spruch (Matth. 10, 32): ‚Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater‘."

Dieser Brief, der alsbald in die Öffentlichkeit kam, machte das größte Aufsehen. Die Ingolstädter wüteten. Eck schickte ihr Rocken und Spindel zu: die paßten besser für ihre Hand als der Gänsekiel. Man machte Spottgedichte auf sie. Aber die mutige Frau blieb die Antwort nicht schuldig.

> Darum so zürnet nicht so hart,
> Ob Gott noch jetzt würd' Weiber schaffen,
> Die eure Hoffart müssen strafen,
> Dieweil ihr gar nicht würdig seid,
> Daß ein Gelehrter mit euch streit.

Das Schlimmste war, daß Herzog Ludwig von Baiern den Herrn von Grumbach, ihren Gemahl, seines Amtes entließ und daß derselbe ihr deshalb gram wurde. Und wenn ihre Güter in Baiern gelegen hätten und nicht im Gebiete des Bischofs von Würzburg, so wäre es der Frau wohl noch übler ergangen. Denn in Baiern unterdrückten die Herzöge jegliche evangelische Regung mit größter Härte und bald rauchten auch dort die Scheiterhaufen.

Aber den traurigen Ruhm, die ersten Lutherischen Ketzer verbrannt zu haben, sollte nicht Ungarn, nicht Österreich, nicht Baiern davontragen, nein, des Kaisers Karl Erb- und Heimatsland, die Niederlande.

In den Niederlanden fand Luthers Aussaat einen besonders günstigen Boden. Augustiner aus den niederländischen Klöstern studierten in Wittenberg und empfingen hier die neue Botschaft aus Luthers eigenem Munde. Daß sie vor anderen eifrig für die Reformation in's Zeug gingen, haben wir aus den Klagen des Priors Helt vernommen (Seite 350). Und nicht nur Geistliche und Mönche, auch Laien wie der Stadtschreiber Kornelius zu Antwerpen, waren gar empfänglich für

die biblische Wahrheit. So fanden denn Luthers Schriften reichlichen Absatz in den Niederlanden, und seine Lehren wurden schon vor dem Wormser Reichstage von mehr als einer Kanzel unter dem großen Zulaufe des Volkes gepredigt.

Aber Kaiser Karl V. war fest entschlossen, das Achtsedikt, das er zu Worms gegen Luther und seine Anhänger erlassen hatte, wenigstens in seinen eigenen Landen auch auszuführen. Statthalterin der Niederlande (unter diesem Namen sind Holland und Belgien damals noch vereinigt) war seines Vaters Schwester, Margaretha von Österreich. Durch sie ließ Karl noch einen besonderen Erlaß gegen die Lutherische Ketzerei ausgehen, worin von Luther gesagt war: er sei kein menschliches Wesen, sondern ein Teufel in Menschengestalt, angethan mit einer Mönchskutte, um desto leichter für viele den ewigen Tod und die Verdammnis des Menschengeschlechtes herbeizuführen.

Auch setzte Kaiser Karl zwei Ketzermeister ein, den Ratsherrn van der Hulst und den Karmelitermönch Nikolaus van Egmont. Das waren die richtigen Leute für das gräuliche Werk. Den Hulst nennt Erasmus einen wunderlichen Feind der Gelehrsamkeit, den Egmont einen unsinnigen, mit dem Schwerte bewaffneten Menschen. Nun wehe den Ketzern!

Zu Dortrecht predigte der Augustinerprior Heinrich Moller von Zütphen, zu Antwerpen sein Amtsgenosse Jakob Probst von Ypern schon seit 1518 das Evangelium nach der heiligen Schrift. Beide hatten auch im Winter 1520 auf 1521 eine zeitlang in Wittenberg zugebracht, um sich akademische Würden zu erwerben, und waren dort mit Luther und Melanchthon von Herzen Freund geworden.

Da wurde Jakob Probst, bald nach seiner Heimkehr nach Antwerpen, verhaftet und vor das päpstliche Gericht gestellt. Entbehrungen und Folterqualen machten ihn so mürbe, daß er feierlich widerrief. Die Papisten jubelten. Sein schlechtes Beispiel mußte auf alle schwachen Seelen Eindruck machen. Aber kaum war er in Freiheit und hatte zu Brügge einen neuen Wirkungskreis gefunden, so ermannte er sich wieder und predigte ohne Scheu das Evangelium, wie zuvor. Die Ketzermeister warfen ihn alsbald wieder in's Gefängnis, und diesmal wäre er dem Tode nicht entronnen, wenn ihm nicht ein Freund zur Flucht geholfen hätte. Er rettete sich nach Wittenberg.

Im Antwerpener Kloster war indessen sein Gesinnungsgenosse und Freund Heinrich Moller von Zütphen an seiner Statt Prior geworden.

Schnell sammelten sich wieder die Evangelisch Gesinnten um dessen Kanzel.

Da brach die Wut der Verfolger auch über Heinrich los. Hellebardiere drangen, während er predigte, in die Kirche und entrissen ihn der Gemeinde. Im Kerker des Michaelisklosters sollte er sich besinnen, ob er nun widerrufen wollte oder nicht.

Aber kaum war der Ort seiner Gefangenschaft bekannt worden, so liefen seine Anhänger, worunter viele Weiber, in Haufen dahin, drängten die Wächter bei Seite, erbrachen die Thüren und befreiten den geliebten Prediger. Das geschah am 29. September 1522.

Heinrich wandte sich nun auch gen Wittenberg, aber er wurde unterwegs in der freien Reichsstadt Bremen als Prediger festgehalten; dort konnte man einen solchen Evangelisten brauchen.

Zu Antwerpen aber wüteten die Ketzerverfolger weiter. Das Augustinerkloster, als den Herd der Seuche, zerstörten sie von Grund aus; die Mönche nahmen sie in peinliches Verhör. Die meisten konnten das Angesicht des Todes nicht ertragen, verrieten die Wahrheit, die sie zuvor bekannt hatten, und widerriefen. Aber bei Dreien half kein Drohen noch Verheißen; sie blieben treu bis in den Tod. Das waren Heinrich Voes, noch ein Jüngling an Jahren, Johann Esch, der auch noch nicht die Dreißig erreicht hatte, und Lambert Thorn, ein älterer Mann.

Man brachte sie nach Brüssel; dort sollte ihnen der Prozeß gemacht werden. Unter ihren Richtern war auch jener Latomus von Löwen, der sich in Schriften mit Luther gemessen hatte (Seite 240 f).

Die Ketzermeister fragten die Angeklagten: welches ihr Glaube sei?

Da antworteten sie laut und mit großer Freudigkeit: „Wir glauben und halten die drei Artikel des christlichen Glaubens und auch alles, was in den evangelischen und biblischen Geschichten enthalten ist. Wir glauben auch eine christliche Kirche, aber nicht eine solche, wie ihr glaubet."

Fragten jene weiter: ob sie auch die alten Satzungen, die Konzilien und die alten Väter glaubten?

Antworteten sie: „Wir glauben die Satzungen, soweit sie mit der heiligen Schrift übereinstimmen und nicht dawider sind."

Auf die dritte Frage: ob sie auch glaubten, daß sie eine Todsünde begingen, wenn sie des Papstes und der Väter Satzungen nicht annähmen (das war immer die Hauptsache: des Papstes Satzungen!) —

bekannten sie schlicht und klar: „Wir glauben, daß die Gebote Gottes und nicht der Menschen Satzungen selig machen und verdammen."

Die Ketzermeister redeten freundlich zu, dann drohten sie wieder; nichts half. So ward denn das Urteil gesprochen: sie seien der Ketzerei überführt und sollten öffentlich verbrannt werden. Weil aber die Kirche selber niemanden tötete, übergab man sie zur Vollstreckung des Urteils der weltlichen Obrigkeit.

Am 1. Juli 1523 wurden Heinrich Voes und Johann Esch auf dem Marktplatze zu Brüssel hingerichtet. Lambert Thorn mußte noch lange im Gefängnisse schmachten; sein Ende kennen wir nicht.

Die beiden Jünglinge litten mit aller Freudigkeit die furchtbare Strafe. Alle Mönche der Stadt, die Geistlichkeit, die hohen Würdenträger des Landes waren zu dem Schauspiel geladen.

Nachdem die Verurteilten auf das Blutgerüst geführt worden, predigte ein Franziskanermönch dem Volke von dem gottlosen Gräuel der Lutherschen Ketzerei. Darauf nahm man den Mönchen ihre Ordenskleider und stieß sie in feierlicher Entweihungszeremonie aus dem Priesterstande. Ruhig ließen sie alles über sich ergehen. Das währte über eine Stunde.

Noch einmal trat einer der Ketzerrichter zu ihnen und versuchte sie: wenn sie widerrufen wollten, so habe er Macht, sie freizugeben. Sie aber lobten Gott, daß sie für seinen heiligen Namen sterben durften.

Noch führten sie liebliche und getroste Reden, als man sie bis auf's Hemd entkleidete und zum Scheiterhaufen führte. „Wir sterben als Christen," versicherten sie immer wieder; „wir glauben an Eine, heilige, allgemeine Kirche."

Endlich wurde der Holzstoß angezündet. Voes, da er die Flammen zu seinen Füßen auflodern sah, rief aus: „Es ist, als wären Rosen um mich her gestreut." Dann sangen sie laut den christlichen Glauben, auch das Tedeum.

Das Letzte, was man von ihnen vernahm, da Flammen und Rauch sie schon ganz umhüllten, das waren die Worte: „Herr Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich unser!" —

Als die Kunde von dem Märtyrertode der beiden Augustiner nach Wittenberg kam, nahm sie Luther auf als eine rechte Freudenbotschaft. Wie hatte er sich so oft gewünscht, selber zum Zeugnis für die Wahr-

heit den Tod zu leiden! Nun hatte endlich seine, d. i. Christi Lehre, die himmlische Bestätigung der Bluttaufe empfangen!

„Dank sei Christo," schrieb er damals dem Spalatin, „der endlich angehoben, von unserm, ja von **seinem** Worte eine Frucht zu zeigen, und uns die ersten Märtyrer geschenkt hat!"

Und schnell nahm er die Feder und gab seinen Empfindungen Worte in einem Sendschreiben an die Christen in Holland, Brabant und Flandern.

„**Lob und Dank sei dem Vater aller Barmherzigkeit**, der uns **zu dieser Zeit wiederum sehen läßt sein wunderbares** Licht, welches bisher um unserer Sünden willen verborgen gewesen, uns der gräulichen Gewalt der Finsternis hat lassen unterworfen sein und so schmählich irren und dem Antichrist dienen. Aber **nun ist die Zeit wieder kommen, daß wir der Turteltauben Stimme hören und die Blumen aufgehen in unserm Lande** (Hohel. 2, 11 f). Welcher Freude, meine Liebsten, ihr nicht allein teilhaftig, sondern die Vornehmsten worden seid, an welchen wir solche Freude und Wonne erlebt haben. Denn euch ist's vor aller Welt gegeben, das Evangelium nicht allein zu **hören** und Christum zu **erkennen**, sondern auch die Ersten zu sein, die um Christi willen **Schand' und Schaden, Angst und Not, Gefängnis und Fährlichkeit leiden**, und seid nun so voller Frucht und Stärke worden, daß ihr's auch mit eigenem Blut begossen und bekräftigt habt, da bei euch die zwei Kleinode Christi, Heinrich und Johannes, zu Brüssel ihr Leben gering geachtet haben, auf daß Christus mit seinem Worte gepreiset werde. O wie verächtlich sind die zwo Seelen hingerichtet, aber wie herrlich und in ewiger Freude werden sie mit Christo wiederkommen und recht richten diejenigen, von denen sie jetzt mit Unrecht gerichtet sind!"

Aber nicht nur die Feder nahm Luther, Gott für solche Wunderthat zu preisen: Er griff auch zur Harfe und sang ein Lied „**von den zwei Märtyrern Christi, zu Brüssel von den Sophisten von Löwen verbrannt.**" Das war sein allererstes Lied, ein Vorbote der vielen herrlichen Lieder, die er dann seiner Kirche geschenkt hat. So ist auch das Lutherische Kirchenlied mit Blut getauft.

Das Lied ging damals von Mund zu Munde und hat viele zur rechten Glaubens- und Sterbensfreudigkeit gestärkt. Es fand auch einen Platz in vielen Gesangbüchern, aber daraus ist es verschwunden, weil es kein eigentlich Kirchenlied ist. Dafür soll es hier in unserer Geschichte seinen Platz haben, der ihm gebührt.

Ein neues Lied wir heben an —
Das walt' Gott unser Herre —
Zu singen, was Gott hat gethan
Zu seinem Lob und Ehre:
Zu Brüssel in dem Niederland
Wohl durch zween junge Knaben.
Hat er sein Wunder macht bekannt,
Die er mit seinen Gaben
So reichlich hat gezieret.
Der Erst' recht wohl Johannes heißt,
So reich an Gottes Hulden;
Sein Bruder Heinrich nach dem Geist,
Ein rechter Christ ohn' Schulden:
Von dieser Welt geschieden sind,
Sie han die Kron erworben,
Recht wie die frommen Gotteskind
Für sein Wort sind gestorben,
Sein Märtrer sind sie worden.
Der alte Feind sie fangen ließ.
Erschreckt sie lang' mit Dräuen;
Das Wort Gotts man sie leugnen hieß,
Mit List auch wellt' sie täuben.
Von Löwen der Sophisten viel,
Mit ihrer Kunst verloren,
Versammelt er zu diesem Spiel:
Der Geist sie macht zu Thoren,
Sie konnten nichts gewinnen.
Sie (die Sophisten und die Ketzermeister) sungen süß, sie sungen [saur,
Versuchten manche Listen:
Die Knaben stunden wie ein' Maur,
Verachten die Sophisten.
Den alten Feind das sehr verdroß,
Daß er war überwunden
Von solchen Jungen, er so groß:
Er ward voll Zorn von Stunden,
Gedacht' sie zu verbrennen.
Sie raubten ihn'n das Klosterkleid,
Die Weih' sie ihn'n auch nahmen.
Die Knaben waren des bereit,
Sie sprachen fröhlich Amen.
Sie dankten ihrem Vater Gott,
Daß sie los sollten werden
Des Teufels Larvenspiel und Spott,
Darin durch falsche Berden (Geberden)
Die Welt er gar betrüget.

Da schickt' Gott durch seine Gnad' also
Daß sie recht Priester worden,
Sich selbst ihm opfern mußten da
Und gehn im Christenorden,
Der Welt ganz abgestorben sein,
Die Heuchelei ablegen,
Zum Himmel kommen frei und rein,
Die Möncherei aussegen
Und Menschentand hier lassen.
Man schrieb ihn'n vor ein Brieflein klein,
Das hieß man sie selbst lesen.
Die Stück sie zeichten (zeichneten) alle drein,
Was ihr Glaub' war gewesen.
Der höchste Irrtum dieser war:
‚Man muß allein Gott glauben,
Der Mensch lügt und trügt immerdar,
Dem soll man nichts vertrauen' —
Des mußten sie verbrennen.
Zwei große Feu'r sie zündten an,
Die Knaben sie her brachten.
Es nahm groß Wunder jedermann,
Daß sie solch' Pein verachten.
Mit Freuden sie sich gaben drein
Mit Gottes Lob und Singen;
Der Mut ward den Sophisten klein
Vor diesen neuen Dingen,
Daß sich Gott ließ so merken.
Der Schimpf (Scherz) sie nun gereuet hat,
Sie wollten's gern schön machen.
Sie dürf'n nicht rühmen sich der That,
Sie bergen sehr die Sachen.
Die Schand' im Herzen beißet sie
Und klagen's ihr'n Genossen,
Doch kann der Geist nicht schweigen hie:
Des Abels Blut, vergossen,
Es muß den Kain melden.
Die Asche will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen:
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er tot an allem Ort
Mit aller Stimm' und Zungen
Gar fröhlich lassen singen.

Noch lassen sie ihr Lügen nicht,
Den großen Mord zu schmücken.
Sie geben vor ein falsch Gedicht,
Ihr G'wissen thut sie drücken.
Die Heiligen Gott's auch nach dem Tod
Von ihn'n gelästert werden;
Sie sagen: in der letzten Not
Die Knaben noch auf Erden
Sich soll'n haben bekehret.
Die lass' man lügen immerhin,
Sie haben's keinen Frommen.
Wir sollen danken Gott darin,
Sein Wort ist wieder kommen.
Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür:
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden. Amen.

Anderthalb Jahre später sollte den zween „Knaben" aus dem Antwerpener Kloster ihr Prior Heinrich von Zütphen des gleichen Weges nachfolgen.

Seit seiner Flucht aus Antwerpen predigte er mit großem Segen zu Sankt Ansgarii in Bremen. Zwar suchte ihn der Bischof zu hindern, aber Rat und Gemeinde ließen nicht von ihm. Und wenn er in Bremen geblieben wäre, so hätte ihm wohl niemand ein Haar gekrümmt.

Aber da kam im November 1524 ein Ruf aus Dithmarschen, einem freien Bauernlande im heutigen Holstein. Dorthin lud ihn der Pfarrer Nikolaus Boje zu Meldorf nebst etlichen gleichgesinnten Pfarrkindern, ihnen das Wort Gottes zu verkünden und sie aus des Antichrists Rachen zu bringen." Heinrich von Zütphen war aber viel zu eifrig für die göttliche Wahrheit, als daß er solch eine Gelegenheit, sie mitten im finstern Lande zu verkündigen, hätte können vorübergehen lassen So entschloß er sich, auf ein oder zwei Monate dort zu predigen und dann wieder nach Bremen heimzukehren.

Als er aber nach Meldorf kam — es war in der ersten Adventswoche — da „ward der Teufel zornig mit seinen Gliedmaßen, und insonderheit erregte er Augustinum Torneborch, Prior des schwarzen Klosters, die man nennet Jakobiter oder Prediger." Diese Meldorfer Mönche liefen sofort die „Achtundvierzig" an, d. i. das aus den Gemein-

den der Landschaft erwählte Obergericht, und erlangten von ihnen einen Befehl an den Pfarrer von Meldorf, den fremden Mönch zu verjagen, ehe denn er predigte.

Aber dieser Befehl war gegen alles Recht und Herkommen in Dithmarschen, indem die Achtundvierzig in Kirchensachen nicht dreinzureden hatten, sondern jede Gemeinde setzte Prediger ein und ab nach ihrem freien Willen. Als Heinrich das alles vernahm, sagte er: „Nachdem ich von der ganzen Gemeinde das Wort Gottes zu predigen berufen bin, will ich derselben Berufung nachkommen, solange es der Gemeinde wohlgefällt. Denn man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Will Gott, daß ich in Dithmarschen sterben soll — der Himmel ist hier so nahe als anderswo; ich muß doch einmal um des Wortes Gottes willen mein Blut vergießen."

Darauf predigte er am zweiten Advent, früh und nachmittags. Das Evangelium des Sonntags, Lukas 21, 25—36, war wie für ihn und seine Zuhörer gemacht. Am Nachmittag predigte er über Römer 15, 1: „Wir aber, die wir stark sind, sollen der Schwachen Gebrechlichkeit tragen und nicht Gefallen an uns selber haben."

Wie nun die Meldorfer ihn gehört hatten, beschlossen sie einmütig, ihn als ihren Prediger zu halten und zu beschirmen, und schickten Bevollmächtigte nach Heide zu den Achtundvierzig, welche ihr gutes Recht verteidigen sollten. Dort fand sich ein Gamaliel, der den weisen Rat gab, der Sache einstweilen ihren Lauf zu lassen; es werde sich schon ausweisen, was recht und unrecht sei. Mit diesem Beschlusse mußten die Meldorfer zufrieden sein.

Aber Torneborch ruhte nicht. Er schmiedete einen teuflischen Plan und wußte sogar drei angesehene Männer des Landes dafür zu gewinnen. Man beschloß, Heinrich des Nachts gefangen zu nehmen und ihn zu verbrennen, bevor Volk und Landschaft es gewahr würden.

Und der Anschlag geriet nur zu gut. Wie gräulich die Mönche und Bauern den wackeren Heinrich von Zütphen umgebracht haben, das mag uns Luther selbst erzählen, der bald nach geschehener Unthat sein Ende beschrieben und diese Beschreibung der nun verwaisten Bremischen Gemeinde zugeschickt hat. Er erzählt:

„Beschieden sie (die Papisten) sich auf den andern Tag nach Mariä Empfängnis (also auf den 9. Dezember) gen Hemmingstedt, eine halbe Meile von Meldorf, und belegten mit Fleiß die Straßen gen Meldorf,

auf daß sie niemand warnte. Ward auch verordnet, daß auf allen Dörfern, als die Nacht kam und man Ave Maria läutet', sie zusammenkämen und kamen zusammen bei die fünfhundert Bauern.

„Als sie nun zusammengekommen waren, ward öffentlich angezeigt, aus was Ursache sie gerufen wären. Denn niemand, ohne die Hauptleute, wußten die Ursache und was sie thun sollten. Als der gemeine Mann das hörete, wollten sie zurückziehen und solche böse That nicht begehen. Aber die Hauptleute geboten ihnen, bei Leib und Gut nicht fortzuziehen. Hatten auch gesoffen daselbst drei Tonnen Bier, daß sie desto mutiger wären. Und kamen in der Mitternacht mit gewappneter Hand gen Meldorf.

„Die Jakobiter oder Predigermönche gaben ihnen Licht und Fackeln, daß sie ja sehen könnten und der gute Heinrich ihnen nicht entlaufen könnte. Hatten auch einen Verräter bei sich, mit Namen Hennings Hans, welcher alle Dinge verraten hatte; fielen mit Gewalt in die Pfarrei, zerschlugen alles, was da war, wie der vollen, unsinnigen Bauern Gewohnheit ist, Kannen, Kessel, Kleider, Becher; was sie aber fanden von Silber und Gold, nahmen sie mit. Fielen auch zu dem Pfarrer ein mit Gewalt, hieben und stachen und schrieen: ‚Schlag tot! Schlag tot!‘ Ein Teil stießen ihn auf die Straße nackend in den Dreck und nahmen ihn gefangen, er sollte mit ihnen gehen. Der andere Teil schrie, man sollte ihn gehen lassen, denn sie hätten keinen Befehl, ihn zu fangen.

„Darnach, als sie ihren Mutwillen mit dem Pfarrer geübet hatten, fielen sie zu dem guten Bruder Heinrich ein und nahmen ihn nackend aus dem Bette, schlugen, stachen, wie die unsinnigen, vollen Bauern, banden seine Hände sehr hart auf den Rücken, zogen und stießen ihn also lange, daß auch Peter Nanne (ihr Anführer) mit Barmherzigkeit bewegt wurde, der sonst ein giftiger Feind des Wortes Gottes war, und sagte, daß man ihn gehen ließe, er würde wohl folgen; befahl dem Balke Johann ihn zu leiten, der ihn mehr schleifte, denn führte.

„Als sie ihn gen Hemmingstedt brachten, fragten sie ihn: wie er in's Land gekommen wäre, und was er da suchte? Antwortete er ihnen freundlich mit der Wahrheit, daß sie auch bewegt wurden, und riefen: ‚Nur weg mit ihm! Wo wir lang' ihn höreten, würden wir mit ihm Ketzer werden!‘

„Da begehrte er, daß man ihn auf ein Pferd setzen wolle, denn er sehr müde und matt war und seine Füße ihm ganz wund waren; denn er in dem Kalten und Eise die Nacht nackend und barfuß gegangen

und geführet war. Als sie das höreten, spotteten sie und verlachten ihn und sprachen: Ob man dem Ketzer Pferde halten solle? er müßte wohl laufen: schleppten ihn also die Nacht bis nach Heide.

„Da brachten sie ihn in eines Mannes Haus, mit Namen Raldenes, und wollten ihm einen Stock mit eisernen Ketten angehängt haben. Aber der Hausvater hatte Mitleiden und wollte solches nicht leiden. Da er ihren Mutwillen nicht wollte gestatten, brachten sie den guten Heinrich in eines Pfaffen Haus, mit Namen Herr Reimer Hotzecken, ein Diener des Offizials von Hamburg, schlossen ihn in einen Keller, gaben ihn den vollen (trunkenen) Bauern zu verwahren, die ihn fortan verspotteten und verhöhneten. Unter andern kam zu ihm Herr Simon, Pfarrer von Altenworden, und Herr Christian, Pfarrer von der Neuen Kirchen, beide gar ungelehrte Verfolger des Wortes Gottes; fragten ihn: aus welcher Ursache er das heilige Kleid abgelegt hätte? Welchen er freundlich aus der Schrift antwortete; aber sie verstanden's nicht, was er sagte.

„Kam auch zu ihm Magister Günter (der Landschreiber), fragte ihn: ob er wollte lieber an den Bischof von Bremen geschickt sein oder lieber in Dithmarschen seinen Lohn empfahen? Antwortete Henricus: ‚Habe ich etwas Unchristliches gelehrt oder gehandelt, könntet ihr mich wohl darum strafen; der Wille Gottes geschehe!‘ Antwortete Magister Günter: ‚Hört, lieben Freunde, er will in Dithmarschen sterben‘. Aber das Volk insgemein wartete die ganze Nacht ihres Saufens.

„Des Morgens um achte gingen sie auf dem Markt zu Rate, was ihnen zu thun stünde. Da riefen die vollen Bauern: ‚Immer verbrannt! Zum Feuer zu! So werden wir heute von Gott und von den Leuten Ehre gewinnen; denn je länger wir ihn leben lassen, je mehr er mit seiner Ketzerei verkehrt. Was hilft viel langes Bedenken? Er muß doch sterben.‘ Also ward der gute Heinrich unverhört zum Feuer verdammt.

„Darnach ward ausgerufen: Alle, die ihn hätten helfen fangen, sollten mit ihrer Wehre mit zum Feuer hinausziehen. Da waren auch die grauen Mönche oder Barfüßer (Franziskaner), stärkten die armen Leute und sprachen: ‚Jetzund gehet ihr der Sachen recht nach‘; und hetzten das arme, elende, trunkene Volk. Da nahmen sie ihn und banden ihn an Hals, Füßen und Händen, führten ihn mit großem Geschrei zu dem Feuer.

„Als dies geschah, stund eine Frau in ihrer Hausthüre und sah dieses Elend und Jammer und begann bitterlich zu weinen. Sagte der gute Heinrich zu ihr; ‚Liebe Frau, weinet nicht über mich.‘ Als er an

die Stätte kam, da das Feuer bereitet war, saß er nieder vor großer Schwachheit."

„Da kam der Vogt, durch Geld dazu erkauft, wie man gläublich saget, verdammt den guten Bruder Heinrich mit dieser Sentenz oder Urteil zum Feuer: ‚Dieser Böſewicht hat gepredigt wider die Mutter Gottes und wider den Christenglauben, aus welcher Ursache ich ihn verurteile, von wegen meines gnädigen Herrn, Erzbischofen von Bremen, zum Feuer.'

„Antwortete der gute Bruder Heinrich: ‚Das habe ich nicht gethan; doch Herr, dein Wille geschehe!' warf auf seine Augen in den Himmel, und sprach: ‚Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun: dein Name ist allein heilig, himmlischer Vater!'

„Da ging hinzu eine gute christliche Frau, Klaus Jungens Frau, eine Schwester Peter Nannens, wohnhaftig zu Meldorf, vor das Feuer, und erbot sich, man sollte sie an den Pfahl binden, auf daß ihr Zorn gebüßet würde: dazu wolle sie tausend Gulden geben, man solle den Mann nur wieder einsetzen bis auf den nächsten Montag, daß er von dem ganzen Lande verhöret würde und dann verbrannt.

„Da sie das hörten, wurden sie rasend und unsinnig und schlugen die Frau zu der Erde, traten sie mit Füßen, schlugen mit aller Gewalt den guten Märtyrer Christi. Einer schlug ihn mit einem Stoßdegen in den Hirnschädel. Aber Johann Holm von der Neuen Kirche schlug ihn mit einem Fausthammer; die andern stachen ihn in seine Seite, in den Rücken, in die Arme, wo sie ihn nur erreichen konnten; und nicht einmal, sondern so oft er begann zu reden.

„Da ermahnte und hetzte das Volk Magister Günter und rief sie an und sprach: ‚Frei zu, lieben Gesellen, hier wohnet Gott bei!' Darnach brachte derselbige Magister Günter einen ungelehrten grauen Mönch zu ihm, daß er beichten sollte. Sprach aber zu ihm der Märtyrer Christi: ‚Bruder, habe ich dir auch etwas zu Leide gethan oder je erzürnt?' Antwortete der Mönch: ‚Nein'. Sprach zu ihm der gute Bruder Heinrich: ‚Was soll ich dir denn beichten, das du mir vergeben solltest?' Da schämte sich der graue Mönch und trat zurück.

„Das Feuer wollte aber nicht brennen, wie oft sie es anzündeten. Nichtsdestoweniger übten sie ihren Mutwillen an ihm, und schlugen ihn mit Hellebarden und Spießen. Das verzog sich wohl zwei Stunden lang, in welcher Zeit er in seinem Hemd nackend vor den Bauern stund mit aufgehobenen Augen in den Himmel. Zuletzt kriegten sie eine große

Leiter, auf welche sie ihn sehr hart banden, auf daß sie ihn in das Feuer würfen. Da hub der gute Märtyrer Christi an, seinen Glauben zu sprechen; schlug aber einer ihn mit seiner Faust auf das Maul und sprach zu ihm: Er sollte erst brennen, darnach möchte er beten, was er wollte Da trat einer mit einem Fuß auf seine Brust und band ihm seinen Hals also hart an einer Sprosse, daß ihm Maul und Nase blutete, auf daß er ersticken sollte; denn er sah, daß er von so vielen Wunden nicht sterben könnte.

„Darnach richteten sie ihn auf mit der Leiter. Da setzte einer die Hellebarde an die Leiter, dieselbige helfen aufzurichten; denn das Land keinen Scharfrichter hat. Da glitt die Hellebarde von der Leiter ab, und durchstach den heiligen Märtyrer Christi mitten durch. Warfen also den guten Mann mit der Leiter auf das Holz. Aber die Leiter sprang zu der Seite ab. Da lief zu Johann Holm und nahm den Fausthammer, und schlug ihn auf seine Brust, also lang, daß er starb, daß er sich darnach nicht regte. Brieten ihn also auf den Kohlen; denn das Holz wollte nicht brennen.

„Das ist kürzlich die wahre Historie von dem Leiden des heiligen Märtyrers Heinrichs von Zütphen." —

„Ich ermahne euch in Christo," rief Luther seinen Bremern zu, als er ihnen diese Geschichte erzählte, „daß ihr nicht betrübt seid, noch seinen Mördern in Dithmarschen übel nachredet, sondern fröhlich seid, Gott danket und lobet, der euch würdig gemacht hat, solche seine Wunder und Gnaden zu sehen und zu haben."

Und er legte ihnen den neunten Psalm aus.





Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Reichsregiment und Reichstage zu Nürnberg. Papst Hadrian VI.

Noch gar manchmal sollten evangelische Christen ihren Glauben mit dem Leben büßen. Aber zur allgemeinen Vollstreckung des Wormser Edikts sollte es in Deutschland niemals kommen. Der Kaiser hatte nicht die Macht, die Fürsten und Stände dazu zu zwingen. Er hatte auch nicht einmal die Zeit, sich um den Gang der Dinge in Deutschland ernstlich zu kümmern. In Spanien bedrängte ihn ein gefährlicher Aufstand, und in Italien kämpften seine Truppen mit den Franzosen um den Besitz von Mailand.

Unterdessen vertrat im Reiche das Reichsregiment die kaiserliche Gewalt. Das war ein Ausschuß von Fürsten und Räten, der zu Nürnberg seinen Sitz hatte. Die Personen, welche in diesem Ausschusse saßen. wechselten, daher auch die Stimmungen und Maßnahmen desselben, Als nach dem Reichstage zu Worms Herzog Georg darin Sitz und Stimme hatte, schürte dieser nach Kräften das Feuer gegen Luther. Als Kurfürst Friedrich ihn ablöste, blies der Wind aus einer ganz anderen Gegend.

Friedrich der Weise nahm seit 1522 persönlich am Reichsregimente teil. Hatte Luthers kühne Rückkehr nach Wittenberg anfangs auf die Herren in Nürnberg einen üblen Eindruck gemacht, so waren sie schnell wieder anderer Meinung geworden, als vor seinem Worte der Sturm

[illegible]ischen Unruhen sich legte. Und Friedrichs Vertreter, der gewandte und Luthern wohlgesinnte Rat Hans von der Planitz, machte nicht umsonst darauf aufmerksam, was für schlimme Nachfolger sich an Luthers Statt erheben möchten, wenn man ihn beseitige.

Der einflußreichste Mann beim Reichsregiment war ein Lutheraner: Johann von Schwarzenberg, des Bischofs von Bamberg oberster Minister. In seiner Jugend ein flotter Bursche, war er bald ein unermüdlich thätiger, ernster und frommer Mann geworden; schwere Schicksalsschläge, wie vor allem der Tod seiner geliebten Gattin, hatten ihn zu immer tieferer Einkehr getrieben. Die heilige Schrift war sein Lieblingsbuch, und so hatte er sich über manche Dinge gut evangelische Ansichten gebildet, ehe er Luthern noch kannte. Um so mehr Verständnis mußte er den Lehren Luthers entgegenbringen. In der That finden wir ihn im Jahre 1522 mit Luther im Briefwechsel: das bedeutendste Mitglied des Reichsregiments erbat von dem geächteten Mönche Auskunft über Glaubensfragen! Und zwei Jahre später überredete er seine eigene Tochter, welche Priorin des Klosters zum heiligen Grabe in Bamberg war, zum Austritt, legte auch dem Bischof von Bamberg in einem offenen Briefe seine Gründe dar. Natürlich war dann auch im bischöflichen Dienste seines Bleibens nicht länger.

Auch die Stimmung Nürnbergs konnte auf das Reichsregiment nicht ohne Einfluß bleiben. Und wir wissen, wie dort die Bürgerschaft immer entschiedener zur Reformation drängte.

In demselben Nürnberg fanden nun kurz nach einander zwei Reichstage statt.

Zunächst versammelten sich Fürsten und Stände im Herbst 1522 unter dem Vorsitze Ferdinands von Österreich, der seinen abwesenden Bruder, den Kaiser, vertrat. Jetzt mußte sich zeigen, ob man willens war, dem Wormser Edikt Kraft und Nachdruck zu verleihen, oder ob die Fürsten und Stände selber vorzogen, es fallen zu lassen.

Erzherzog Ferdinand trat ganz im Sinne seines kaiserlichen Bruders auf. Er bedrohte die evangelischen Prediger in Nürnberg mit Kerker, wenn sie fortführen, die verdammten Lehren zu predigen, und protestierte beim Rate ernstlich gegen den Druck und Verkauf Lutherischer Schriften.

Der päpstliche Gesandte aber legte beim Reichstage Beschwerde ein [illegible] Stadt Nürnberg, weil sie das ketzerische Treiben in ihren Mauern dulde, schütze und stärke. Er forderte ernstliches Einschreiten gegen die entwichenen Mönche und gegen die Lutherischen Prediger.

was jedoch nicht hinderte, daß die Herren vom Reichstage zum Teil selber deren fleißige Zuhörer waren, wie z. B. der Deutschordensmeister Albrecht von Brandenburg (Seite 596. 607 f).

Der päpstliche Gesandte hatte dem Reichstage merkwürdige Eröffnungen zu machen. Er hieß Chieregati und war ein viel besserer Mann als Aleander, der Legat von Worms. Er hatte freilich auch einen viel besseren Herrn in Rom, als Aleander. Denn Leo X. war tot, und auf seinem Stuhle saß Hadrian VI.

Wir müssen den Nürnberger Reichstag eine Weile im Stich lassen und einen kurzen Ausflug nach Rom machen. Denn dort hat sich viel verändert.

Leo X. war erst sechsundvierzig Jahre alt, als ihn am 1. Dezember 1521 der Tod plötzlich überraschte. Er starb mitten in großen Entwürfen, wie er sein Rom verschönern und die Kräfte seiner Künstler noch glänzender verwerten wollte; er starb mitten in einem Kriege, der dem Kirchenstaate soeben die Städte Piacenza und Parma zurückgewonnen hatte. So prächtig sein Leben gewesen war, so elend war sein Ende. Einen gefüllten Schatz hatte ihm sein Vorgänger hinterlassen, Unsummen wußte er immer wieder den Taschen der guten Christen zu entlocken (zur größeren Ehre Gottes natürlich); aber als er starb, war von alledem nichts übrig, als eine ungeheure Schuldenlast: sicher 850 000 Dukaten, aber aller Wahrscheinlichkeit nach weit über eine Million! Und dabei kaum 3000 Dukaten in der Kasse!

Seine Gläubiger, seine Freunde, waren durch seinen unverhofften Tod ruiniert. Denn welcher Nachfolger mochte diese Schulden zahlen?

So fiel denn sein Leichenbegängnis gar ärmlich aus. Nicht einmal so viel Geld hatte man, die notwendigen Kerzen dafür zu beschaffen; man nahm alte, schon gebrauchte. Seine Feinde jubelten. Sie riefen ihm das Wort nach: „Wie ein Fuchs kamst du auf den Thron, wie ein Löwe hast du regiert, wie ein Hund bist du gestorben.“

Die von seiner Huld und Freigebigkeit gelebt hatten, die freilich weinten heiße Thränen um ihn. Und ob sie nicht erkannt hätten, was sie an ihm verloren, so sollte sein Nachfolger es ihnen bald lehren.

Während Leo starb und begraben wurde, schrieb Luther auf seiner Wartburg, wo die Kunde davon nicht so schnell hindrang, dem Papste einen gesalzenen Neujahrsgruß.

Es war mit das Letzte gewesen, was Leo gegen Luther gethan hatte, daß er seinen Namen in die „Nachtmahlsbulle“ setzte. Seit dem dreizehnten Jahrhundert nämlich, und wohl früher schon, hatten die Päpste die Gewohnheit, am Gründonnerstage, als an welchem Tage der Herr Jesus das Nachtmahl eingesetzt hat, alle möglichen Ketzer, lebendige und tote, feierlich mit Nennung des Namens zu verfluchen. In die Schar derer, welche durch diese sogenannte Nachtmahlsbulle alljährlich verflucht wurden, reihte Leo X. im Jahre 1521 auch Luthern ein.

Als Luther auf der Wartburg Kenntnis davon erhielt, war seine Antwort die, daß er die ganze päpstliche Bulle verdeutschte, mit Randbemerkungen versah und so herausgab, dem Papste zum Neujahrsgeschenk. Das Büchlein erschien wirklich um Neujahr 1522 unter dem Titel: „Die Bulle vom Abendfressen des allerheiligsten Herrn, des Papstes, dem allerheiligsten römischen Stuhl zum neuen Jahre.“ Dazu das Motto: „Sein Maul ist voll Fluchens, Trügens und Geizes, unter seiner Zunge ist Mühe und Arbeit (Psalm 10, 7).“

Der Mann, dem diese Antwort galt, stand indessen schon vor dem höchsten Richter, und zu Rom waren seit dem 28. Dezember die Kardinäle vereinigt, ihm einen Nachfolger zu wählen.

Am 9. Januar 1522 ging Hadrian, Erzbischof von Tortosa und Statthalter von Spanien, der Lehrer Karls V., als Papst aus der Wahl hervor. Am 29. August hielt er in Rom seinen Einzug — barfuß und ohne allen Prunk.

Hadrian VI. war das gerade Gegenteil von seinem Vorgänger. Ein sittenstrenger, frommer, nur auf das Heil der Kirche bedachter Mann, dem nichts mehr am Herzen lag, als dem Zerfall der Kirche durch eine ernstliche Reformation an Haupt und Gliedern Einhalt zu thun und der mit solcher Reformation wirklich bei sich und seinem Hofe den Anfang machte.

Wo Leo allein für seine Tafel täglich Hunderte gebraucht hatte, gab er nur Einen Dukaten den Tag für seinen Tisch aus. Wo Leo hundert Stallknechte besoldet hatte, begnügte er sich mit vieren. Zwei Kammerdiener, Flamländer wie er, besorgten für ihn das Nötigste; eine Frau, die er ebenfalls aus der Heimat mitgebracht, kochte für ihn und besorgte ihm Bett und Wäsche.

Aber wenn so der Papst mit dem Beispiel äußerster Einfachheit, Sparsamkeit und Rechtschaffenheit voranging, so war das Heer der Kardinäle und ebenso die Stadt Rom weit entfernt, ihm darin zu folgen.

Bald mußte er spüren, daß sein guter Wille, die verweltlichte römische Kirche wieder geistlich zu machen, auf unüberwindliche Hindernisse stieß.

Schon das verdroß die Römer, daß er ein Deutscher war. Freilich ganz an der Grenze des Reiches war er geboren, zu Utrecht in den Niederlanden, am 2. März 1459, als eines Schiffszimmermanns Sohn. Ferner, daß er mit seinem ganzen Herzen Geistlicher, Theologe war, das machte ihn auch nicht beliebt in Rom. Man verspottete den Barbaren und machte ihm auf alle mögliche Weise das Leben schwer.

Ein Hauptübel in der Kirche, das vor aller Augen lag, war der Pfründenschacher (die Simonie). Als er dem zu Leibe gehen wollte, stach er in ein Wespennest. Seine nächsten Berater, die Kardinäle, sorgten schon dafür, daß nichts draus wurde. Man verlachte und schalt ihn, daß er sein Papsttum nicht dazu benutzte, um seine Verwandten groß und reich zu machen.

Als er dem Ablaßwesen eine tiefere, christlichere Deutung verschaffen wollte, riet einer seiner vornehmsten Räte: vom Ablaß lieber zu schweigen, denn jede Erörterung dieses Punktes könne die päpstlichen Einkünfte schmälern! Und ein Bischof erklärte sogar offen vor Papst und Kardinälen: es sei eines Papstes unwürdig, Ketzern zu Liebe auch nur das Geringste zu reformieren; Ketzer müsse man durch Kreuzheere vernichten, und solche Kreuzheere seien nur durch Verheißung reichlichen Ablasses zu gewinnen.

Der redliche Hadrian saß zu Rom, wie ein Lamm mitten unter den Wölfen. Er wollte der Lutherischen Bewegung in Deutschland ein Ende machen, das war (neben dem Gedanken eines Türkenzuges) sein Lieblingswunsch, und er erkannte wohl, daß das nicht möglich war, wenn er nicht als Papst an seinem Teile die Reformation der Kirche in die Hand nahm. Die Reformation von unten war nur zu besiegen durch eine Reformation von oben.

Auf Luther war er sehr schlecht zu sprechen. Er blieb darin der alte Löwener Professor (Band 1 Seite 493. Band 2 Seite 56). So richtete er denn noch im Herbst 1522 an Kurfürst Friedrich eine deutliche Mahnung, den heiligen Glauben schirmen zu helfen. Und als Friedrich nichts that, folgte eine noch deutlichere Kundgebung, welche alsbald auch im Druck erschien, worin Hadrian sich heftig über Friedrichs Haltung beschwerte und Luthern mit den ärgsten Schmähungen überschüttete; einen „fleischlichen Menschen“ schalt er ihn, „der ohne Auf-

hören Wein und Rausch ausrülpse," einen Neuerer, der „das zügellose Leben wilder Thiere" einführen wolle; von diesem Stein des Ärgernisses soll doch ja der Kurfürst, „der in Christo geliebte Sohn", sich endlich lossagen.

Während Hadrian so den deutschen Reformator ganz ebenso thöricht und gemein behandelte, wie sein Vorgänger, versäumte er nicht, gleichzeitig den Deutschen seinen guten Willen kundzuthun, selber nunmehr ernstlich die Reformation der Kirche in die Hand zu nehmen.

Und damit sind wir wieder bei dem Nürnberger Reichstage angelangt.

Fürwahr, denkwürdige Eröffnungen waren es, welche Papst Hadrian durch seinen Legaten Chieregati dem Reichstage im Januar 1523 zu machen hatte. Solche Worte hatte Rom noch niemals gesprochen.

„Wir wissen," hieß es in dem päpstlichen Schreiben, „daß bei dem heiligen Stuhle seit Jahren viel Abscheuliches geschehen, Mißbräuche in heiligen Dingen, Überschreitung der kirchlichen Ordnung, und daß alles in's Arge verkehrt worden ist. Kein Wunder daß die Krankheit vom Haupte zu den Gliedern, von den Päpsten zu den Bischöfen und Priestern herabstieg. Wir sind allesamt abgewichen und unsere eigenen Wege gegangen; es ist lange Zeit keiner gewesen, der Gutes thue, auch nicht Einer. Deshalb ist es not, daß wir alle Gott die Ehre geben, unsre Seelen vor ihm demütigen und jeder zusehe, wovon er gefallen ist!"

Weiter erklärte Hadrian dem Reichstage, daß er zuerst den römischen Hof, „von welchem wohl all das Verderben ausgegangen", reformieren, nur tugendhafte nnd gelehrte Männer zu den hohen Kirchenämtern erheben, alle Mißbräuche abstellen wolle. Er beteuerte, daß er lieber Privatmann geblieben als Papst geworden wäre, aber er habe diese Würde übernommen im Gehorsam gegen Gott und mit dem Entschlusse, die zerrüttete katholische Kirche wiederherzustellen.

Endlich einmal ein Papst, der für die Sünden seiner Vorgänger Buße that! Die Geständnisse, die wir da aus seinem Munde vernehmen, sind eine feierliche Bestätigung von allem, was wir über die Verderbnis der Papstkirche gesagt haben (Band 1 Seite 73 ff).

So faßten auch die Fürsten und Stände des Reichs das päpstliche Schreiben auf. Sie beriefen sich auf die darin enthaltenen Ge-

ständnisse, um damit ihr Verhalten in der Lutherschen Sache zu verteidigen. Gerade durch Luthers Schriften sei man über die in der Kirche vorhandenen Mißbräuche auf's Beste unterrichtet. Wollte man nun an ihm die Bannbulle Leos und das Wormser Edikt vollziehen — wie Hadrian doch allen Ernstes forderte — so würde das für ein Festhalten an den Mißbräuchen und für eine tyrannische Unterdrückung des Evangeliums angesehen werden und sicher zu Empörungen führen. Nicht einmal gegen die Lutherischen Prediger in Nürnberg wollte die Mehrheit des Reichstages etwas thun.

Schließlich kam der Reichstag nach langem Verhandeln und Streiten in der kirchlichen Frage zu folgendem Beschlusse, der dann am 6. März 1523 als kaiserliches Edikt rechtskräftig wurde:

Der Papst wurde gebeten, „ein frei christlich Konzilium an bequemer Mahlstatt deutscher Nation, als gen Straßburg, Köln, Mainz, Metz oder einen andern (deutschen!) Ort auszuschreiben." Bis dahin sollten die Obrigkeiten darauf halten, „daß derselbe Luther und seine Anhänger hinfürder nichts Neues schreiben oder drucken lassen." Zudem sollten alle Prediger angewiesen werden, „in ihren Predigten zu vermeiden, was zu Bewegung, Ungehorsam, Uneinigkeit und Aufruhr im heiligen Reich, oder die Christenmenschen in Irrung zu führen, Ursach' geben möge, sondern allein das heilige Evangelium, nach Auslegung der von der heiligen christlichen Kirche approbierten und angenommenen Schriften zu predigen und zu lehren, unnützer, disputierlicher Sachen sich zu enthalten und obgemeldeten Konzils Bescheid abzuwarten."

Das klang nun freilich ganz anders als weiland das Wormser Edikt! Es war zwar noch kein Freibrief für Luther und seine Lehre, vielmehr hatte die kluge Staatskunst der Herren Räte von hüben und drüben so viel in den Beschluß hineingebraut, daß er schließlich weder evangelisch noch katholisch ausfiel — aber gegen Worms war das doch schon ein großer Fortschritt.

Über „die Geistlichen, so Weiber nehmen, auch die Ordenspersonen, so aus ihren Klöstern treten", beschloß der Reichstag, daß sie ihrer Rechte und Pfründen verlustig gehen sollten; aber weitere weltliche Strafen, wie die Kirche wollte, verhängte man nicht über sie.

Und bald kam das Reichsregiment in die Lage, auf Grund dieses Beschlusses sich zweier Lutheraner anzunehmen.

Johann Apel und Friedrich Fischer, zwei Bamberger Domherren,

die als solche zur Ehelosigkeit verpflichtet waren, obwohl sie die Priesterweihe nicht empfangen hatten, vermählten sich, Apel sogar mit einer Nonne. Laut dem jüngsten Reichsgesetze konnten sie selbstverständlich nicht länger Domherren von Bamberg bleiben. Aber der Bischof von Bamberg hatte nicht genug daran, sie ihrer Pfründer zu entheben; er warf sie in's Gefängnis und gedachte sie noch härter zu strafen. Da legte sich das Reichsregiment, von Apels Verwandten angerufen, in's Mittel, und der Bischof mußte die beiden Gefangenen freigeben.

Luther bekümmerte sich wenig oder gar nicht um die Entscheidungen des Reichstages. Zwar ließ er im August 1523 ein offenes Schreiben an das Reichsregiment ausgehen. „Wider die Verkehrer und Fälscher des kaiserlichen Mandats" (d. i. eben jenes Reichstagbeschlusses, den der Kaiser am 6. März publiziert hatte). Darin versichert er, daß er es „mit hohem Dank aufgenommen" und dem Volke „mit Fleiß verkündigt" habe. Er legte es eben auf seine Weise aus und schalt die, welche es im katholischen Sinne deuteten, „Verkehrer und Fälscher".

So erklärte er auch seinem Kurfürsten, der ihn daran erinnerte, sich in den Schranken des Nürnberger Edikts zu halten, „daß daraus mit nichten verstanden werden möge, als wollt' man die evangelische Wahrheit verhindern oder unterdrücken; mir solle auch unverboten und unverweislich sein gegen allermänniglich, so ich mich in schriftliche Verantwortung, mehr der göttlichen, evangelischen Wahrheit, denn meiner Unschuld halben, begeben müßte."

Und als man von Seiten des Hofes immer fortfuhr, ihn zur Vorsicht und Rücksicht zu mahnen, schrieb er dem Spalatin (am 12. Oktober 1523):

„Sehr wohl ist mir erinnerlich, was ich von Borna aus dem Kurfürsten geschrieben habe (Seite 455 ff). Wenn doch ihr auch daran glauben wolltet und euch mahnen lassen durch die sichtbare Hand Gottes, durch welche ich nun schon das zweite Jahr wider aller Hoffen lebe durch welche auch der Fürst nicht nur sicher geblieben ist, sondern viel weniger jetzt, als noch vor einem Jahre, das Wüten der Fürsten zu fühlen bekommt. Es ist für Christum nicht so schwer, den Fürsten in dieser meiner Sache zu schützen, in die er ohne Schuld allein nach Gottes Willen hineingeraten ist. Wüßte ich ein Mittel, ihn ohne Schmach für das Evangelium aus dieser Sache herauszuziehen, so wollte ich mein Leben darum nicht schonen. Ich hatte gehofft, binnen Jahr und Tag würde mich der Tod ereilt haben; das war mein Mittel, dadurch jener

freiwerden sollte. Nun bleibt nichts übrig als zu sagen: ‚Herr, Dein Wille geschehe‘. Und ich zweifle nicht, daß der Fürst wird unangefochten bleiben, so lange er nicht öffentlich sich zu der Sache bekennt und sie billigt. Warum er aber unsere Schmach mittragen muß, weiß Gott; gewiß ist nur dies, daß es ihm nicht zu Schaden und Gefahr, sondern zu großem Heile gereichen wird.“

Eine besondere Verlegenheit für den Kurfürsten, wie auch für das Reichsregiment war Luthers Handel mit Herzog Georg von Sachsen.

Daß die beiden seit lange schon auf schlechtesten Fuße standen, wissen wir. Nun hatte aber Luther den Herzog empfindlich beleidigt. Nämlich in seinem Trostbriefe an Hartmut von Kronberg (Seite 580), der schnell durch den Druck verbreitet wurde, kam Luther auf die elenden Feinde Christi zu reden, die da möchten mit ihrer strohernen und papiernen Tyrannei Christum scheu und feig machen. Da fuhr er nun fort:

„Deren einer ist fürnehmlich die Wasserblase N., trotzt dem Himmel mit ihrem hohen Bauch und hat dem Evangelio entsagt, hat's auch im Sinn, er wolle Christum fressen, wie der Wolf eine Mücken; läßt sich auch dünken, er hab' ihm schon nicht eine kleine Schramme in den linken Sporen gebissen und tobet einher vor allen andern. Ich hab' zwar mit ganzem Herzen für ihn gebetet (vgl. Seite 457) und mich seines gräulichen Anlaufs sehr erbarmet; aber ich sorge, es drückt ihn sein Urteil, vorlängst verdienet. Ich bitt', Ihr wollt ihn mit den Euren auch im Gebet dem Herrn befehlen — wie wir denn schuldig sind, den Widersachern von Herzen günstig zu sein, ob sie es nicht leiden wollen, daß man ihnen wohlthue — ob er dermaleinst aus des Drachen Mund möcht' errettet werden und für einen Saulus einen Paulus geben. Denn mit solcher elender Leute Verderben uns nichts geholfen ist. Ich wollt' Euch wohl ermahnen, daß Ihr dergleichen Schrift an ihn thätet, wollt' aber auch nicht gern das Heiligtum vor die Hunde und die Perlen vor die Säue werfen lassen. Denn da ist kein Hören noch Bedenken, daß ich nichts denn das Gebet weiß für ihn zu thun. Er verderbt viel Seelen und sammelt sich einen Schatz auf den Tag des Zorns, der groß ist (Röm. 2, 5).“

Die Wasserblase N., die Luther so schildert, war niemand anderes als Herzog Georg von Sachsen. Das verstand damals jedermann und zum Überfluß wurde auch noch in einer Ausgabe des Briefes der Name des Herzogs richtig mit abgedruckt.

Herzog Georg fand mit Recht in solchen unehrerbietigen Worten

Ursach' sich zu beschweren. Er schrieb deshalb an Luther, ob er geständig sei, den Brief herausgegeben zu haben.

Luther erwiderte mit dem Wunsche: „Aufhören zu toben und zu wüten wider Gott und seinen Christ, ungnädigster Fürst und Herr!

„Weil denn Ew. Fürstl. Ungnaden begehrt zu wissen, was ich darinnen geständig sein wolle, ist kürzlich meine Antwort, daß mir's gleich gilt vor Ew. Fürstl. Ungnaden, es werde für gestanden, gelegen, gesessen oder gelaufen angenommen; denn was ich wider Ew. Fürstl. Ungnaden handele oder rede, es sei heimlich oder öffentlich, erbiet' ich mich zu Recht, und will's, ob Gott will, auch wohl für Recht erhalten.

„Ich hätte billiger Ursach' mich zu beklagen der Injurien, Seele, Ehre und Leumund betreffend. Aber ich schweige des alles, und erbiete mich noch, Ew. Fürstl. Ungnaden zu dienen, womit ich kann, ohn alles falsche Gesuch. Ist das verachtet, kann ich nicht zu; ich werde mich darum vor keiner Wasserblase zu Tod fürchten, ob Gott will und mein Herr Jesus Christus. Der wolle Ew. Fürstl. Ungnaden Augen und Herz erleuchten und ihm gefällig und mir einen gnädigen, günstigen Fürsten machen aus Ew. Fürstl. Ungnaden. Amen."

Durch diesen Brief (vom 3. Januar 1523) besserte Luther nichts. Immer tiefer wurde der Riß zwischen den beiden Männern, die an Biederkeit und Ehrlichkeit einander so wert waren.

Herzog Georg drang in seinen Vetter Friedrich um Genugthuung, verklagte Luthern beim Reichsregiment — es gab darob viel Schreiben, Vorstellen und Entschuldigen hin und her; aber Luther nahm nichts zurück, und weder Friedrich noch das Reichsregiment zogen ihn ernstlich zur Rechenschaft.

Darüber kam es zu einem zweiten Nürnberger Reichstage.

Der zweite Reichstag zu Nürnberg wurde im Januar 1524 eröffnet.

Papst Hadrian VI. erlebte ihn nicht mehr. Am 14. September 1523 erlöste ihn der Tod von seinem Unglück. Die päpstliche Krone war sein Unglück. Er war zu gut für das Papsttum, sonderlich wie jene Zeit es wollte. Darum schrieb man mit Recht auf sein Grabmal: „Wie kommt doch so viel darauf an, in welche Zeit auch des besten Mannes Tugend fällt."

Der Ärger über die römischen Höflinge, der Gram über die un-

..ur kranke Kirche raffte ihn so schnell dahin. Als er sterben wollte, ängstigten ihn gierige Kardinäle mit der Frage, wo er seine Schätze aufbewahre? Sie konnten nicht glauben, daß er alle Einnahmen für die Kirche verwendet habe. Er hinterließ im Ganzen nur 1 000 Dukaten.

Mit Hadrian starb der letzte deutsche, der letzte ausländische Papst. Seitdem erklärte der heilige Geist immer nur Italiener für würdig der päpstlichen Krone. Zu schlimme Erfahrungen hatte Rom mit diesen „Barbaren“ gemacht.

Fünfzig Tage lang saßen die Kardinäle im Konklave, bis sie einen Nachfolger fanden. Die Wahl traf am 19. Dezember den Julius Medici, einen Vetter Leos X. Rom jubelte laut über die Hoffnungen, welche der Name Medici verhieß.

Zu dem bereits ausgeschriebenen Reichstage entsandte Klemens VII. — so nannte sich der neue Papst — den Legaten Lorenz Campeggio nach Deutschland. Er bekam zu merken, wie sehr die Stimmung sich schon verändert hatte. Als er in Augsburg den Segen spendete, verhöhnte man ihn mit groben Possen. Dadurch gewitzigt, verzichtete er auf eine feierliche Einholung nach Nürnberg und unterließ auch in dieser Stadt die übliche Segnung mit dem Kreuzeszeichen.

Die Lutherischen Prediger nahmen keine Rücksicht auf seine Anwesenheit und predigten heftig weiter gegen den Papst. Weinend rief Campeggio aus: „Ach, erbarm' es Gott, daß die heilige römische Kirche so jämmerlich soll verachtet und geschmähet werden!“ Er wagte sich kaum zum Hause hinaus und that Recht daran; denn durch sein Auftreten beim Reichstage machte er sich immer verhaßter.

Er erklärte unter anderem den Reichsständen: die Beschwerdeschrift, welche der vorige Reichstag nach Rom geschickt hatte, habe der Papst nicht berücksichtigen können, denn es sei ihm schier unglaublich gewesen, daß eine Schrift von solch „übermäßiger Unschicklichkeit“ von den Ständen im Reichsrate beschlossen worden. Mit List und Unverschämtheit suchte er der Sache des Papstes aufzuhelfen und die Ketzerei zu Falle zu bringen.

Aber er mußte des Zeuge sein, wie die Lutherische Bewegung die Gemüter immer mächtiger ergriff. An dem Abendmahl unter beiderlei Gestalt nahmen in der Karwoche 1524 drei bis viertausend Menschen auf einmal teil, darunter einige dreißig vom Hofgesinde Ferdinands von Österreich. Sogar die Schwester Kaiser Ka... und seines Statthalters

Ferdinand, Isabella, die Gattin des vertriebenen Königs Christian von Dänemark, ließ sich öffentlich von Osianders Hand den Kelch reichen.

Das alles geschah unter den Augen des versammelten Reichstages. So war auch gar keine Rede davon, daß dieser Reichstag das Wormser Edikt hätte bestätigen und auf's neue ausgehen lassen. Zwar verlangte das im Namen des Kaisers Ferdinand von Österreich. Aber es hätte ohne Zweifel einen Aufruhr veranlaßt; darum riet selbst der Legat davon ab.

Man einigte sich schließlich dahin, dem Wormser Edikte „so viel ihnen möglich gehorsamlich zu geleben und nachzukommen.“ Das war freilich Ja und Nein in einem Atem.

Weiter wiederholte man die Forderung eines deutschen Konzils. Aber weil das nicht so bald zu erwarten war, sollte auf Martini (den 11. November) zu Speier eine „gemeine Versammlung deutscher Nation“ zusammentreten, um die Religionssache zu verhandeln. Dort sollten die einzelnen Stände vorlegen, was sie durch „gelehrte, erfahrene und verständige Räte“ in den neuen Lehren „Disputierliches“ gefunden. Mittlerweile sollte „das heilige Evangelium und Gottes Wort nach rechtem, wahren Verstande und der Auslegung der von gemeiner Kirche angenommenen Lehren ohne Aufruhr und Ärgernis gepredigt werden.“

Es war ein Reichstagsabschied, der keinen von beiden Teilen recht befriedigen konnte.

Der Kaiser erließ im Juli 1524 ein Schreiben an die Reichsstände, worin er ihnen vorwarf: sie hätten mit ihren Beschlüssen über den Reichstag zu Speier und das deutsche Konzil in seine und des Papstes Rechte eingegriffen. Er erklärte Luthern für einen Unchristen und Unmenschen, einen Verführer wie Mahomet, und forderte strenge Befolgung seiner Befehle, zumal des Edikts von Worms.

Um das Wormser Edikt schlossen sich jetzt auch die streng päpstlich gesinnten Reichsfürsten eng zusammen. Sie hielten im Juni 1524 zu Regensburg eine Zusammenkunft (den sogenannten Regensburger Konvent) und vereinigten sich hierbei unter dem Vorsitze des päpstlichen Legaten zu dem Beschlusse, die alte Ordnung mit aller Kraft aufrecht zu erhalten und die Ketzer aus ihren Ländern auszurotten. Zu dieser Abmachung verbanden sich der Erzherzog Ferdinand von Österreich, die beiden Herzöge von Baiern, der Erzbischof von Salzburg und die Mehrzahl der süddeutschen Bischöfe.

Da somit die Feinde der Reformation sich fester verbanden, hätte der freundliche Schutz des Reichsregiments der evangelischen Sache um so mehr notgethan. Aber dieses löste sich ebendamals auf, da es aus mancherlei Gründen während seines kurzen Daseins bei den deutschen Ständen wenig Gunst, aber viel Ungunst geerntet hatte.

Indessen nahm auch Luther das Wort und sagte über die Beschlüsse des zweiten Nürnberger Reichstages seine Meinung. Er druckte das Wormser Edikt und nun das Nürnberger zusammen ab und schrieb darüber: „Zwei kaiserliche uneinige und widerwärtige Gebote, den Luther betreffend.“ Uneinig und gegen einander widerwärtig waren die Edikte fürwahr: erst hatte man ihn als einen Ketzer verurteilt und geächtet, darnach beschloß man seine Sache vor einem neuen Reichstage und Konzil zu entscheiden. Genau zugesehen, so erklärte sich dieser Widerspruch daraus, daß die Stimmung im Reich gerade seit den Wormser Tagen immer mehr zu Luthers Gunsten umgeschlagen war. Aber so sah es Luther nicht an. Ihm war die Halbheit tief zuwider, die solchem Hin- und Her-Beschließen zu Grunde lag, und heftig zog er los gegen die Menschenthorheit, welche dem klaren, lautern Evangelium sich nicht beugen wollte.

„Diese zwei kaiserlichen Gebote,“ so hebt er an, „habe ich lassen drucken aus großem Mitleiden mit uns armen Deutschen, ob doch Gott aus seiner milden Gnade etliche Fürsten und andere dadurch wollte rühren, daß sie greifen und fühlen möchten — denn es bedarf keines Sehens nicht; Säu' und Esel könnten's wohl sehen — wie blind und verstockt sie handeln. Schändlich lautet's, daß Kaiser und Fürsten öffentlich mit Lügen umgehen; aber schändlicher lautet's, daß sie auf einmal zugleich widerwärtige Gebote lassen ausgehen, wie du hierinnen siehst, daß geboten wird, man solle mit mir handeln nach der Acht, zu Worms ausgegangen, und dasselbige Gebot ernstlich vollführen — und doch daneben auch das Widergebot annehmen, das man auf künftigem Reichstag zu Speier soll allererst handeln: was gut und böse sei in meiner Lehre? Da bin ich zugleich verdammt, und auf's künftige Gericht gespart; und sollen mich die Deutschen zugleich als einen Verdammten halten und verfolgen und doch warten, wie ich verdammt soll werden. Das müssen mir ja trunkene und tolle Fürsten sein!

„Wohlan, wir Deutschen müssen Deutsche und des Papstes Esel und Märtyrer bleiben. Ob man uns gleich im Mörser zerstieße, wie Grütze, noch will die Thorheit nicht von uns lassen (Sprüche

Sal. 27, 22). Es hilft kein Klagen, Lehren, Bitten noch Flehen, auch dazu nicht eigene tägliche Erfahrung, wie man uns geschunden und verschlungen hat.

„Nun, meine lieben Fürsten, ihr eilet sehr mit mir armen, einigen Menschen zu Tode, und wenn das geschehen ist, werdet ihr gewonnen haben! Hier bin ich! Und bitt' euch gar freundlich: wenn ihr mich getötet habt, daß ihr mich ja nicht wieder aufwecket und noch einmal tötet! Gott hat mir, wie ich sehe, nicht mit vernünftigen Leuten zu schaffen gegeben; sondern deutsche Bestien sollen mich töten, bin ich's würdig, grad' als wenn mich Säue und Wölfe zerrissen.

„Ich bitte euch aber alle, meine lieben Fürsten und Herrn, beide, gnädige und ungnädige! ich bitte euch um Gottes willen, ihr wollet Gott vor Augen haben und die Sache anders angreifen. Was wollt ihr, lieben Herren? Gott ist euch zu klug, er hat euch bald zu Narren gemacht. So ist er euch auch zu mächtig, er hat euch bald umgebracht. Fürchtet euch doch ein wenig vor seiner Klugheit! Ein Stück seines Reimes heißt: ‚Er stößet die Gewaltigen vom Stuhl (Luk. 1, 52)'! Das gilt euch, lieben Herren, itzt auch, wo ihr's versehet!"

Darnach folgen die beiden kaiserlichen Erlasse mit Randbemerkungen. Endlich ein Schlußwort:

„Am Ende bitt' ich alle lieben Christen: wollten helfen Gott bitten für solch elende, verblendete Fürsten, mit welchen uns ohne Zweifel Gott geplaget hat in großem Zorn, daß wir ja nicht folgen wider die Türken zu ziehen oder (Geld für den Türkenkrieg, wie damals gefordert wurde) zu geben, sintemal der Türk zehnmal klüger und frömmer ist, denn unsere Fürsten sind. Was sollt' solchen Narren wider den Türken gelingen, die Gott so hoch versuchen und lästern? Denn hier siehest du, wie der arme, sterbliche Madensack, der Kaiser, der seines Lebens nicht einen Augenblick sicher ist, sich unverschämt rühmet, er sei der wahre, oberste Beschirmer des christlichen Glaubens.

„Die Schrift sagt, daß der christliche Glaube sei ein Fels, der Teufel, Tod und aller Macht zu stark ist (Matth. 16, 18) und eine göttliche Kraft (Röm. 1, 16). Und solche Kraft soll sich beschirmen lassen von einem Kind des Todes, den auch ein Grind oder Blatter kann zu Bette werfen?

„Hilf Gott, wie unsinnig ist die Welt! Also rühmet sich auch der König von Engelland einen Beschirmer der christlichen Kirche und des Glaubens; ja die Ungarn rühmen sich Gottes Beschirmer und singen in

der Litanei: ‚Du wollest uns, deine Beschirmer, erhören!‘ Ach, daß auch etwa ein König oder Fürst wäre, der Christus Beschirmer würde, und darnach ein anderer, der den heiligen Geist beschirmete: so, meine ich, wäre die heilige Dreifaltigkeit und Christus samt dem Glauben nicht übel bewahret!

„Solches klage ich aus Herzensgrund allen frommen Christen, daß sie sich mit mir über solche tolle, thörichte, unsinnige, rasende, wahnsinnige Narren erbarmen. Sollt' einer doch lieber zehnmal tot sein, denn solche Lästerung und Schmach göttlicher Majestät hören! Ja, es ist der verdiente Lohn; daß sie das Wort Gottes verfolgen, darum sollen sie mit solcher greiflicher Blindheit gestraft werden und anlaufen. Gott erlöse uns von ihnen und gebe uns in Gnaden andere Regenten! Amen.“

Luther führte gegen die gekrönten Häupter eine starke Sprache. Nicht blos König Heinrich von England oder Herzog Georg von Sachsen hatten Ursache, sich darüber zu beschweren; was wir da zuletzt von ihm gehört haben, das traf den Kaiser und die Gesamtheit der deutschen Fürsten.

Zwar daß er den Kaiser einen „armen, sterblichen Madensack“ nennt, will bei ihm nicht viel bedeuten, nennt er doch sich selber einen „armen, stinkenden Madensack“ (Seite 390). Damit weist er nur in seiner derben, natürlichen Art auf die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit hin, welcher Kaiser Karl so gut wie er selbst unterworfen ist.

Aber gar zu freimütig schilt er doch auf die bösen Fürsten. Einst hatte er von ihnen etwas gehofft. Aber was „die großen Hansen“, wie wie er sie gern nannte, seitdem gethan hatten, das dünkte ihm keines Lobes wert (Seite 580). Und so machte er seinem Herzen ohne alle Rücksicht Luft. Er war nun einmal kein Mensch, der bedächtig an sich hielt, die Worte lange wog und darnach fragte, wie sie da oder dort gefallen möchten.

Wie er damals über die weltlichen Fürsten dachte, das hat er im Jahre 1523 recht deutlich ausgesprochen, und zwar nicht etwa in einem vertraulichen Briefe an einen Freund, sondern in einem offenen Büchlein für jedermann, das obendrein einem Fürsten, nämlich seinem Gönner, dem Herzog Johann gewidmet war!

„Und sollt wissen,“ heißt es da, „daß von Anbeginn der Welt

ein gar seltsamer Vogel ist ein kluger Fürst, noch viel seltsamer ein frommer Fürst. Sie sind gemeiniglich die größten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden; darum man sich allezeit bei ihnen des Ärgsten versehen und wenig Gutes von ihnen erwarten muß, sonderlich in göttlichen Sachen, die der Seelen Heil belangen. Denn es sind Gottes Stockmeister und Henker, und sein göttlicher Zorn gebraucht ihrer, zu strafen die Bösen und äußerlich Frieden zu halten. Es ist ein großer Herr unser Gott; darum muß er auch solch edle, hochgeborne, reiche Henker und Büttel haben, und will, daß sie Reichtum, Ehre und Furcht von jedermann die Menge haben sollen.

„Es gefällt seinem göttlichen Willen, daß wir seine Henker ‚gnädige Herren‘ heißen, ihnen zu Fuße fallen und mit aller Demut unterthan seien, soweit sie ihr Handwerk nicht zu weit strecken, daß sie Hirten aus Henkern werden wollen. Gerät nun ein Fürst, daß er klug, fromm oder ein Christ ist, das ist der großen Wunder eins und das allerteuerste Zeichen göttlicher Gnade über dasselbe Land. Denn nach gemeinem Lauf gehet es nach dem Spruch: ‚Ich will ihnen Kinder zu Fürsten geben und Maulaffen sollen ihre Herren sein (Jes. 3, 4)‘.

„Die Welt ist zu böse und nicht wert, daß sie viel kluge und fromme Fürsten haben soll: Frösche müssen Störche haben.“

Dergleichen Äußerungen wußten Luthers Feinde ihm wohl aufzustechen. ‚Was bedürfen wir weiter Zeugnis? Er predigt Aufruhr.‘ So verklagten sie ihn unabläßig, bei Friedrich, beim Reichstage, beim Reichsregiment.

Aber trotz jener heftigen Ausfälle war Luther von Herzem allem Aufruhr feind.

Die Frage beschäftigte damals die Gemüter der Evangelischen nicht wenig, ob es recht sei, um des Evangeliums willen der Obrigkeit den Gehorsam aufzusagen. Die Schwärmer behaupteten das; so waren auch Hutten und Sickingen der Meinung gewesen. Luther dagegen hatte schon von der Wartburg aus an alle Christen eine treue Vermahnung ausgehen lassen, sich zu hüten vor Aufruhr und Empörung (Seite 380 ff).

Ernster und nicht so leicht zu entscheiden war die andere Frage, welche Kurfürst Friedrich im Januar 1523 seinen Wittenberger Theologen vorlegte: ob es recht sei, daß ein Fürst seine Unterthanen wider des Kaisers oder anderer Fürsten Verfolgungen um des Glaubens willen mit Krieg schütze?

In den Fall konnte ja ein evangelisch gesinnter Fürst leicht kommen. Ja, als Luther von der Wartburg nach Wittenberg zurückkehrte, lag nichts näher als der Gedanke: ‚Was nun, wenn der Kaiser kommt und fordert kraft des Wormser Edikts die Auslieferung Luthers und seiner Anhänger? Soll der Kurfürst dann für die Verfolgten das Schwert ziehen?‘ So hatte denn auch Luther schon damals an diesen Fall gedacht und dem Kurfürsten seine Meinung gesagt, nämlich daß er kaiserlicher Gewalt sich keineswegs widersetzen solle (Seite 458).

Es gab Männer in Wittenberg, welche diese Ansicht durchaus nicht teilten. Luthers Freund Amsdorf sprach dem Landesfürsten entschieden das Recht zu, das Evangelium gegen den Kaiser mit Waffengewalt zu verteidigen. Luther aber wollte davon nichts wissen. Er gab im Februar 1523 sein Gutachten dahin ab, daß der Kurfürst keinen Krieg in dieser Sache auf sich nehmen und führen dürfe; „denn er ist schuldig, Kaiserlicher Majestät zu weichen und in Seiner Fürstlichen Gnaden Landen fahen und verfolgen zu lassen, welche sie will. Denn der Kaiser ist sein Herr, mit Verwilligung Gottes und der Menschen, wiewohl ein gottloser.“

Das Unrecht leiden, aber nichts Unrechtes thun — so lautete das Gebot, welches Luther allen bedrängten Evangelischen einschärfte. Die Bücher ausliefern, die Wahrheit verleugnen, so oder anders glauben — dazu soll kein Christ von seiner Obrigkeit sich zwingen lassen; aber sonst mag kommen, was will, er muß es leiden. Luther kennt nur eine einzige Waffe gegen tyrannische Gewalt: das ist das freie Wort. Und diese Waffe freilich schwingt er so heftig und kräftig, daß die Funken stieben, gegen den Papst, gegen die Fürsten und auch gegen den Herrn Omens (das Volk), wie wir bald erfahren werden.

Es war für ihn freilich besonders schmerzlich, daß die deutschen Fürsten damals so wenig klug und fromm waren. Er hatte ja zuerst wieder in der Schrift an den Adel christlicher Nation die rechte christliche Lehre von der irdischen Obrigkeit an's Licht gebracht (Band 1 Seite 595). Und nun die Erfahrungen von Worms und dann die Verfolgungen!

Trotzdem hielt er fest, was er aus der Schrift über Recht und Macht der Obrigkeit erkannt hatte. Am 19. Oktober 1522 predigte er darüber in Weimar vor Herzog Johann und seinem Sohne Johann Friedrich. Diese Predigt ließ er dann in ausführlicher Bearbeitung als Buch erscheinen und widmete sie dann dem Herzoge Johann am

Neujahrstage 1523. Ein Stück daraus haben wir oben schon kennen gelernt (Seite 665 f). Aber so ist nicht das Ganze. Er zerfällt in drei Teile. Im ersten stellt Luther das göttliche Recht weltlicher Obrigkeit fest. Im zweiten beantwortet er die Frage, „wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei." Im dritten giebt er den Fürsten Anweisung, wie sie als Fürsten zugleich rechte Christen sein könnten und sollen.

Die Schrift ist es wohl wert, daß sie noch heute gelesen werde. Man mag auch aus ihr den Unterschied merken zwischen Reformation und Revolution. Sie folgt um etliche Seiten verkürzt, sonderlich am dritten Teile.

Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei.

Der erste Teil: Weltliche Obrigkeit ist Gottes Ordnung.

Auf's Erste müssen wir das weltliche Recht und Schwert wohl gründen, daß nicht jemand daran zweifle, es sei durch Gottes Willen und Ordnung in der Welt. Die Sprüche aber, die es gründen, sind diese: „Eine jegliche Seele sei der Gewalt und Obrigkeit unterthan; denn es ist keine Gewalt ohne von Gott. Die Gewalt aber, die allenthalben ist, die ist von Gott verordnet. Wer nun der Gewalt widerstehet, der widersteht Gottes Ordnung. Wer aber Gottes Ordnung widersteht, der wird ihm selbst die Verdammnis erlangen (Röm. 13, 1 f)". Item: „Seid unterthan aller menschlicher Ordnung, es sei dem Könige, als dem Fürnehmsten, oder den Pflegern, als die von ihm gesandt sind zur Rache der Bösen und zu Lobe den Frommen (1. Petr. 2, 13 f)".

Auch ist desselben Schwertes Recht von Anfang der Welt gewesen. Denn da Kain seinen Bruder Abel erschlug, fürchtete er sich so sehr, man würde ihn wieder töten, daß auch Gott ein besonderes Verbot darauf legte, und das Schwert um seinetwillen aufhob, und niemand sollte ihn töten; welche Furcht er nicht gehabt hätte, wo er nicht gesehen und gehört hätte von Adam, daß man die Mörder sollte töten. Dazu hat's Gott mit ausdrücklichen Worten nach der Sintflut wiederum eingesetzt und bestätigt, da er spricht (1. Mos. 9, 6): „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden." Und ist der Menschen Schuld, wenn solch Recht, von Gott befohlen, nicht ausgerichtet wird, wie auch andere Gottes Gebote übertreten werden.

Darnach ist's auch durch's Gesetz Mosis bestätigt (2. Mos. 21, 14):

„Wer jemand mutwillig tötet, den sollst du von meinem Altar reißen, daß er getötet werde." Und daselbst abermal (21, 24 f): „Einen Leib um einen Leib, ein Auge um ein Auge, einen Zahn um einen Zahn, einen Fuß um einen Fuß, eine Hand um eine Hand, eine Beule um eine Beule." Dazu Christus bestätigt es auch, da er zu Petro sprach im Garten: „Wer das Schwert nimmt, der soll durch's Schwert umkommen (Matth. 26, 52)." Also, daß gewiß und klar genug ist, wie es Gottes Wille ist, das weltliche Schwert und Recht handhaben zur Strafe der Bösen und zu Schutz der Frommen. —

„Auf's Andere. Dawider lautet nun mächtiglich, daß Christus spricht (Matth. 5, 38 f): „Ihr habt gehört, daß zu den Vorigen gesagt ist: Ein Auge um ein Auge, einen Zahn um einen Zahn. Ich aber sage euch, man soll keinem Übel widerstehen, sondern so dich jemand auf den rechten Backen streicht, dem halte auch den andern dar; und wer mit dir rechten will, daß er dir den Rock nehme, dem lasse auch den Mantel dazu. Und wer dich eine Meile zwingt, mit dem gehe zwei Meilen." Item Paulus (Röm. 12, 19): „Meine Liebsten, rächet euch nicht selbst sondern gebt Raum Gottes Zorn, denn es steht geschrieben: die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr." Item Matth. 5, 44: „Habt lieb eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen." Und 1. Petr. 3, 9: „Niemand vergelte Böses mit Bösem, noch Scheltwort mit Scheltwort u. s. w." Diese und dergleichen Sprüche lauten ja hart, als sollten die Christen im Neuen Testament kein weltlich Schwert haben.

Daher auch die Sophisten sagen, Christus habe Mosis Gesetz damit aufgehoben, und machen aus solchen Geboten Räte für die Vollkommenen (Mönche u. dgl.) und teilen die christliche Lehre und Stand in zwei Teile. Einen heißen sie den vollkommenen, dem urteilen sie solche Räte zu; den andern den unvollkommenen, dem urteilen sie die Gebote zu. Aber Christi Wort muß jedermann gemein bleiben, er sei vollkommen oder unvollkommen. Denn Vollkommenheit und Unvollkommenheit steht nicht in Werken, macht auch keinen besondern äußerlichen Stand unter den Christen; sondern steht im Herzen, im Glauben und Liebe, daß, wer mehr glaubt und liebt, der ist vollkommen, er sei äußerlich ein Mann oder Weib, Fürst oder Bauer, Mönch oder Laie. Denn Liebe und Glaube machen keine Sekten noch Unterschied äußerlich. —

Auf's Dritte. Hier müssen wir Adams Kinder und alle Menschen

teilen in zwei Teile: die ersten zum Reiche Gottes, die andern zum Reich der Welt. Die zum Reich Gottes gehören, das sind alle Rechtgläubigen in Christo und unter Christo. Denn Christus ist der König und Herr im Reiche Gottes, wie der andere Psalm sagt (Ps. 2, 6) und die ganze Schrift; und er auch darum gekommen ist, daß er das Reich Gottes anfinge und in der Welt aufrichtete. Darum er auch immer im Evangelio das Reich Gottes anzeucht und spricht (Matth. 3, 2): „Bessert euch, das Reich Gottes ist herbeigekommen.“ Item (Matth. 6, 33): „Sucht am ersten das Reich Gottes und desselben Gerechtigkeit.“ Und nennet auch das Evangelium ein Evangelium des Reiches Gottes, darum, daß es das Reich Gottes lehrt, regiert und erhält.

Nun siehe, diese Leute bedürfen keines weltlichen Schwertes, noch Rechtes. Und wenn alle Welt rechte Christen, das ist, rechte Gläubige wären, so wäre kein Fürst, König, Herr, Schwert noch Recht not oder nütze. Denn wozu sollt's ihnen? dieweil sie den heiligen Geist im Herzen haben, der sie lehret und macht, daß sie niemandem Unrecht thun, jedermann lieben, von jedermann gerne und fröhlich Unrecht leiden, auch den Tod. Wo eitel Unrechtleiden und eitel Rechtthun ist, da ist kein Zank, Hader, Gericht, Richter, Strafe, Recht noch Schwert not. Darum ist's unmöglich, daß unter den Christen sollte weltlich Schwert zu schaffen finden; sintemal sie viel mehr thun von sich selbst, denn alles Recht und Lehre fordern mögen. Gleichwie Paulus sagt (1. Tim. 1, 9): „Dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben, sondern dem Ungerechten.“

Ein guter Baum bedarf keiner Lehre noch Rechtes, daß er gute Früchte trage; sondern seine Natur giebt's, daß er ohne alles Recht und Lehre trägt, wie seine Art ist. Denn es sollte mir gar ein närrischer Mensch sein, der einem Apfelbaum ein Buch machte voll Gesetze und Rechte, wie er sollte Äpfel und nicht Dornen tragen, so er dasselbe besser von eigener Art thut, denn er's mit allen Büchern beschreiben und gebieten kann. Also sind alle Christen durch den Geist und Glauben allerdings genaturt, daß sie wohl und recht thun, mehr denn man sie mit allen Gesetzen lehren kann, und bedürfen für sich selbst keines Gesetzes noch Rechtes. —

Auf's Vierte, zum Reiche der Welt oder unter das Gesetz gehören alle, die nicht Christen sind. Denn sintemal wenige glauben, und der wenigere Teil sich hält nach christlicher Art, daß er

nicht widerstrebe dem Übel, ja, daß er nicht selbst Übel thue, hat Gott denselben außer dem christlichen Stand und Gottes Reich ein ander Regiment verschafft und sie unter das Schwert geworfen, daß, ob sie gleich gerne wollten, doch nicht thun können ihre Bosheit, und ob sie es thun, daß sie es nicht ohne Furcht, noch mit Friede und Glück thun mögen. Gleichwie man ein wildes, böses Tier mit Ketten und Banden faßt, daß es nicht beißen noch reißen kann, nach seiner Art, wiewohl es gerne wollte; dessen doch ein zahmes, kirres Tier nicht bedarf, sondern ohne Ketten und Banden dennoch unschädlich ist. Denn wo das nicht wäre, sintemal alle Welt böse, und unter tausend kaum ein rechter Christ, würde eines das andere fressen, daß niemand könnte Weib und Kinder ziehen, sich nähren und Gott dienen, damit die Welt wüste würde.

Darum hat Gott die zwei Regimente verordnet: das geistliche, welches Christen und fromme Leute macht durch den heiligen Geist unter Christo, und das weltliche, welches den Unchristen und Bösen wehret, daß sie äußerlich müssen Frieden halten und still sein ohne ihren Dank. Also deutet Sankt Paulus das weltliche Schwert (Röm. 13, 3) und spricht: „Es sei nicht den guten, sondern den bösen Werken zu fürchten.“ Und Petrus spricht (2. Petr. 2, 14): „Es sei zur Rache über die Bösen gegeben.“

Wenn nun jemand wollte die Welt nach dem Evangelio regieren und alles weltliche Recht und Schwert aufheben und vorgeben, sie wären alle getauft und Christen, unter welchen das Evangelium will kein Recht noch Schwert haben, auch nicht not ist — Lieber, rate: was würde derselbe machen? Er würde den wilden, bösen Tieren die Bande und Ketten auflösen, daß sie jedermann zerreißen und zerbeißen, und daneben vorgeben, es wären feine zahmen, kirren Tierlein; ich würde es aber an meinen Wunden wohl fühlen. Also würden die Bösen unter dem christlichen Namen die evangelische Freiheit mißbrauchen, ihre Büberei treiben und sagen, sie seien Christen und keinem Gesetz noch Schwert unterworfen; wie jetzt schon etliche toben und narren.

Denselben muß man sagen: Ja freilich ist's wahr, daß Christen um ihrer selbst willen keinem Recht noch Schwert unterthan sind, noch sein bedürfen; aber siehe zu und gieb die Welt zuvor voll rechter Christen, ehe du sie christlich und evangelisch regierst. Das wirst du aber nimmermehr thun. Denn die Welt und die Menge ist und bleibt

Unchristen, ob sie gleich alle getauft und Christen heißen. Aber die Christen wohnen, wie man spricht, fern von einander.

Darum muß man diese beiden Regimente mit Fleiß scheiden und beides bleiben lassen. Eines, das fromm macht; das andere, das äußerlich Frieden schafft und bösen Werken wehret; keines ist ohne das andere genug in der Welt. Denn ohne Christi geistliches Regiment und ohne den heiligen Geist im Herzen wird niemand recht fromm, er thue, wie feine Werke er mag. Wo aber das geistliche Regiment allein regiert über Land und Leute, da wird der Bosheit der Zaum los und Raum gegeben aller Büberei; denn die gemeine Welt kann's nicht annehmen noch verstehen.

Da siehst du nun, wo Christi Worte hinsehen, die wir droben erzählt haben aus Matth. 5, 39, daß die Christen sollen nicht rechten, noch das weltliche Schwert unter ihnen haben. Eigentlich sagt er's nur seinen lieben Christen; die nehmen's auch allein an und thun auch also, machen nicht ‚Räte' daraus, wie die Sophisten, sondern sind im Herzen also durch den Geist genaturt, daß sie niemand übel thun und von jedermann williglich Übel leiden. Wenn nun alle Welt Christen wären, so gingen sie alle diese Worte an und thäten also. Nun sie aber Unchristen sind, gehen sie die Worte nichts an, und thun auch nicht also; sondern gehören unter das andere Regiment, da man die Unchristen äußerlich zwingt und dringt zum Frieden und zum Guten.

Darum hat auch Christus kein Schwert geführt, hat auch in seinem Reich keines eingesetzt; denn er ist ein König über Christen und regiert ohne Gesetz, allein durch seinen heiligen Geist. —

Auf's Fünfte. Hier sprichst du: Weil denn die Christen des weltlichen Schwerts noch Rechts nicht bedürfen, warum spricht denn Paulus (Röm. 13, 1) zu allen Christen: „Alle Seelen seien der Gewalt und Obrigkeit unterthan"? Und Sankt Petrus (1. Epist. 2, 13): „Seid unterthan aller menschlicher Ordnung"?

Antwort: Jetzt habe ich's gesagt, daß die Christen untereinander und bei sich und für sich selbst keines Rechtes noch Schwertes bedürfen; denn es ihnen nicht not noch nütze. Aber weil ein rechter Christ auf Erden nicht sich selbst, sondern seinem Nächsten lebt und dient, so thut er von Art seines Geistes auch das, des er nicht bedarf, sondern das seinem Nächsten nutz und not ist. Nun aber das Schwert ein groß nötlicher Nutzen ist in aller Welt, daß Friede erhalten, Sünde gestraft

und den Bösen gewehret werde, so gibet er sich auf's allerwilligste unter des Schwertes Regiment, giebt Schoß, ehret die Obrigkeit, dient, hilft und thut alles, was er kann, das der Gewalt förderlich ist, auf daß sie im Schwang und bei Ehren und Furcht erhalten werde, wiewohl er des für sich keines bedarf, noch ihm not ist; denn er sieht darnach, was andern nütze und gut ist, wie Paulus lehrt (Röm. 13, 7).

Gleichwie er auch alle andern Werke der Liebe thut, deren er nicht bedarf. Denn er besucht die Kranken nicht darum, daß er selbst davon gesund werde; er speiset niemand darum, daß er selbst der Speise bedürfe; also dient er auch der Obrigkeit nicht darum, daß er ihrer bedürfe, sondern die andern, daß sie beschützt und die andern nicht ärger werden. Denn es geht ihm nichts daran ab und schadet ihm solcher Dienst nichts, und bringt doch der Welt großen Nutzen. Und wo er's nicht thäte, so thäte er nicht als ein Christ, dazu wider die Liebe, gäbe auch den andern ein böses Exempel, die auch desgleichen wollten keine Obrigkeit leiden, ob sie wohl Unchristen wären; damit denn dem Evangelio eine Schmach entstünde, als lehrte es Aufruhr, und machte eigensinnige Leute, die niemand nütze noch zu Dienst sein wollten, so es doch einen Christen zu jedermanns Knecht macht. Also gab Christus den Zinsgroschen (Matth. 17, 27), daß er sie nicht ärgerte, so er's doch nicht bedurfte.

Also siehst du auch in den Worten Christi, droben aus Matth. 5, 39 angezeigt, daß er wohl lehrt, wie die Christen untereinander kein weltlich Schwert noch Recht haben sollen. Er verbeut aber nicht, daß man denen dienen und unterthan sein solle, die weltlich Schwert und Recht haben; sondern vielmehr, weil du sein nicht bedarfst noch haben sollst, sollst du denen dienen, die nicht so hoch gekommen sind als du und desselben noch bedürfen. Ob du nicht bedarfst, daß man deinen Feind strafe, so bedarf's aber dein kranker Nächster, dem sollst du helfen, daß er Frieden habe, und seinem Feinde gesteuert werde, welches nicht geschehen mag, die Gewalt und Obrigkeit werde denn in Ehren und Furcht erhalten. Christus spricht nicht also: ‚Du sollst der Gewalt nicht dienen noch unterthan sein‘; sondern: ‚Du sollst dem Übel nicht widerstreben‘. Als sollte er sagen: ‚Halte du dich also, daß du alles leidest, damit du der Gewalt nicht bedürfest, daß sie dir helfe und diene, nütze oder not sei; sondern wiederum, daß du ihr helfest, dienest, nützest oder not seist. Ich will dich höher haben und viel zu edel, denn daß du ihrer bedürfest, sondern sie soll dein bedürfen.‘ —

Auf's Sechste, so fragst du: ob denn auch ein Christ möge das weltliche Schwert führen und die Bösen strafen, weil Christi Worte so hart und helle lauten „du sollst dem Übel nicht widerstehen", daß die Sophisten haben müssen einen ‚Rat' daraus machen?

Antwort: Du hast jetzt zwei Stücke gehört. Eins, daß unter den Christen das Schwert nicht sein kann; darum kannst du es über und unter den Christen nicht führen, die sein nicht bedürfen. Darum müßte man mit der Frage hinaus auf den andern Haufen, die nicht Christen sind, ob du sein daselbst christlich brauchen mögest. Da ist das andere Stück, daß du dem Schwert zu dienen schuldig bist und fördern sollst, womit du kannst, es sei mit Leib, Gut, Ehre und Seele. Denn es ist ein Werk, des du nicht bedarfst, aber ganz nütz und not aller Welt und deinem Nächsten. Darum, wenn du sehen würdest, daß es am Henker, Büttel, Richter, Herrn oder Fürsten mangelt, und du dich geschickt fändest, solltest du dich dazu erbieten und darum werben, auf daß ja die nötige Gewalt nicht verachtet und matt würde oder unterginge; denn die Welt kann und mag ihrer nicht entraten.

Summa Summarum, weil Sankt Paulus sagt (Röm. 13, 1), die Gewalt sei Gottes Dienerin, muß man sie lassen nicht allein den Heiden, sondern allen Menschen brauchbar sein. Was ist's gesagt, sie ist Gottes Dienerin, denn so viel: Die Gewalt ist von Natur der Art, daß man Gott damit dienen kann? Nun wäre es gar unchristlich geredet, daß irgend ein Gottesdienst wäre, den ein Christenmensch nicht thun sollte oder müßte, so Gottesdienst niemand so eben eignet (zukommt), als den Christen; und auch wohl gut und not wäre, daß alle Fürsten rechte gute Christen wären; denn das Schwert und die Gewalt, als ein sonderlicher Gottesdienst, gebührt den Christen zu eigen vor allen andern auf Erden.

Darum sollst du das Schwert oder die Gewalt schätzen gleichwie den ehelichen Stand oder Ackerwerk oder sonst ein Handwerk, die auch Gott eingesetzt hat. Wie nun ein Mann kann Gott dienen im ehelichen Stand oder Handwerk, dem andern zu Nutz, und dienen müßte, wenn es seinem Nächsten not wäre; also kann er auch in der Gewalt (weltlicher Obrigkeit) Gott dienen, und soll darinnen dienen, wo es des Nächsten Notdurft fördert; denn sie sind Gottes Diener und Handwerksleute, die das Böse strafen und das Gute schützen. Doch daß es auch frei sei zu lassen, wo es nicht not wäre, gleich als ehelich werden und Ackerwerk treiben frei ist, wo es nicht not wäre.

So sprichst du: ‚Warum hat's denn Christus und die Apostel nicht geführt?‘ Antwort: Sage mir, warum hat er nicht auch ein Weib genommen, oder ist ein Schuster oder Schneider geworden? Sollte darum ein Stand oder Amt nicht gut sein, weil Christus selbst es nicht getrieben hätte; wo wollten alle Stände und Ämter bleiben, ausgenommen das Predigtamt, welches er allein getrieben hat? Christus hat sein Amt und Stand geführet; damit hat er keinen andern Stand verworfen. Es stund ihm nicht zu, das Schwert zu führen, denn er sollte nur das Amt führen, dadurch sein Reich regiert wird und eigentlich zu seinem Reich dient. Nun gehört zu seinem Reich nicht, daß er ehelich, Schuster, Schneider, Ackermann, Fürst, Henker oder Büttel sei, auch weder Schwert noch weltlich Recht, sondern nur Gottes Wort und Geist; damit werden die Seinen regiert inwendig. Welches Amt er auch dazumal trieb, und noch immer treibt, giebt immer Geist und Gottes Wort. Und in dem Amt mußten ihm die Apostel nachfolgen und alle geistlichen Regierer; denn sie haben an dem geistlichen Schwert, dem Worte Gottes, wohl so viel zu schaffen, daß sie solch ihr Handwerk recht treiben, daß sie des weltlichen Schwerts wohl müssen müssig gehen und andern lassen, die nicht zu predigen haben. Ein jeglicher muß seines Berufes und Werkes warten.

Aus diesem allen folgt nun, welches der rechte Verstand sei der Worte Christi (Matth. 5, 39): „Ihr sollt dem Übel nicht widerstreben“ u. s. w. Nämlich der, daß ein Christ soll also geschickt sein, daß er alles Übel und Unrecht leide, nicht sich selbst räche, auch nicht vor Gericht sich schütze; sondern, daß er allerdings nicht bedürfe der weltlichen Gewalt und Rechts für sich selbst. Aber für andere mag und soll er Rache, Recht, Schutz und Hilfe suchen, und dazuthun, womit er mag. Also soll ihm auch die Gewalt, entweder von ihr selbst oder durch anderer Anregen, ohne seine eigene Klage, Suchen und Anregen, helfen und schützen. Wo sie das nicht thut, soll er sich schinden und schänden lassen und keinem Übel widerstehen, wie Christi Worte lauten.

Hier fragst du weiter, ob denn auch die Büttel, Henker, Juristen, Fürsprecher und was des Gesindes ist, Christen sein mögen und einen seligen Stand haben? Antwort: Wenn die Gewalt und das Schwert ein Gottesdienst ist, wie droben erwiesen ist, so muß auch das alles Gottesdienst sein, das der Gewalt not ist, das Schwert zu führen. Es muß ja sein, der die Bösen fahe, verklagt, würgt und umbringt, die Guten

schützt, entschuldigt, verantwortet und errettet. Darum wenn sie es (aus) der Meinung thun, daß sie nicht sich selbst darinnen suchen, sondern nur das Recht und Gewalt helfen handhaben, damit die Bösen gezwungen werden, ist's ihnen ohne Gefahr und mögen's brauchen, wie ein anderer eines andern Handwerks, und sich davon nähren. Denn wie gesagt ist, Liebe des Nächsten achtet nicht ihr Eigenes, siehet auch nicht, wie groß oder geringe, sondern wie nütze und not die Werke dem Nächsten oder der Gemeine sind.

Der andere Teil: Wie weit sich weltliche Obrigkeit erstrecke.

Hier kommen wir zum Hauptstück dieses Sermons. Denn nachdem wir gelehrt haben, daß die weltliche Obrigkeit sein muß auf Erden, und wie man derselben christlich und seliglich brauchen solle, müssen wir nun lehren, wie lang ihr Arm und wie fern ihre Hand reiche, daß sie sich nicht zu weit strecke und Gott in sein Reich und Regiment greife. Und das ist sehr not zu wissen. Denn unerträglicher und gräulicher Schaden daraus folgt, wo man ihr zu weit Raum giebt, und auch nicht ohne Schaden ist, wo sie zu enge gespannt ist. Hier straft sie zu wenig, dort straft sie zu viel. Wiewohl es erträglicher ist, daß sie auf dieser Seite sündige und zu wenig strafe, sintemal es allzeit besser ist, einen Buben leben lassen, denn einen frommen Mann töten, nachdem die Welt doch Buben hat und haben muß, der Frommen aber wenig hat.

Auf's Erste ist zu merken: daß Gottes Reich unter Christo und der Welt Reich unter der Obrigkeit zweierlei Gesetz haben; denn ein jegliches Reich muß seine Gesetze und Rechte haben, und ohne Gesetz kein Reich noch Regiment bestehen kann, wie das genugsam die tägliche Erfahrung giebt. Das weltliche Regiment hat Gesetze, die sich nicht weiter strecken denn über Leib und Gut, und was äußerlich ist auf Erden. Denn über die Seele kann und will Gott niemand lassen regieren, denn sich selbst allein. Darum, wo weltliche Gewalt sich vermißt, der Seele Gesetze zu geben, da greift sie Gott in sein Regiment und verführt und verdirbt nur die Seele. Das wollen wir so klar machen, daß man's greifen soll, auf daß unsere Junker, die Fürsten und Bischöfe sehen, was sie für Narren sind, wenn sie die Leute mit ihren Gesetzen und Geboten zwingen wollen, so oder so zu glauben.

Wenn man ein Menschengesetz auf die Seele legt, daß sie soll

glauben so oder so, wie der Mensch vorgiebt, so ist gewißlich da nicht Gottes Wort. Ist Gottes Wort nicht da, so ist's ungewiß, ob's Gott haben will; denn was er nicht gebeut, des kann man nicht gewiß sein, daß es ihm gefalle, ja man ist gewiß, daß es Gott nicht gefalle. Denn er will unsern Glauben bloß und lauter allein auf sein göttliches Wort gegründet haben, wie er spricht (Matth. 16, 18): „Auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen." Und (Joh. 10, 27. 5): „Meine Schafe hören meine Stimme und kennen mich; aber der Fremden Stimme hören sie nicht, sondern fliehen von ihnen."

Darum ist's gar überaus ein närrisch Ding, wenn sie gebieten, man solle der Kirche, den Vätern, Konzilien glauben, obgleich kein Gotteswort da sei. Teufelsapostel gebieten solches und nicht die Kirche; denn die Kirche gebeut nichts, sie wisse denn gewiß, daß es Gottes Wort sei, wie Sankt Petrus sagt (1. Epist. 4, 11): „Wer da redet, der rede es als Gottes Wort." Sie werden aber gar lange nicht beweisen, daß der Konzilien Sätze Gottes Wort sind.

Viel närrischer ist's aber, wenn man sagt: ‚Die Könige und Fürsten nnd die Menge glaubt also.' Lieber, wir sind nicht getauft auf Könige, Fürsten, noch auf die Menge, sondern auf Christum und Gott selbst; wir heißen auch nicht Könige, Fürsten oder Menge; wir heißen Christen. Der Seele soll und kann niemand gebieten, er wisse denn ihr ien Weg zu weisen gen Himmel. Das kann aber kein Mensch thun, sondern Gott allein. Darum, in den Sachen, die der Seele Seligkeit betreffen, soll nichts denn Gottes Wort gelehrt und angenommen werden.

Item, wenn sie gleich grobe Narren sind, so müssen sie ja das bekennen, daß sie keine Gewalt über die Seele haben. Denn es kann ja kein Mensch eine Seele töten oder lebendig machen, gen Himmel oder zur Hölle führen. Und ob sie uns das nicht glauben wollten, wird ja Christus das stark genug bezeugen, da er spricht (Matth. 10, 28): „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, und die Seele nicht mögen töten; fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle." Ich meine ja, daß hier klar genug die Seele aus aller Menschen Hand genommen und allein unter Gottes Gewalt gestellt sei.

Nun sage mir, wie viel Witz muß der Kopf wohl haben, der an dem Ort Gebote auflegt, da er gar keine Gewalt hat? Wer wollte den nicht für unsinnig halten, der dem Mond geböte, er sollte scheinen,

wenn er wollte? Wie fein würde sich's reimen, wenn die zu Leipzig uns zu Wittenberg, oder wiederum, wir zu Wittenberg denen zu Leipzig wollten Gebote auflegen? Man würde gewißlich Nieseswurz den Gebietern zu Dank schenken, daß sie das Hirn fegten und den Schnupfen büßten. Dennoch fahren jetzt Kaiser und kluge Fürsten also, und lassen sich Papst. Bischöfe und Sophisten dahin führen, ein Blinder den andern, daß sie ihren Unterthanen gebieten zu glauben ohne Gottes Wort, wie sie es gut dünkt, und wollen dennoch christliche Fürsten heißen; da Gott für sei!

Über das, mag man's auch dabei greifen, daß eine jegliche Gewalt soll und mag nur da handeln, wo sie sehen, erkennen, richten, urteilen, wandeln und ändern kann. Denn was wäre mir das für ein Richter, der blindhin richten wollte die Sache, die er weder hört noch sieht? Aber der Seelen Gedanken und Sinnen können niemand denn Gott offenbar sein; darum es umsonst und unmöglich ist, jemand zu gebieten oder zu zwingen mit Gewalt, so oder so zu glauben. Es gehört ein anderer Griff dazu; die Gewalt thut's nicht.

Auch so liegt einem jeglichen seine eigene Gefahr daran, wie er glaubt, und muß für sich sebst sehen, daß er recht glaube. Denn so wenig als ein anderer für mich in die Hölle oder Himmel fahren kann, so wenig kann er auch für mich glauben oder nicht glauben; und so wenig er mir kann Himmel oder Hölle auf- oder zuschließen, so wenig kann er mich zum Glauben oder Unglauben treiben. Weil es denn einem jeglichen auf seinem Gewissen liegt, wie er glaubt oder nicht glaubt, und damit der weltlichen Gewalt kein Abbruch geschieht, soll sie auch zufrieden sein und ihres Dinges warten und lassen glauben so oder so, wie man kann und will, und niemand mit Gewalt drängen.

Denn es ist ein frei Werk um den Glauben, dazu man niemand kann zwingen. Ja, es ist ein göttlich Werk im Geist, geschweige denn, daß es äußerliche Gewalt sollt' erzwingen und schaffen. Daher ist der gemeine Spruch genommen, den Augustinus auch hat: „Zum Glauben kann und soll man niemanden zwingen.“

Dazu sehen die blinden, elenden Leute nicht, wie gar vergeblich und unmöglich Ding sie fürnehmen. Denn wie hart sie gebieten und wie sehr sie toben, so können sie die Leute ja nicht weiter drängen, denn daß sie mit dem Mund und mit der Hand ihnen folgen; das Herz können sie ja nicht zwingen, sollten sie sich zerreißen. Denn wahr ist

das Sprüchwort: „Gedanken sind zollfrei.“ Was ist's denn nun, daß sie die Leute wollen zwingen, zu glauben im Herzen, und sehen, daß es unmöglich ist? Treiben damit die schwachen Gewissen mit Gewalt, zu lügen, zu verleugnen und anders zu sagen, denn sie es im Herzen halten, und beladen sich selbst also mit gräulichen, fremden Sünden. Denn alle die Lügen und falsches Bekenntnis, die solch schwaches Gewissen thut, gehen über den, der sie erzwingt. Es wäre ja viel leichter, obgleich ihre Unterthanen irrten, daß sie sie schlecht (einfach) irren ließen, denn daß sie sie zu Lügen und anders zu sagen drängen, als sie im Herzen haben. Auch ist's nicht recht, daß man Böses mit Ärgerem wehren will. —

Aber willst du wissen, warum Gott verhängt, daß die weltlichen Fürsten also gräulich müssen anlaufen? Ich will dir's sagen: Gott hat sie in verkehrten Sinn gegeben und will ein Ende mit ihnen machen, gleichwie mit den geistlichen Junkern. Denn meine ungnädigen Herren, Papst und Bischöfe, sollten Bischöfe sein und Gottes Wort predigen; das lassen sie und sind weltliche Fürsten worden, und regieren mit Gesetzen, die nur Leib und Gut betreffen. Fein haben sie es umgekehrt: innerlich sollten sie regieren die Seelen durch Gottes Wort, so regieren sie auswendig Schlösser, Städte, Land und Leute, und martern die Seelen mit unsäglicher Mörderei.

Also auch die weltlichen Herren sollten Land und Leute regieren äußerlich; das lassen sie. Sie können nicht mehr denn schinden und schaben, einen Zoll auf den andern, einen Zins über den andern setzen; da einen Bären, dort einen Wolf auslassen, dazu kein Recht, Treu, noch Wahrheit bei ihnen lassen gefunden werden, und handeln, daß es Räubern und Buben zu viel wäre, und ihr weltlich Regiment ja so tief darnieder liegt, als der geistlichen Tyrannen Regiment. Darum verkehrt Gott ihren Sinn auch, daß sie zufahren widersinnig, und wollen geistlich über Seelen regieren, gleichwie jene wollen weltlich regieren, auf daß sie ja getrost auf sich laden fremde Sünde Gottes und aller Menschen Haß, bis sie zerscheitern mit Bischöfen, Pfaffen und Mönchen, ein Bube mit dem andern, und darnach das alles dem Evangelio schuld geben und und anstatt ihrer Beichte Gott lästern und sagen: ‚Unsere Predigt habe solches zugerichtet‘, welches ihre verkehrte Bosheit verdient hat und noch verdient ohne Unterlaß; wie die Römer auch thaten, da sie zerstört wurden. Siehe, da hast du den Rat Gottes über die großen

Hansen. Aber sie sollen's nicht glauben, auf daß solch ernster Rat Gottes nicht verhindert werde durch ihre Buße. —

So sprichst du: Hat doch Paulus gesagt (Röm. 13, 1): „Eine jegliche Seele soll der Gewalt und Obrigkeit unterthan sein." Und Petrus spricht (1. Petr. 2, 13): „Wir sollen aller menschlichen Ordnung unterthan sein."

Antwort: da kommst du recht, denn diese Sprüche dienen für mich. Sankt Paulus redet von der Obrigkeit und Gewalt. Nun hast du jetzt gehört, daß über die Seele niemand kann Gewalt haben, denn Gott. So muß ja Sankt Paulus von keinem Gehorsam sagen können, denn da die Gewalt sein kann. Daraus folgt, daß er redet nicht vom Glauben, daß weltliche Gewalt sollte den Glauben zu gebieten haben; sondern von äußerlichen Gütern, dieselben zu ordnen und zu regieren auf Erden. Das geben auch seine Worte deutlich und klar, da er beiden, der Gewalt und dem Gehorsam, das Ziel steckt und spricht (Röm. 13, 7): „Gebt jedermann das Seine, Schoß, des der Schoß, Zoll, des der Zoll, Ehre, des die Ehre, Furcht, des Furcht ist." Siehe da, weltlicher Gehorsam und Gewalt gehet nur über Schoß, Zoll, Ehre, Furcht, äußerlich. Item, da er spricht (4): „Die Gewalt ist nicht zu fürchten den guten, sondern den bösen Werken," beschränkt er aber die Gewalt, daß sie nicht Glauben oder Gottes Wort, sondern böse Werke meistern soll.

Das will auch Sankt Peter, da er spricht „menschlicher Ordnung". Nun kann ja menschliche Ordnung sich nicht erstrecken in den Himmel und über die Seele, sondern nur auf Erden, auf den äußerlichen Wandel der Menschen unter einander, wo Menschen sehen, erkennen, richten, urteilen, strafen und erretten können.

Das alles hat Christus selbst fein unterschieden und kurz gefaßt, da er spricht (Matth. 22, 21): „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Wenn nun kaiserliche Gewalt sich erstreckte in Gottes Reich und Gewalt, und nicht ein Besonderes wäre, sollte er's nicht also unterschieden haben. Denn, wie gesagt, die Seele ist nicht unter des Kaisers Gewalt; er kann sie weder lehren noch führen, weder richten noch verurteilen, weder halten noch lassen, welches doch sein müßte, wo er Gewalt hätte, über sie zu gebieten, und Gesetze zu legen; sondern über Leib, Gut und Ehre hat er wohl solches zu thun, denn solches ist unter seiner Gewalt.

Wenn nun dein Fürst oder weltlicher Herr dir gebeut, mit dem

Papst zu halten, so oder so zu glauben, oder gebeut dir, Bücher von dir zu thun, sollst du also sagen: ‚Es gebührt Luzifer nicht neben Gott zu sitzen. Lieber Herr, ich bin euch schuldig zu gehorchen mit Leib und Gut, gebietet mir nach eurer Gewalt Maß auf Erden, so will ich folgen. Heißt ihr aber mich glauben und Bücher von mir thun, so will ich nicht gehorchen; denn da seid ihr ein Tyrann und greift zu hoch, gebietet, da ihr weder Recht noch Macht habt‘ u. s. w.

Nimmt er dir darüber dein Gut und straft solchen Ungehorsam selig bist du, und danke Gott, daß du würdig bist, um göttlichen Wortes willen zu leiden. Laß ihn nur toben, den Narren, er wird seinen Richter wohl finden. Denn ich sage dir, wo du ihm nicht widersprichst und giebst ihm Raum, daß er dir den Glauben oder die Bücher nimmt, so hast du wahrlich Gott verleugnet.

Als, daß ich des ein Exempel gebe: In Meißen, Baiern und in der Mark und an andern Orten haben die Tyrannen ein Gebot lassen ausgehen, man solle die Neuen Testamente in die Ämter hin und her überantworten. Hier sollen ihre Unterthanen also thun: nicht ein Blättlein, nicht einen Buchstaben sollen sie überantworten, bei Verlust ihrer Seligkeit. Denn wer es thut, der übergiebt Christum dem Herodes in die Hände; denn sie handeln als Christenmörder, wie Herodes. Sondern das sollen sie leiden, wenn man ihnen durch die Häuser laufen und nehmen heißt mit Gewalt, es seien Bücher oder Güter. Frevel soll man nicht widerstehen, sondern leiden; man soll ihn aber nicht billigen, noch dazu dienen oder folgen oder gehorchen mit einem Fußtritt oder mit einem Finger.

So sprichst du abermal: ‚Ja, weltliche Gewalt zwingt nicht zu glauben, sondern wehrt nur äußerlich, daß man die Leute mit falscher Lehre nicht verführe; wie könnte man sonst den Ketzern wehren?‘

Antwort: Das sollen die Bischöfe thun; denen ist solch Amt befohlen, und nicht den Fürsten. Denn Ketzerei kann man nimmermehr mit Gewalt wehren, es gehört ein anderer Griff dazu, und ist hier ein anderer Streit und Handel, denn mit dem Schwert. Gottes Wort soll hier streiten; wenn's das nicht ausrichtet, so wird's wohl unausgerichtet bleiben von weltlicher Gewalt, ob sie gleich die Welt mit Blut füllt. Ketzerei ist ein geistlich Ding, das kann man mit keinem Eisen hauen, mit keinem Feuer verbrennen, mit keinem Wasser ertränken. Es ist aber allein Gottes Wort da, das thut's, wie Paulus sagt (2.

Kor. 10, 4 f): „Unsere Waffen sind nicht fleischlich, sondern mächtig in Gott, zu zerstören allen Rat und Höhe, so sich wider Gottes Erkenntnis auflehnet und nehmen gefangen allen Sinn unter den Dienst Christi."

Lieber, willst du die Ketzerei vertreiben, so mußt du den Griff treffen, daß du sie vor allen Dingen aus dem Herzen reißest und gründlich mit Willen abwendest. Das wirst du mit Gewalt nicht enden, sondern nur stärken. Was hilft dir's denn, so du Ketzerei in dem Herzen stärkst, und nur auswendig auf der Zunge schwächst und zu Lügen drängst? Gottes Wort aber, das erleuchtet die Herzen; und damit fallen denn von sich selbst alle Ketzerei und Irrtum aus dem Herzen.

Ich wollte aber den verblendeten Fürsten gar treulich raten, daß sie sich vorsehen vor einem kleinen Sprüchlein, das im 107. Psalm steht (V. 40): „Da Verachtung auf die Fürsten geschüttet war." Ich schwöre euch bei Gott, werdet ihr's versehen, daß dies kleine Sprüchlein über euch in den Schwang kommt, so seid ihr verloren, wenn auch euer jeglicher so mächtig als der Türke wäre, und wird euch euer Schnauben und Toben nichts helfen. Es ist schon ein großer Teil angegangen. Denn gar wenige Fürsten sind, die man nicht für Narren oder Buben hält, das macht, sie beweisen sich auch also, und der gemeine Mann wird verständig, und der Fürsten Plage, die Gott „Verachtung" heißt, gewaltiglich daher geht unter dem Pöbel und gemeinen Mann; und ich sorge, ihm werde nicht zu wehren sein, die Fürsten stellen sich denn fürstlich und fangen wieder an mit Vernunft und säuberlich zu regieren.

Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht euere Tyrannei und Mutwillen die Länge leiden. Lieben Fürsten und Herren, da wisset euch nach zu richten, Gott will's nicht länger haben. Es ist jetzt nicht mehr eine Welt, wie vor Zeiten, da ihr das Wild jagtet und triebet. Darum laßt euren Frevel und Gewalt, und bedenkt, daß ihr mit Recht handelt, und laßt Gottes Wort seinen Gang haben, den es doch haben will, muß und soll, und ihr's nicht wehren werdet. Ist Ketzerei da, die überwinde man, wie sich's gebührt, mit Gottes Wort. Werdet ihr aber viel Schwertzückens treiben, so sehet zu, daß nicht einer komme, der es euch heiße einstecken, nicht in Gottes Namen.

Der dritte Teil: Wie sich ein Fürst soll in seine Gewalt schicken.

Nun will's auch Zeit sein, daß, nachdem wir wissen, wie weit weltliche Gewalt sich erstreckt, (wir auch fragen,) wie sich ein Fürst soll

drein schicken, um derer willen, die gerne auch christliche Fürsten und Herren sein wollen, und auch in jenes Leben zu kommen gedenken, welcher gar sehr wenige sind.

Welcher nun ein christlicher Fürst sein will, der muß wahrlich die Meinung ablegen, daß er herrschen und mit Gewalt fahren wolle. Denn verflucht und verdammt ist alles Leben, das sich selbst zu Nutz und zu gut gelebt und gesucht wird. Verflucht alle Werke, die nicht in der Liebe gehen. Dann aber gehen sie in der Liebe, wenn sie nicht auf eigene Lust, Nutzen, Ehre, Gemach (Bequemlichkeit) und Heil, sondern auf anderer Nutzen, Ehre und Heil gerichtet sind von ganzem Herzen.

Summa: Ein Fürst soll sich in vier Orte teilen. Auf's Erste: zu Gott mit rechtem Vertrauen und herzlichem Gebet. Auf's Andere, zu seinen Unterthanen mit Liebe und christlichem Dienst. Auf's Dritte, gegen seine Räte und Gewaltigen mit feiner Vernunft und unbefangenem Verstand. Auf's Vierte, gegen die Übelthäter mit bescheidenem Ernst und Strenge. So gehet kein Stand auswendig und inwendig recht, der Gott und den Leuten gefallen wird.

Aber er muß sich viel Neids und Leids darüber erwägen; das Kreuz wird solchem Vornehmen gar bald auf dem Hals liegen.





Achtundzwanzigstes Kapitel.

Unruhige Geister.

Was war unterdessen aus den Schwärmern und Bilderstürmern geworden? Hatten sie sich so völlig von Luther belehren lassen, daß sie ihren Irrtümern für immer entsagten?

In Wittenberg war das Spiel für sie verloren. Die Bürgerschaft wandte sich einmütig wieder Luthern zu. Aber noch manche deutsche Stadt und mancher deutsche Gau sollte es zu schwerem Schaden erfahren, daß die unruhigen Geister ihr Wesen weiter trieben.

Als Luther im März 1522 gegen die Schwärmer predigte, waren die Zwickauer Propheten nicht zugegen (Seite 476). Anfang April kamen Marx Thomä und Martin Cellarius (Seite 432) von ihrer Rundreise nach Wittenberg zurück und begehrten eine Unterredung mit Luther. Obwohl dieser wenig Lust hatte, sich mit ihnen einzulassen, ließ er sie doch zu sich ins Kloster kommen. Melanchthon wohnte dem Gespräche bei.

Die Schwärmer begrüßten Luthern mit überschwänglichen Lobeserhebungen. Aber das verfing nicht. Luther ließ sich ihre vorgeblichen Offenbarungen vortragen und sagte ihnen ernstlich seine Meinung darüber: nämlich daß nichts von alledem in der heiligen Schrift begründet sei, daß er nur fürwitzige Einfälle darin finde, wenn nicht gar wahnsinnige und verderbliche Eingebungen des Lügengeistes. Da hob Cellarius an zu toben und mit den Füßen zu stampfen und auf den Tisch zu schlagen ob solcher Lästerung des Gottesgeistes.

Marx Thomä gab sich viel Mühe, Luthern dennoch zu überzeugen.

Aber Luther blieb dabei: ‚Beweist eure Lehre aus der Schrift, oder bewährt es durch Zeichen und Wunder, daß ihr neue Propheten seid!‘ Da rühmten sie drohend, solch Wunderzeichen würde bald durch sie geschehen! Luther erwiderte: „Der Gott, den ich anbete, wird wohl wissen, euren Göttern zu wehren!“

Erzürnt verließen die beiden Wittenberg noch an demselben Tage. Vom nahen Kemberg aus schrieben sie noch einen heftigen Brief an Luther; der aber befaßte sich nicht weiter mit ihnen.

Anfang September erschien auch Klaus Storch in Wittenberg. Er brachte einen jungen Rechtsgelehrten mit, den Doktor Westerburg von Köln — bis nach Köln war die Lehre der Zwickauer Propheten gedrungen und hatte Glauben gefunden.

Storch zog in der Tracht eines Landsknechts einher. Seine Reden stimmten gar nicht mit denen seiner Genossen im April. Was er vorbrachte, das drehte sich vor allem um die Kindertaufe. Luther berichtet dem Spalatin über ihn: „Mich dünkt, es wohnt ein leichtfertiger Geist in ihm; er hält wohl selber nicht viel von seinen Einfällen. So treibt der Satan sein Spiel mit den Menschen.“

Auch Storch und sein Genosse hielten sich nicht lange in Wittenberg auf.

Mehr als diese wunderlichen Heiligen machte Thomas Münzer von sich zu reden. Er war glücklich Pfarrer von Allstedt in Thüringen geworden (Seite 423). Dort auf dem Turme der Wiprechtskirche führte er Gespräche mit Gott und empfing von ihm Rede und Antwort. Bald erregten seine Predigten das größte Aufsehen; bis von Eisleben, Mansfeld, Sangerhausen, Frankenhausen, Querfurt, Halle kamen die Leute, ihn zu hören.

Mit Luther stellte er sich zunächst noch freundlich. Aber allzu langsam ging ihm die Wittenberger Reformation. Sein Haß wider das Papsttum war so groß, daß er forderte, es müsse mit Gewalt ausgerottet werden. So predigte er auch ohne Scheu im Juli 1524 vor dem Herzoge Johann von Sachsen und seinem Sohne Johann Friedrich auf dem Allstedter Schlosse: „Lasset die Übelthäter nicht länger leben, die uns von Gott abwenden! . . . Die Gottlosen haben kein Recht zu leben, außer was ihnen die Auserwählten wollen gönnen.“

Indem er strenges Abthun des papistischen Götzendienstes verlangte,

kam er auf den Einwand zu sprechen, daß doch auch die Apostel den heidnischen Götzendienst nicht gewaltsam zerstört haben. Darüber müssen sie sich hart schelten lassen. „Daß die Apostel der Heiden Abgötter nicht verstört haben, antwort' ich also: Sankt Petrus war ein furchtsamer Mann; Galater 2 hat er mit den Heiden geheuchelt; er war aller Apostel Figur (d. h. die anderen Apostel taugten auch nicht mehr, wie er)."

Deutlich rühmt er sich der wahrhaftigen Reformation, die durch ihn und seinesgleichen kommen soll: „Ich weiß fürwahr, daß der Geist Gottes jetzt vielen auserwählten, frommen Menschen offenbart eine treffliche, unüberwindliche, zukünftige Reformation. Die ist von großen Nöten, und sie muß vollführt werden, es wehre sich gleich ein jeglicher, wie er will." Jene Auserwählten sind es, welche den rechten, prophetischen Geist haben, „auf die Gesichte warten und dieselbigen mit schmerzlicher Betrübnis überkommen." Weil der Empfang solcher Offenbarungen, Träume und Gesichte mit Schmerzen geschiehet — „darum ist's nicht Wunder, daß sie Bruder Mastschwein und Bruder Sanfteleben verwirft."

Bruder Mastschwein und Sanfteleben geht auf niemand andern, als auf Luther. Neid und Haß gegen diesen machten Münzern immer toller.

Im Juni 1524 stürmte das aufgeregte Volk eine Kapelle in der Nähe von Allstedt. Dort, in dem Dörflein Malderbach, wurde ein wunderthätiges Marienbild verehrt. Aus Dankbarkeit für erfahrene Heilung hatten die abergläubischen Leute wächserne Gliedmaßen im Heiligtum aufgehängt und sonst mancherlei Schmuck und Bilder gestiftet. Münzer predigte wider „die Spelunke" und die darin getriebene Abgötterei. So zog das Volk hinaus und verbrannte unter allerlei Unfug die Kapelle.

Sonst blieb's noch bei aufrührischer Rede und geheimer Verschwörung. Münzer stiftete einen Bund, welcher durch ganz Thüringen bis nach Franken hin die Gleichgesinnten sammelte. Ihre Hauptartikel waren: „Alles soll gemein sein und einem jeden nach seiner Notdurft ausgeteilt werden (damit hoben sie das Eigentum auf). Welcher Fürst, Graf oder Herr darein nicht willigt, dem soll man den Kopf abschlagen oder ihn hängen (damit schafften sie Recht und Obrigkeit ab)."

Luthern gingen immer mehr die Augen auf über den „Satan von Allstedt."

Er tröstete sich dabei wohl des Wortes Sankt Pauli (1. Kor. 11,

19): „Es müssen Rotten unter euch sein.“ Ja, er nahm diese bittere Erfahrung geradezu für eine Bestätigung seiner guten und wahren Sache, wie er am 6. März 1524 seinem Straßburger Freunde Gerbel schreibt:

„Der Satan richtet bei uns, jedoch nicht zu Wittenberg, eine Sekte auf, welche weder von den Papisten noch von den Unsern etwas wissen will. Sie rühmen sich, daß der Geist sie treibet, und verwerfen das Zeugnis der heiligen Schrift. Daraus ersiehet man, daß unser Wort wahrhaftig das Wort Gottes ist, da es nun nicht allein Gewaltthat, sondern auch Ketzereien leiden muß.“

Und gern hörte er von den Schwärmern selber sagen, daß sie eines andern Geistes Kinder seien, als die Wittenberger. „Nun ist mir das eine sonderliche Freude,“ schreibt er, „daß nicht die Unsern solch Wesen anfahen, daß sie unsers Teils nicht sind, nichts von uns gelernt noch empfangen haben, sondern vom Himmel kommen sie und hören Gott selbst mit ihnen reden, wie mit den Engeln. Und ist (in ihren Augen) ein schlecht Ding, daß man zu Wittenberg den Glauben, die Liebe und das Kreuz Christi lehret. ‚Gottes Stimme,‘ sagen sie, ‚mußt du selbst hören und Gottes Werk in dir leiden, und fühlen, wie schwer dein Pfund ist; es ist nichts mit der Schrift, — ja Bibel, Bubel, Babel! u. s. w.‘ Hochmütigern, stolzern heiligen Geist — wo er's wäre! — habe ich weder gelesen noch gehört.“

„Es muß freilich ein schlechter Geist sein, der seine Frucht nicht anders beweisen kann, denn mit Kirchen- und Klösterzerbrechen und Heiligenverbrennen. Welches auch wohl thun könnten die allerärgsten Buben auf Erden.“

Diese Worte sind genommen aus einem Schreiben, welches Luther im Juli 1524 wegen des Münzer und seiner Rotte an Kurfürst Friedrich und Herzog Johann richtete. Weshalb er sich an die Fürsten wendete, sagt er selbst:

„Ich hab' diesen Brief an Ew. Fürstl. Gnaden allein aus der Ursach geschrieben, weil derselbe Geist die Sache nicht im Wort will bleiben lassen, sondern gedenkt sich mit der Faust darein zu begeben und will sich mit Gewalt setzen wider die Obrigkeit und stracks daher einen leiblichen Aufruhr anrichten. Möchte darum Ew. Fürstliche Gnaden unterthäniglich bitten und ermahnen, hierinnen ein ernstlich Einsehen zu haben und aus Schuld und Pflicht ordentlicher Gewalt solchem Unfug zu wehren und dem Aufruhr zuvorzukommen.“

Denn Aufruhr, das wissen wir schon, war in Luthers Augen etwas Schreckliches und mußte um jeden Preis unterdrückt werden. Damit aber niemand seine Bitte und Mahnung mißdeuten könnte, als wollte er Leute, die anders lehrten und glaubten als er, mit Hilfe weltlicher Gewalt mundtot machen, fährt er fort:

„Und sei das die Summa, gnädigste Herren, daß Ew. Fürstliche Gnaden soll nicht wehren dem Amt des Wortes. Man lasse sie nur getrost und frisch predigen, was sie können und wider wen sie wollen. Ist ihr Geist recht, so wird er sich vor uns nicht fürchten und wohl bleiben; ist unserer recht, so wird er sich vor ihnen auch nicht, noch vor jemand fürchten. Man lasse die Geister auf einander platzen und treffen. Werden etliche indes verführet, wohlan, so geht's nach rechtem Kriegslauf; wo Streit und Schlacht ist, da müssen etliche fallen und wund werden. Wer aber redlich ficht, wird gekrönet werden.

„Wo sie aber wollen mehr thun, denn mit dem Wort fechten, wollen auch brechen und schlagen mit der Faust — da sollen Ew. Fürstliche Gnaden zugreifen, es seien wir oder sie, und stracks das Land verboten und gesagt: ‚Wir wollen gern leiden und zusehen, daß ihr mit dem Worte fechtet, daß die reine Lehre bewährt werde; aber die Faust haltet stille, denn das ist unser Amt! oder hebt euch zum Lande hinaus‘!“

Dazu kam's denn auch. Lange genug hatte die kursächsische Regierung dem aufrührischen Treiben Münzers zu Allstedt zugesehen. Nur das viele Bücherschreiben hatte man ihm untersagt. Jetzt, am 1. August 1524, mußte er zu Weimar sich verantworten. Es gelang ihm nicht, sich zu rechtfertigen. So befahl Kurfürst Friedrich am 16. August, man solle ihn zu Allstedt seines Amtes entheben.

Er war indessen schon freiwillig gegangen. Nicht wenige angesehene Bürger von Allstedt hielten die Zeit für günstig, gegen ihn aufzutreten, und so schüttelte er den Staub Allstedts von seinen Füßen.

Er wandte sich nach der freien Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen. Dort wirkte ein eifriger Genosse seines Geheimbundes, Heinrich Pfeifer, ein früherer Cisterziensermönch. Mit ihm zusammen bearbeitete er die Bürgerschaft und predigte offen den Untergang der starken, gottlosen Tyrannen. Er deutete auf sich das Wort, welches der Herr zu Jeremias sprach: „Nimm wahr, ich hab' meine Worte in deinen Mund gesetzt, ich hab' dich heute über die Leute und über die Reiche gesetzt, auf daß du

auswurzelst, zerbrechest, zerstreuest und verwüstest und bauest und pflanzest (Jerem. 1, 9 f)."

Es fehlte ihm nicht an Beifall. Aber als es zu ernsteren Unruhen kam, wurde er mitsamt seinem Freunde Pfeifer ausgewiesen.

Nun führte er ein unstetes Wanderleben in Süddeutschland. Dort kam er eben zurecht, um den Bauernkrieg mit in Gang zu bringen.

In Nürnberg ließ er eine Schrift drucken, die er er schon in Mühlhausen geschrieben hatte, eine der giftigsten Schriften, die je gegen Luther ausgegangen sind. Er nannte sie eine „Schutzrede, wider das geistlose, sanftlebende Fleisch zu Wittenberg, welches durch den Diebstahl der heiligen Schrift die erbärmliche Christenheit also ganz jämmerlich besudelt hat." Wie schon der Titel, so wimmelt die ganze Schrift von Schmähungen gegen den Mann, der freilich das größte Hindernis seiner Umsturzpläne war. Er schilt ihn einen Erzheiden, Erzbuben, Erzteufel, den Wittenbergischen Papst, den tückischen Kulkraben, Drachen, Löwen, Basilisken, Doktor Lügner u. s. w. Besonders warf er ihm vor, daß er bei gutem Malvasier und andern Genüssen sich gütlich thue, den Fürsten schmeichle und heuchle, nur die armen Mönche und Pfaffen schelte, statt die gottlosen Regenten, die das Volk schinden und Christum mit Füßen treten, zu richten und zu strafen; „damit du aber den Bauern sättigest, schreibst du, die Fürsten werden durch das Wort Gottes zerscheitern, und vom Stuhl gestoßen werden" (vgl. Seite 36. 382).

Daß Luther nicht zu schmeicheln und zu heucheln verstand, weder, den Fürsten noch den Bauern, bewies er reichlich in jenen bösen Zeiten.

Unruhige Geister von Münzers Art gab es damals in allen deutschen Landen, in der Schweiz, wie in Königsberg. Aber besonders nahe ging es Luther, daß auch Karlstadt wieder ein Schwärmer wurde.

Seit Luthers Heimkehr nach Wittenberg spielte Karlstadt dort keine Rolle mehr. Er mußte es mit ansehen, wie die von ihm vorgeschlagenen, von der ganzen Gemeinde angenommenen neuen Ordnungen durch Luther ohne Widerspruch abgeschafft oder doch gänzlich abgeändert wurden, daß auch sein eifrigster Genosse, Gabriel Zwilling, reumütig auf Luthers Seite übertrat (Seite 476). Das war demütigend.

Luther behandelte ihn mit großer Schonung; er glaubte, daß auch Karlstadt sich eines Besseren besinnen werde. Ungehindert durfte er seine Vorlesungen an der Universität fortsetzen.

Bald aber verzichtete Karlstadt selber auf seine Thätigkeit als Professor. Er fuhr fort, die theologische Wissenschaft zu verachten (Seite Seite 443 f). Er schrieb keine gelehrten Bücher mehr, dafür aber viele erbauliche Schriften, worin er seltsame Lehren vortrug, von der Vergottung und von der Gelassenheit und von der Langeweile als dem wahren Christentum. Ähnliches lehrten tiefsinnige Männer schon unterm Papsttum, Ähnliches lehrten auch die Zwickauer Propheten, wie er denn auch den Geist über die Schrift setzt: „Der gelassene Mensch soll nicht um den Buchstaben der Schrift wissen, sondern eingehen in die Macht des Herrn."

Auf dem Titel seiner Schrift nannte er sich nicht mehr „Doktor", sondern „ein neuer Lai." Und als ein Laie geberdete er sich auch ganz und gar. Er kaufte sich ein Bauerngut in Segren unweit Wittenberg; dort lebte er mit den Bauern als Ihresgleichen, kleidete sich auch wie sie und ließ sich „Nachbar Andres" nennen". Zuweilen kam er noch nach Wittenberg, denn er hatte sein Amt noch nicht förmlich niedergelegt; aber allmählich ließ er seine Vorlesungen einschlafen.

Im September 1523 bemächtigte er sich wider Recht und Herkommen des Pfarramtes zu Orlamünde in Thüringen. Wie ging das zu?

Die Pfarrei Orlamünde gehörte dem Allerheiligenstifte zu Wittenberg, d. h. das Allerheiligenstift bezog die Einkünfte derselben. Infolgedessen hatte Orlamünde keinen Pfarrer, sondern nur einen Vikar, welcher von Wittenberg aus angestellt und beaufsichtigt wurde. Im September 1523 verließ nun der damalige Vikar wegen Streitigkeiten mit der Gemeinde Orlamünde. Und diese Gelegenheit benutzte Karlstadt, welcher als Domherr und Archidiakonus des Allerheiligenstifts die Orlamünder Pfarrei unter sich hatte, nach Orlamünde zu gehen und ohne Wissen und Willen des Kurfürsten, der Stiftsherren und der Universität das Pfarramt daselbst zu übernehmen. Die Gemeinde war von Herzen damit zufrieden. Denn sie kannte und schätzte Karlstadt, der öfter besuchsweise in Orlamünde gewesen war, und hatte selber sich ihn zum Pfarrer erbeten. Der faule Punkt bei der Sache war aber der, daß Karlstadt, als er nach Orlamünde übersiedelte, auf sein Wittenberger Amt durchaus nicht verzichten wollte: er hatte das Geld lieb.

Kaum war Karlstadt in Orlamünde — auf Grund göttlichen Rechtes, wie er versicherte — so betrieb er daselbst auf seine Weise eine gründliche Durchführung der Reformation. Die Bilder wurden entfernt.

der Altar abgeschafft, die Kindertaufe unterlassen, das Abendmahl ohne Beichte gefeiert — ganz wie zur Zeit der Schwärmerei in Wittenberg; das alles unter Zustimmung der Gemeinde, die Karlstadt völlig für sich hatte. Auch das Nachbarstädtchen Kahla nahm die neue Ordnung an.

Und weit über den nächsten Kreis seines Pfarrbezirks wirkte Karlstadt durch Predigt und Schriften.

Mit Münzer in Allstedt hatte Karlstadt schon zu Wittenberg in Austausch gestanden. Beide fuhren in dem gleichen Fahrwasser: beide wollten die Revolution. Auch Karlstadt predigte, unter steter Berufung auf das Alte Testament, daß die wahren Christen, wenn sie einmal zur Herrschaft gelangt seien, alle Abgötterei mit Gewalt abthun und sie, so gut wie andere Verbrechen, mit dem Schwerte strafen müssen.

Als aber Münzer die Orlamünder aufforderte, endlich Ernst zu machen und sich zum Kampfe gegen die Gottlosen mit ihm zu verbinden, schreckte Karlstadt doch vor dem vermessenen Treiben zurück und verschmähte das angebotene Bündnis. Er war doch zu zahm, um bis zum Äußersten mitzugehen. Natürlich mußte er nun von Münzer sich den Text lesen lassen, ob seiner Verleugnung und Menschenfurcht.

Karlstadt stürmte lieber mit Schriften als mit Waffen. Er errichtete zu Jena, wo der Prediger Reinhard ihm ganz zugethan war, eine eigene Druckerei; zu Wittenberg ließ er nur noch selten etwas drucken, weil die Bücher dort unter der Aufsicht der Universität standen. Er schrieb über den Sabbath, die Beichte, das Abendmahl — alles in einem gesetzlichen, unfreien Sinne. Schüchterner äußerte er seine Meinung über die Kindertaufe; doch ließ er sein eigenes Söhnlein ungetauft.

Das Ansehen Luthers untergrub er, wie und wo er konnte. Er wollte der große Reformator sein. Dieses ehrgeizige Streben war der eigentliche Grund seiner Verirrung.

Luther behandelte ihn noch bis in's Jahr 1524 hinein mit freundlichem Vertrauen. Am 14. März schrieb er an Spalatin:

„Mit Betrübnis habe ich Karlstadts ungeheuerliches Buch gelesen. Wie lange schon widersteht ihm Christus durch uns; aber er hört nicht auf und stürzt sich in's Verderben. Ich fürchte, da er uns zwingt, auch wider ihn zu beten, wird das Verderben über ihn kommen nach Verdienst. Christus verhüte es gnädiglich! Amen. So plagt den Menschen die unbezähmte Gier nach Namen und Ehre. Bete auch Du für ihn!“

Und am 4. Juli schreibt er: „Karlstadt bleibt sich treu und hält

es mit den neuen Propheten. Die Leute treiben eine unglaubliche Prahlerei mit ihrem Geiste, den sie unmittelbar von Gott zu haben vorgeben, ja fast scheint es, als brauchen sie Christum nicht, den sie zu einem bloßen Vorbild machen und heben mit Christo alle Sakramente auf."

In der That scheint Karlstadt damals mit den Zwickauer Propheten sich tiefer als je eingelassen zu haben. Wie Luther wußte, weilte Klaus Storch bei ihm in Orlamünde, und jener Doktor Westerburg (Seite 685) heiratetete eine Schwester von Karlstadts Frau.

So wenig Neigung Kurfürst Friedrich dazu hatte, so mußte er er doch gegen Karlstadt endlich eine Untersuchung einleiten. Die Winkeldruckerei in Jena konnte schon von Reichswegen nicht geduldet werden. Karlstadt kam auf Vorladung nach Wittenberg, versprach, das Pfarramt Orlamünde wieder aufzugeben und seine Wittenberger Professur zu bedienen. Aber er dachte nicht daran, dieses Versprechen zu halten, und der Rat von Orlamünde schützte ihn. —

So begab sich denn Luther auf Befehl des Kurfürsten nach dem Schauplatze der Karlstadtischen Schwärmerei. Es war eine Art Visitationsreise.

Am 21. August 1524 — also in demselben Monat, in welchem Münzer hatte von Allstedt weichen müssen — traf Luther in Jena ein. Am andern Morgen predigte er daselbst wider den schwärmerischen Geist und seine Früchte, Aufruhr und Bilderstürmen. Er nannte ihn den „Allstedtischen Geist."

Karlstadt, der die Predigt mit angehört hatte, fühlte sich durch sie getroffen, obwohl Luther ihn nicht mit Namen genannt hatte. Er bat deshalb um eine Unterredung mit Luther. Diese fand alsbald statt in Luthers Herberge, dem uns wohlbekannten „Schwarzen Bären".

Karlstadt beschwerte sich, daß Luther in Einem Atem seine (des Karlstadt) Lehre vom Sakrament und den aufrührerischen, mörderischen Geist von Allstedt bekämpft habe und gesagt, es sei Ein Geist. Mit Münzer wolle er unverworren bleiben, aber seine Lehre vom Abendmahl halte er fest und sei dabei gewiß, daß er die Schrift für sich habe, und nicht Luther. (Was für eine Lehre vom Abendmahl das war, die Karlstadt vortrug, davon wird später die Rede sein, wenn wir auf den großen Abendmahlsstreit kommen.)

Sie stritten hart mit einander. Luther sagte: wenn Karlstadt sich's annehme, er sei gerührt oder getroffen, so möge er getroffen sein im

Namen Gottes. Und wieder: „Ihr steht dennoch bei den neuen Propheten!“

„Wo sie Recht und Wahrheit haben,“ erwiderte Karlstadt. „Wo sie Unrecht haben, da stehe der Teufel bei ihnen.“

Dann forderte Luther: „Schreibt wider mich öffentlich, und nicht heimlich!“

Darauf Karlstadt: „Wenn ich denn wüßte, daß Ihr so sehr darauf brennt, es dürfte Euch zu Teil werden.“

Luther: „So thut es.“

Karlstadt: „Wohlan.“

Luther: „Thut's; ich will Euch einen Gülden dazu schenken.“

Karlstadt: „Einen Gülden?“

Luther: „Wenn ich's nicht thue, so sei ich ein Schalk.“

Karlstadt: „Gebt Ihr ihn mir denn, so nehme ich ihn wahrlich an.“

Da griff Luther in seine Tasche, zog einen Goldgulden heraus, gab ihn dem Karlstadt und sprach: „Nehmt hin und greift mich nur tapfer an! Frisch auf mich!“

Karlstadt nahm den Gülden, wies ihn den Zeugen des Gesprächs und sagte: „Lieben Brüder, das ist Pfand und Zeichen, daß ich Macht habe wider Doktor Luthern zu schreiben, und bitte ich euch alle, ihr wollt mir's bekennen und bezeugen.“

„Es bedarf's nicht,“ versicherte Luther. Und da Karlstadt den Gulden in seinen Beutel gethan, gab er Luthern die Hand darauf, daß er nun frei wider ihn schreiben werde. Dann tranken sie sich beide zu.

Ausdrücklich versprach Luther noch auf Karlstadts Andrängen, den Druck der Streitschrift nicht hindern zu wollen. „Je tapferer Ihr mich angreift, je lieber Ihr mir sein sollt.“

„Nun wohlan,“ sagte Karlstadt. „Fehl' ich Euer, so sei es mein Schade.“ Damit gingen sie auseinander. —

Von Jena begab sich Luther nach Kahla. Als er dort auf die Kanzel trat, fand er ein zerbrochenes Kruzifix darauf umhergestreut. Darüber ward er sehr bewegt; doch schob er die Stücke beiseite und hielt seine Predigt, ohne mit einem Worte des frevlen Mutwillens zu gedenken.

Am 24. kam er nach Orlamünde. Rat und Gemeinde hatten ihm nach Jena einen Brief geschrieben, der von heftigen Vorwürfen vollwar. Über diesen Brief redete Luther nun mit ihnen. Jene widerstanden ihm hart. Sie beschwerten sich, daß er sie mit den Schwarmgeistern zu-

sammenthue. Luther antwortete: „Wenn ich's sonst nicht wüßte, daß ihr Schwärmer seid, so weiß ich es jetzt, da ihr alle vor mir brennt wie ein Feuer, als ob ihr mich fressen wolltet."

Als er sah, daß alle wider ihn waren und keine Verständigung möglich, stand er auf und fuhr hinweg. Was er da erfahren hatte, öffnete ihm erst ganz die Augen über Karlstadts verderbliches Wirken. Wie er denn selber erzählt:

„Karlstadt hätte mich zu Jena schier überredet, daß ich seinen Geist nicht mit dem Allstedtischen, aufrührerischen, mörderischen Geist vermengete. Aber da ich gen Orlamünde unter seine Christen kam, fand ich wohl, was er für Samen da gesäet hatte, daß ich froh war, daß ich nicht mit Steinen und Dreck ausgeworfen ward, da mir etliche derselben einen solchen Segen gaben: ‚Fahr hin in tausend Teufel Namen! Daß du den Hals brächst, eh' du zur Stadt hinauskommst!"

Karlstadt konnte nunmehr nicht länger in Sachsen geduldet werden. Am 17. September wurde er durch kurfürstlichen Befehl abgesetzt und Landes verwiesen. Er verabschiedete sich von seiner Gemeinde in zwei Briefen, welche die Unterschrift führten: „Andreas Bodenstein (so hieß er ja eigentlich), unverhört und unüberwunden durch Martin Luther vertrieben."

Er wandte sich, wie Münzer, nach Süddeutschland. Sein Hauptquartier wurde dort Rothenburg an der Tauber. Doch brachte er auch lange Zeit in Straßburg und Basel zu. Die Straßburger beunruhigte er durch seine aufwiegelnden Reden so, daß der Magistrat ihn auswies, die Prediger aber deshalb an Luther um guten Rat schrieben. So ließ denn Luther am 15. Dezember 1524 an die „allerliebsten Freunde Gottes, alle Christen zu Straßburg" ein Sendschreiben ausgehen, worin er unter anderem Folgendes sagte:

„Bild stürmen, Sakrament leugnen, Taufe strafen ist eine schlechte Kunst, die auch ein Bube vermag und die je keinen Christen macht nimmermehr. Darum ist das ein grober Teufel, der mich wenig anficht.

„So ist nun mein treuer Rat: Bringt jemand etwas auf, so fahet an und sprecht: ‚Lieber, macht dasselb' auch einen Christen oder nicht?' Wo nicht, so laßt es ja nicht das Hauptstück sein, noch mit ganzem Ernst darauf fallen.

„Ein jeglicher sehe nur auf die stracke (sichere, gerade) Bahn: was Gesetz, Evangelium, Glaube, Christi Reich, christliche Freiheit, Liebe,

Geduld, Menschengesetz und dergleichen sei — daran haben wir zu lernen ewiglich. Ob du derweil nicht Bilder brichst, thust du darum keine Sünde. . . . Daß man die Christen auf solche Werke hetzt und treibet, als müßte man's thun oder sei kein Christ, und will die christliche Freiheit mit Gesetz und Gewissen fangen, das ist gar nicht zu leiden. Denn wir wissen, daß aus keinem Werk ein Christ wird und solche äußerliche Dinge, als Bilder und Sabbath, im Neuen Testament frei sind, wie alle andern Zeremonien des Gesetzes."

Indessen ließ Karlstadt nicht nur eine, sondern mehrere Schriften wider Luther ausgehen. Luther aber faßte alles, was er gegen ihn zu sagen hatte, zusammen in ein umfangreiches Buch, welches in zwei Abteilungen Ende 1524 und Anfang 1525 zu Wittenberg erschien und betitelt war: „Wider die himmlischen Propheten, von den Bildern und Sakrament."

„Doktor Andreas Karlstadt ist von uns abgefallen, dazu unser ärgster Feind worden." So schont er denn in dieser Schrift seines Namens nicht mehr. Mit dem Einen Buche will er einmal gründlich den Gegner abfertigen, der nun seit drei Jahren so vieles, erst heimlich, dann öffentlich, wider ihn geschrieben.

„Karlstadt ist nun so ganz auf schlechte Wege geraten, daß ich an seiner Umkehr ganz verzweifle," so schreibt er am 13. September 1524 dem Spalatin. Und am 20. März 1524 bekennt er demselben Freunde: „Karlstadt treibt und schreibt so wunderbare Dinge, daß es mich reut, mit dem Menschen jemals in freundschaftlichem Verkehr gestanden zu haben, so ganz ist er voll Lug und Trug."

Das waren bittere Erfahrungen für Luther, wenn so die trotzigen Geister des Irrtums und des Unfriedens sich im eigenen Lager erhoben. Zwar hatte er Recht, wenn er sagte: ‚sie sind nicht von den Unsern'. Denn was sie lehrten und trieben, das wurzelte in Überlieferungen, welche lange vor Luther noch unter dem Papsttum in gewissen Kreisen gang und gäbe gewesen waren, nicht in dem von Luther neu entdeckten Evangelium. Aber wie manche hoffnungsreiche Blüte wurde durch solches Schwärmen und Stürmen geknickt.

Und noch ein anderer böser Frost sollte kommen über die Frühlingssaat der Reformation — das war der Bauernkrieg.



Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Bauernaufruhr.

Luthers Predigt fand am meisten Beifall und Widerhall in den Städten. Aber auch die Herzen des Landvolks wandten sich ihm immer entschiedener zu, und um's Jahr 1524 stand der gemeine Mann fast in allen deutschen Landen zu dem Namen Luthers.

Aber es fehlte viel, daß das Evangelium, wie es Luther meinte, auch überall vom Volke richtig verstanden worden wäre. Wir haben gesehen, daß Luther nächst den Menschensatzungen der Papstkirche nichts mehr haßte und verabscheute, als Aufruhr. Er wollte schlechthin gar nichts davon wissen, daß ein Christ in den Fall kommen könne, wider Ordnung und Obrigkeit sich erheben zu müssen. Jede Empörung, mochte sie scheinbar noch so gerechte Ursache haben, war in seinen Augen schwere Sünde, und wenn sie nun gar im Namen Gottes und seines Evangeliums geschah, sah er darin des Satans ärgstes Stück.

So haben wir ihn treulich warnen hören, als die Geister des Aufruhrs sich nur erst regten (Seite 385 ff). So ist er dann mit aller Kraft den Schwärmern entgegengetreten, zu Wittenberg und in Thüringen. Und jetzt mußte er das Furchtbare erleben, daß die Bauernschaft von halb Deutschland sich empörte und dabei vorgab, sie suche damit nichts anderes, als das christliche Evangelium.

Daß der gemeine Mann einmal losschlagen werde gegen seine harten Herrn, hatte Luther schon lange vorausgesagt (Seite 679). Er kannte zu gut Tyrannei und Mutwillen der Großen. Er wußte, wo den Bauern der Schuh drückte, war er doch selbst eines Bauern Sohn.

Und wie es gährte im Volke, das konnte nachgerade niemandem verborgen bleiben, der sehen wollte. Ehe noch Luther geboren war, hatte sich die Unzufriedenheit der unfreien Bauern hier und da in Aufständen und Verschwörungen Luft gemacht. So war es ein Vorspiel des Bauernkrieges, als im Jahre 1476 jener Spielmann von Niklashausen (Band 1 Seite 121 f) nicht nur wider die Sünden des Volks, sondern vor allem auch wider den Druck der Herren und Obrigkeiten predigte. Sechzehntausend Bauern sollen gegen Würzburg gezogen sein, als der Bischof an den Propheten der Freiheit und Gleichheit Hand anlegte.

Siebzehn Jahre später, 1493, schlossen die Bauern um Schlettstadt im Elsaß einen geheimen Bund, den sie „Bundschuh" nannten. Das Wort kennen wir schon vom Wormser Reichstage her, wo es wie ein Brandbrief den versammelten Ständen Schaden ansagte (Seite 149). Der Name kam daher, daß auf der Fahne des Bundes ein Bauernschuh gestickt war. Der Bund ging gegen Adel, Pfaffen und Juden: aller Wucher sollte aufhören, Zoll und Umgeld abgeschafft, Steuern nur noch mit Bewilligung der Bauernschaft erhoben werden.

Die Verschwörung blieb nicht geheim. Grausame Strafen mußten die Teilnehmer büßen. Überall wo der gemeine Mann unruhig wurde und Miene machte, sich selber zu helfen, unterdrückte man solche Bewegungen mit der größten Härte.

1514 kam es in Württemberg zu einem bedrohlichen Aufstande. Die Bauern führten eine Fahne, auf welcher ein Bauer vor einem Kruzifix kniete, mit der Umschrift: „Der arme Konrad." So nannte sich dann der ganze Bund. Herzog Ulrich, der sich selber unter das empörte Volk begab, um den Sturm zu stillen, mußte vor ihrer Wut flüchten. Mehr durch Betrug als durch Gewalt wurde er schließlich des Aufstandes Herr. Da wurden die Gefängnisse voll „wie die Bienenkörbe bei Regenwetter"; viele bezahlten ihr Unterfangen mit dem Leben, die andern wurden gebrandmarkt, ausgepeitscht, und das Übel war ärger, wie zuvor.

Glücklicher waren die Bauern im Hegau und Klettgau (nordwärts vom Bodensee), als sie zehn Jahre später ihrem Herrn die Frohnden und Zehnten kündigten. Ihr Führer war Hans Müller von Bulgenbach. Thomas Münzer fand sich auch dort ein und goß Öl in's Feuer. Unter dem schwarzrotweißen Banner zogen sie in Waldshut ein: da wurde zwischen Bürgern und Bauern die „evangelische Brüderschaft" aufgerichtet. Die Bewegung war sogar für Erzherzog Ferdinand und den

Schwäbischen Bund zu stark; so kam man den Wünschen der Bauern entgegen und traf ein Abkommen mit ihnen. Alsbald zerstreuten sich die Haufen.

Aber die großen Herren hielten ihre Versprechungen nicht, und so drohte der Aufstand im andern Frühjahr von neuem und heftiger auszubrechen.

Was war denn die Ursache aller dieser Unruhen?

Die vornehmste Ursache war die damalige Notlage des Bauernstandes. Der deutsche Bauer gehörte zwar niemandem leibeigen, aber abgesehen von einigen Landstrichen war er auch nicht frei. Er hatte sein Gut von dem Grundherrn in Erbpacht; d. h. wenn er Kinder hinterließ, so fiel es ohne Weiteres ihnen zu, wenn keine Kinder da waren, so fiel es an den Grundherrn zurück. Nun lagen aber auf dem Gute schwere Lasten. Abgaben an den Grundherrn: nicht selten forderte dieser die dritte Garbe. Ferner Frohnden, d. i. Dienste mit der Hand oder dem Gespann, mit Wildtreiben auf der Jagd u. dgl. Diese Frohnden waren in manchen Gegenden „gemessen“, d. h. auf eine bestimmte Zahl von Tagen festgesetzt, z. B. im Erzherzogtum Österreich auf zwölf Tage; aber die Herrschaften fragten wenig darnach, und meistens waren die Frohnden „ungemessen“, d. h. es gab überhaupt keine solche rechtliche Beschränkungen. Da kam es nur zu oft vor, daß die Bauern bei gutem Wetter die Felder ihrer Herren bestellen mußten; dann konnten sie zusehen, wie sie bei schlechtem Wetter mit ihrer Arbeit fertig wurden. Ja, es ist Thatsache, daß die Gräfin zu Lupfen (in Schwaben) ihre Unterthanen zur Zeit der Haferernte Beeren und Schlehen suchen ließ, auch Schneckenhäuslein, Garn darauf zu winden. Wie mußte dergleichen wahnwitziger Übermut verbittern!

Wenn dann der Familienvater starb, trat der „Todfall“ ein; d. h. die Herrschaft hatte dann das Recht, das beste Stück des Erbes für sich auszuwählen, das sogenannte „Besthaupt“. Die Ansprüche der Herrschaft waren sehr verschieden, aber manchmal recht hoch. Die Herren von Hohenlohe-Langenburg forderten als Abfindung für das Besthaupt von einzelnen Höfen bis zu 1200 Gulden!

Dazu nun Steuern, Zölle und Beschwerungen aller Art. Wie viel verzehrten Kirchen und Klöster! Darüber haben wir Luthern und die Stände des Reichs schon manchmal klagen hören. Alle allgemeinen Lasten hatten schließlich — neben dem Bürger — die Bauern zu tragen. Denn die Herren auf ihren Schlössern hatten schließlich selber nichts,

als was der Bauer ihnen gab. Damals, als den Rittern ihr räuberisch Handwerk gelegt wurde und sie nicht mehr die Kaufleute überfallen und die Städte brandschatzen durften wie zuvor, waren die Abgaben und Dienste der ihnen unterthanen Bauern vielfach ihre einzige Einnahmequelle.

Und unglücklicherweise brauchten die Herrschaften gerade in jener Zeit viel mehr Geld, wie zuvor. Denn die Ansprüche an's Leben, der Luxus, stiegen von Jahr zu Jahr. Der Handel blühte, nicht am wenigsten infolge der Entdeckung von Amerika und der großen Schätze, die nun nach Europa strömten; die Städte wurden reich davon, lebten auch darnach — und die Herren auf ihren Schlössern im Lande wollten es ihnen doch gleichthun in Luxus und Lebensgenuß. Was blieb ihnen also übrig, als den Bauer zu schinden, so lange noch etwas von ihm herauszupressen war!

Nun mochte es in besonders gesegneten Gegenden trotz alledem wohlhabende, ja reiche Bauern geben. Aber sie waren rar. Und die allgemeine Begehrlichkeit und Genußsucht ergriff schließlich auch den Bauern und machte ihn immer unzufriedener.

So machten verschuldete und unverschuldete Übel die Lage des Bauernstandes unerträglich. Das Schlimmste aber war, daß er kein Recht fand. Denn ebendamals kam an Stelle des alten deutschen Rechtes, welches das Volk kannte und verstand, ein fremdes Recht, das römische, auf, welches nur von den Gelehrten, den Herren Juristen, verstanden und nach Herzenslust verdreht wurde. Da wußte der gemeine Mann nicht mehr, wo aus noch ein.

Und wie so alles zusammentrifft! Um dieselbe Zeit drangen neue Gedanken in das Volk, die ihm früher unbekannt waren. Daß alle Menschen gleich seien, und alle gleiche Rechte hätten, das verkündeten hier und da einzelne helle Köpfe als eine neue Botschaft. Und was da, wie eine seltsame Ahnung, die Köpfe und Gemüter beschäftigte, das empfing — so schien es — auf einmal eine klare, göttliche Bestätigung durch Luthers Lehre, ja durch das Evangelium Christi selber!

Die Freiheit eines Christenmenschen predigte Luther. Er sagte dabei, daß der Christ, durch Christum ein freier Herr geworden, nun ganz von selber mit allen Kräften und Gaben dem Nächsten diene (Band 1 Seite 721). Aber war es ein Wunder, daß die armen geknechteten Bauern die Predigt nur halb hörten und sich an das Wort von der Freiheit hielten?

Das allgemeine Priestertum, das war auch ein Hauptstück von Luthers Lehre. Da wurden alle Männer zu Pfaffen, alle Weiber zu Pfäffinnen (Band 1 Seite 595); jeder schlichte Christ durfte sich Gott so nahe fühlen, wie Priester und Papst. Das verkündigte Luther nun freilich nur, indem er in Einem Atem den Leuten sagte, daß unter allen den Priestern Gottes, den Christen, ein Unterschied des Standes und Amtes sei und daß sie einander durch treue Arbeit in ihrem Stande helfen und fördern sollen (Band 1 Seite 603. 742 ff). Aber wie menschlich war es da wiederum, daß die Bauern aufhorchten, wenn er von ihren neuen Rechten redete, und dagegen überhörten, wenn er ihnen die neuen Pflichten einschärfte!

Und nun gab Luther seinen lieben Deutschen die deutsche Bibel in die Hand. Da lasen sie oder ließen sich's vorlesen, wie unser Herr Christus die Reichen und Großen hart gescholten hat, dagegen die Armen, Mühseligen und Beladenen zu sich gerufen und selig gepriesen. Da vernahmen sie aus der Apostelgeschichte, wie lieblich es in der ersten Christenheit zugegangen, wie sie dort in Jerusalem einmütig bei einander waren und alle Dinge gemein hielten und war keiner unter ihnen, der Mangel hatte (Apgesch. 2, 44 f. 4, 32 ff). Darüber vergaßen sie wohl das ernste Wort des Herrn an seine Jünger: „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir!“ (Matth. 16, 24. vgl. 10, 38.)

Nun kamen gar noch Münzer, Karlstadt und Genossen, die „Mordpropheten“, wie Luther sie nennt, hetzten und verführten das blinde Volk. Daß in den aufwiegelnden Reden solcher Männer ein ganz anderer Geist waltete, als in Luthers Predigt, daß ihr Evangelium von dem Luthers himmelweit verschieden war, merkte der Zehnte erst. Redeten sie doch auch viel von Gottes Wort und schalten auf den Papst, wie Luther.

So kam es, daß die Bauern, wenn sie zum Beil und zur Sense griffen, schließlich meinten, sie handelten damit in Luthers Sinne und thäten Gott einen Dienst damit.

Natürlich gab es auch unter ihnen besonnene Männer, die nur das Billige und Vernünftige forderten. Wenn diese die Oberhand behielten, mochte noch alles gut gehen. Aber wenn ein Aufruhr in Gang kommt, da werden Maß und Vernunft seltene Dinge, Wühler und Schreier kommen oben auf, und schließlich ergreift Tollheit die meisten. —

Im Februar 1525 tauchte ein Flugblatt auf, welches schnell eine

unermeßliche Verbreitung fand. Es enthielt die „gründlichen und rechten Hauptartikel aller Bauernschaft und Hintersassen", zwölf an der Zahl. Darin sind die Forderungen der Unzufriedenen mit leidlicher Bescheidenheit zusammengefaßt.

Der Inhalt der zwölf Artikel ist folgender. Zuerst ein Vorwort. Darin erklären die Bauern, sie seien keine Aufrührer, sie begehrten nichts anderes, als das Evangelium zu hören und demselben gemäß zu leben. Komme es zu schlimmen Dingen, so hätten es die zu verantworten, welche ihnen wider die Lehre Christi ihr Recht versagten. Das alles wird reichlich mit Bibelsprüchen belegt. „Hat Gott die Kinder Israel, als sie zu ihm schrieen, erhört und aus der Hand Pharaos erledigt, kann er nicht noch heute die Seinigen erretten? Ja, er wird sie erretten, und in einer Kürze! (2. Mos. 3, 14. Luk. 18, 8.) Darum, christlicher Leser, lies die nachfolgenden Artikel mit Fleiß, und nachmals urteile.

„Zum Ersten ist unsere demütige Bitte und Begehr, daß wir fürhin Gewalt und Macht haben wollen, eine ganze Gemeinde soll einen Pfarrer selbst wählen und kiesen — 1. Tim. 3 (wo freilich davon nichts zu lesen steht, sondern nur von den Eigenschaften, welche ein Pfarrer haben soll), auch Gewalt haben, denselben wieder zu entsetzen, wenn er sich ungebührlich hielte — Tit. 1. Der erwählte Pfarrer soll uns das Evangelium lauter und klar predigen, ohne allen Zusatz, Menschenlehre und Gebot — Apostelgesch. 14."

Im zweiten Artikel, welcher die Reihe der rein weltlichen Forderungen eröffnet, erklären sich die Bauern bereit, den großen Zehnten, „den rechten Kornzehnt", d. i. den Zehnten von Korn, Dinkel, Weizen, Gerste und Hafer, fernerhin zu entrichten. Davon soll der Pfarrer besoldet, für die Armen gesorgt und ein Sparpfennig für Kriegszeiten zurückgelegt werden. Aber den kleinen Zehnten von Heu, Hopfen u. desgl., ebenso den lebendigen Zehnten vom Vieh, als Kälber, Lämmer, Füllen, wollen sie nicht mehr geben; denn „Gott der Herr hat das Vieh frei dem Menschen erschaffen — 1. Mos. 1."

„Zum Dritten ist der Brauch bisher gewesen, das man uns für Eigenleute gehalten hat. Welches zum Erbarmen ist, angesehen, daß uns Christus alle mit seinem kostbaren, vergossenen Blut erlöst und erkauft hat." Das war nun freilich ein arges Mißverständnis der Erlösung durch Christum. Was wird Luther dazu sagen? Doch wollen sie nicht allen Unterschied und Obrigkeit abschaffen. „Nicht daß wir gar frei sein, keine Obrigkeit haben wollen; das lehret uns

Gott nicht. Wir wollen gerne unserer gewählten und von Gott gesetzten Obrigkeit in allen ziemlichen und christlichen Sachen gehorsam sein.

„Zum Vierten ist es bisher im Brauch gewesen, daß kein armer Mann Gewalt gehabt hat, das Wildpret, Geflügel oder Fische im fließenden Wasser zu fangen, was uns ganz unziemlich und unbrüderlich dünkt, eigennützig und dem Worte Gottes nicht gemäß." Wie sie also Freiheit der Jagd und des Fischfanges fordern, so auch Abstellung des Wildschadens. Sie wollen nicht länger zu leiden gezwungen sein, „daß die unvernünftigen Tiere das, was Gott dem Menschen zu Nutz hat wachsen lassen, zu Unnutz mutwillig verfressen." Wie oft haben die Bauern dies Lied gesungen, sonderlich in früherer, wildreicher Zeit!

Zum Fünften soll der Wald Gemeingut sein. „Was für Hölzer Geistliche oder Weltliche, die sie immer haben, nicht erkauft haben, die sollen einer ganzen Gemeinde wieder anheimfallen, und einem jeglichen aus der Gemeinde soll ziemlicherweise frei sein, daraus seine Notdurft umsonst in's Haus zu nehmen, auch zum Zimmern, doch mit Wissen derer, die von der Gemeinde dazu erwählt worden, wodurch die Ausreutung des Holzes verhütet werden wird."

Zum Sechsten soll die Beschwerung mit Diensten ermäßigt werden.

Zum Siebenten soll die Herrschaft vom Bauern nichts verlangen, wozu er nicht nach gegenseitiger Vereinbarung („laut Vereinigung des Herrn und des Bauern") verpflichtet ist. Was darüber hinausgeht, „will der Bauer um einem ziemlichen Pfennig" (gegen Bezahlung) leisten.

Zum Achten: die Gülte oder Grundsteuer ist so hoch, daß der Bauer darüber zu Grunde gehen muß; sie soll „nach der Billigkeit" herabgesetzt werden.

Zum Neunten: die willkürlichen Strafen und die immer neuen Ansätze sollen aufhören.

Zum Zehnten sollen die Wiesen und Äcker, die man ohne Kauf den Gemeinden entfremdet hat, wieder zurückgegeben werden.

„Zum Elften wollen wir den Brauch, genannt ‚der Todfall' (Seite 698), ganz und gar abgethan haben und nimmer leiden, daß man Witwen und Waisen das Ihrige wider Gott und Ehre also schändlich nehme."

Und damit nun jedermann merke, daß dieses neue Bauernrecht christlich und evangelisch sei, so verlangt der zwölfte und letzte Artikel, daß alle die gemachten Forderungen an der heiligen Schrift sollen

geprüft werden. Wenn man sie daraus widerlege und als unziemlich erweise, wollen die Bauern davon abstehen, aber auch nur dann. —

Die zwölf Artikel sind das Programm der gemäßigten Richtung unter den aufrührerischen Bauern. Über die meisten Punkte konnten die Herrschaften recht gut mit ihnen verhandeln und sich vertragen. Hätten die Bauern einmütig darauf bestanden, so wäre die ganze Bewegung für sie vielleicht besser verlaufen.

In der That kam es im Frühjahr 1525 zu einer großartigen Erhebung des Bauernstandes. Wie nach einem schwülen Sommertage die Gewitter aufziehen: hier und da zeigt sich ein Wölkchen, im Umsehen türmt sich's am ganzen Horizonte auf, schon blitzt es und donnert in allen Himmelsgegenden und jetzt tobt das Ungewitter bereits über unserm Haupte, als wollte der jüngste Tag hereinbrechen — so kam der Schrecken des Bauernkrieges schnell und furchtbar über halb Deutschland.

Zuerst erhob sich der schwäbische Stamm. Der Fürstabt von Kempten war seinen Leuten ein ungnädiger Herr; als sie endlich des lange getragenen Joches müde wurden und anfingen sich zu beschweren und Abhilfe zu verlangen, fuhr er sie hart an und drohte mit Georg Frundsberg und seinen Landsknechten. Da zerbrachen die Bauern das Joch. Noch im Januar war es, da erfochten sie den ersten Sieg; der Herr Abt mußte kapitulieren und unterschreiben, was die Bauern wollten. Die Bürger der Städte begünstigten sie, und neun Pfarrer der Abtei schlugen sich ganz auf ihre Seite. Die Landpfarrer standen sich kaum besser, als die Bauern, und beneideten die großen Bischöfe und Äbte so gut, wie die Bauern ihre Herrschaften.

Im Februar machten's den Kemptenern ihre Nachbarn, die Allgäuer, nach und kündigten ihrem Herrn, dem Bischof von Augsburg, den Gehorsam. Sie riefen die „Seebauern" zu Hilfe, die Bauern am Bodensee. Bald war das ganze Land nördlich vom Bodensee im Aufruhr. An den Schweizern drüben hatte man ein Beispiel, was ein einig Volk vermochte: die Schweizer hatten die österreichische Herrschaft abgeschüttelt und waren frei. Warum sollte das in Schwaben nicht auch gelingen?

Wer sich nicht freiwillig anschloß, den nötigte man mit Gewalt. Nirgends durfte die große Glocke zum Gottesdienst geläutet werden; denn wenn man sie hörte, so bedeutete das Sturm: da lief alles Volk nach dem Sammelplatze zu Bermatingen.

Bald rottete sich ein dritter Haufe zusammen; derselbe hieß nach seinem Standorte Baltringen (zwischen Ulm und Ravensburg) „der Bal-

tringer Haufe". Jenes ganze Land war zersplittert in schier unzählige Länder und Ländchen; aber ob die Herrschaft gut oder schlecht, jedermann wurde vom Sturme mit fortgerissen. Um Mitte März schätzte man die Zahl der bewaffneten Bauern zwischen Augsburg und Konstanz auf Hunderttausend.

Im Schwarzwald erhob sich das Volk unter Führung jenes Hans Müller von Bulgenbach, der schon im Jahre vorher mit Glück „die evangelische Brüderschaft" geleitet hatte. Die Zusagen, womit man damals die Empörer beschwichtigte, waren unerfüllt geblieben. So zog er jetzt wieder von Dorf zu Dorf, mit rotem Mantel angethan und das rote Barett auf dem Haupt. Die große Sturmfahne wurde ihm auf einem mit Laub und Bändern geschmückten Wagen nachgefahren.

Schon regte sich's auch drüben im Elsaß wieder, wo einst der Bundschuh sein heimliches Wesen trieb. Ja bis nach Lothringen reichte die Bewegung.

Und dem schwäbischen Stamme folgte bald der fränkische. Im Odenwald trat Georg Metzler, ein heruntergekommener Wirt von Ballenberg, an die Spitze der Unzufriedenen; sein Haufe nannte sich „das evangelische Heer." Noch wilder waren die Scharen, welche um Heilbronn sich zusammenrotteten unter dem grausamen Jäcklein Rohrbacher aus Böckingen.

Wo so ein aufgeregter Haufe beisammen war, wählten sie einen Hauptmann; dann läuteten sie die Sturmglocke und der Aufruhr ging los. Man bemächtigte sich der Güter der Reichen: Plünderung eines Weinkellers, eines Mehlvorrates, eines herrschaftlichen Fischteiches, das waren so die ersten Thaten. Dann zogen sie wider die Höfe und Burgen der Herren.

Groß ist die Zahl der Ritter und Fürsten, welche den Aufrührern gute Worte gaben und „Ergebenheit gelobten."

So mußten z. B. die Grafen von Hohenlohe, deren Gebiet zwischen zwei Hauptorten der Revolution, Heilbronn und Rothenburg, lag, sich vor den Bauern demütigen. Sie schlugen denselben zuerst vor, beide Teile sollten sich einem unparteiischen Schiedsgericht unterwerfen. Darauf erhielten sie den Bescheid, sie hätten einfach „dem hellen Willen der Bauernschaft sich zu fügen." Fußfällig mußten sie Ergebenheit geloben und die zwölf Artikel anerkennen. Einer der Aufrührer sagte zu ihnen:

„Bruder Albrecht und Bruder Georg, kommet her und gelobet, bei den Bauern als Brüder zu bleiben und nichts wider sie zu thun; denn

ihr seid nimmer mehr Herren, sondern wir sind jetzt Herren von Hohenlohe.“ Und wirklich mußten die beiden Grafen in Bauerntracht mit weißen Stäben in den Händen den Zug der Bauern begleiten, wobei sie manche Roheit zu erdulden hatten.

Die kleinen Städte waren vielfach mit den Bauern einverstanden. Im Elsaß erklärten die Bürger, „sie hätten keine Spieße, um die Bauern zu stechen.“ Auch innerhalb der Stadtmauern waren die kleinen Leute wider die großen, die Zünfte wider die edlen Geschlechter, „die Ehrbaren“; sie forderten dann wohl vom Rate Annahme der „Reformation“ und dachten, falls er sich weigerte, auf gewaltsamen Umsturz. In Rothenburg an der Tauber, wo auch Karlstadt mit wühlte, gelang es wirklich der aufgewiegelten Menge, dem Magistrat die Gewalt zu entreißen, und regierten nun Leute die Stadt, welche der Revolution zugethan waren.

Ja auch in großen Städten hielten die Unzufriedenen die Gelegenheit für günstig, um allerhand Neuerungen durchzusetzen. In Frankfurt am Main, in Mainz, Trier, Münster und sonst stritten die einen für das Herkommen, die andern für den Fortschritt.

Ein vornehmlicher Herd der Revolution wurde Mühlhausen in Thüringen. Münzer war im Dezember 1524 dahin zurückgekehrt, in der Hoffnung, daß nun die Zeit günstiger sein würde, hier sein himmlisches Reich aufzurichten. Jener Heinrich Pfeifer hatte sich auch wieder zu ihm gefunden. Der Rat versuchte umsonst, den beiden zu wehren. Er mußte schließlich (am 16. März) in seine eigene Auflösung willigen; ein neuer „ewiger Rat“ wurde gewählt, der nur aus Anhängern Münzers bestand. Nun waren Münzer und seine Genossen Herren der Stadt. Schon vorher hatte Münzer sich zum Pfarrer der Marienkirche ernennen lassen; die rechtmäßigen Geistlichen mußten erst vertrieben werden, damit der Platz frei würde. Das alte Wesen hob nun von neuem an. Altäre wurden niedergerissen, Bilder zerbrochen, Klöster aufgehoben, ja auch gegen Schlösser und Burgen zogen die wütenden Banden. Der Bund, den Münzer einstmals gestiftet hatte, lebte frei wieder auf. Auch hier mußten Männer vom Adel, wie die Grafen Ernst von Hohenstein und Günther von Schwarzburg, gute Miene zum bösen Spiel machen und Bundesbrüder werden. Besonders auf das Gebiet Herzog Georgs von Sachsen hatte Münzer es abgesehen.

Unterdessen trat endlich in Schwaben den Bauern ein kriegstüchtiges Heer entgegen, das Heer des Schwäbischen Bundes unter Georg Truchseß von Waldburg. Aber er kam fast zu spät. Unter der Gunst des langen

Verzuges war die Masse der Aufständischen zu groß geworden. Was that es, wenn er etliche feste Plätze einnahm, hier und dort einen Haufen zersprengte; damit war der Sturm nicht beschworen. Und die Bauern waren zum Teil gar streitbare Männer. Wie mancher alte Lanzknecht steckte darunter und konnte seine Genossen fechten lehren.

Zu Anfang April war der Aufruhr im besten Zuge. Von den Vogesen bis nach Österreich hinein, von Salzburg bis nach Thüringen brandeten seine Wogen, hier stärker und verheerender, dort schwächer und zahmer. Wer konnte sagen, was daraus werden wollte? Auf welche Seite schließlich der Sieg sich neigen würde?

Die Reichsgewalt versagte ganz und gar. Kaiser Karl war weit und hatte andere Dinge im Kopfe. Ein Reichsregiment, das für ihn gehandelt hätte, gab es nicht mehr. Die Landesfürsten waren uneins und zögerten aus mancherlei Ursachen, ernstlich dreinzufahren. Die öffentliche Meinung war geteilt; die meisten wußten nicht, wem sie Recht geben sollten und wem Unrecht.

Der Mann, auf dessen Haltung in dieser Verwirrung am meisten ankam, war Luther. Ob er sich für oder gegen die Bauern entschied konnte entscheidend sein für das Schicksal der ganzen Bewegung.



Dreißigstes Kapitel.

Luther und die Bauern.

Am 3. April 1525 schrieb Luther an Spalatin: „Ich lege bei, was mir aus Thüringen geschrieben wird. Bisher war die Welt voll von Geistern ohne Fleisch und Bein; jetzt wimmelt sie von Geistern, die Fleisch und Bein geworden sind. So wütet der Satan gegen Christum. Aber Christus ist doch stärker als er.“

Verworrene Nachrichten nur mochten bis dahin über die Vorgänge in Süddeutschland nach Wittenberg gedrungen sein. Aber schon kamen die Gespenster des Aufruhrs näher. Karlstadts Treiben in Rothenburg, Münzers in Mühlhausen erregte vor allem Luthers Zorn. „Münzer ist nun zu Mühlhausen nicht mehr Doktor allein, sondern König und Kaiser,“ so schrieb er am 11. April dem Amsdorf.

Bald öffnete eine Reise ihm noch mehr die Augen über das Anwachsen und Umsichgreifen der Revolution. Die Reise hatte einen gar friedlichen Zweck. Sein Freund und Gönner, Graf Albrecht zu Mansfeld, errichtete zu Eisleben eine Schule; dabei sollte Luther ihm helfen. So begab sich denn dieser am 16. April von Wittenberg nach seinem Geburtsort Eisleben, begleitet von Melanchthon und Agrikola. Letzterer war zum Leiter der neuen Schule ausersehen.

Es mochte doch bei der Reise noch auf Größeres abgesehen sein. Luther gedachte das Land zwischen Harz und Thüringer Wald, welches eben damals der Aufstand zu ergreifen drohte, daraufhin zu erforschen und womöglich das Unheil abzuwenden. Darum sollte es von Eisleben ins Mansfeldische, Stolbergische und noch weiter gehen.

Vor allem jedoch mußte Luther ein offenes Wort reden, damit Bauern und Herren seine ganze Meinung über ihre Sache wüßten. Und so schrieb er denn zu Eisleben im Garten des Mansfeldischen Kanzlers Johann Thür seine „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft". Die Schrift geriet, wie wir sie nicht anders von ihm erwarten werden: beiden Teilen hält er ihr großes Unrecht vor; aber wie sehr er die Fürsten und Herren schilt, so ist ihm doch der Aufruhr ein viel gräulicherer Frevel, für den er keine Entschuldigung kennt.

Die Schrift führt den Spruch an der Stirn: „Sein Unglück wird auf seinen Kopf kommen und sein Frevel auf seinen Scheitel fallen (Psalm 7, 17)". Von den weiteren Ausführungen soll hier wenigstens die Hauptsache folgen.

Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben.

Es hat die Bauernschaft, so sich jetzt in Schwabenland zusammengeworfen, zwölf Artikel von ihren unerträglichen Beschwerungen gegen die Obrigkeit gestellet und mit etlichen Sprüchen der Schrift fürgenommen zu begründen und durch Druck lassen ausgehen. In welchen mir am besten gefallen hat, daß sie im zwölften Artikel (Seite 702) sich erbieten, bessern Unterricht, wo es mangelte und vonnöten wäre, gerne und williglich anzunehmen und sich wollen weisen lassen, sofern dasselbige durch helle, öffentliche, unleugbare Sprüche der Schrift geschehe. Wie denn billig und recht ist, daß niemands Gewissen weiter oder anders, denn mit göttlicher Schrift, unterrichtet und gewiesen werde.

Weil denn nun die Sache groß und gefährlich ist, als die beide, Gottes Reich und der Welt Reich, betrifft, so ist vonnöten, daß wir frei davon reden und raten, niemanden angesehen.

An die Fürsten und Herren.

Erstlich haben wir niemandem auf Erden solchen Unrat und Aufruhr zu verdanken, denn euch Fürsten und Herren. Sonderlich euch blinden Bischöfen und tollen Pfaffen und Mönchen, die ihr noch heutigen Tags in eurer Verstocktheit nicht aufgehört zu toben und zu wüten wider das heilige Evangelium. Dazu ihr im weltlichen Regiment thut nicht mehr, denn daß ihr schindet und schätzet, eure Pracht und Hochmut zu führen, bis der arme, gemeine Mann es nicht länger tragen kann noch mag.

Das Schwert ist euch auf dem Halse, dennoch meinet ihr, ihr sitzt so fest im Sattel, man werde euch nicht können ausheben. Solche Sicherheit und verstockte Vermessenheit wird euch den Hals brechen, das werdet ihr sehen! Ich hab's euch zuvor vielmals verkündigt, ihr solltet euch hüten vor dem Spruch: „Er schüttet Verachtung über die Fürsten" (Seite 682). Ihr ringet darnach und wollt auf den Kopf geschlagen sein; dagegen hilft kein Warnen noch Vermahnen.

Denn das sollt ihr wissen, lieben Herren: Gott schafft's also, daß man nicht kann, noch will, noch soll eure Wüterei die Länge dulden. Ihr müßt anders werden und dem Worte Gottes weichen. Es sind nicht Bauern, die sich wider euch setzen; Gott selbst ist es, heimzusuchen eure Wüterei. Es sind etliche unter euch, die haben gesagt, sie wollen Land und Leute daran setzen, die Lutherische Lehre auszurotten. Wie dünkt euch, wenn ihr eure eigenen Propheten wäret gewesen, und wäre schon Land und Leute darangesetzt? Die Juden sagten auch: ‚wir haben keinen König (Joh. 19, 15)', und ist ein solcher Ernst worden, daß sie ewiglich ohne König sein müssen.

Auf daß ihr aber euch noch weiter versündigt, so fangen etliche an und geben dem Evangelium die Schuld, und sprechen, das sei die Frucht meiner Lehre (das hatte Luther schon 1523 vorausgesagt: vgl. Seite 679). Nun, nun, lästert flugs, lieben Herren; ihr wollt nicht wissen, was ich gelehrt habe, und was das Evangelium sei. Er ist aber vor der Thür, der es euch lehren wird, bessert ihr euch nicht. Ihr und jedermann muß mir Zeugnis geben, daß ich heftig wider Aufruhr gestritten habe und die Unterthanen zum Gehorsam ermahnt, daß also dieser Aufruhr nicht kann aus mir kommen, sondern die Mordpropheten (Münzer u. s. w.), welche mir ja so feind sind als euch, sind unter diesen Pöbel gekommen, womit sie nun länger denn drei Jahre um gegangen sind, und niemand hat ihnen so sehr gewehret und widerstanden, als ich allein.

Darum, meine lieben Herren, seid ihr Freunde oder Feinde, so bitte ich euch, verachtet meine Treue nicht, ob ich wohl ein armer Mann bin. Verachtet diesen Aufruhr auch nicht. Nicht daß ich fürchte, daß sie euch zu mächtig sein sollten. Sondern Gott fürchtet, dessen Zorn sehet an; will euch der strafen, wie ihr verdient habt, so straft er euch, und wenn der Bauern hundert mal weniger wären, denn er kann wohl Steine zu Bauern machen, daß euch alle eure Harnisch und Stärke zu wenig wird.

Ist euch nun noch zu raten, meine Herren, so handelt mit Vernunft an den Bauern. Versucht's zuvor gütiglich, weil ihr nicht wißt, was Gott thun will, auf daß nicht ein Funke angehe und ganz Deutschland anzünde, daß niemand löschen könnte. Unsere Sünden sind da vor Gott, derhalben wir seinen Zorn zu fürchten haben.

Sie haben zwölf Artikel gestellt, unter welchen etliche so billig und recht sind, daß sie euch vor Gott und der Welt den Glimpf nehmen (euch in's Unrecht setzen). Doch sind sie fast alle auf ihren Nutzen und ihnen zu gut gestellt. Ich hätte wohl andere Artikel wider euch zu stellen, die ganz Deutschland und das Regiment betreffen, wie ich's gethan habe in dem Buch an den deutschen Adel. Aber weil ihr die habt in den Wind geschlagen, müßt ihr nun solche eigennützige Artikel hören.

Den ersten Artikel, da sie begehren das Evangelium zu hören und das Recht, einen Pfarrer zu erwählen, könnt ihr ihnen nicht abschlagen. Obrigkeit soll nicht wehren, was jedermann lehren und glauben will, es sei Evangelium oder Lüge. Die andern Artikel, so leibliche Beschwerung anzeigen, sind auch billig und recht. Denn Obrigkeit nicht darum eingesetzt ist, daß sie ihren Nutzen und Mutwillen an den Unterthanen suche, sondern Nutzen und das Beste schaffe bei den Unterthänigen. Was hülf's, wenn eines Bauern Acker so viel Gulden als Halme und Körner trüge, so die Obrigkeit nur desto mehr nähme und ihre Pracht damit immer größer machte? Man müßte die Pracht einziehen und das Ausgeben stopfen, daß ein armer Mann auch was behalten könnte. Weitern Unterricht habt ihr aus ihren Zetteln wohl vernommen, da sie ihre Beschwerde genugsam darbringen.

An die Bauernschaft.

Ihr habt bisher, lieben Freunde, nichts andres vernommen, denn daß ich bekenne, es sei leider allzu wahr, daß die Fürsten und Herren, so das Evangelium zu predigen verbieten und die Leute so unerträglich beschweren, wert sind und wohl verdient haben, daß sie Gott vom Stuhl stürze. Doch müßt auch ihr euch wohl fürsehen, daß ihr eure Sache mit gutem Gewissen und Recht fürnehmet. Denn wo ihr gut Gewissen habt, so ist bei euch der tröstliche Vorteil, daß euch Gott wird beistehen und hindurchhelfen. Habt ihr aber nicht Recht noch gut Gewissen, so müßt ihr unterliegen und, ob ihr schon zeitlich gewönnet und alle Fürsten erschlüget, doch zuletzt ewig an Leib und Seele verloren

werden. Darum ist hier nicht zu scherzen, es gilt Leib und Seele ewiglich.

Derhalben ist meine freundliche, brüderliche Bitte, lieben Herren und Brüder: sehet ja zu mit Fleiß, was ihr macht, und glaubt nicht allerlei Geistern und Predigern, nachdem der leidige Satan jetzt viel wilde Rottengeister und Mordgeister unter dem Namen des Evangelii erweckt hat. Höret doch und laßt euch sagen, wie ihr euch denn vielfältig erbietet.

Ihr nennt euch eine „christliche Vereinigung", und gebt vor, ihr wollet nach christlichem Recht handeln. Wohlan, so wißt ihr ja auch, daß Gottes Name nicht unnützlich geführt werden soll. Daß ihr aber die seid, die Gottes Namen unnützlich führen und schänden, ist leicht zu beweisen, und daß euch darum zuletzt alles Unglück begegnen werde, ist auch kein Zweifel. Denn Gottes Wort spricht: Wer das Schwert nimmt, soll durch's Schwert umkommen. Es ist ihm ein schlecht Ding, so viel Bauern zu hindern oder zu würgen, der einmal die ganze Welt mit der Sintflut ersäuft und Sodom mit Feuer versengt hat. Ja, er ist ein allmächtiger, schrecklicher Gott.

Ja, sprecht ihr, die Obrigkeit will uns das Evangelium nicht lassen und drückt uns allzu hart in zeitlicher Güterbeschwerung, verdirbt uns so an Leib und Seele.

Antwort' ich: Daß die Obrigkeit böse und unrecht ist, entschuldigt keine Rotterei noch Aufruhr. Denn die Bosheit zu strafen, das gebührt nicht einem jeglichen, sondern der Obrigkeit, die von Gott verordnet ist und das Schwert führt. Sollt ihr nun bestehen mit eurem Vornehmen und habt doch geistliches und natürliches Recht wider euch, so müßt ihr einen neuen, sonderlichen Befehl von Gott aufbringen, der euch solches zu thun Macht gebe, sonst wird Gott sein Wort und Ordnung nicht so durch euren Frevel brechen lassen, sondern euch strafen. Euch geht es nach dem Wort Christi: daß ihr den Splitter in der Obrigkeit Augen seht, und nicht den Balken in eurem Auge. Die Obrigkeit thut Unrecht, das ist wahr, daß sie das Evangelium wehren und beschweren euch im zeitlichen Gut. Aber ihr thut viel mehr Unrecht, daß ihr Gottes Wort mit Füßen tretet und greift ihm in seine Gewalt.

Ich fürchte, es seien Mordpropheten unter euch, die durch euch Herren in der Welt werden wollen. Sehet euch vor mit eurer Freiheit, daß ihr nicht dem Regen entlauft und fallet ins Wasser; und so ihr meint, leiblich frei zu werden, daß ihr darüber verliert Leib, Gut und

Seele ewiglich. Wenn ihr Gott die Sache heimgebet, wird er euch helfen. Wenn ihr aber mit der Faust darein fahrt, so hindert ihr seine Sache.

Gott spricht: „Die Rache ist mein, ich will vergelten (5. Mos. 32, 45)"; item: „Seid unterthan nicht allein den guten Herren, sondern auch, den bösen (1. Petr. 2, 18)".

Was meinet ihr aber, daß Christus dazu sagen wird, daß ihr seinen Namen führet und nennet euch eine „christliche Versammlung"? Lieben Freunde, die Christen sind nicht so gemeine, daß so viel sollten auf einen Haufen sich versammeln. Es ist ein seltsamer Vogel um einen Christen!

Christus spricht, man solle keinem Übel noch Unrecht widerstehen, sondern immer weichen, leiden und nehmen lassen. Leiden, Leiden, Kreuz, Kreuz ist der Christen Recht, und kein andres.

Ja unser Herzog Jesus Christus spricht, wir sollen Gutes wünschen denen, die uns beleidigen und bitten für unsere Verfolger und lieben unsere Feinde und wohlthun unsern Übelthätern. Dies sind unsere „christlichen Rechte", lieben Freunde.

Darum sag' ich abermal: ich lasse eure Sache sein, wie gut und recht sie sein kann: weil ihr sie aber selbst wollt verteidigen und nicht Gewalt noch Unrecht leiden, mögt ihr thun und lassen, was Gott euch nicht wehret. Aber den christlichen Namen — den christlichen Namen, sage ich — den laßt stehen und macht den nicht zum Schanddeckel eures ungeduldigen, unfriedlichen, unchristlichen Fürnehmens. Den will ich euch nicht lassen noch gönnen, sondern beide, mit Schriften und Worten, euch abreißen nach meinem Vermögen, so lange sich eine Ader regt in meinem Leibe. —

Wahr ist's, daß ihr Recht habt in dem, daß ihr das Evangelium begehrt, so es anders euer Ernst ist. Wer mir das Evangelium wehrt, der schleußt mir den Himmel zu und jagt mich mit Gewalt in die Hölle. Weil kein anderer Weg noch Mittel zur Seelen Seligkeit ist, denn das Evangelium, so soll ich ja solches bei Verlust meiner Seele nicht leiden. Aber es ist ja unmöglich, daß jemandem sollte das Evangelium gewehret werden. Es ist auch keine Gewalt im Himmel und auf Erden, die solches vermöge. Stätte, Ort und Raum, da das Evangelium oder der Prediger ist, können die Herren daselbst wohl wehren. Aber das Evangelium bedarf keines leiblichen Raumes, da es bleibe; es will und muß im Herzen bleiben.

(Darauf redet Luther von den einzelnen Artikeln. Den ersten läßt er gelten, „wenn er nur auch christlich würde fürgenommen.“ Den zweiten und dritten tadelt er. Die andern acht befiehlt er den „Rechtsverständigen“. Und soll die Bauernschaft solches nicht für „christlich Recht“ ausgeben, sondern für „menschlich und natürlich Recht.“ Zuletzt wendet er sich an beide Parteien miteinander.)

Vermahnung beide an die Obrigkeit und Bauernschaft.

Weil nun, lieben Herren, ihr beides Teils Unrecht habt, werdet ihr auch zu beiden Seiten verderben, und wird Gott einen Buben mit dem andern stäupen.

Ihr Herren habt wider euch die Schrift und Geschichte, wie die Tyrannen sind gestraft, daß auch die heidnischen Poeten schreiben, wie die Tyrannen selten am trockenen Tod starben, sondern gemeiniglich erwürgt worden sind und im Blut umgekommen. Weil denn gewiß ist, daß ihr tyrannisch regiert, das Evangelium verbietet und den armen Mann so schindet und drückt, habt ihr keinen Trost noch Hoffnung, denn daß ihr umkommt, wie euresgleichen umgekommen sind. Seht alle Königreiche an, wie sie durch's Schwert ein Ende genommen haben, wie Assyrien, Persien, Juden, Griechen, Römer und so fortan, die allzumal zuletzt verderbet sind, gleichwie sie zuvor andere verderbet haben. Damit Gott beweist, daß er Richter ist auf Erden und kein Unrecht ungestraft läßt.

Ihr Bauern habt auch wider euch Schrift und Erfahrung, daß nie Rotterei ein gut Ende genommen hat; und Gott hat allewege strenge über diesem Wort gehalten: wer das Schwert nimmt, soll durch's Schwert umkommen. Weil ihr denn Unrecht thut, daß ihr euch selbst rächet, dazu den christlichen Namen unwürdig führt, seid ihr unter Gottes Zorn. Und wenn ihr gleich gewönnet und alle Herrschaft verdürbet, würdet ihr doch zuletzt euch selbst untereinander zerfleischen müssen, wie die wütigen Bestien. Kurzum, beiden, Tyrannen und Rotten, ist Gott feind.

Mir ist das am allerleidesten und hoch zu erbarmen, und wollt's gerne mit meinem Leben und Sterben abkaufen, daß auf beiden Seiten zween unüberwindliche Schaden folgen. Denn weil kein Teil mit gutem Gewissen streitet, sondern fechten beide, um das Unrecht zu erhalten, so muß zum Ersten folgen, daß, welche erschlagen werden, mit Leib und Seele verloren sind, als die in ihren Sünden sterben ohne Reue und Gnade.

Der andere Schaden ist, daß Deutschland wird verwüstet werden, und wo einmal solch Blutvergießen angeht, wird es schwerlich aufhören, es sei denn alles verderbet. Denn Streit ist bald angefangen, es steht aber nicht in unserer Macht, aufzuhören, wenn wir wollen. Was haben euch denn nun gethan so viel unschuldige Kinder, Weiber und alte Leute, die ihr Narren mit in eure Gefahr zieht, das Land voll Bluts, Raubs, Witwen und Waisen zu machen? O der Teufel hat's trefflich böse im Sinne!

Sehet euch vor, lieben Herren und seid weise, es gilt euch allen beiden. Was hilft's euch, ein wüstes und zerstörtes Land euren Nachkommen zu hinterlassen? So ihr bei Zeit der Sachen wohl besser beraten könnt durch Buße gegen Gott und freundlichen Vertrag. Mit Trotz und Streit werdet ihr nichts schaffen.

Darum wäre mein treuer Rat, daß man aus dem Adel etliche Grafen und Herren, aus den Städten etliche Ratsherren erwählte und sie die Sachen ließe freundlicher Weise verhandeln und stillen, daß ihr Herren euern steifen Mut herunter ließet, welchen ihr doch müsset zuletzt lassen, ihr wollet oder wollet nicht, und weicht ein wenig von eurer Tyrannei und Unterdrückung, daß der arme Mann auch Luft und Raum gewönne zu leben. Wiederum, die Bauern sich auch weisen ließen, und etliche Artikel, die zu viel und zu hoch greifen, fahren ließen, auf daß also die Sache, ob sie nicht mag in christlicher Weise gehandelt werden, doch nach menschlichen Rechten und Verträgen gestillt werde.

Werdet ihr solchem Rat nicht folgen, da Gott vor sei, muß ich euch zusammen lassen; ich aber bin unschuldig an eurer Seelen Blut und Gut, ihr werdet's selber tragen. Wollte Gott, ihr fürchtet euch vor seinem Zorn und bessert euch. Wohlan ich habe, wie mir mein Gewissen Zeugnis giebt, euch allen christlich und brüderlich treu genug geraten. Gott gebe, daß es helfe! Amen.

So schnell Luther die Schrift geschrieben, so schnell gab er sie auch in Druck. Es war hohe Zeit, wenn sein Wort nach beiden Seiten hin etwas wirken sollte.

Ach, es war schon zu spät. Da er noch mahnte und warnte, stand es schon auf dem Punkte, wo nur Macht und Gewalt den Ausschlag geben konnte.

Und insonderheit die Bauern, welche sich in den zwölf Artikeln noch

erboten hatten, Belehrung anzunehmen, waren darüber längst hinaus und erschreckten die Welt durch furchtbare Gräuelthaten. Gar zart und freundlich war's ja von Anfang nicht zugegangen. Wenn kriegerische Haufen in ein feindlich Land kamen, da ging's nicht ab ohne Plündern, Brennen und Morden. Das war nun so Kriegsrecht. Aber die Bauern, welche doch sich rühmten, eine „christliche" Gemeinschaft zu sein, trieben's alsbald so wild und grausam, daß es selber nach damaligen Begriffen unmenschlich und unerträglich war.

Als Luther an seiner Friedensschrift schrieb, ahnte er nicht, daß die Blutthat von Weinsberg schon geschehen war.

Es traf auf den Ostermorgen, den 16. April, da rückten sechs- bis achttausend Bauern unter Führung des Jäcklein Rohrbach und Florian Geyer von Heilbronn her gegen Weinsberg. Die Stadt hatte damals eine österreichische Besatzung: siebzig bis achtzig Mann unter dem Grafen von Helfenstein. Die Bauern verlangten von ihm, er solle Stadt und Schloß „dem hellen, christlichen Haufen" übergeben. Er zog es vor, den anvertrauten Platz tapfer zu verteidigen, obwohl er Frau und Kind bei sich hatte und das Schlimmste befürchten mußte. Der Widerstand währte denn auch nicht lange. Die Bauern erkletterten das Schloß wie die Katzen und das Stadtthor öffnete Verrat der Bürger.

Die Sieger wüteten abscheulich. Sie zerstörten das Schloß und plünderten die Kirchen. Um die Kostbarkeiten, die sie erbeuteten, rauften und schlugen sie sich. Die meisten waren bald sinnlos betrunken.

Jäcklein Rohrbach, welcher die Bewachung der Gefangenen übernommen hatte, worunter der Graf und seine Familie, einigte sich mit seinen Mordgesellen, keinen Adligen leben zu lassen, sondern jetzt und künftig alle zu erstechen. Man wollte dem Adel „ein sonderbar Entsetzen und eine Furcht einjagen". Jeder Bauer, der einen leben lassen würde, sollte niedergestochen werden.

Auf einer Wiese vor dem Stadtthore wurde den Gefangenen das Todesurteil verlesen. Die Gräfin Helfenstein, eine Tochter Kaiser Maximilians, warf sich, ihr zweijähriges Söhnlein im Arm, vor Jäcklein auf die Knie und flehte für ihren Gemahl um Gnade. Man stieß sie zurück; ein Bauer brachte dabei dem kleinen Herrlein eine Stichwunde bei. Vergebens auch bot der Graf ein Lösegeld von 30 000 Gulden. Er bekam zur Antwort: „Gäbest du uns zwei Tonnen Goldes, so müßtest du doch sterben."

Helfenstein und etwa fünfzehn Ritter mit ihm wurden durch die

Spieße gejagt. Der ehemalige Pfeifer des Grafen ging ihm dabei voran, den Federhut seines Herrn auf dem Kopf, und spielte eine lustige Weise. „Ich habe dir einst zur Tafel gepfiffen und spiele dir nun billig zum rechten Tanz auf.“ Nicht drei Schritte war Helfenstein in die Gasse hineingetrieben, so stürzte er, von hundert Spießen durchbohrt, tot nieder.

Abscheulich wurde auch die unglückliche Gräfin behandelt. Ein Bauer zog sich den damastenen Wams des Grafen an, trat vor sie hin und fragte: „Frau, wie gefalle ich dir darin?“ Man nahm ihr das Geschmeide, ja auch einen Teil ihrer Kleider, dann setzte man sie auf einen Mistwagen und fuhr sie unter Spott und Hohn nach Heilbronn. Gesindel aus Weinsberg rief ihr zu: „In einem goldenen Wagen bist du hierhergekommen, in einem Mistwagen fährst du von dannen.“ Sie erwiderte gefaßt: „Ich habe viele Sünden. Christus der Herr ist makellos am Palmsonntage unter dem Jubel des Volkes eingezogen und ward bald darauf gekreuzigt, nicht um seiner, sondern um anderer Sünde willen; der tröste mich!“

Unter dem Eindruck der Schreckensthat öffnete am Osterdienstage die Stadt Heilbronn den Mordbanden ihre Thore. Auch dort wollte man die hohen Herren durch die Spieße jagen. „Keinem Armen werden die Bauern etwas thun; nur Reiche wird man erstechen.“ Natürlich sorgten die Führer der Bauern dafür, daß sie nunmehr die Reichen wurden. Der Anteil, den Georg Metzler zu Heilbronn von der Beute empfing, betrug 1300 Gulden, abgesehen von dem, was er sich sonst beiseite gebracht.

Damals faßte auch der oberste Bauernrat den Beschluß, alle Burgen zu verbrennen und abzubrechen; ein Edelmann dürfe nicht mehr als eine Thüre haben, gleich einem Bauern.

Das klang nun allerdings anders, als die zwölf Artikel. Wo blieb da das Evangelium?

Und doch wuchs die Macht der Aufrührer von Woche zu Woche. Zwar hatte Georg Truchseß von Waldburg am 4. April über viertausend Bauern gesiegt und am 14. April den Kern des Baltringer Haufens (Seite 703) bei Wurzach auseinander gesprengt. Aber wie schwach er sich dennoch fühlte, geht daraus hervor, daß er am 22. April mit den Aufständischen einen Waffenstillstand abschloß, der günstig genug für sie war. Während dieses Waffenstillstandes erstarkte die Revolution dort am Bodensee immer mehr. Und das Heer des Georg Truchseß war noch im April

das einzige, welches im ganzen Südwestdeutschland den Bauern entgegenstand!

Zu Anfang Mai war die Revolution überall siegreich. In manchen Gegenden dachten die Bauern schon daran, nach Hause zu gehen, weil der Widerstand der Gegner nunmehr gebrochen und die Gewalt in ihren Händen war. Große Pläne spukten in ihren Köpfen. Heilbronn sollte der Mittelpunkt eines neuen deutschen Reiches werden, worin es keinen Landesfürsten mehr gäbe, sondern nur einen Kaiser, gleiches Recht gelte für alle, und Eine Münze, Ein Maß und Gewicht. Anstatt der Bauernheere wollte man eine Art stehender Truppe errichten, welche alles, was sich noch widerspenstig zeigte gegen die neue Ordnung, zu unterwerfen hätte.

Es waren manche gute Gedanken in diesem Plan einer neuen Reichsverfassung. Aber zu viel Gräuel waren geschehen, zu hoch die Schuld angehäuft, als daß nicht bald hätte das Gericht hereinbrechen müssen über die Empörer.

Was wird Luther gesagt haben, als er die Unthat von Weinsberg erfuhr? Seine Schrift war schon unter der Presse, ehe er die erste Nachricht davon haben konnte. Hätte er das vorher gewußt, so wäre sie anders ausgefallen.

Und nun konnte er sich dort in Thüringen selber überzeugen, wie der Aufruhr, gleich einer ansteckenden Krankheit, immer weiter um sich griff. Überall waren die Bauern schon in Bewegung. Auch aus den Städten lief ihnen viel Volk zu. Die Stadt Salzungen unweit der Wartburg ließ die Aufrührer ein, bald auch Schmalkalden, Eisenach, Erfurt, von kleineren zu schweigen. Die in Mühlhausen warteten nur darauf, daß die fränkischen Brüder herankämen und ihnen die Hand reichten, dann wollten sie miteinander ausrotten das Unkraut, denn die Zeit der Ernte war nach Münzers Meinung gekommen und die Gottlosen mußten mit dem Schwerte aus dem gelobten Lande ausgetilgt werden, wie einst von den Kindern Israel unter Josua. „Ach, lieben Herren," predigte Münzer, „wie hübsch wird der Herr unter die alten Töpfe schmeißen mit einer eisernen Stange."

Erfurt öffnete am 28. April den Bauern die Thore. Der Rat empfing sie willig und freundlich, sie durften prassen und sich gütlich thun nach Herzenslust. Aber bald machten die Bauern mit dem Stadtpöbel gemeinschaftliche Sache, stürzten den Rat und hatten große Lust, etliche Köpfe springen zu lassen. Niemand war da, dem Übermute der

Bauern Schranken zu setzen; alle Zucht und Ordnung hörte auf. Wer noch etwas besaß, war seines Gutes und Lebens nicht sicher. Münzer feuerte die christlichen Brüder von Erfurt noch an und rief sie auf zum großen Vernichtungskampfe. „Macht euch mit uns an den Reigen," schrieb er, „den wollen wir gar eben antreten: wir wollen es den Gotteslästerern bezahlen, wie sie der armen Christenheit mitgespielt haben." „Thomas Münzer mit dem Schwert Gideons", so unterzeichnete er sich.

An's Nachhausegehen dachte hier in Thüringen niemand. Der Rummel sollte erst recht anheben.

An demselben Tage, wo Erfurt zu den Aufständischen überging, einigte sich eine Bauernversammlung über ihre Forderungen an Herzog Johann von Sachsen. Sie hielten sich in den Grenzen der zwölf Artikel. Zur Entschädigung für das, was er etwa einbüßte, sollte der Herzog die geistlichen Güter einziehen, Kloster Reinhardsbrunn und andere, welche einst der Antichrist dem Fürstentum abgenötigt habe und Gott jetzt wiederschenke.

Herzog Johann, der ganz und gar nicht gerüstet war, dem Ansturm zu begegnen, antwortete ihnen gnädig; vom Zehnten erließ er seinen Bauern so viel, daß er nicht mehr recht wußte, wie auskommen. „Freundlicher, lieber Herr Bruder," schrieb er an Friedrich, „ich habe Sorge, Ew. Liebden und ich sind nun verderbte Fürsten." Auf 35 000 Mann schätzt er die Zahl der Aufständischen in Thüringen (sechs Haufen von 2 000 bis 8 000 Mann). Die Treue der städtischen Obrigkeiten lobt er, die Bürger aber schilt er Buben.

Für Kurfürst Friedrich waren das bittere Nachrichten. Er empfing sie auf seinem Sterbebett. Das hatte er um sein Volk, dem er immer ein guter Landesvater gewesen, nicht verdient. Fromm ergab er sich in Gottes Willen. Schrieb er doch schon am 19. April an seinen Bruder Johann:

„Die Armen werden in viel Wege von uns weltlichen und geistlichen Obrigkeiten beschwert. Will es Gott also haben, so wird es also hinausgehen, daß der gemeine Mann regieren soll; ist es aber sein göttlicher Wille nicht und zu seinem Lobe nicht vorgenommen, wird es bald anders. Lasset uns Gott bitten um Vergebung unserer Sünden."

So sprach er noch sterbend zu seinen Dienern: „Lieben Kindlein, habe ich einen von euch beleidigt, so bitte ich ihn, mir es um Gottes Willen zu vergeben. Wir Fürsten thun den armen Leuten mancherlei, das nicht taugt." Aber da war keiner, der nicht um diesen Herrn herz-

lich getrauert hätte. Wären die Großen und Mächtigen alle gewesen wie er, der Bauer wäre nimmer aufgestanden.

Am 5. Mai starb Friedrich, gerade als die Zeit am unruhigsten und die Gefahr am größten war. Keiner von seinen Blutsverwandten stand in der letzten Stunde ihm zur Seite, nur sein Hofgesinde war um ihn und vernahm die gottseligen Reden des Scheidenden. Auch Spalatin fehlte; ein anderer Geistlicher, den er liebte, reichte ihm zur Tröstung noch das heilige Abendmahl, auf evangelische Weise, unter beiderlei Gestalt. Zwischen 5 und 6 Uhr des Nachmittags schlief er sanft ein. „Er war ein Kind des Friedens," sagte sein Arzt, „friedfertig ist er verschieden." —

Die Nachricht von dem Tode seines Kurfürsten traf Luthern mitten in schwerer Arbeit. Von Eisleben reiste er weiter nach Thüringen hinein und predigte gegen den Aufruhr. So in Stolberg, Nordhausen, Wallhausen, Weimar. Hier besprach er sich mit Herzog Johann. Was er aber unter dem Volke erfahren, davon berichtet er selbst:

„Je mehr man sie vermahnete, desto störriger, stolzer, toller sie wurden, und haben sich allenthalben also mutwillig und trotzig gestellet, als wollten sie ohne alle Gnade und Barmherzigkeit erwürget sein, und haben Gottes Zorn gleich auf das allerhöchste Trotz geboten."

Und mehr als einmal erzählt er späterhin, wie er predigend mitten unter den Bauern gewesen und durch sie gezogen sei, mit Gefahr Leibes und Lebens. Kein Wunder, wenn die Bauern seine Predigt nicht gern leiden mochten; denn er wird ihnen die Wahrheit derb in's Gesicht gesagt haben.

Als er anfang Mai wieder in's Mansfeldische kam, erhielt er von Johann Rühel, dem Rate seines Freundes und Gönners, des Grafen Albrecht, die Nachricht, daß die Rebellen mit dem Grafen unterhandelten. Der Graf war unentschlossen ihren Forderungen gegenüber; er war wirklich im Gewissen irre geworden, ob auch sein Grafenstand und obrigkeitlich Amt vor Gott recht sei. Das war nun Luthern durchaus nicht nach dem Sinn. Er schrieb sofort am 4. Mai von Schloß Seeburg aus an den Rat Rühel:

„Achtbarer, lieber Herr Doktor und Schwager. Ich bitte Euch ernstlich, daß Ihr meinen gnädigen Herrn, Graf Albrecht, nicht helfet weich machen in dieser Sache; sondern laßt gehen, wie Seine Gnaden hat angefangen, obwohl der Teufel darüber zorniger und wütiger wird durch seine besessenen Glieder. Denn hier ist nicht Gottes Wort, das

nicht lügt, welches spricht: ‚Er träget das Schwert nicht umsonst (Röm. 13, 4)‘, daß nie kein Zweifel ist, sein Grafenstand sei von Gott verordnet und befohlen. Derhalben seine Gnaden desselbigen (seines Grafenstandes) brauchen soll zur Strafe der Bösen, so lange eine Ader sich reget am Leibe.

„Denn obgleich der Bauern noch mehr Tausend wären, so sind es dennoch allzumal Räuber und Mörder, die das Schwert aus eignem Durst und Frevel nehmen und wollen Fürsten und Herren und alles vertreiben, neue Ordnung machen in der Welt, wozu sie von Gott weder Gebot, Macht, Recht, noch Befehl haben, wie es die Herren jetzt haben. Dazu sind sie treulos und meineidig an ihrem Herrn. Über das führen sie zu Schanden und Unehren den Namen des göttlichen Wortes und des Evangelii, zu ihren solchen großen Sünden. Wenn ihnen Gott aus Zorn verhängte ihr Fürnehmen auszuführen, so müßte man's leiden, als wenn sonst jemand Unrecht leidet, und doch nicht drein verwilligen, als ob sie recht dran thäten.

„Summa: Will Gott seinen Zorn lassen über uns gehen und Deutschland verwüsten, so leiden wir's. Aber Gott behüte alle frommen Christen, daß sie deren keins verwilligen noch anbeten, wie der Teufel Christum versuchet (Matth. 4, 1), sondern widerstehen mit Mund und Händen, so lange man immer kann, und sterbe drüber im Namen Gottes.“ —

Wohl an demselben 4. Mai empfing Luther die Weisung, er solle nach Lochau zu dem sterbenden Kurfürsten kommen. Sofort eilte er in die Heimat. Aber er fand seinen edlen Schirmherrn nicht mehr am Leben. Erst am 6. Mai traf er in Wittenberg ein.

Hier war es nun sein Erstes, das, was er so dem Grafen Albrecht geraten hatte, aller Welt zuzurufen, ob man so der siegreichen Empörung wohl noch Herr werden möchte. Die Lage hatte sich geändert, seit er seine Ermahnung zum Frieden schrieb. Überall erhob die Revolution frech ihr Haupt, und die Obrigkeit war laß und zaghaft, ihr Amt auszurichten. Angesichts dieses furchtbaren Umsturzes, voll von dem, was er in Thüringen hatte hören und sehen müssen, schrieb Luther seine zweite öffentliche Schrift aus Anlaß des Aufruhrs, kleiner als die erste, aber streng und inhaltschwer: Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern“. Er hebt also an:

„Im vorigen Büchlein durfte ich die Bauern nicht urteilen (d. i. verurteilen), weil sie sich zu Recht und besserem Unterricht erboten, wie

denn Christus gebeut, man soll nicht urteilen (Matth. 7, 1). Aber ehe ich mich umsehe, fahren sie fort und greifen mit der Faust drein, mit Vergessen ihres Erbietens (im zwölften Artikel!), rauben und toben und thun, wie die rasenden Hunde. Daran man wohl siehet, was sie in ihrem falschen Sinn gehabt haben und daß eitel erlogen Ding sei gewesen, was sie unter dem Namen des Evangelii in den zwölf Artikeln haben fürgewendet. Kurzum, eitel Teufelswerk treiben sie, und insonderheit ist's der Erzteufel, der zu Mühlhausen regiert (Münzer) und nichts denn Raub, Mord und Blutvergießen anrichtet. Nun denn sich solche Bauern und elende Leute verführen lassen und anders thun, denn sie geredet haben, muß ich auch anders von ihnen schreiben und ihre Sünde vor ihre Augen stellen.

„Dreierlei gräuliche Sünde wider Gott und Menschen laden diese Bauern auf sich, daran sie den Tod verdient haben an Leib und Seele mannigfaltig.

„Zum Ersten, daß sie ihrer Obrigkeit Treue geschworen haben, unterthänig und gehorsam zu sein, und brechen diesen Gehorsam mutwillig und mit Frevel. Damit haben sie verwirkt Leib und Seele, als die treulosen, meineidigen, lügenhaften, ungehorsamen Buben und Bösewichter.

„Zum Andern, daß sie rauben und plündern mit Frevel Klöster und Schlösser, die nicht ihr sind. Damit allein verschulden sie, als die öffentlichen Straßenräuber und Mörder, wohl zweifältig den Tod an Leib und Seele. Auch ist ein aufrührischer Mensch, den man des bezeugen kann, schon in Gottes und kaiserlicher Acht, daß wer am ersten kann und mag denselben erwürgen, recht und wohlthut. Denn über einen öffentlichen Aufrührigen ist ein jeglicher Mensch beides, Oberrichter und Scharfrichter. Gleich als wenn ein Feuer angeht: wer am ersten löschen kann, ist der beste. Denn Aufruhr ist nicht ein bloßer Mord; sondern wie ein großes Feuer, das ein Land anzündet und verwüstet, also bringt ein Aufruhr mit sich ein Land voll Mords, Blutvergießen und macht Witwen und Waisen und verstöret alles, wie das allergrößte Unglück. Darum soll hier zerschmeißen, würgen und stechen, wer da kann, heimlich oder öffentlich (d. h. wenn er allein einen Aufrührer trifft, oder in offener Feldschlacht), und gedenken, daß nichts Giftigeres, Schädlicheres, Teuflischeres sein kann, denn ein aufrührischer Mensch. Gleich als wenn man einen tollen Hund totschlagen muß. Schlägst du nicht, so schlägt er dich und ein ganzes Land mit dir.

„Zum Dritten, daß sie solche schreckliche, gräuliche Sünde mit dem Evangelium decken, nennen sich ‚christliche Brüder‘, nehmen Eid und Huld und zwingen die Leute, zu solchen Gräueln mit ihnen zu halten. Damit werden sie die allergrößten Gotteslästerer und Schänder seines heiligen Namens und dienen also dem Teufel unter dem Scheine des heiligen Evangelii, daran sie wohl zehnmal den Tod verdienen an Leib und Seele, daß ich häßlichere Sünde nie gehört habe.

„Und achte auch, daß der Teufel den jüngsten Tag fühle (d. i. dessen nahe Zukunft), daß er solch unerhörtes Stück fürnimmt. Als sollt' er sagen: ‚Es ist das Letzte, darum soll es das ärgste sein‘, und will die Grundsuppen rühren und den Boden gar ausstoßen. Gott woll' ihm wehren.

„Ich mein', daß kein Teufel mehr in der Hölle sei, sondern allzumal in die Bauern gefahren: es ist über alle Maßen, das Wüten."

Nachdem Luther so die große, dreifache Sünde der Bauern aufgedeckt hat, unterrichtet er die Obrigkeit, „wie sie hierinnen mit gutem Gewissen fahren soll." Will die Obrigkeit „ohne vorhergehend Erbieten zu Recht und Billigkeit" einfach dreinschlagen und die Schuldigen strafen, so hat sie dazu gutes Recht. Auch wenn's eine Obrigkeit ist, „die das Evangelium nicht leidet"; es ist doch immerhin eine Obrigkeit.

„Aber die Obrigkeit, so christlich ist und das Evangelium leidet — derhalben auch die Bauern kein Schein (des Rechten) wider sie haben — soll hier mit Furcht (vor Gott) handeln. Und zum Ersten die Sache Gott anheimgeben und bekennen, daß wir solches wohl verdient haben.

Darnach demütiglich bitten wider den Teufel um Hilfe.

Wenn nun das Herz so gegen Gott gerichtet ist, daß man seinen göttlichen Willen läßt walten, soll man sich gegen die tollen Bauern zum Überfluß — ob sie es wohl nicht wert sind — zu Recht und Gleichem erbieten.

„Darnach, wo das nicht helfen will, flugs zum Schwert greifen. Denn ein Fürst und Herr muß hier denken, wie er Gottes Amtmann und seines Zornes Diener ist. Darum ist hier nicht zu schlafen. Es gilt auch hier nicht Geduld oder Barmherzigkeit; es ist hier des Schwerts und Zornes Zeit und nicht der Gnaden Zeit.

„Hier ist der Vorteil, daß die Obrigkeit gut Gewissen und rechte Sache hat und kann zu Gott sagen mit aller Sicherheit des Herzens: ‚Siehe, mein Gott, du hast mich zum Herren gesetzt, daran kann ich

nicht zweifeln, und hast mir das Schwert befohlen über die Übelthäter (Röm. 13, 4). Es ist dein Wort und kann nicht lügen. So muß ich solch Amt, bei Verlust deiner Gnade, ausrichten. So ist auch öffentlich, daß diese Bauern vielfältig vor dir und vor der Welt den Tod verdient haben und mir sie zu strafen befohlen ist. Willst du nun mich durch sie lassen töten und mir die Obrigkeit wieder nehmen, wohlan! so geschehe dein Wille; so sterbe ich doch und gehe unter in deinem göttlichen Befehl und Wort und werde erfunden im Gehorsam deines Befehls und Amts. Darum will ich strafen und schlagen, so lange ich eine Ader regen kann; du wirst's wohl richten und machen.'"

Mit diesen Worten ermutigt Luther die zaghaften Regenten und Regierungen. Er fügt selber hinzu: „Solche wunderliche Zeiten sind jetzt, daß ein Fürst den Himmel mit Blutvergießen verdienen kann, besser denn ein anderer mit Beten."

Zum Schluß kommt er noch auf die Verführten und Genötigten. Um derenwillen müßte vor allen Dingen dem Treiben ein Ende gemacht werden. Gehenlassen war hier keine Milde; denn je länger das Ding währte, je weiter das Ding um sich griff, desto mehr wurden von den bösen Rädelsführern mit in's Verderben gerissen. (Vgl. Seite 703).

„Am Ende ist noch eine Sache, die billig soll die Obrigkeit bewegen. Denn die Bauern lassen sich nicht genügen, daß sie des Teufels sind, sondern zwingen und bringen viel fromme Leute, die es ungern thun, zu ihrem teuflischen Bunde und machen dieselbigen also teilhaftig aller ihrer Bosheit und Verdammnis. Denn wer mit ihnen einwilligt, der fährt auch mit ihnen zum Teufel und ist schuldig aller Übelthat, weil sie so schwachen Glaubens sind, daß sie nicht widerstehen. Denn hundert Tode sollt' ein frommer Christ leiden, ehe er ein Haar breit in der Bauern Sache einwilliget. O viel Märtyrer könnten jetzt werden durch die blutdürstigen Bauern und Mordpropheten! (Wenn nämlich die Christen alle gegen ihre Forderungen fest blieben und lieber alles litten, was ihnen deshalb widerführe.)

„Nun, solcher Gefangener unter den Bauern sollten sich die Obrigkeiten erbarmen. Und wenn sie sonst keine Sache hätten, das Schwert getrost wider die Bauern gehen zu lassen und selbst Leib und Gut dranzusetzen, so wäre doch diese übergenug, daß man solche Seelen, die durch die Bauern zu solchem teuflischen Verbündnis gezwungen worden und ohne ihren Willen mit ihnen so gräulich sündigen und ver-

dammt werden müssen, errette und hülfe. Denn solche Seelen sind recht im Fegefeuer, ja in der Hölle und Todesbanden.

„Darum, lieben Herren, löset hier, rettet hier, helft hier, erbarmet euch der armen Leute, steche, schlage, würge hier, wer da kann. Bleibst du darüber tot — wohl dir, seligeren Tod kannst du nimmermehr sterben. Denn du stirbst im Gehorsam göttlichen Wortes und Befehls (Röm. 13, 1) und im Dienste der Liebe, deinen Nächsten (die armen Schwachgläubigen) zu retten aus der Hölle und des Teufels Banden!

„So bitte ich nun, fliehe von den Bauern, wer da kann, als vom Teufel selbst. Die aber nicht fliehen, bitte ich, Gott wolle sie erleuchten und bekehren. Welche aber nicht zu bekehren sind, da gebe Gott, daß sie kein Glück noch Gelingen haben müssen. Hier spreche ein jeglicher frommer Christ Amen. Denn das Gebet ist recht und gut und gefällt Gott wohl, das weiß ich.

„Dünkt das jemanden zu hart, der bedenke, daß unerträglich ist Aufruhr und alle Stunde der Welt Verstörung zu erwarten sei“.

Mit dieser Schrift warf Luther sich, wie vorher mit seiner Predigt, dem Strome entgegen, ob's ihm gelingen möchte, ihn aufzuhalten. Die Hölle war los, da mußte er starke Worte brauchen. Wie sah es aus in der Welt, während das Weltende immer näher kam! Hier galt es zu retten, was noch zu retten war, und den Verblendeten mit der Fackel der Wahrheit und des Rechts in die Augen zu leuchten.

Sein Wort mochte manchem hart dünken, aber es war fest und unzweideutig. Das war eine Wohlthat für jene zerfahrene, verworrene Zeit. Von den Bauern freilich konnte Luther nur wütenden Haß dafür ernten. Denn wie wenige hatten den offenen, verständigen Sinn, die Angst eines liebevollen Gemütes durch die furchtbare, rücksichtslose Strenge hierdurch zu spüren und anzuerkennen!

Ihre beste Wirkung that die Schrift unter dem Mittelstande. Wie schwankend hatte der sich bisher benommen. Es fehlte ihm der Führer, welcher die Parole ausgab, für oder wider die Bauern. Jetzt wußten die Bürger, was sie von dem Aufruhr zu halten hätten: der Mann hatte gesprochen, auf den sie lieber hörten, als auf irgendwen sonst.

Auch den Fürsten half Luther, sich zu ermannen. Wenn diese sofort auf dem Posten gewesen wären, hätte der Brand nicht so furcht-

bar werden können. Aber es war im Anfang, als fesselte angesichts des ungeahnten Schreckens die Gewaltigen im Lande ein Starrkrampf! Dazu die unselige Zersplitterung in Länder und Ländchen, an welcher Deutschland gekrankt hat bis in die neueste Zeit. In manchen Gegenden Meile um Meile ein neuer Grenzpfahl. Und wenn dem einen sein Edelhof abbrannte oder seine Burg gestürmt wurde, was ging das den Nachbar an! Auch gab's damals keine Post. Wie langsam, wie zufällig, wie unsicher fanden die Nachrichten ihren Weg! Das erklärt manches. Aber die Hauptsache bleibt, daß es kein einiges Reich gab und kein Reichsheer.

Merkwürdig: in denselben Tagen, wo Luthers Schrift wider die räuberischen und mörderischen Bauern erschien, fing ihr Glücksstern an zu sinken.

Es war ein evangelischer Fürst, der junge Landgraf Philipp von Hessen, der zuerst der Revolution tapfer entgegentrat. Er unterdrückte rasch die Anfänge des Aufstandes in seinem eigenen Gebiete, dann rückte er in's Eichsfeld vor, seinem Schwiegervater, dem Herzoge Georg, zu Hilfe. Mit ihm vereinigten sich Herzog Heinrich von Braunschweig, Graf Albrecht von Mansfeld, Herzog Georg und Johann, nunmehr Kurfürst von Sachsen. Sie wandten sich gegen den gefährlichsten Bauernhaufen, der bei Frankenhausen stand, 8000 Mann stark.

Noch fanden Verhandlungen statt einerseits zwischen Kurfürst Johann von Sachsen, andererseits zwischen Graf Albrecht von Mansfeld und ihren Unterthanen. Graf Albrecht hatte sich bereits nach Luthers Rat (Seite 720) hart gezeigt und durch tapferes Eingreifen einen Teil seiner Bauern zur Ruhe gebracht. Die anderen erklärten sich bereit, mit ihm persönlich zu unterhandeln. Albrecht willigte ein. Am 14. Mai, Sonntag Kantate, sollte die Unterredung stattfinden.

Da kam der unselige Münzer dazwischen. Mit drei- bis vierhundert Mann kam er von Mühlhausen und bestimmte die Bauern von Frankenhausen, den Verkehr mit Albrecht abzubrechen. Dafür schrieb er am 12. April schändliche Drohbriefe an Albrecht und an seinen Vetter, den Grafen Ernst von Mansfeld. „Meinst Du", fragte er jenen, „daß Gott der Herr sein unverständig Volk nicht erregen könne, die Tyrannen abzusetzen in seinem Grimm?" Er hielt ihm vor aus Hesekiel und aus der Offenbarung Johannis, „wie Gott alle Vögel des Himmels fordert, daß sie sollen fressen das Fleisch der Fürsten, und die unvernünftigen Tiere sollen saufen das Blut der großen Hansen".

Zu den Mansfelder Bauern und Bergleuten aber sagte er: „Lieben

Brüder, laßt euch nicht erbarmen, ob auch Esau gute Worte gebe, sehet nicht an den Jammer der Gottlosen. Lasset euer Schwert nicht kalt werden vom Blut, schmiedet Pinkepank auf den Ambos Nimrod, werft ihm den Turm zu Boden, weil ihr Tag habt".

Als es dann Ernst wurde und die beiden Heere sich gegenüberlagen und der Schlachttag, der 15. Mai, anbrach, verhieß der Prophet seinen Leuten gewissen Sieg: Gott habe ihm mündlich Hilfe und Sieg zugesagt! „Lasset euch nicht erschrecken das schwache Fleisch und greifet die Feinde kühnlich an. Ihr dürft das Geschütz nicht fürchten; denn ihr sollt sehen, daß ich alle Büchsensteine (Kugeln) in den Ärmel fassen will, die sie gegen uns schießen. Ja, ihr sehet, daß Gott auf unserer Seite ist, denn er giebt jetzund ein Zeichen! Sehet ihr nicht den Regenbogen am Himmel? Der bedeutet, daß Gott uns helfen will; denn wir führen den Regenbogen im Panier! Den mörderischen Fürsten aber drohet er Gericht und Strafe".

Die Bauern schrien: „Tot oder lebendig wollen wir hier bei einander bleiben! Frisch dran und nur dreingeschlagen und gestochen, und der Bluthunde nicht geschont!" Dann sangen sie geistliche Lieder.

Drüben im Lager der Fürsten hielt Landgraf Philipp auch eine markige Ansprache an Ritter und Landsknechte: sie kämpften für den gemeinen Frieden, Gott werde helfen. Und bald donnerten die Feldschlangen gegen die Wagenburg der Bauern, und der erste Schlachthaufen des fürstlichen Kriegsvolks ging vor zum Sturm.

Wie gelähmt lagen die Bauern, als nun die Kugeln in ihre Reihen einschlugen und Münzers Ärmel keiner den Weg verwehrte. Sie hätten dem vorrückenden Feinde durch einen Angriff ihrerseits begegnen müssen; aber starrer Schrecken hielt sie gefesselt. Und als nun die hessischen und sächsischen Reiter eindrangen in ihre Wagenburg, da dachten sie nicht an Gegenwehr, sondern liefen, was sie laufen konnten, in wilder Flucht nach Frankenhausen.

Aber so schnell wie sie waren auch ihre Verfolger; Sieger und Besiegte kletterten mit einander über die Stadtmauern. Bald sprengten die Sieger die Thore auf, und so gab's draußen und drinnen kein sicheres Fleckchen mehr für die Flüchtlinge. Kugeln und Schwerter richteten unter ihnen ein furchtbares Blutbad an. Als in einer Steinschlucht ein zersprengter Haufe der Empörer doch noch Fuß faßte und etliche von den Verfolgern tötete, gaben die Fürstlichen keinen Pardon mehr. Endlich verboten die Fürsten das Morden bei Todesstrafe; aber

noch wurden 300 von den Gefangenen vor dem Rathause enthauptet. Die Zahl derer, die damals umkamen, betrug fünf Tausend.

Münzer war einer von den ersten gewesen, welche flohen. Er erreichte Frankenhausen, verkleidete sich und versteckte sich in einem Bett. Aber bald wurde man seiner habhaft. Man hielt ihn gefangen, bis auch Mühlhausen sich ergab. Dann wurde er samt seinem Genossen Heinrich Pfeifer auf dem dortigen Marktplatze hingerichtet. Pfeifer blieb verstockt bis zuletzt; Münzers Mut war ganz und gar gebrochen. Er nahm vor seinem Ende das heilige Abendmahl nach katholischem Brauch, also das Brot allein, er, der schlimmer als irgend jemand gegen die Papisten gewütet hatte. Auf dem Richtplatz war er vor Todesangst nicht im Stande, das Glaubensbekenntnis herzusagen. So starb er am 30. Mai 1525. Er wurde enthauptet, sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt und angesichts der Stadt Mühlhausen ausgestellt.

Schlag auf Schlag folgten nun die Niederlagen der Aufständischen. Im Mai und Juni wurden sie überall zu Boden geworfen. Noch vor der Schlacht bei Frankenhausen, am 12. Mai, hatte Georg Truchseß die schwäbischen Bauern bei Böblingen und Sindelfingen auseinandergejagt; siegreich drang er darnach auch in Franken vor. Mit schonungsloser Grausamkeit strafte er die Bauern; damals verdiente er sich den Beinamen „Bauernjörg". Jäcklein Rohrbach und jener Pfeifer, der dem Grafen Helfenstein zum Tanze aufspielte (Seite 716), wurden lebendig begraben.

Ein Hauptort der Aufrührer war Würzburg, wo die Stadt mit den Bauern gemeinschaftliche Sache gemacht hatte und der Bischof mit Mühe auf dem Schlosse sich hielt. Gegen Würzburg zog der Truchseß mit dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Erzbischof von Trier. Bei Königshofen gab es einen harten Kampf. Die Bauern hatten 42 Geschütze (Feldschlangen und Hakenbüchsen), aber sie waren viel zu schwach gegen die Verbündeten, deren Reiter sie jagten „wie auf einer Schweinshatz." Würzburg mußte sich am 7. Juni ergeben.

Der Aufstand wurde in Strömen von Blut erstickt. Herzog Anton von Lothringen machte bei Zabern im Elsaß 18000 Bauern nieder. Und noch am besten war das Los derer, die im Kampfe umkamen. Zwar nicht alle Herren wüteten so grausam, wie Markgraf Kasimir von Anspach. „Der ließ vielen die Finger abhauen und fünfundachtzig Bauern, die da gesagt hatten, sie wollten ihn nicht mehr sehen, die Augen ausstechen, so daß sie nachher sich an den Händen

führend im Lande umherzogen und bettelten.“ Aber in den meisten Herrschaften mußten die Unterlegenen harte Strafe leiden. Am 12. Juli schreibt Spalatin: „Das Kopfabschlagen hat noch kein Aufhören; es werden über die Maßen viel armer Leut' Witwen und Waisen gemacht.“

Das Schlimmste war, daß die wenigsten Herren daran dachten, nun doch die berechtigten Forderungen der Bauern in etwas zu erfüllen. Der Druck, der sie zur Erhebung getrieben hatte, wurde jetzt noch ärger als zuvor. Rühmlich that sich Landgraf Philipp von Hessen hervor, der mit seinen Rittern und Städten eins geworden war, noch ehe er in den Kampf zog, daß den Bauern keine neuen Lasten aufgelegt werden sollten.

Und wenn so die Lage des Bauernstandes in Deutschland durch den Aufruhr sich verschlechterte, in vielen Gegenden überhaupt der Wohlstand auf lange Zeit vernichtet war, so hatte doch den größten Schaden von dieser furchtbaren Revolution — die Reformation. Das wird die Geschichte der nächsten Jahre uns nur zu deutlich zeigen.

Luthers Seele war bis in den Tod betrübt. Wie schrecklich sah er seine Ahnung erfüllt: Deutschland schwamm in Blut.

In dem furchtbaren Geschick, das über die Bauern hereinbrach, erkannte er das verdiente Gericht Gottes. Er wußte auch, daß seine beiden Schriften, sonderlich die letzte, das Ihre mit dazu beigetragen hatten, daß der siegreich begonnene Aufruhr nun so rasch und völlig niedergeworfen wurde: sein Verdienst war es, daß in der Meinung des Mittelstandes sich ein Umschwung vollzog und viele, die erst den Bauern günstig gewesen waren, nunmehr wider sie standen; sein Wort hatte die evangelischen Fürsten zu kräftigem Einschreiten gestärkt. Mußte ihm nicht das Morden und Blutvergießen, welches die Sieger unter den Bauern anrichteten, jetzt schwer auf die Seele fallen?

Darüber hat er später einmal eine Äußerung gethan. „Prediger sind die größten Totschläger“, sagte er. „Denn sie vermahnen die Obrigkeit ihres Amts, daß sie böse Buben strafen sollen. Ich, Martin Luther, hab' im Aufruhr alle Bauern erschlagen; denn ich hab' sie heißen totschlagen. All ihr Blut ist auf meinem Hals. Aber ich weise es auf unsern Herrgott; der hat mir das zu reden befohlen. Der Teufel und die gottlosen Leute töten sonst auch, aber

dieselbigen haben's nicht Recht. Die Obrigkeit mag von Rechts- und Amtswegen böse Buben verbrennen und strafen."

Also: Luther war sich dessen wohl bewußt, daß er die Obrigkeit daran erinnert hatte, ihr Richtamt zu handhaben. Aber er hatte dabei ein gutes Gewissen; denn dazu war er als Prediger vor Gott und Menschen verbunden, jeglichem Stande seine Pflichten vorzuhalten.

Ach, daß es so weit kommen mußte! Wie mag Luther im Gebete mit Gott gerungen haben, daß er seinem lieben deutschen Volke die furchtbare Heimsuchung ersparen möchte. Wie gerne wäre er in diesen Tagen des Zorns die Schutzmauer gewesen, das Verderben abzuhalten von Fürsten und Volk (Hesek. 22, 30. Vgl. Seite 696). Jetzt konnte er nur klagen, wie Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem. So schrieb er am 16. August 1525, als alles vorüber war, dem Johann Briesmann (Seite 597), der fern von dem Schauplatze der Gräuel in Preußen das Evangelium verkündigte:

„Der Bauern Sache ist nun stille geworden, nachdem an Hunderttausend hingemordet, so viele Witwen gemacht und die Überlebenden so in's Elend gestürzt worden sind, daß Deutschlands Aussehen niemals kläglicher gewesen ist als jetzt. So wüten die Sieger, auf daß ihr Maß voll werde."

Es fehlte nicht an böswilligen Verleumdern, die Luthern beschuldigten, er habe durch seine Schrift „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern" zu dem grausamen Wüten der Fürsten und Herren das Zeichen gegeben. Während die einen ihn mit zu den Aufrührern zählten, schalten ihn die anderen einen Heuchler und Fürstenknecht.

Der Mansfeld'sche Rat Johann Rühel schrieb ihm das. Luther antwortete: „Daß die Leute mich einen Heuchler schelten, ist gut und höre es gerne; laßt es Euch auch nicht wundern, als der ihr nun etliche Jahre her wohl mehr gehört habt, wie man mich zerscholten und beredet hat. Ich müßte viel Leber haben, sollt' ich einem jeglichen sein Maul zuknäufeln. Es ist genug, daß mein Gewissen vor Gott sicher ist; der wird's wohl richten, was ich rede und schreibe".

So am 30. Mai. Aber das Gerede wurde doch so arg, daß er's nicht mochte auf sich sitzen lassen. Er verantwortete sich gründlich in einem langen „Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern", den er noch im Juli ausgehen ließ.

Er nimmt von dem Gesagten kein Wörtlein zurück. Die Aufrührer haben ihr Unglück verdient. „Die Bauern wollten nicht hören, ließen sich gar nichts sagen — da mußte man ihnen die Ohren aufknäufeln mit Büchsensteinen, daß die Köpfe in die Luft sprangen. Zu solchen Schülern gehört eine solche Rute. Wer Gottes Wort nicht will hören mit Güte, der muß den Henker hören mit der Schärfe. Sagt man, ich sei gar ungnädig und unbarmherzig hierin, antworte ich: ‚Barmherzig hin, barmherzig her'. Wir reden jetzt von Gottes Wort; der will den König geehret und die Aufrührerischen verderbet haben (Sprichw. 24, 22. Röm. 13, 2) und ist doch wohl so barmherzig, als wir sind. Willst du Barmherzigkeit haben, so menge dich nicht unter die Aufrührerischen, sondern fürchte die Obrigkeit und thue Gutes".

Aber: „Wo hab' ich jemals gelehret, daß man gar keine Barmherzigkeit üben solle? Der ich bisher mehr, denn sonst keiner in tausend Jahren, von der Barmherzigkeit gelehret und geschrieben habe?

„Stehet nicht in demselbigen Büchlein auch, daß ich die Obrigkeit bitte, sie sollen diejenigen, so sich ergeben, zu Gnaden aufnehmen? (Vergl. Seite 722.) Warum thust du die Augen nicht auf und liesest dasselbige auch? So wäre dir nicht not gewesen, mein Büchlein zu verdammen und dich zu ärgern. Man siehet wohl, daß du eine Spinne bist, die Gift aus den Rosen säugt.

„Du sprichst, ich lehre die elenden, gefangenen Bauern ohn' alle Barmherzigkeit würgen, so ich doch klärlich rede von denen, die man zuerst freundlich ersuchte, die aber nicht wollen! Es gehen ja alle meine Worte wider die halsstarrigen, verstockten, verblendeten Bauern, die weder sehen noch hören wollen. Deren erbarme sich nur niemand, sondern haue, steche, schlage drein als unter die tollen Hunde, wer da kann und wie er kann, und das alles, auf daß man sich derjenigen erbarme, die durch solche Bauern verderbt, verjagt und verführt werden, daß man Fried' und Sicherheit erhalte. (Vgl. Seite 723 f.) Es ist ja besser, daß man ein Glied abhaue ohn' alle Barmherzigkeit, denn daß der ganze Leib verderbe".

Aber, „sagen sie, ‚die Herren mißbrauchen ihres Schwerts und würgen ja zu gräulich'.

„Antworte ich: Was geht das mein Büchlein an? Was legst du fremde Schuld auf mich? Mißbrauchen sie der Gewalt, so haben sie es von mir nicht gelernt; sie werden ihren Teil (ihren Lohn) wohl finden. Denn der oberste Richter, der die mutwilligen Bauern durch

sie straft, hat ihrer nicht vergessen; sie werden ihm auch nicht entlaufen.

„Giebt's die Zeit und die Sache, daß ich's thun soll, ich werd' die Fürsten und Herren auch wohl angreifen. (Er hatte es schon oft genug und kräftig genug gethan — vgl. Seite 664 ff. 679 f. 682 f.) Denn soviel es mein Amt des Lehrens anbetrifft, gilt mir ein Fürst eben so viel, als ein Bauer.

„So will ich auch hiermit die wütigen Tyrannen nicht gestärkt, noch ihr Toben gelobt haben. Denn ich höre, daß etliche meiner Junkerlein über die Maßen grausam fahren mit den armen Leuten, kühlen ihr Mütlein, meinen, sie haben nun einmal Raum und Fug dazu gewonnen.

„Das bitt' ich euch und jedermann mit Fleiß, daß sie wollten doch mein Büchlein recht ansehen und nicht so überhin fahren, so werden sie sehen, daß ich, wie einem christlichen Prediger gebührt, hab' allein die christliche, fromme Obrigkeit unterrichtet. Ich sag' noch einmal, und zum drittenmal, daß ich allein der Obrigkeit geschrieben habe, die da christlich und sonst redlich fahren wollte, daß dieselbige ihr Gewissen möchte in solchem Fall unterrichten, nämlich, daß sie flugs in den Haufen der Aufrührerischen schlagen solle, unangesehen, sie strafe Schuldige oder Unschuldige. Hernach aber, wenn sie gewonnen habe, daß sie dann Gnad' erzeige, nicht allein den Unschuldigen, wie sie es halten, sondern auch den Schuldigen.

„Aber die wütigen, rasenden und unsinnigen Tyrannen, die auch nach der Schlacht nicht können Blutes satt werden und in ihrem Leben nicht viel fragen nach Christo, hab' ich mir nicht fürgenommen zu unterrichten. Denn solchen Bluthunden gilt es gleichviel, sie würgen Schuldig oder Unschuldig, es gefall' Gott oder dem Teufel; sie haben das Schwert, allein ihre Lust und ihren Mutwillen zu büßen. Die lasse ich ihren Meister, den Teufel, führen, wie er sie führt.

„Ich hätte gern beides gethan: die Bauern gestillt und die Obrigkeit unterrichtet. Nun aber die Bauern nicht wollten, haben sie ihren Lohn dahin. Diese aber (die Obrigkeiten) wollen auch nicht hören; wohlan! sie werden ihren Lohn auch haben. Höllisch Feuer, Zittern und Zähneklappern in der Hölle wird ihr Lohn sein ewiglich, wo sie nicht Buße thun“. —

Wie Luther damit die grausamen Sieger der Hölle übergab, so

mahnte er wiederholt, öffentlich und brieflich, den Überwundenen Barmherzigkeit widerfahren zu lassen.

Als Münzer geschlagen war, gab er etliche Schriftstücke von diesem heraus, alle Aufrührer zu warnen, „daß sie nicht auch in gleichen Zorn Gottes fallen.“ Zum Schluß aber wendet er sich an die Sieger.

„Die Herren und Obrigkeiten bitte ich auch um zwei Stücke.

„Das erste: wo sie gewinnen und obliegen, daß sie sich des ja nicht überheben, sondern Gott fürchten, vor welchem sie auch sehr strafbar sind. Denn daß ihnen Gott den Sieg giebt, thut er nicht darum, daß sie so gerecht und fromm sind, sondern darum, daß Gott der Bauern Ungehorsam und Gotteslästerung samt aller ihrer Missethat strafet.

„Das andere, daß sie den Gefangenen und die sich ergeben, wollen gnädig sein, wie Gott jedermann gnädig ist, der sich ergiebt und vor ihm demütiget, auf daß nicht das Wetter sich wende und Gott den Bauern wiederum den Sieg gebe!“

In diesem Sinne machte er auch einzelnen Fürsten persönlich ernste Vorstellungen. So verwendete er sich am 21. Juli beim Kardinal Albrecht von Mainz für einen Eislebener Bürgersohn, den dieser Aufruhrs wegen gefangen hielt. Da sagt er unter anderm:

„Denn sonst allzu viele sind, die so grausamlich mit den Leuten umgehen und so undankbar gegen Gott handeln, als wollten sie mutwillig wiederum Gottes und der Leute Zorn erwecken und auf sich laden, einen neuen und ärgeren Aufruhr zu stiften. Denn Gott hat bald ein anderes zugerichtet, daß die ohne Barmherzigkeit umkommen, die nicht Barmherzigkeit erzeigen.

„So ist nicht gut, Herr sein mit Unlust, wider Willen und Feindschaft der Unterthanen; es hat auch keinen Bestand. Es ist gut, daß Ernst und Zorn beweiset ist, da die Leute aufrührisch und im Werke störrig und verstockt funden worden. Nun sie aber gestoßen sind, sind es andere Leute und neben der Strafe der Gnade wert. Zu Viel zerrisse den Sack auf beiden Seiten; Maß aber ist zu allen Dingen gut, und ‚die Barmherzigkeit pranget wider das Gericht‘, spricht Sankt Jakobus (2, 13).

„Hoffe, Ew. Kurfürstliche Gnaden werde sich christlich hierin zu halten wissen“.

So hat Luther streng und fest auf der Losung bestanden: Strafe und Gericht über die, so im Aufruhr verharrten; Milde und Barm-

herzigkeit gegen die Besiegten und Reuigen, sie mögen zuvor große oder geringe Schuld auf sich geladen haben. —

Schlimmer war eine andere Verleumdung Luthers und seiner Reformation. Viele Papisten beschuldigten ihn mit vollem Munde, die Reformation sei die Ursache des Aufruhrs. Das hatte Luther schon im Jahre 1523 vorausgesehen und vorausgesagt, als er zugleich die wahren Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit aufdeckte (Seite 679). Damit hatte er im voraus die Anklage schon entkräftet.

Vom Herzog Georg kann es uns nicht wundern, daß er das ganze Unheil der Lutherischen Reformation in die Schuhe schob. Wo einer im Besitz Lutherischer Bücher betroffen wurde, der wurde gestraft, als hätte man ihn mit dem Schwerte in der Hand betroffen. An seinen Schwiegersohn Philipp von Hessen schrieb er:

„Die Prediger haben das Lutherische Evangelium so lauter und klar gepredigt, daß man es hätte greifen mögen, daß es die Früchte, so jetzt vor Augen sind, (Ungehorsam und Aufruhr), bringen müßte“.

Philipp, der von Herzen dem Evangelium zugethan war, (Seite 603 f), blieb die Antwort nicht schuldig. „Daß Ew. Liebden schreibt, daß der Aufruhr von den Lutherischen hergekommen, ist nimmermehr zu beweisen. So habe ich keine Lutherischen mit dem Schwert gestraft, sondern aufrührerische Leute, die sich nach Luthers Lehre nicht gehalten haben. So bringt das Evangelium, das jetzt muß ‚Luthers Lehr‘ genannt werden, keinen Bauernaufruhr, sondern allen Frieden und Gehorsam. So ist auch in den Leuten und Gebieten derer, die dem Evangelio, das doch Lutherisch genannt wird, anhangen, weniger Aufruhr, denn in derer, die das Evangelium verfolgen, und an manchen Orten gar keiner“.

Philipp hatte gerade darum entschlossener als alle andern Fürsten zum Schwerte gegriffen, weil er, wie Luther, die Aufrührer für „die größten Feinde des Evangeliums“ ansah. Und es war ein schlechtes Zeugnis für die Unfehlbarkeit des Papstes Klemens VII., daß derselbe ihn darum belobte, weil er den Glauben „so einsichtsvoll als tapfer wider die gottlosen und verderblichen Lutheraner“ beschirmt habe!

Daß die Reformation nicht den Bauernkrieg verschuldet hat, beweist zum Ersten die unanfechtbare Thatsache, daß es dergleichen Bauernaufstände schon vor dem Beginn der Reformation gegeben hat (S. 697).

Zum Andern, daß die Erhebung nicht in den evangelischen Ländern

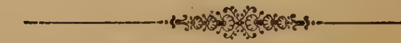
ausbrach, wo Luthers Lehre frei gepredigt wurde, sondern in katholischen, wo sie nach Kräften unterdrückt wurde. Darauf wies schon Landgraf Philipp hin. Freilich empörten sich dort die Bauern mit aus dem Grunde, weil die Obrigkeit ihnen wehren wollte, ihres Glaubens zu leben. Aber das war durchaus wider alle Lehre Luthers, daß sie sich mit Gewalt Glaubensfreiheit erkämpfen wollten (Seite 681).

Zum Dritten: daß mißverstandene Sätze des Evangeliums das Volk mit beeinflußt haben, wird niemand leugnen (Seite 699 f). Sie hätten sonst ihre Sache nicht so mit dem Evangelium geschmückt. Aber wes ist da die Schuld? Wes denn sonst als des Papstes und seiner Priesterschaft, welche die Christenleute so gänzlich verwahrlost hatten, daß sie die einfachsten christlichen Wahrheiten nicht mehr verstanden?

Zum Vierten: Das war ein großer Schade, daß das Volk vielfach die Geister nicht zu unterscheiden wußte, nämlich nicht zu unterscheiden wußte zwischen Luther und den Schwärmern. Luthers Reformation ist nicht für das verantwortlich zu machen, was Münzer und Genossen verschuldet haben. Vom ersten Augenblicke hat Luther klar erkannt, daß ihr Christentum nicht Geist war von seinem Geist und hat ihre Irrtümer bekämpft mit derselben Entschiedenheit, wie die Irrtümer des Papsttums.

Aber freilich, so unzweideutig Luthers Haltung im Bauernkriege war, so blieb es böswilligen Gegnern seiner Reformation noch immer unbenommen, sie mit der Revolution in Einen Topf zu werfen. Denn Bosheit läßt sich nicht belehren noch bekehren.

Und das hatte er davon, daß er streng auf Gottes Gebot hielt und mitten im Streit, nicht fragend nach Haß und Gunst, beiden Teilen die Wahrheit ins Angesicht sagte: mit den Bauern hatte er es gründlich verdorben, und die Fürsten und Herren hatte er darum nicht gewonnen.





Einunddreißigstes Kapitel.

Luthers Heirat.

Das war eine traurige Heimkehr, als Luther am 6. Mai aus dem aufrührerischen Thüringen wieder in Wittenberg eintraf und und die Nachricht vom Tode seines Kurfürsten ihm entgegenkam. Und das gerade zu derselben Zeit, wo er die Erfahrung hatte machen müssen, daß seine Predigt wirkungslos abgeprallt war an den Herzen seines Volkes!

Damals hat er in einer Predigt wider „dieses subtile Gift, nämlich die Ehrsucht" geredet, „durch welche Sünde auch oft straucheln diejenigen, so Gottes Wort rein gefasset haben. Wider diesen heimlichen Schalk muß man täglich beten, daß Gott die eigene Ehre unterdrücken wolle. Darum spricht David: ‚Prüfe mich' (Psalm 26, 2), als sollt' er sagen: ‚Greif mich an, gieb mir zu schaffen, lege mir Schande und Verfolgung, Kreuz und Not auf.' Er will gerüttelt sein, daß der alte Adam herunterfalle und sich nicht erhebe; Gott soll ihn läutern. Darum spricht er: Herr, du fühlest mein Herz; ich sehe es nicht, es sei denn, daß ich gerumpelt werde und in's Rollfaß komme, nämlich daß mich alle anspeien und mich verachten. Wenn ich alsdann verzagt werde und blöde bin und wenn mich verdreußt, daß die Leute von mir abfallen, das ist dann böse. Aber ein Christ spricht: Ich hoffe auf Gott, man lobe oder schände mich, man falle hin oder falle her. Daß ich predige, das thue ich nicht um meinetwillen; ich thue es dir zu Dienst. Wenn man siehet das Abfallen und Zufallen und daß Gott eine Verfolgung daherschickt, dann siehet man erst das Herz. Wenn man dann

Gunst, Ehre, Beifall und Anhang kann fahren lassen, dann ist es gut. Aber es ist uns angeboren und steckt tief in uns, daß wir gerne sehen, daß uns die Leute günstig sind, wiederum, wenn sie abfallen, so verdreußt es uns.

„Laß mich nicht ein Wohlgefallen an mir selber, noch Lust an meiner Ehre haben, sondern schlechthin also sagen: ‚Deine Ehre meine ich und des Nächsten Seligkeit suche ich.‘“

So predigte Luther aus seiner eigensten, jüngsten Erfahrung heraus. Trotz aller Verfolgung, die er zeither erfahren hatte, war doch aus der deutschen Christenheit etwas wie ein vielstimmiger Hosiannaruf ihm in Ohr und Herz geklungen; jetzt vernahm er furchtbarer als je aus dem Munde desselben Volkes das Kreuzige! Kreuzige! Und so demütig er sich auch unter diese Erfahrung beugte — von dem fröhlichen Lebensmute, der bisher in allen Anfechtungen dennoch ihm eigen geblieben, war doch ein gut Teil dahin.

In dieser betrübten Zeit bescherte ihm Gott ein neues Glück: er gab ihm ein Weib.

Nicht in schnellem Liebestaumel hat Luther seine Ehe geschlossen. Nicht die innige Neigung zu einem Mädchen, wie wir das heutzutage für's Richtige halten, sondern sehr ernste Erwägungen, die mit der Jungfrau seiner Wahl wenig oder gar nichts zu thun hatten, bewogen ihn zu diesem Schritt. Und gerade unter den Schmerzen des Bauernkrieges sollte der Entschluß zur Reife kommen.

Das lehrt uns jener Brief, den Luther zu Seeburg an den Mansfeldischen Rat Rühel schrieb, da er noch auf der Reise war, am 4. Mai. Da redet er wie einer, der dem gewissen Tode in's Angesicht schaut, und spricht doch zugleich seine feste Absicht aus, angesichts des Todes noch in die Ehe zu treten. „Wohlan,“ schreibt er, „komm' ich heim, so will ich mich mit Gottes Hilfe zum Tode schicken und meiner neuen Herren, der Mörder und Räuber (d. i. der Bauern), warten, die mir sagen, sie wollen niemand nichts thun. Gleichwie jener Straßenräuber thät, der zu dem guten Fuhrmann sprach: ‚Ich will dir nichts thun, gieb mir aber, was du hast, und fahre wie ich will; wo nicht, sollst du sterben‘. O eine schöne Unschuld! Wie schön schmückt der Teufel sich und seine Mörder! Aber ehe ich wollt' billigen und recht sprechen, was sie thun, wollt' ich eher hundert Hälse verlieren, daß mir Gott helfe mit Gnaden!

Und kann ich's schicken, ihm (dem Teufel) zum Trotz, will ich meine Käthe noch zur Ehe nehmen, ehe denn ich sterbe, wo ich höre, daß sie (die Bauern, siegreich) fortfahren. Ich hoffe, sie sollen mir doch nicht meinen Mut und meine Freude nehmen."

Am 3. Juni wandte sich Luther an Kardinal Albrecht von Mainz mit der Mahnung, der Kardinal solle sich verheiraten und sein Erzbistum in ein weltlich Fürstentum verwandeln. Er verwies ihn auf das Beispiel seines Vetters, des Deutschordensmeisters (Seite 593 ff). Zugleich ließ er ihm sagen: „Wo meine Ehe Seiner Kurfürstlichen Gnaden (dem Kardinal) eine Stärkung sein möchte, wollt' ich gar bald bereit sein, Seiner Kurfürstlichen Gnaden vorherzutraben, nachdem ich doch sonst im Sinne bin (da ich ja schon im Sinne habe), ehe ich aus diesem Leben scheide, mich in dem Ehestande finden zu lassen, welchen ich von Gott gefordert achte, und sollt's nichts weiter denn eine verlobte Josefsehe sein."

Noch in seinen spätern Jahren hat er dies bestätigt und erzählt: „Das hatte ich bei mir, ehe ich ein Weib nahm, ganz und gar beschlossen, dem Ehestand zu Ehren: wenn ich gar unversehens hätte sollen sterben oder jetzt auf dem Totenbette wäre gelegen, so wollte ich mir haben lassen ein frommes Mägdlein ehelich vertrauen, und derselbigen wollt' ich darauf zween silberne Becher zum Mahlschatz und Morgengabe gegeben haben."

Damit ist's deutlich herausgesagt: dem Ehestande zu Ehren hat Luther geheiratet.

Mancher Pfarrer und Mönch war schon durch Luthers Lehre ermutigt worden, ein Weib zu nehmen und ein Haus zu gründen, wie andere Christenmenschen. Feldkirch blieb in Wittenberg nicht lange der einzig beweibte Priester (Seite 340). Karlstadt folgte (Seite 435), dann Bugenhagen — am 13. Oktober 1522. Luther feierte dessen Hochzeit mit. Im Jahre 1523 wurde der Straßburger Prediger Matthäus Zell unter den Segenswünschen der versammelten Gemeinde im Dome daselbst öffentlich getraut. Noch glänzender war die Hochzeitsfeier, welche die Stadt Augsburg am 16. Juni 1525 ihrem Pfarrer Urbanus Regius bereitete. In festlichem Aufzuge begab man sich in die Sankt Annenkirche, voran die Stadtpfeifer, im Geleite des Bräutigams der Bürgermeister, viele Geistliche, Ratsherrn und angesehene Männer der Stadt. In

der Kirche wurde das Tedeum gesungen. Nach der Trauung nahm das neuvermählte Ehepaar das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Dann verließ man wieder in feierlichem Zuge die Kirche. Bei dem Hochzeitsmahle und dem Tanz, der nach der herrschenden Sitte nicht fehlen durfte, waren Frauen und Jungfrauen aus den vornehmsten Geschlechtern der Stadt gegenwärtig.

So sehr wußte die Reichsstadt Augsburg den Entschluß, sich zu verehelichen, an ihrem Pfarrer zu schätzen. Aber es fehlte noch viel, daß dies in Deutschland die allgemeine Ansicht über die Priesterehe gewesen wäre. Gerade damals verfolgten katholische Fürsten mit Härte alle Pfarrer, welche ein ehelich Weib hatten.

Zwar daß ein geweihter Pfarrer heirate, darüber setzte man sich schneller hinweg. Aber daß Mönche und Nonnen, welche durch ein besonderes Gelübde zur Ehelosigkeit verpflichtet waren, diesem Gelübde zum Trotz in die Ehe traten, das schien noch immer vielen als eine schwere Sünde. Luther selbst hatte zunächst auch kein Wohlgefallen an Mönchsheiraten (Seite 341). Doch bald trat er mit aller Entschiedenheit dafür ein, daß auch Mönche und Nonnen die Freiheit hätten, ehelich zu werden: denn Gottes Ordnung geht über Menschengelübde! Seine Schrift „von den Klostergelübden" nnd andere mehr brachen den Bann, der viele Klosterleute gefangen hielt (Seite 629).

Schon hörten wir von dem ehemaligen Dominikaner Martin Butzer, daß er sich vermählte (Seite 605). Ein ganzer Orden, der Deutschritterorden, reformierte sich nach Luthers Vorschlägen (Seite 596 f); der frühere Hochmeister, der Herzog Albrecht von Preußen, schloß am 24. Juni 1525 die Ehe mit einer Prinzessin von Dänemark.

Am 24. April 1523 hielt Wenzel Link, nunmehriger Pfarrer zu Altenburg, einst Staupitzens Nachfolger als Generalvikar der Augustiner-Kongregation, zu Altenburg Hochzeit. Wir haben noch den Brief, in welchem Luther sich mit neun Freunden bei ihm als Hochzeitsgäste ansagt; zwei wollten ihre Frauen mitbringen. Luther hatte seine helle Freude an der Vermählung dieses seines Ordensbruders. Er schrieb darüber an Spalatin:

„Wie prächtig geht dieser gottvergessene, ehelose Stand zu Grunde, der bisher als ein un[illegible]ger Zwang auf den furchtsamen Gemütern gelastet hat! Ich freue mich aber, daß nun der Name eines solchen Mannes (wie Link) muß thöricht werden vor der Welt, damit die falsche Keuschheit dadurch zu Schanden werde. Die Herrlichkeit des Evangelii wird über

dies Ärgernis triumphieren." Luther traute selber den Freund in der Altenburger Kirche.

Als immer mehr Mönche und Nonnen bei ihm in Wittenberg Zuflucht suchten, lag es ihm sehr am Herzen, die letzteren mit Männern zu versorgen, damit sie als christliche Hausfrauen Gott besser dienen könnten, denn zuvor im Kloster. Von jenen Nimtschener Nonnen (Seite 629 ff) verheiratete sich Ave von Schönfeld mit einem jungen Arzte, der in Wittenberg studiert und Luthers Zutrauen gewonnen hatte.

Eine andere, Katharina von Bora, suchte er mit Hieronymus Baumgärtner, einem Nürnberger aus vornehmem Hause, zusammenzubringen. Die beiden faßten eine herzliche Neigung zu einander; aber als Baumgärtner nach Nürnberg zurückgekehrt war, vergaß er Katharina und nahm sich eine reiche Tochter seiner Stadt. Vielleicht stieß er sich doch daran, eine ehemalige Nonne zu heiraten. Luther schlug nun der Bora einen anderen zum Gatten vor, nämlich den Doktor Glatz zu Orlamünde, Karlstadts Nachfolger im dortigen Pfarramt: aber den wollte sie nicht. —

Von der Kanzel, durch Schriften und Briefe ermunterte Luther die Zaghaften, Gottes Ordnung nicht zu verachten. So schrieb er am 27. März 1525 an den Antoniter Reißenbusch zu Lichtenberg einen Brief, den er auch gedruckt erscheinen ließ, worin er ihn zum Heiraten „halten, vermahnen, treiben, hetzen und kühn machen" will. „Es muß, soll und will doch nicht anders sein. Ihr bedürft's, und Gott will's. Wie wollt Ihr da vorüber?

„Wer sich der Ehe schämet, der schämet sich auch, daß er ein Mensch sei und heiße, will's besser machen, als es Gott gemacht hat. Aber es ist der Welt Gott, der Teufel, der den Ehestand so verleumdet und schämlich gemacht hat und doch daneben in großen Ehren bleiben läßt Ehebrecher, Huren und Buben, daß es billig wäre, ihm und seiner Welt zu Trutz ehelich zu werden.

„Werdet Ihr folgen auf Gottes Gnade und Zuversicht, sollt Ihr sehen, wie er dafür, daß Ihr damit sein Werk und Wort (den Ehestand) ehrt, er Euch wieder ehren und schmücken wird. Es ist um ein kleines Schandstündlein zu thun (d. h. eine Weile gilt's freilich, von der Welt Schande zu tragen), darnach werden eitel Ehrenjahre folgen.

„Ist's nicht ein großer Ruhm und christliche Tugend, da Ihr damit den andern (den Schwachen, die auch ehelich werden möchten, aber die

Schande fürchten) ein ehrlicher Schanddeckel würdet? Ist doch Christus unser aller Schanddeckel geworden."

Spalatin ging auch mit dem Gedanken um, ein Weib zu nehmen. „Warum schreitest Du noch nicht zur Ehe?" schreibt ihm Luther am 10. April 1525. „Ich nötige andere mit so vielen Gründen, daß ich beinahe selber davon bestimmt werde. Hören doch die Feinde nicht auf, diese Art des Daseins zu verurteilen, und auch unter den Unsern finden sich weise Leutchen, die noch immer darüber lachen."

Die Verpflichtung, selber zu thun, was er andern so dringend anempfahl, mußte sich Luthern je länger je mehr aufdrängen. Wie manchmal bekam er das zu hören, daß er zu seiner Lehre sein Beispiel schuldig bleibe! Schließlich mochten's ihm manche so auslegen, als habe er doch kein gutes Gewissen zu solcher That.

Es hätte auch mancherlei in seinem damaligen Leben ihn zur Ehe reizen können. Sein Aufenthalt im Kloster wurde immer jämmerlicher. Er fehlte am Nötigsten. „Du weißt ja," schrieb er am Weihnachtsabend 1524 dem Spalatin, „daß ich mich um nichts viel kümmere. Habe ich nicht Fleisch und Wein, so kann ich von Brot und Wasser leben." (Vgl. Seite 624 ff.) Niemand machte ihm das Bett; allabendlich sank er totmüde auf das unbereitete Lager.

Das Schlimmste war für ihn die Einsamkeit. Da rief er wohl die edle Trösterin, Frau Musika, herbei, schlug die Laute oder ließ sich von Freunden vorspielen. Er trank auch gern einmal mit seinem Philippus und anderen Wittenbergisch Bier, worüber dann seine Feinde nicht genug lästern konnten, als lebte er herrlich und in Freuden; machten aus dem Wittenbergischen Bier Malvasier und wer weiß was sonst für köstliche Getränke (Seite 689).

Man sollte denken, der Einsame müßte selbst Verlangen getragen haben nach einer rechtschaffenen Hausfrau, damit er aus solch elendem Junggesellendasein endlich herauskomme. Aber wie er sich auf der Wartburg äußerte, als er eben seine Schrift von den Klostergelübden schrieb, daß er willens sei, mit Gottes Hilfe ledig zu bleiben, so erklärte er noch im November 1524 auf eine wohlgemeinte Aufforderung hin: „Zwar ich bin in Gottes Hand, der kann das Herz seines Geschöpfes wandeln und wieder wandeln, töten oder lebendig machen jeder Zeit und Stunde; aber wenn ich in meinem Herzen derselbe bleibe, der ich zeither war und noch bin, werde ich nimmermehr eine Frau heimführen. Nicht als ob ich Stein und Holz wäre — nein, ich habe auch Fleisch

und Blut; aber ich mag nichts von Hochzeit wissen, weil ich täglich den Tod erwarte und eines Ketzers wohlverdientes Gericht. Nun denn, ich will auf meinen Sinn nicht pochen und mich wider den Willen Gottes nicht sträuben."

Wie er nun trotz der düstern Zukunftsaussichten gerade erst recht sich entschloß, seiner Predigt vom göttlichen Rechte des Ehestandes durch die eigne Verehelichung die rechte Weihe zu geben, das haben wir oben (Seite 737) vernommen. Im März 1525 scheint er zuerst ernstlich diesen Schritt erwogen zu haben. Er vertraute seine Gedanken dem Freunde Amsdorf. Der billigte Luthers Absicht und schlug ihm eine Jungfrau aus Magdeburg zur Gattin vor. Doch derselbe Amsdorf war es, der Luthers Auge auf eben jene Katharina von Bora lenkte, welche Luther so gerne schon anderweit versorgt hätte. Er erzählte nämlich Luthern, daß die Bora ihm, dem Amsdorf, anvertraut habe: ‚man möge sie nicht drängen, den Doktor Glatz zu heiraten; wolle Luther oder wolle Amsdorf sie haben, so sei sie bereit, mit dem einen oder andern eine ehrsame Ehe einzugehen, mit dem Glatz aber nimmermehr‘.

Das war ein offenes Wort von ihr. Luthern gefiel es nicht ganz; er hielt sie für hochmütig. „Meine Käthe," erzählte er später, „hatte ich dazumal nicht lieb. Denn ich hielt sie verdächtig, als wäre sie stolz und hoffärtig." Doch dachte er von da ab ernstlich daran, ob dies wohl die ihm von Gott zur Gattin bestimmte Jungfrau sei. Und er wird mit Gott selber viel darüber geredet haben, nach der Anweisung, die er in seiner Predigt über die Hochzeit zu Kana am zweiten Epiphaniastage 1525 gegeben hat:

„Dieweil ein Ehgemahl Gottes Gabe ist, so sollst du Gott bitten, daß er dir wollt' ein fromm Weib oder einen frommen Mann bescheren, und sollst sagen in deinem Herzen: ‚Ach lieber Gott, und Vater unsers Herrn Jesu Christi, bescheere mir armem Kinde einen frommen Mann — oder ein frommes Weib — mit dem ich göttlich durch die Gnade des heiligen Geistes im Ehestand leben mag.‘ Ach, lieber Sohn und liebe Tochter, du darfst es für keine Schande achten, um ein fromm Ehgemahl zu bitten."

Mit Menschen hat er nicht viel über die Sache verhandelt. Nicht einmal Melanchthon wurde ein Vertrauter seines Geheimnisses: Luther wußte zu gut, daß Melanchthon, obwohl er selbst verheiratet war, für Ehesachen nicht das rechte Verständnis hatte.

Es gab trotzdem Klatsch und Gerede genug im voraus, wie das so zu gehen pflegt, wenn zwei zusammenkommen wollen. Gute Freunde wollten ihm dreinreden: „Nicht diese, sondern eine andere!" Aber er fand

doch, daß sie eben für ihn recht sei. Sie war damals sechsundzwanzig Jahre alt, Luther zweiundvierzig. Vermögen besaß sie keines; selbst wenn ihre Familie hätte sie ausstatten wollen — die von Bora waren ein altes Geschlecht, aber mit Gütern nicht gesegnet. Ihre Armut hat Luthern eher mit für sie eingenommen, als wider sie. „Gott hat es also gewollt,“ sagte er später einmal, „daß ich der Verlassenen mich erbarme.“ Übrigens kannte er sie als fromm und unbescholten, und das war die Hauptsache.

Ehe die Leute noch recht dahinterkamen, hatte Luther schon sein Vorhaben wahr gemacht und allem Dreinreden einen Riegel vorgeschoben. Und so war es eine ungeheure Überraschung, wie für Wittenberg, so für die ganze deutsche Christenheit, als plötzlich die Kunde durch Stadt nnd Land ging: ‚Doktor Luther hat sich in den Ehestand begeben!‘ —

Am 10. Juni schrieb er dem Spalatin: „Wie gefährlich es ist, eine Sache aufzuschieben, lehren zur Genüge mancherlei Sprichwörter. Als: ‚Es ist Gefahr im Verzuge.‘ ‚Nachtfrist, Jahrfrist.‘ ‚Wenn Gott grüßet, soll man danken.‘ Gottes Wohlthaten kommen und gehen, darum muß man zugreifen, wo man kann, und sie sich nicht entgehen lassen.“

Und am Abend des 13. Juni — Dienstag nach Trinitatis — schloß er, ohne lange Vorbereitung und ohne einen Freund darum zu fragen, seinen Ehebund mit Käthe von Bora.

Er lud dazu Bugenhagen, den Stadtpfarrer von Wittenberg, Justus Jonas, den Probst des Allerheiligenstiftes, Doktor Apel, den Professor des Kirchenrechts, endlich den Maler Lukas Kranach, Ratsherrn und Kämmerer der Stadt, mit seiner Frau. Die beiden führten wohl Luthern die Braut zu, welche bis dahin im Hause des Stadtschreibers Reichenbach Unterkunft gehabt hatte. Es waren wenige, aber auserwählte Zeugen der denkwürdigen Trauung.

Der Gang der Feier ist uns nirgends geschildert. Sie wird verlaufen sein nach dem Brauche jener Zeit: ein Freund, als der sogenannte Fürsprecher, fragte den Bräutigam, ob er die Braut, und die Braut, ob sie den Bräutigam zum ehelichen Gemahl haben wolle? So sprachen sie beide ihr Jawort. Darauf gab der Fürsprecher sie zusammen, und nun waren sie vor Kirche und Obrigkeit christliche Eheleute. Ohne Zweifel war es Bugenhagen, der so als Fürsprecher die beiden befragte und zusammengab. Das alles, wie sich von selber versteht, nicht ohne Gebet und fromme Rede. Es folgte eine gemeinsame Mahlzeit und das Beilager.

Justus Jonas schickte am andern Morgen früh einen besonderen Boten an Spalatin, ihm das große Ereignis zu vermelden. „Luther

hat die Katharina von Bora zur Frau genommen. Gestern war ich dabei und sah den Verlobten auf dem Brautlager; ich konnte bei diesem Schauspiel die Thränen nicht halten: es hat mir — ich weiß nicht, was für eine Empfindung die Seele mächtig bewegt. Nachdem es nun also geschehen ist und Gott es gewollt hat, erflehe ich dem trefflichen, lauteren Mann und teuern Vater in dem Herrn alles Glück. Gott ist wunderbar in seinen Ratschlägen und Werken."

Am andern Morgen bereitete Luther seinen Hochzeitszeugen ein kleines Frühmahl. —

Vierzehn Tage darauf, am 27. Juni, gab's noch zur Nachfeier einen größeren Hochzeitsschmaus, der doch nach damaligen Begriffen einfach genug ausfiel. So spät, weil er dazu auch auswärtige Gäste einlud, darunter natürlich seine Eltern. Auch Leonhard Koppe, der Entführer der Nimtschener Nonnen, fehlte nicht unter den Geladenen. Das Wildpret zur Mahlzeit erbat er sich von dem kurfürstlichen Marschall Johann von Dolzig, der auch einer der Geladenen war. Er schrieb ihm deshalb einen launigen Brief:

„Gestrenger, ehrenfester, lieber Herr und Freund!

„Es ist ohne Zweifel mein abenteuerliches Geschrei vor Euch gekommen, als sollt' ich ein Ehemann worden sein. Wiewohl mir dasselbige sehr seltsam ist und selbst kaum glaube, so sind doch die Zeugen so stark, daß ich's denselben zu Dienst und Ehre glauben muß und mir fürgenommen habe, auf nächsten Dienstag mit Vater und Mutter und andern guten Freunden, in einer Kollation (Mahlzeit) dasselbe zu versiegeln und gewiß zu machen. Bitte derhalben gar freundlich, wo es nicht beschwerlich ist, wollet mich treulich beraten mit einem Wildpret, und selbst dabei sein und helfen das Siegel aufdrücken mit Freuden, und was dazu gehöret. Hiermit Gott befohlen! Amen.

„Am Mittwoch nach Frohnleichnam (21. Juni 1525)."

Aber wenn er auch so scherzen konnte, deutlich stand ihm doch der ganze Ernst seiner That vor der Seele. Vor der Hochzeit hatte sein Freund Hieronymus Schurf gesagt: „Wenn dieser Mönch ein Weib nimmt, wird alle Welt und der Teufel selbst lachen, und sein ganzes bisheriges Werk wird er zunichte machen." Schurf gehörte zu den „weisen Leutchen" im evangelischen Lager, die an Luthers Heirat ein Ärgernis nahmen. Melanchthon auch, wenigstens im ersten Augenblick.

Das bekam Luther genug zu fühlen. Aus solchen Erfahrungen heraus schrieb Luther am 16. Juni an Spalatin:

„Ich habe mich durch meine Heirat so gering und verächtlich gemacht, daß ich hoffe, die Engel freuen sich und alle Teufel weinen.“

Immer wieder kommt er darauf zurück, daß er angesichts seines wahrscheinlich nicht mehr fernen Todes Gott und der Welt dies Zeugnis schuldig gewesen sei. So spricht er sich am 16. August gegen den Königsberger Pfarrer Briesmann aus:

„Münzer und die Bauern haben dem Evangelium bei uns so sehr geschadet und die Papisten so übermütig gemacht, daß es fast aussieht, als müßte man das Evangelium wieder ganz von vorn predigen. Deshalb habe ich es nunmehr nicht mit dem Worte allein, sondern auch mit der That bezeugt und habe eine Nonne als Frau heimgeführt, zu Trotz den jubelnden und triumphierenden Feinden.“

In Wittenberg befreundete man sich bald mit dem Ehestande Luthers. Der Magistrat schenkte ihm als erste Hochzeitsgabe eine Gabe edlen Weines, dann zum großen Hochzeitsschmaus noch ein Faß Eimbecker Bier und zwanzig Gulden. Die Universität verehrte ihm einen silbernen Becher als Brautgeschenk. Auch sonst brachten die zur Hochzeitfeier geladenen Gäste nach damaligem Gebrauch den Neuvermählten Geschenke mit. Brauchen konnten sie das Kleine wie das Große, denn ihr Hausstand fing gar bescheiden an.

Das Kloster wurde nun Luthers Familienwohnung. Es galt für kurfürstliches Eigentum; niemand aber bestritt Luthern das Recht, darin zu hausen. Brisger, der letzte Prior, blieb nur noch wenige Monate mit dort wohnen; dann ging er als Pfarrer nach Altenburg.

War schon bisher dies Haus eine rechte Segensstätte für die deutsche Christenheit gewesen, seit Luther darin betete und arbeitete, so wurde es in einem neuen Sinne eine solche Segensstätte, seit Käthe von Bora darin ihren Einzug hielt. Sie war berufen, mit ihrem Gatten dem deutschen Volke das rechte Exempel eines evangelischen Pfarrhauses zu schenken, ja das rechte Exempel eines evangelischen Familienlebens. Wie gern werden wir einkehren in dies Haus! Wie lohnt sich's, darin heimisch zu werden!

Seitdem ist es der deutschen Christenheit klar geworden: nicht der Priester, nicht Mönch und Nonne sind dem Herzen Gottes die Nächsten, sondern der Hausvater und die Hausmutter, welche in der Furcht Gottes ihre Kinder aufziehen.



Und wieder stehen wir still und schauen zurück auf vier Jahre, auf die Zeit, die seit dem Wormser Reichstage verflossen ist. Dort war über Martin Luther als über einen erwiesenen Ketzer und Aufrührer des Reiches Acht und Aberacht ausgesprochen worden. Was hat er seitdem gethan?

Er hat das Werk der Reformation siegreich fortgeführt und erst recht tief gegründet. Die Bibel, das Gesangbuch, den neuen Gottesdienst, die neue Schule hat er seinem lieben deutschen Volke geschenkt und, wie schon früher die Obrigkeit, so jetzt die Familie in ihr ewiges, göttliches Recht eingesetzt. Er hat gezeigt, daß ihm Macht gegeben war, nicht allein niederzureißen, sondern zu bauen. Er hat für seine Sache den Beweis des Geistes und der Kraft geführt.

Und Wunder Gottes! Der gebannte und geächtete Mönch konnte im Lande wohnen und wirken, und niemand durfte ihm ein Haar krümmen. Feinde standen genug auf, die ihm das Schlimmste gönnten: ihre Wut war so groß, daß die Scheiterhaufen nicht nur seine Bücher verzehrten, sondern auch treue Bekenner seines Evangeliums. Aber in alledem war seine Lehre siegreich und gewann die Herzen der Gewaltigen, wie des Volkes.

Da standen falsche Propheten auf mit einem neuen Evangelium und verrückten vielen die Köpfe. Wären sie durchgedrungen, so hätten sie eine neue Religion aufgebracht, und doch that's vor allem not, daß die Welt erst einmal erfuhr, was eigentlich das Christentum sei. So mußte Luther nicht allein mit dem Papste und seinem Anhange kämpfen, sondern auch mit Schwärmern und Irrlehrern, die sich an seine Fersen hefteten und ihm die schon hoffnungsvolle Saat verwüsteten. Kräftig führte er das Schwert des Gotteswortes zur Rechten und zur Linken.



Aber die schwerste Prüfung war es doch für Luther und sein Werk, als der Sturm der Revolution hereinbrach und hinbrauste über halb Deutschland. Die Bauern, die sich empörten, um alten Druck abzuschütteln, schrieben das Evangelium auf ihre Fahne und rechneten auf Luthers Beifall. In zwei feindliche Heerlager schieden sich Obrigkeit und Unterthanen. Luther schwankte keinen Augenblick, was er thun sollte. Als noch eine Aussicht war, der Streit möchte beigelegt werden können, sagte er beiden Teilen ihr Unrecht und verdarb es mit beiden. Dann, als die Aufrührer sich nicht weisen ließen und das Maß ihrer Schuld voll machten, übergab er sie in Gottes Namen dem Gericht. Das brachte ihm den Haß der Bauernschaft und von den Fürsten und Herren schlechten Dank.

Was kümmerte ihn das? Die Majestät, welcher er diente, war nicht des Volks, auch nicht der Fürsten, sondern Gottes Majestät, der über Volk und Fürsten ist.

Wie ein Fels steht Luther da in all dem Wogen der Meinungen, dem Wechsel der Geschicke; denn er hat Grund unter den Füßen, und der Grund heißt Christus. Je toller die Welt sich geberdet, desto mehr wirft er jede Hoffnung auf Menschen beiseite. Wie gerne hätte er sie alle in den Dienst der Reformation gerufen: den Kaiser, die Fürsten und Stände des Reichs, die Ritterschaft, das Bürgertum, die Bauern, die Gelehrten. Das sollte nicht sein; sie versagten, eines nach dem andern: Kaiser und Reich zu Worms, die Ritter in der Sickingen'schen Fehde, die Bürger in der Schwärmerei, die Bauern in dem Aufruhr, der ihren Namen trägt. Und die Gelehrten? Erasmus, der zweideutige Mann, der so lange mit der Reformation geliebäugelt hatte, schrieb noch im im Jahre 1524 gegen Luther eine Streitschrift „über den freien Willen.“ Das war der Absagebrief des Humanismus.

Nun denn — solche Erfahrungen machten Luthern wohl manchmal traurig, aber je mehr Schlacken abfielen, desto reiner wurde das Gold, und je mehr Wunden er im Herzen trug, desto todesmutiger und siegesgewisser kämpfte er.

Freunde und Mitarbeiter fehlten ihm nicht; die Hauptlast der Reformation lag doch auf seinen Schultern. Gott sei Dank! das waren starke Schultern. Sie werden imstande sein, die Last noch eine Weile zu tragen.

Ende des zweiten Bandes.